















ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

DREISSIGSTER BAND

44390  
98

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1898.

✓

02

3003

100

9-1-20

## I N H A L T.

	Seite
Zur Grettissaga. Von R. C. Boer . . . . .	1
Eine neu gefundene Parzivalhandschrift. Von E. Bernhardt . . . . .	72
Der Arrianismus des Wulfila. Von Fr. Kauffmann . . . . .	93
Beiträge zur quellenkritik der gotischen bibelübersetzung. II. Das neue testament. Von Fr. Kauffmann . . . . .	145
Zur altsächsischen grammatik. Von J. H. Gallée . . . . .	183
Alemannische predigtbruchstücke. Von Ph. Strauch . . . . .	186
Bemerkungen zu Schönbachs Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. Von F. Bech . . . . .	226
Zu Lessings Hamburgischer dramaturgie. Von G. Kettner . . . . .	237
Loki und Typhon. Von K. Zaehner . . . . .	289
Zur datierung und autorschaft des dialogs Neu-Karsthans. Von W. Köhler	302. 487
Untersuchungen zur entwicklungsgeschichte des volkschauspiels vom dr. Faust. Von J. W. Bruinier . . . . .	325
Die lese- und einteilungszeichen in den gotischen handschriften der Ambrosiana in Mailand. Von W. Braun . . . . .	433
Zur ordnung der Völspsá. Von E. Wilken . . . . .	448
Die einheit des ersten Faustmonologs. Von F. Saran . . . . .	508

---

Bericht über die verhandlungen der germanischen section der 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Dresden. Von E. Bassenge . . . . .	359
--	-----

### Miscellen.

Unsere volkstümlichen lieder. Von J. Meier . . . . .	112
Mercks anfänge bis zur rückkehr nach Darmstadt und zur ersten anstellung. Von H. Düntzer . . . . .	117
Ein brief Gleims an Klopstock. Von W. Luft . . . . .	243
Homunculus in Goethes Faust. Von J. Dietze . . . . .	244
Zu Erec 6895. Von O. Warnatsch . . . . .	247
Zu Wulfila Luc. I, 10. Von O. Warnatsch . . . . .	247
Jammerschade. Von A. Jeitteles . . . . .	248
Zu Fr. Hebbels drama Agnes Bernauer. Von A. Neumann . . . . .	250
Über die schrift des Hieronymus Wolf De orthographia Germanica ac potius Suevica nostrate. Von M. H. Jellinek . . . . .	251
Got. <i>hiri, hirjats</i> . Von W. Luft . . . . .	426
Lutherana. Von G. Bossert . . . . .	429
Zu dem sog. Opus imperfectum. Von Fr. Kauffmann . . . . .	431
Die aussprache der beiden mhd. kurzen e. Von F. Holthausen . . . . .	561



## Litteratur.

Loewe, Die reste der Germanen am schwarzen meere; von Th. v. Grienberger	123
Köhler, Luthers schrift an den christlichen adel deutscher nation; von G. Kawerau	136
Schatz, Die mundart von Inust; von Fr. Kauffmann	141
Köhler und Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar; von G. Voretzsch	255
Wukadinović, Prior in Deutschland; von G. Sarrazin	262
Laxdæla saga ed. Kalund; Holthausen, Lehrbuch der altisländ. sprache; Kahle, Altisländ. elementarbuch; von O. L. Jiriczek	263
Eyrbyggja saga ed. Gering; von H. Gering	266
Kauffmann, Deutsche grammatik <sup>2</sup> ; von H. Wunderlich	267
Zupitza, Einführung in das studium des mhd. <sup>5</sup> ; von G. Rosenhagen	270
Kraus, Der Trierer Sylvester; Roediger, Das Amobied; von G. Rosenhagen	271
Jantzen, Geschichte des deutschen streitgedichts; von G. Rosenhagen	280
Kettner, Über Lessings Minna von Barnhelm; von R. Schlösser	285
Wimmer, De danske runemindesmærker; Wimmer, Om undersogelsen og tolkning af vore runemindesmærker; Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer; von H. Gering	368
Ruhfing, Die stellung des verbums im ahd. Tatian; von E. Arens	380
Behaghel, Schriftsprache und mundart; von Fr. Kauffmann	381
Schönbach, Das christentum in der altdutschen heldendichtung; von E. Kettner	384
Gaster, Vergleich von Hartmanns Iwein mit dem Löwenritter Chrestiens; von E. Kölbing	387
Herzog, Die Alexanderchronik des meister Babiloth; von A. Ausfeld	396
Hans Fabritius, Das büchlein gleichstimmender wörter aber ungleichs verstandes ed. Meier; Laur. Albertus, Deutsche grammatik ed. Müller-Fraureuth; von H. Wunderlich	392
Grimme, Geschichte der minnesinger; von W. Golther	396
Goethes werke (Weim. ausgabe); von H. Düntzer	398
Kinzel, Gedichte des 18. jahrhunderts; von J. Schmedes	408
Bötticher und Kinzel, Geschichte der deutschen litteratur; von J. Schmedes	409
Hildebrand, Beiträge zum deutschen unterricht; von J. Schmedes	410
Jung, Goethes briefwechsel mit Antonie Brentano; von A. Schöne	411
Martin und Lienhart, Wörterbuch der elsässischen mundarten; von M. Erdmann	412
Meringer, Ludogerm. sprachwissenschaft; von H. Hirt	417
Wülffing, Die syntax in den werken Alfreds des grossen; von G. Sarrazin	419
Kluge, Angelsächsisches lesebuch <sup>2</sup> ; von G. Binz	422
Schwinger, Nicolais roman Sebaldus Nothanker; von G. Ellinger	425
Winkler, Germanische casussyntax; von O. Mensing	548
Seltmann, Angelus Silesius; von G. Ellinger	555
Burdach, Vom mittelalter zur reformation; von G. Ellinger	558
Verzeichnis der mitarbeiter und ihrer beiträge in band XXI—XXX	563
Neue erscheinungen	143. 287. 431. 585
Nachrichten	144. 288. 432. 585
Register von W. Beese	582

## ZUR GRETTISSAGA.

Die folgenden untersuchungen wurden geführt im zusammenhang mit einer von mir im jahre 1893 angefangenen, jetzt im manuscript vorliegenden, aber durch umstände verzögerten ausgabe der Grettis saga Ásmundarsonar. Da durch fortgesetzte beschäftigung mit der saga der stoff sich zu sehr gehäuft hat, um in der einleitung platz zu finden, da überdies mehrere der hier besprochenen fragen einem weiteren leserkreise interesse einflößen dürften, teile ich einen teil meiner resultate an dieser stelle mit. Die citate beziehen sich auf die ausgabe von 1853, deren paginierung in der neuen ausgabe am rande angegeben wird; für die verification der strophen verweise ich auf die dem I. kapitel angehängte übersichtstabelle.

### I.

#### **Die bearbeitungen der saga. Die echttheit der strophen.**

Da die handschriften der saga sämtlich einer und derselben recension angehören, lässt sich aus ihnen über etwaige interpolationen nichts erschliessen. Man ist also für die beurteilung dieser frage auf innere kriterien angewiesen.

In der form, in der sie jetzt vorliegt, kann die saga nicht älter sein als das ende des 13. jahrhunderts. Das beweisen u. a. die stellen, welche Sturla Þórdarson als gewährsmann nennen. Er wird wie ein gestorbener erwähnt, also ist die überlieferte saga jünger als Sturlas todesjahr 1284.

Man könnte annehmen, dass auch die besseren abschnitte der saga nach 1284 geschrieben wären, wenn innere gründe dafür sprächen, dass die saga ein einheitliches werk ist. Doch ist das nicht der fall. Schon a priori wird man vermuten, dass z. b. der schreiber des Spesjar þáttir und der der berserkerperiode auf Haramarsey nicht identisch sein werden. Es fragt sich nur, ob der objektive nachweis der interpolation für einzelne episoden geführt werden kann. Ich werde das zunächst versuchen.

S. 163, 2 — 168, 2. In dem frühjahr, nachdem Grettir auf der insel Drängey angekommen ist, versammeln sich die bauern der gegend auf dem Hegra mesþing. Es fällt Grettir ein, ans land zu

gehen, *ok aflaði þess sem hann þátti þurfa*. Was das sein soll, ist unverständlich. Dann geht er verkleidet nach dem þing, wo er sich nicht zu erkennen gibt, bevor man ihm frieden versprochen hat; darauf legt er kraftproben ab. Nach der þingversammlung begibt er sich wider nach Dráangey. Die erzählung ist in hohem grade auffällig. Dass es nicht so überaus leicht war, von Dráangey nach dem festlande zu kommen, beweist s. 169 fgg., wo es als eine ausserordentliche grosstat Grettis gerühmt wird, dass er einmal den weg schwimmend zurücklegt. Hier scheint mit der fahrt gar keine schwierigkeit verbunden zu sein; wir vernehmen nicht einmal, auf welche weise Grettir von der insel wegkommt. Es heisst: *En er Grettir spurði, at alþjóða manna vor farin til þingsins, hafði hann gort ráð við vini sína, þriat hann átti úralt gott við þá, sem næstir honum væru, ok spurði ekkí við þá, þat sem hann fékk til*. Diese worte sind vollständig bedeutungslos. Grettir ist auf Dráangey von der ganzen welt abgeschlossen, er hat nicht einen einzigen nachbar, mit dem er sich beraten könnte; nur Illugi und Glaumr sind — nicht seine nachbarn, sondern seine genossen, und Illugi rät von der fahrt ab. Die phrase ist eine ungeschickte widerholung von s. 133, 1, wo sie an platze ist und erklären soll, dass Grettis feinde ihn aus seiner wohnung auf dem Þagraskógafjall nicht vertreiben können. Der inhalt der episode stimmt zu der ungeschickten weise, in der sie angebracht worden ist. Grettir kommt als fremder nach dem þinge und nennt sich Gestr, ein landläufiges, den erzählungen von Óðinn entnommenes motiv romantischer seggur. Es wird gesagt, dass Grettir *tekr fornan báning hells ráðum* (163, 18), und *þorþjóru . . . sú, hvar maðr sat, mikill verti ok sú úgloft í andlit honum* (gewohnte phraseologie, welche, wie sich zeigen wird, in anderen interpolationen widerkehrt, vgl. z. b. 123, 23). Die *gríðamál* (164, 24 — 165, 26) haben mehrere fast wörtlich übereinstimmende seitenstücke (Ísl. s. II, 484 fgg.). — Am schlusse der erzählung werden die Skagfirðingar wegen der gehaltenen treue gelobt: *ok má þá af slíku marka, hvernir dygdarmenn þá væru, slíkar sakir sem Grettir hafði gort við þá*. Hier muss bemerkt werden, dass die feindschaft zwischen Grettir und den Skagfirðingar kaum angefangen hat, sodass die letzten worte wenigstens ausserordentlich übertrieben lauten. Schliesslich ist die situation unmittelbar vor und unmittelbar nach der erzählung genau dieselbe, — ein bekanntes kennzeichen von interpolationen. Die worte 168, 2—4: *Þarndr þeir, sem úríkari væru, tótuðu með sér, at þeim væri lítill gagn at eiga lítinn part í Dráangey, ok hulu nú at selja þórdarsonum* sind die unmittelbare fortsetzung

von 162, 29—30: *sogdu þeir heraðsmönnum, hverr vargr kominn var í eyða*. Es versteht sich leicht, dass die kleinen bauern, sobald sie vernehmen, dass die insel unzugänglich ist, ihr recht darauf zu verkaufen wünschen; nach Grettis besuch auf dem Hegranesþing hat die mitteilung keinen sinn. — Der satz: *þetta kram — ór eyðni* (162, 30—163, 1) ist ein zugesetzter abschluss zu kap. 71.

Im anschluss an diese interpolation wurde s. 177, 7—9 eine änderung vorgenommen. Es heisst dort, Þorbjörn ǫngull habe Grettir gegenüber nun schon dreimal den kürzeren gezogen: *þat fyrst á várþingi um gríðasöluna, en í annat sinn, þá Hæringr tjúðiz, ok nú et þriðja sinni, er Þjóleggr kerlingar brotnaði*. Hier ist zu bemerken, dass *á várþingi* nicht Þorbjörn ǫngull speciell, sondern alle Skagfirðingar von Grettir betrogen wurden, daher eine anspielung auf jene begebenheit hier schlecht am platze ist; doch fordert der zusammenhang, dass der fruchtlosen reise nach Dráangey erwähnt werde, welche Þorbjörn s. 168, 13 fgg. gemacht hat. An die stelle der worte, welche diese unentbehrliche erwähnung enthielten, schrieb der interpolator: *þat fyrst á várþingi um gríðasöluna*.

S. 142, 11—15 reist Grettir nach dem Süd- und dem Ostlande und findet nirgends aufnahme. *Svá fór hann aprt et nyrðra ok draldiz í ýmsum stöðum*. Die direkte fortsetzung folgt 146, 15: *Nú er (þar til at taka at) Grettir (er) kominn austan ór fjörðum*. Die fortlaufende erzählung wird unterbrochen durch die episode von Hallmunds tode, welche ich nun in ihrem zusammenhange bespreche. Hallmundr ist ein wesen von übermenschlicher kraft, wie sie in den mythischen sögur und den mären häufig begegnen. Sie zeigen sich einsamen menschen oder helden und laden sie zu sich ein. Einzelne züge an diesen personen erinnern mitunter an die göttersage; doch betragen sie sich im ganzen ziemlich menschlich, sie wohnen in einer hütte oder einem berge — Hallmundr wohnt in einer höhle, was auf verwandtschaft mit riesen deutet, wie auch der name: Steinhand (vgl. z. b. *brádr ór steini* in Helreið Brynhildar). Doch ist die geschichte wol nicht so alt, dass man in ihr reinen götter- oder riesentypen zu begegnen erwarten könnte; am natürlichsten fasst man Hallmundr als einen riesen auf, der durch einzelne züge — namentlich durch gastfreiheit, welche übrigens in jüngeren erzählungen auch bei riesen keine seltenheit ist — an Óðinn mahnt (vgl. Hrólfr krakiz besuch bei dem als bauer auftretenden Óðinn, ähnlich die sagen von Brúni und von Jólfir). Hallmundr ist stärker als Grettir; in einem

kampfe mit Þórir ór Gardi und dessen schar tötet er zweimal so viel männer als dieser. Er wohnt unter dem Balljökull. Die vorstellung, dass der friedlose, von den menschen geächtete in der scheinbar leblosen natur einen freund findet, ist hübsch und kann recht wol aus alter überlieferung stammen; sehr poetisch verwertet ist dasselbe motif s. 141 fg., wo Grettir sich am Geitlandsjökull aufhält im schutze eines halbriesen (*blendingr, þass*), der den namen Þórir trug, und nach dem Grettir das tal Þórisdal nannte. Hier ist man ganz in die märchenwelt versetzt; die mystischen bewohner der gegend haben ihr eigenes vich, wie die menschen; dasselbe lauscht der stimme eines unsichtbaren wesens, welche es jeden abend zusammenruft. Durch solche züge wie die trauer des schafes, dessen lamm Grettir geschlachtet hat, wirkt die erzählung unmittelbar auf unser gefühl. Die darstellung weist deutlich auf volksüberlieferung als ihre quelle: sie ist ähnlich dem was die heutigen luldre-aventyr berichten. Hallmundr, der Grettir den weg nach Þórisdal zeigt und selbst gleichfalls unter einem jökull wohnt, ist zweifelsohne ein diesem Þórir verwandtes wesen. Es ist demnach gar nichts auffälliges darin, dass dieser Hallmundr später von niemand mehr gesehen wurde; solche wesen zeigen sich eben nur, wenn es ihnen gefällt. Das hat der umarbeiter nicht verstanden; er stellt sich Hallmundr wie einen gewöhnlichen menschen vor und sieht sich aus dem grunde zu erzählen veranlasst, was aus ihm geworden sei. Ein *sekr madr*, namens Grímr, kommt auf die Arnarvazheidr, wo er sich in Grettis skáli niederlässt und mit fischfang beschäftigt ist. Hallmundr trägt nachts die von Grímr gefangenen fische fort, bis ihn dieser in der dritten nacht überrascht und mit einem beil verwundet. Hallmundr findet noch den weg heim; er dichtet die Hallmundarkviða und stirbt. Seine tochter wird von Grímr getröstet; bald aber wird ihm der aufenthalt dort zu lang, im nächsten sommer gelingt es ihm, Island zu verlassen, *ok er mikil saga frá honum sögd*<sup>1</sup>.

1) Der bearbeiter der episode hat ein märchenmotiv benutzt, welches zur zeit Arni Magnússons noch lebte, und zwar ausser dem zusammenhang, in dem es die Gr. s. mitteilt. Es ist: *Sagan af Vestfjardagrími* (Ísl. þjóðs I, 167—170). Diesen *Vestfjardagrímr* identifiziert er mit einem historischen skógarmadr, namens Grímr, der freilich zur zeit, da Grettir auf der Arnarvazheidr war, nicht mehr auf Island lebte (vgl. Vigfússon, Um fímal s. 481). Ferner identifiziert er Hallmundr mit dem riesen, den Vestfjardagrímr tötet. Dass einer von Arni's gewährsleuten glaubt, der riese habe Hallmundr geheissen, beweist nur die verbreitung der Grettis saga im 17. jahrhundert; der andere, ältere gewährsmann zweifelt an der richtigkeit jener behauptung (Í. þ. I, 169 anm.). Die wie es scheint der alten überlieferung zugehörige poetische und volkstümliche klimax: *hundrað fiska — trau hundrað — þjú hundrað* (s. 142, 23, 27, 30) hat die erzählung von Vestfjardagrímr verloren.

Dass nicht der Verfasser der Grettis saga die Episode geschrieben hat, zeigt eine Vergleichung mit der Orvar-Odds saga. Denn in der Hallmundarkviða und der sie begleitenden Prosa sind ganze Sätze und Strophen aus der Q. O. s. geradezu nachgeschrieben. Die bedeutendste Quelle ist der Schluss der Saga, daneben die Verse am Schluss der Erzählung von Odds Wettkampf im Trinken und Hjalmar's Todessang. Man vergleiche:

str. 53, 4: *eggja spor* = Q. O. s. (Leiden 1888) s. 106 str. 26, 1.

str. 55, 1—2: *Hefk þussa ... | nachbildungen von Q. O. s. s. 166  
hart leikit | str. 33, 1: Hefk á Sara ... herjat.*

str. 56, 2: *nær hefki öllum úþarfir verit* = Q. O. s. str. 33, 4 (*nær þeim*).

An und für sich weniger überzeugend, jedoch im Zusammenhang mit den genannten Stellen nicht ohne Bedeutung ist:

str. 52, 3: *ok vit tveir vid | vgl. Q. O. s. s. 164 str. 28, 3: tveir vorum  
tigum átta | vit en þeir tolf saman.*

Zwar fehlen in einigen Handschriften die Strophen 55, 56; doch wird dadurch der Zusammenhang mit der Q. O. s. nicht aufgehoben, denn str. 52, 53 stehen in allen Handschriften, und, was jeden Zweifel an Entlehnung, und zwar aus der geschriebenen Saga aufhebt, auch die Prosa ist von der Q. O. s. beeinflusst worden:

Gr. s. 143, 30—144, 2: *Skaltu nú heyrja til, segir hann, en ek mun segja frá athafnum mínum, ok mun ek kveða þar um kveði, en þú skalt rísta eptir á kefli. Hon górdi sára. Þú kvað hann Hallmundarkvíðu, ok er þetta þar í.*

145, 19—20: *Margra athafna sinna gat Hallmundr í kvíðinni, þvíat hann hafði farið um allt landit.*

145, 26—29: *Eptir þat dró sára mikil mætti Hallmundar, sem fram leidd kveðinu; var þat mjök jafnskjótt, at kvíðinni var lokit, ok Hallmundr dó.*

Q. O. s. 195, 5—9: *en sumir skulu þér sitja hjá mér ok rísta eptir kveði þri, er ek vil yrkja um athafnir minar ok æri. Eptir þat tekr hann at yrkja kveði, en þeir rísta eptir á spelli,*

*en sára leidd at Oddi, sem upp leidd á kveðit.*

143, 9: *Grímr atlaði, at engi hestr mundi bera meira*; die Phrase ist in romantischen Sögur beliebt; sie begegnet z. B. mehr als

einmal in der Þiðreks saga. Nach dem angeführten ist es jedoch wahrscheinlich, dass sie an dieser stelle aus der Q. O. s. (136, 23) entlehnt wurde. Freilich kann man sie auch als schablone auffassen; immerhin aber beweist sie, dass der verfassers der episode in den romantischen sagas belesen war. Eine der str. 50 entsprechende vísa enthält die Q. O. s. nicht. Doch kehrt diese strophe fast wörtlich im Orms þáttir Stórolfssonar wider, welcher nur in der Flateyjarbók überliefert ist. Dass hier jedoch nicht die Grettis saga, sondern der Orms þáttir der entlehrende teil war, werde ich unten nachzuweisen suchen.

S. 146, 15 — 155, 7. Grettir kommt nach dem Nordlande, *ok fór nú haldu höfði ok duldú, þriat hann víldi eigi finna Þóri*. Das hat seinen grund, denn Þórir wohnt auf *Garðr* in *Kelduhverfi*<sup>1</sup>. Grettir hält sich nun abwechselnd auf der *Möðrudalsheiðr* und der *Reykjaheiðr* auf, bis Þórir vernimmt, dass er sich in der nähe befindet. Es folgt Þóris vergeblicher zug nach der *Reykjaheiðr*, um Grettir zu

1) Die sage berichtet s. 89, 21, Þóris heimat sei *Garðr í Adaldal*. Kålund (Hist. top. beskr. af Isl. II, 181) vermutet, aus diesem fehler sei es zu erklären, dass das abenteuer, von dem hier die rede sein wird, nach der *Reykjaheiðr* verlegt sei, während doch nur auf der *Möðrudalsheiðr* die landschaftlichen verhältnisse sich mit den berichteten begebenheiten vertragen. Es muss aber bemerkt werden, dass auch die saga wiederholt *Kelduhverfi* nennt (89, 22. 131, 22. 145, 4); die beiden letzten male in einer strophe. Vielleicht deuten die beiden ortsnamen auf abweichende quellen; in dem fall ist es der sagaschreiber, nach dessen ansicht Þórir in Adaldal wohnte — die auf s. 89 folgende genealogie könnte man in dem fall als einen zusatz auffassen; doch ist das nicht notwendig, denn dort wird *Kelduhverfi* nicht als Þóris wohnort, sondern nur als der seines vaters genannt. — Wie dem aber sei, der verfassers der episode von Grettis abenteuer auf der *Reykjaheiðr* war, was ich unten nachweisen werde, derselbe, welcher str. 47 (s. 131), in der Þóris genossen *Keldhverfingur* genannt werden, in die saga aufnahm; er muss also gewusst haben, dass Þórir auf *Garðr í Kelduhverfi* wohnte. Dass ein umarbeiter einen irrtum des sagaschreibers beseitigt, ist nicht auffallend; der umarbeiter der Grettis saga beruft sich häufig auf Sturla Þórðarson, aus dessen Landnáma er die nachricht schöpfen konnte. — Natürlich können die worte *í Adaldal* (89, 21) auch ein ungeschickter zusatz eines abschreibers sein; wenn das der fall ist, haben sie für die geographie der saga gar keine bedeutung. Auf grund des gesagten glaube ich an zusammenhang zwischen dem berichte, *Garðr* liege in Adaldal, und der lokalisierung des s. 146 fgg. erzählten abenteuers auf der *Reykjaheiðr* nicht. Ich halte diese lokalisierung eher für zufällig. Der schreiber der episode fügte dieselbe ein nach den worten, die er in der saga vorfand: *hann var ok stundum á Reykjaheiði*, und er liess aus diesem einfachen grunde die geschichte auch dort passieren. Kålund wird in der vermutung recht haben, dass sie ursprünglich auf der *Möðrudalsheiðr* gedacht war. Man beachte seine bemerkung: *her lever en til stedsnarne knytted tradition om et ophold af Grettir for længe tid, hvorum sagaen aldeles intet ved.*



suchen. Daran schliesst sich unmittelbar s. 148, 23 die spukgeschichte auf Sandhaugar, welche s. 155, 4 mit den worten schliesst: *En er Þórir í Gardi hafði af þata nokkurn, at Grettir væri í Bárðardal, þá setti hann menn til höfuðs honum.*

Hierzu ist folgendes zu bemerken:

Grettir will Þórir zum besten halten und (147, 2) *tók sér annan búning* (vgl. 163, 18: *tekr fornan búning heldr vándau* in einer als interpolation erwiesenen stelle), *ok hafði síðan hött niðr fyrir andlitit* (landläufiges motiv, dasselbe s. 123, 22). Die strophe, welche Grettir recitiert, als er nach seiner begegnung mit Þórir zu seinem genossen zurückkehrt, widerspricht in hohem grade seinem furchtlosen charakter, und wozu der genosse überhaupt dient, — wenn nicht um der strophe zu lauschen und sie der nachwelt zu überliefern — erhellt nicht. Stets klagt Grettir, dass er immer allein ist; auch wurde s. 129 ausdrücklich bemerkt, dass er nach dem tode des Þórir raudskeggr niemals mehr mit skógarmenn sich einlassen wollte; der genosse wird s. 148, 18 mit den pferden fortgeschickt, gott weiss wohin, — „*restr*“ steht in den saga — und Grettir zieht sich wider in das hochland zurück *ok var í dularkuflti* (vgl. oben zu 147, 2). Die strophe, welche Grettir zu Þóris tochter spricht, ist nicht besser als die vorige, und der zusammenhang ist geradezu, was schon Kalund (II. 180) bemerkt, widersinnig. Grettir spricht die strophe vor Þóris wohnung im dorfe; dann reitet ein fremder, der sie hört, (n. b!) nach dem dorfe und erzählt dass Grettir vorübergefahren ist! Nun folgt die spukgeschichte in Bárðardalr. Dass Grettir in diesen jahren noch mit unholden kämpft, ist wenigstens auffallend. Zwar wird das s. 149, 14—16 erklärt durch die bemerkung: *ok með þri, at honum var mjök lagit at komu af veimleikum eðr aþrygngum, þá gordi hann ferð sína til Bárðardals* (derselbe wortlaut in dem, wie die erwähnung des Sturla Þórdarson ausweist, interpolierten schlusskapitel s. 208, 17—18), das beweist aber nur, dass gegen ende des 13. jahrhunderts oder schon früher eine tendenz sich geltend machte, geschichten dieser art auf Grettir zu übertragen. Man muss doch annehmen, dass Grettir nach seiner begegnung mit Glámr kein grosses bedürfnis mehr empfunden habe, sich mit gespenstern abzugeben; zum überfluss wird auf jeder seite widerholt, er habe jetzt ein solches grauen vor der finsternis (*myrkfuchit*), dass er es nicht einmal aushalte, allein zu sein. Es kommt hinzu, dass Grettir sich in Bárðardalr Gestr nennt, wie auf dem Hegransþinge, was allein schon genügt, um beide geschichten demselben bearbeiter zuzuschreiben. Schliesslich kommen noch die folgenden erwä-

gungen in betracht. Bald nachdem Grettir den Bárðardalr verlassen, kommt er nach Bjarg und vernimmt ereignisse, die schon vor längerer zeit stattgefunden haben. *En þri hafði Grettir svá seint spurt þessi tíðendi, at hann fór hultu höfði þá trú veit ok þann enn þriðja, sem hann var í Þórisdal, ok hafði enga menn fundit, þá er hannm riddi nokkurar fréttir segja.* Diese worte beweisen sonnenklar, dass die episode in Bárðardalr interpoliert ist; sie deuten auf Grettis reise im Süd- und Ostlande (142, 12—14), von der es heisst: *ok bægti hannm svá víð, at hvergi fekk hann víst ne veru* (vgl. 146, 15—17, oben citirt, wo dieselbe phrase: *fór nú hultu höfði*). Wenn Grettir einen ganzen winter auf Sandhangar sich aufgehalten hätte, sogar in intimem verkehr mit den bewohnern der gegend, würde man ihm wol auch neues erzählt haben. Ich werde an anderer stelle den nachweis führen, dass auch die chronologie der saga durch diese interpolation zerstört wird.

Die situation ist auch am anfang der interpolation wiederum dieselbe wie am schlusse. S. 146, 19 vernimmt Þórir, dass Grettir in der nähe ist, und zieht aus, um ihn zu suchen. S. 155, 4 vernimmt Þórir, dass Grettir in Bárðardalr ist, und *setti hann menn til höfuds hannm.* Dazu gesellt sich noch eine widerholung desselben motivs in den beiden episoden, welche die interpolation bilden, s. 148, 16—17: *Setti þórir þá gíslingar fyrir Gretti, hvar sem hann kemti.* Abgesehen von der abgeschmackten einförmigkeit eines solchen stiles, bemerke ich noch, wie undenkbar es ist, dass Grettir einen ganzen winter über in Bárðardalr verweilt und dort grosstaten ausgeführt habe, ohne dass Þórir, der ja wusste, dass er in der nähe war, und noch kurz vorher nach ihm gesucht hatte, davon das geringste vernommen hätte. Der ursprüngliche zusammenhang ist klar. Grettir kommt aus dem osten nach dem Nordlande und versucht sich zu verbergen. Þórir vernimmt, dass er in der nähe ist, und sendet männer aus um ihn zu töten<sup>1</sup>. Grettir wird der rat gegeben, sich aus dem staube zu machen; er reist weiter nach dem Westlande. Dann kommt er zu Gudmundr enn ríki, der auf Møðruvellir wohnt. Der umarbeiter war es, der nicht nur Grettis charakter unrichtig auffasste, sondern auch Þórir zu einer komischen person herabsinken liess. In der ursprünglichen saga tritt er in dieser rolle nicht auf; man beachte z. b. seine entrüstung über das níðingsverk des Þorbjörn ǫngull, obgleich dieser einen persönlichen feind des Þórir erschlagen hat.

1) S. 155, 4: *En er þórir* u. s. w. schliesst an 149, 19 *á Reykjaheidi.* Statt *í Bárðardal* (155, 5) stand etwa in der ursprünglichen saga: *þar kominn.*

Grettir kommt zu Guðmundr enn ríki (155, 8). Dieser gibt ihm den rat, sich nach Dráney zu begeben, um vor einem möglichen überfall sicher zu sein. Grettir entschliesst sich, Guðmunds rat zu folgen, erklärt aber, dass er die einsamkeit nicht länger auszuhalten vermöge. Dann begibt er sich nach Bjarg, augenscheinlich in der absicht, von seiner mutter abschied zu nehmen. Das geschieht aber nicht. Grettir verweilt einige tage auf Bjarg, reist dann südwärts nach dem Nordrárdalr und den Breiðfjardardalir, beraubt reisende, besteht ein abenteuer mit Þóroddr Snorrason, und reitet dann nach Bjarg zurück, wo er erzählt (158, 19), was Guðmundr ihm geraten hat, und hinzufügt, dass es ihm unmöglich sei, die fahrt allein zu unternehmen. Also vollständiger anschluss an s. 155, 8—23. Illugi begleitet darauf Grettir; es folgt der abschied von Ásdís, eine erzählung von der höchsten poetischen wirkung. Es leuchtet ein, dass hier ein einmaliger besuch Grettis auf Bjarg widerholt worden ist, um wider eine interpolation einzuschieben<sup>1</sup>. Der abschnitt (155, 24 — 158, 11) hat folgenden inhalt:

- 1) 155, 24—26. Empfang auf Bjarg, widerholung von 158, 11 fgg.
- 2) 155, 26—27. Grettir vermisst Þorsteinn Kuggasons tod. Das geschieht unmittelbar nach seiner ankunft.
- 3) 155, 27. *enn — Bárðardal*. Eine anspielung auf die interpolation s. 148 — 155.
- 4) 155, 27 (*Pótti*)—156, 1. Grettir reitet südwärts um Hallmunds tod zu rächen. Anspielung auf die interpolation s. 142 — 146.
- 5) 156, 1—4. *En — segja* schliesst unmittelbar an 155, 28 *höggra*.
- 6) 156, 4—7. *Sneri — smábanda*. Grettir beraubt reisende und bauern: nichts neues; die mechanische wörtliche copierung von s. 117, 20 (*Lét hann þá enn sópa greiþr um eignir smábanda*) fällt auf.
- 7) 156, 8—15. Steinvqr auf Sandhangar gebiert ein kind. Anspielung auf die interpolation s. 148 — 155.
- 8) 156, 16—158, 7. Episode von Þóroddr Snorrason. Gegen diese episode ist nichts entscheidendes einzuwenden, als dass sie den zusammenhang stört. Dass sie als unhistorisch sich erweist (von Þóroddr, der zu dieser zeit (1028) bereits 43 jahre alt war — er ist im jahre 985 geboren — wird wie von einem ganz jungen und unerfahrenen menschen gesprochen), gibt keinen genügenden anlass sie auszumerzen, denn man hat keinen grund zu der behauptung, dass die ursprüngliche saga nur historische berichte enthielt.

1) Während der ganzen zeit seiner ächtung ist Grettir nicht ein einziges mal auf Bjarg gewesen (sein letzter besuch dortselbst erfolgte unmittelbar nach seiner rückkehr von der zweiten norwegischen reise). Das war kein zufall, sondern er blieb von Bjarg fort, damit seine mutter in ruhe lebe (*engji vandredi skal þér af mér leiða* s. 141, 7—8; dasselbe widerholt er s. 158, 14: *Grettir kead hana engar innúðir af sér skyldu hafa*). Es hat daher gar keinen sinn, Grettir am schlusse seiner wanderung zweimal nach Bjarg reisen zu lassen; die fahrt von Mjðruvellir nach Bjarg ist zu gleicher zeit die erste und die letzte.

Das das nicht der fall war, wird sich auch später zeigen. Die geschichte ist auch stilvoll erzählt, ganz im tone der historischen saga; sie enthält keine romantischen elemente. Das beweist nun freilich nicht, dass sie kein zusatz sein könnte. Jedesfalls steht soviel fest, dass sie an dieser stelle nicht ursprünglich ist, und dass sie entweder von einem unarbeiter geschrieben, oder bei der umarbeitung der saga an einen falschen platz versetzt worden ist. Weil aber für eine solche umstellung kein plausibler grund angegeben werden kann, und die saga sonst von umstellungen keine einzige spur aufweist, kommt mir die erste alternative als die wahrscheinlichste vor!

- 9) 158, 8—11. *Grettir — tók*. Wiederholung des berichtes, dass Grettir nicht im finstern allein zu sein magt.

Wenn man die anspielungen auf erwiesene interpolationen und die episode von Þóroddr Snorrason sowie die widerholungen beseitigt, so ergibt sich für die ursprüngliche saga eine sehr einfache zusammenhängende darstellung von Grettis besuch auf Bjarg. S. 155, 23—158, 12 sind zu lesen: *Hann létli eigi fyrr en hann kram til Bjargs. Þar frétti hann víg Þorsteins Kuggasonar; hafði þat ordit um haustit áðr. En þrú hafði Grettir svá seint spurt þessi lídendi, at hann fór huldu hafði þá þrjá<sup>2</sup> retr, ok hafði euga menn fundit, þá er honum víldi nekkurar fréttir segja. Móðir hans bauð honum þar at vera.*

S. 123, 14 fgg. reist Grettir, nachdem er einen winter bei Þorstein Kuggason zugebracht, südwärts, um bei Grímr Þórhallzson auf Gilsbakki ein unterkommen zu suchen. Dieser verweist ihn an den gesetzsprecher Skapti, der südwestlich auf Hjalli wohnt. Darauf reist Grettir in südwestlicher richtung weiter, bis er zu Þórhallr Ásgrímsson, der auf Túnga wohnt, kommt. Auf einmal wendet er sich dann nördlich zu dem gebirge *Kjölur*, wo er den ganzen sommer verweilt, um erst darnach die reise in südlicher richtung zu Skapti fortzusetzen: Skapti erteilt ihm rat. Diese durchaus unvernünftige route macht die überlieferung verdächtig. Der inhalt macht den verdacht zu gewissheit. Ein interpolator fühlte das bedürfnis, noch ein abenteuer mit Hallmundr, der hier unter dem namen Loptr auftritt — dachte er sich

1) Wenn man annehmen wollte, dass die episode vom sagaschreiber verfasst und später an diese stelle versetzt wurde, so könnte man an ein abenteuer auf der Amarnvazheidr denken. Dort hält sich Grettir in den jahren 1018—1021 auf; 1018 war Þóroddr 34 jahre alt. Damit ist freilich nicht viel gewonnen, denn Grettir ist nach wie vor einige jahre jünger als Þóroddr; doch könnte man etwa sein überlegenes betragen seiner grösseren erfahrung und körperkraft zuschreiben. Doch tut man wol besser, auf eine historische erklärung des erwähnten widerspruchs zu verzichten, und schreibt denselben lieber einem chronologischen irrtum der mündlichen überlieferung zu.

2) Für die lesart *þrjá retr* anstatt: *trá retr ok þann enn þrídja, sem hann var í Þórisdal* werde ich an anderer stelle gründe anführen.

Hallmundr als eine erscheinungsform Lokis? — mitzuteilen. Loptr reisst Grettir den zügel seines pferdes, den dieser gegriffen hat, um ihn zu berauben, aus der hand. Von Loptr heisst es z. 22: *Þessi maðr hafði síðan hatt á höfði* (vgl. oben zu s. 147) *ok sá úglogt í andlit honum* (vgl. oben zu s. 164, 2). Die erzählung enthält weiter nichts merkwürdiges; das wiederholte berauben der reisenden wirkt ermüdend.

S. 130, 24—26. *en* — *þér* ist eine anspielung auf die oben besprochene interpolation und deshalb zu streichen.

Wie in der interpolation s. 146—148 ist Grettir s. 138—139 auf einem raubzug von seinem bæli auf dem Fagraskógafjall aus von einem menschen begleitet, dessen bedeutung für die erzählung nicht klar ist. Am anfang der episode s. 137, 26 fgg. scheint Grettir allein zu sein; er *fór suðr á Mýrar á . . . Lækjarbug . . . ok hafði þaðan sex geldinga . . . þaðan fór hann ofan til Akra ok rak á brott trau naut . . . ok fór upp fyrir suuman Hitará*. Die bauern versammeln sich; als sie nahe kommen, heisst es auf einmal: *Grettir var við þridja mann; hét sá Eyjólfur, er fór með honum, son bónda ór Fagraskógunum, ok var roskr maðr, ok ein þridi maðr með þeim*. Es kommt zum kampf; die begleiter tun nichts; Grettir bittet sie, dafür zu sorgen, dass man ihn nicht im rücken angreife, aber auch diese bitte ist überflüssig, denn er hat schon hinlänglich selbst dafür gesorgt, indem er sich von einer landzunge aus verteidigt, auf die er das gestohlene vieh getrieben hat. Nun tötet und verwundet Grettir einige männer, bis die übrigen abziehen; dann tauchen Grettis begleiter wider auf: *þeir Grettir tóku sér hross ok ridu upp undir fjall, þriat þeir ráru allir sárir; ok er þeir krámu í Fagraskóga, var Eyjólfur þar eptir*. Nun zeigt es sich, wozu Eyjólfur dienen soll. *þar var bóndadóttir úti ok spurði at túdendum. Grettir sagði af et ljósustu ok kræd risu*. Es folgt str. 49.

Der bauernsohn aus Fagraskógar ist also in die saga eingeführt, um str. 49 unterzubringen, und doch genügt diese person nicht, ebensowenig wie s. 148 der fremde, dem Grettir auf dem wege begegnet, denn die strophe ist an eine frau gerichtet. Um dem mangel abzuhelfen, wird die tochter des bonden schnell herbeigeschafft, wie s. 148 die tochter Þóris. Das verfahren ist einfach, aber ein wenig zu durchsichtig; wäre es etwas künstlicher, so würde es nicht so leicht gelingen, den ursprünglichen zusammenhang zu entdecken; doch würde es auch dann noch befremden, dass die Mýramenn einen bauernsohn, der zusammen mit einem geächteten menschen sie bestiehlt und bekämpft, bei seinem

vater daheim ruhig sitzen lassen. Für die geschichte der Grettis saga aber ist das ergebnis dieses, dass ein interpolator nicht nur ganze erzählungen, sondern auch einzelne strophen aufnahm und sich nicht scheute, um sie anbringen zu können, den text zu entstellen.

Zu den erzählungen, in denen Grettir sich, um unerkannt zu bleiben, in einen *kluft* hüllt, gehört auch die, wo er *Sogdalkolla*, das pferd des bonden Sveinn auf Bakki, besteigt und darauf nach Gilsbakki reitet. Doch hängt die beurteilung dieser episode zum grossen teil von der richtigen würdigung der strophen ab; wir besprechen sie daher in anderem zusammenhange.

Nach dem vorhergehenden wird wol niemand die ganze erzählung von Þorsteinn drómunds reise nach Konstantinopel und seinem liebesverhältnis zu Spes in schutz nehmen wollen. Zweifel an ihre rechtheit auf grund des inhaltes hat u. a. schon Gudbr. Vigfússon (*Ný fólagsrit* XVIII, 162) ausgesprochen. Man braucht aber nicht soweit zu gehen, den ganzen schluss der saga für eine interpolation zu erklären; altes und neues scheint vielmehr auch hier verschmolzen zu sein. Einen anhaltspunkt bietet die schöne erzählung s. 96—97, wo Þorsteinn drómundr Grettir verspricht, ihn zu rächen. Eine nachricht von der rache ist daher nicht überflüssig. Auch andere sögur, z. b. die *Njála*, schliessen mit der rache, ohne welche das rechtsgefühl der Skandinavier wie das der meisten völker nicht befriedigt war. Dass Þorsteinn nach der herrschenden ansicht in Konstantinopel oder wenigstens am Mittelländischen meere sich aufgehalten hat, beweist der name *drómundr*, denn sei auch das wort im norden bekannt gewesen, allgemein verbreitet war es doch kaum, und die verwendung des wortes als beiname lässt sich nur aus dessen häufigem gebrauch in verbindung mit unmittelbarer anschauung des verglichenen gegenstandes — in casu Þorsteins — erklären. Den namen *drómundr* trägt Þorsteinn nun auch in der ursprünglichen saga<sup>1</sup>. Der vermutung, dass wenigstens ein teil der episode echt sein wird, widerspricht der anfang derselben nicht. Dieser ist ruhig erzählt, ohne jede übertreibung und jeden phantastischen schmuck. Auf einmal aber ändert sich der charakter der erzählung und zwar fast unmittelbar nach Þorbjörn ǫnguls ermordung. Þorsteinn wird in ein gefängnis geworfen, wo er verweilen soll, bis er losgekauft wird, oder dem hungertode erliegt. Hier hebt die romantik

1) Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass der name eine anticipation ist, — Þorsteinn hiess erst nach seiner reise *drómundr* — welche sich aber von dem standpunkte eines später lebenden geschlechtes leicht verstehen lässt.

an mit der geschichte von dem halbtoten manne, den Þorsteins gesang erquickt; dann folgt beider befreiung durch Spes und das mit elementen der Tristansage ausgeschmückte liebesabenteuer. Hier ist kaum etwas ursprüngliches stehen geblieben. Doch ist es undenkbar, dass die alte saga s. 195, 11 endete, und dass man nicht einmal zu wissen bekam, ob Þorsteinn starb oder ob er erlöst wurde. Es existieren zwei möglichkeiten: entweder ist der alte schluss der saga umgearbeitet, oder er ist durch einen neuen ersetzt. Im zweiten fall ist jede untersuchung überflüssig; wir gehen daher vorläufig von der voraussetzung aus, dass die erste alternative die richtige ist, und untersuchen ob sich spuren der früheren textgestaltung nachweisen lassen. A priori ist es auch wahrscheinlicher, dass der schluss der saga auf dieselbe weise wie die übrigen teile, welche zwar manche zusätze enthalten, wo aber, soweit wir sehen, keine erzählung an die stelle einer andern geschoben wurde, behandelt wurde. Auch auf grund des in den sqgur herrschenden geschmackes erwartet man, dass Þorsteinn wol aus dem gefängnis erlöst worden sei. Dass das durch eine frau geschehen sei, ist gar nicht auffallend, und niemand würde an dem berichte, Þorsteinn habe aus Mikligarðr eine frau mitgebracht, welche ihn dort aus dem gefängnis erlöst hatte, sich stossen, wenn das einfach und klar und ohne beimischung romantischer züge erzählt wäre<sup>1</sup>. Auch versteht man leichter, dass aus beliebten romanen züge in die saga aufgenommen werden konnten, wenn diese selbst dazu einlud durch die nachricht, Þorsteinn habe in Konstantinopel in intimem verhältnis mit einer frau gelebt, als wenn sie z. b. erzählte, er sei aus dem gefängnis losgebrochen und habe dreissig wächter erschlagen. Also sprechen hypothetische gründe eher dafür als dagegen, dass der Spesar þátrr im engeren sinne einen alten — d. h. schon in der ursprünglichen saga mitgeteilten — kern enthält. Ich gehe zur untersuchung des textes über.

Als Þorsteinn aus dem gefängnis kommt, geht er zunächst zu Spes, aber (197, 5—7) *stundum var hann með Væringjum í herferðum ok reyndi enn mesti fullhugi í öllum framgöngum*. Unmittelbar daran schliesst sich die nachricht (z. 8—9): *Í þenna tíma var Haraldr Sigurðarson í Miklagarði ok krau þorsteinn sér í vinnu við hann*. Dieselben beiden berichte in zusammenhang mit einander

1) Doch bemerke ich, dass das motiv von einem helden, der, nachdem er in das gefängnis geworfen, den mut nicht aufgibt und am ende durch ein weib erlöst wird, in romantischen sqgur häufig wiederkehrt, z. b. in der Hrólfs saga Gautreks-sonar (Detters ausg. s. 61 fgg.). Ähnlich Sigmundur in der Völsungasaga.



s. 204, 21—26: *Þorsteinn drómandr var með Væringjum, meðan ordrómur lék á máltum þessum. Verdr hann sá frögr, at þor Þótti carla þrítíkr algörissuadr komit hafu sem hann. Fekk hann af Haraldi Sigurdarsyni ein mestla heidr, þrátt hann vildi frændsemi við hann, ok hans ráðum hefir Þorsteinn fram farið, at þri er menn atla.* Die Vermutung, dass das verhältnis dieser beiden stellen in derselben weise wie das von Grettis beiden letzten besuchen auf Bjarg zu beurteilen sein wird, ist wol nicht zu kühn. Die berichte wurden wiederholt um eine geschichte einzuschieben, ohne den zusammenhang mit dem folgenden verloren gehen zu lassen<sup>1</sup>; die eingeschobenen stücke aber enthalten gerade die abenteuer, welche aus der Tristansage herübergenommen sind — des gatten vergebliche versuche, Spes des ehebriuchs zu überführen — aber auch nichts mehr. Der bonde Sigurðr, Spes' ehgemahl, tritt aber nur in dieser episode auf; vorher und nachher wird er je einmal genannt; das erste mal s. 195, 26—29 vernemen wir, Spes sei verheiratet, ihr mann heisse Sigurðr, die ehe sei aber nicht glücklich zu nennen. Das ist eine einleitung zu der eingeschalteten episode, welche ohne diese gar keinen sinn hat; aus dem grunde sind die zeilen zu streichen. Unmittelbar nach der letzten erwähnung des Haraldr Sigurdarson wird erzählt, dass Þorsteinn um Spes wirbt, und zwar: *bráðliga eptir þat er Sigurðr var ór landi rekinn*. Da Sigurðr nicht *ór landi rekinn* ist, sind auch die darauf bezüglichen worte ein zusatz; damit ist der bonde Sigurðr eliminiert, und *bráðliga eptir þat* bezieht sich auf Þorsteins erlösung aus dem gefängnis. Daraus ergibt sich zunächst, dass die frau, welche Þorsteinn erlöste, soweit man ersehen kann, unverheiratet war, und man versteht viel besser den einfluss, den ihre verwandten s. 204, 28—30 auf ihre verlobung haben; auch verträgt sich die achtung, welche Spes in Norwegen zu teil wird, besser mit der gewonnenen ansicht von ihren lebensverhältnissen als mit einer vergangenheit wie die s. 197—204 geschilderte<sup>2</sup>. Es ist ferner klar, dass wenn s. 197—204 interpoliert sind, auch Þorsteins und Spes' reise nach Rom ein zusatz sein muss, denn diese reise setzt das sündige leben, von dem s. 197—204 berichten, voraus. Daran schliesst sich s. 208, 11—25 die bombastische berufung auf die aussage des Sturla Þórdarson, welche schon aus chro-

1) Dasselbe doppelmotiv: „Þorsteinn unter dem Væringjar — die freundschaft mit Haraldr Sigurdarson“ wird noch einmal zwischen zwei abschnitten der eingeschalteten episode besungen (s. 199, 22—24)!

2) 204, 32 bezieht sich auf die schwierigkeiten, welche Þorsteinn überwunden hatte, um Grettir zu rächen und die lebensgefahr, in der er nachher schwebte.

nologischen gründen nicht alt sein kann. Die vermutung drängt sich demnach auf, dass die saga ursprünglich s. 205, 27 schloss mit den worten: *þá var lúit frá drápi Grettis Ásmundarsonar seklán retr.* Dass man sich hier dem schlusse naht, beweist der resumierende ton und die nochmalige erwähnung des helden der saga, nicht nur an dieser stelle, sondern auch z. 14—15<sup>1</sup>, wo dasselbe gesagt wird wie s. 208, 19—20, jedoch ohne berufung auf Sturla, ein weiterer beweis gegen 208, 11—25. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass nach 205, 27 noch ein paar berichte über Þorsteins letzte tage und über seine nachkommenschaft mitgeteilt wurden. Einen rest davon sehe ich in 208, 7—10. Die worte (z. 9—10): *en eigi hafa þöru haus ne afkræmi til Islands komit, svá at saga sé frá gor* scheinen anzudeuten, dass dem verfasser von Þorsteins nachkommenschaft nichts bekannt war; s. 207, 5—6 aber heisst es (in einer interpolation): *ok er mikil ætt frá þeim komin þar í Víkinni.* Freilich widerspricht das dem anderen berichte nicht direkt, doch ist es sehr unwahrscheinlich, dass beide sätze von demselben schreiber herrühren; ein verfasser, der erzählen wollte, von Þorsteinn stamme ein mächtiges geschlecht in Vík, von dem aber kein einziges glied nach Island gekommen sei, würde wol so vernünftig sein, dass er die beiden berichte in demselben zusammenhang mitteilte und sie nicht durch eine dreissig zeilen lange Romfahrt von einander trennte. Aus diesem grunde halte ich dafür, dass zur ursprünglichen saga der bericht gehört, keine nachkommen Þorsteins seien nach Island gekommen, während ein umarbeiter, der den Spesar þátrr ausschmückte, auch der versuchung, von dem mächtigen geschlechte in Vík zu erzählen, nicht widerstehen konnte. Vík lag ja fern von Island!

Wie mit den beiden berichten über Þorsteins nachkommenschaft und den beiden bemerkungen über das alleinstehende factum, dass eines Isländers tod in Konstantinopel gerächt wurde, verhält es sich mit der zweimal wiederholten bemerkung über Þorsteins körperliche kraft im hohen alter. S. 205, 25: *Þorsteinn drómundr gordi; þá huignandi ok var þó enn hraustasti mudr.* S. 206, 11—13: *Nú var Þorsteinn tveim retrum meirr en hálfsgautgr ok þó hraustr til allra alhafna sinna.* Neues enthält der zweite bericht nicht; die sieben und sechzig jahre sind ein rechenexempel — Þorsteinn wurde einige jahre vor der rückkehr seines vaters Ásmundr nach Island geboren, also um

1) *Vita menn varla domi til, at nokkurs manns af Islandi hafi hefnt verit í Miklagarði, annars en Grettis Ásmundarsonar.*

980 (Ásmundr reiste im jahre 981 nach Island); Magnús góði aber starb im jahre 1017 — die widerholung aber beweist, dass der bearbeiter s. 205, 25 vorband, woraus man mit ziemlich grosser sicherheit schliessen kann, was auch auf andere weise begründet wurde, dass s. 205 bis zum schlusse des kapitels (93 der alten ausgabe) noch zu der ursprünglichen saga gehört.

Wie der anfang des *Spesar þátrr* ursprünglich ausgesehen hat, ist schwer, wo nicht unmöglich zu ermitteln. Die erzählung von dem kranken manne im gefängnis ist allem anschein nach ein zusatz, doch ist sie von dem folgenden nicht zu trennen. Um den kranken zu erheitern, hebt Þorstein zu singen an; das hört Spes im vorübergehen; sie spricht mit Þorsteinn und kauft ihn los. Ist hier bei der umarbeitung etwas verloren gegangen? Ob str. 68 interpoliert ist, entscheide ich nicht; K. Gíslasons vermutung (*Njála* II, 889), sie gehöre noch dem 12. jahrhundert an, hat für die frage keine bedeutung, da sie in mündlicher tradition bis auf die tage des interpolators existiert haben kann. Übrigens zweifle ich, was ich unten näher erörtern werde, an dem hohen alter der strophe.

S. 169—171 wird erzählt, wie Grettir von Drángey ans land schwimmt, um feuer zu holen. Die geschichte hat viel ähulichkeit mit der s. 91 erzählten, doch sind die einzelheiten verschieden, und auch andere erzählungen zeigen untereinander ähulichkeit, ohne dass eine von beiden deshalb ein zusatz sein müsste. Die bemerkung 169, 25: *þat var ríka sávar, sem skemst var til lands ór eyjinni* ist eine leicht erklärliche widerholung von 160, 24, wol ursprünglich eine randbemerkung eines abschreibers. Die unachtsamkeit Glaums, der das feuer hat ausgehen lassen, wird auch sonst getadelt, s. 178, 29 mit verweisung auf diese begebenheit; äussere kennzeichen der interpolation fehlen. Wir haben keinen grund, die episode auszuseiden. Doch werden hier zwei stropfen in einem eigentümlichen zusammenhang mitgeteilt. Die tochter des bonden, bei dem Grettir in der nacht ankommt, und eine dienstmagd treten in die stube, wo Grettir schläft. Die magd, welche ungebührliche witze macht, wird von der bauern-tochter bestraft, doch hört sie nicht auf, bis Grettir erwacht und sie ergreift. Er spricht eine unanständige strophe und zwingt die magd neben sich auf die bank. Dann heisst es: *en bóndadóttir hljóp fram*. Das erwartet man nicht; im gegenteil läge es nahe, dass sie sich sofort aus dem staube machte. Die worte dienen dazu, um eine zweite strophe ählichen inhaltes anzubringen, welche Grettir zu der tochter des bauern

spricht. Schon K. Gíslason hielt diese *vísa* für eine jüngere fortsetzung der vorhergehenden; hier zeigt es sich, dass sie auch in der ursprünglichen saga nicht gestanden hat. An die mitteilung s. 170, 30: *Síðan sripti hann henni upp í pallinn* schliesst sich unmittelbar 171, 9: *Griðku æpti húst.fum.*

Die oben besprochenen interpolationen enthalten eine anzahl strophen. In mehreren von diesen zeigt sich eine auffallende vorliebe für eine eigentümliche art von umschreibungen. Ein eigenname wird wie ein appellativum aufgefasst, und ein synonymon dieses appellativums an die stelle gesetzt oder auf die gebräuchliche weise umschrieben. Der häufige gebrauch dieses mittels poetischer diction kann nicht zufällig sein; er weist für die verse auf einen gemeinsamen dichter. Wir betrachten str. 43<sup>1 2</sup>. Dieselbe enthält die folgenden umschreibungen von eigenamen:

*stór steypifrer* = *Baljókull*.

*hængr grundar* = *fiskr grundar* = *ormr* = *Grettir*.

*litill steinn ok land hnefa* = *Halbmundr*.

Man vergleiche nun die umschreibungen in str. 39—42<sup>3</sup>.

Str. 39, 2. *marþaks fjörðr* = *sævar Þaks fjörðr* = *Ísafjörðr*.

Str. 40, 4. *reygírurmr* = *Þorbjörg* (zur erklärung vgl. Sn. E. I, 288); ähnlich:

Str. 42, 1. *hjálp handu treggja Sifjar vers* = *Þorbjörg*.

Str. 42, 3. *Þrengr Þundar beðju* = *Þrengr Jardar* = *ormr* = *Grettir*.

Diese beispiele genügen um darzutun, dass der verfasser der str. 39, 40, 42 und der der str. 43 dieselbe person sind<sup>4</sup>. Daraus folgt wider mit genügender sicherheit, dass str. 39—42 und str. 43 zu gleicher zeit in die saga aufgenommen wurden, m. a. w., dass str. 39—42 interpoliert sind. Der ursprüngliche zusammenhang ist klar genug. Vermunds antwort nach str. 42: *Mikil mun verða veri þiu ok erfíð* hat gar keinen sinn und ist zugleich mit den strophen hinzugefügt; die worte: *ok ferr svá jafnan úcirdarmönnum* vor str. 39 widersprechen Vermunds betragen Grettir gegenüber. Wenn man diese beiden phrasen

1) Man vergleiche die übersichtstabelle unten s. 38.

2) Über str. 44, welche keine kenningar hat, und eine jüngere fortsetzung zu str. 43 zu sein scheint, vgl. unten s. 34.

3) Über str. 41, welche keine kenningar hat, vgl. unten s. 27.

4) Wie Finnur Jónsson (Litt. hist. I, 523) str. 39—42 und andere ähnliche *visur* für „echt“, d. h. von Grettir selbst gedichtete, und zu gleicher zeit str. 43 für „unecht“ erklären kann, verstehe ich nicht.

mit den strophen streicht, wird der zusammenhang verständlich: s. 122, 3 schliesst unmittelbar an 120, 28. Vermundr sagt: *lítil lagdi; nú fyfir þik, þrálikr garpr sem þú ert, er vesalmennú skyldu taka þik, ok er þér kent at vara; úcini þína.*

Str. 22-24 s. 59-60.

str. 23, 1-4. *Stálgods bana Regins skáli - Þorsteinnu.*

*Rauda hafs stórskíp = drómundr.*

str. 24, 5. *Illebardr - Bersi.*

Die strophen wurden hinzugefügt mit der einfachen einleitung: *Scá kreat Grettir.*

Str. 26 s. 67.

z. 1. *Jálfaubr - Audun* (beide Ódinsheiti).

z. 6. *Gautr - Audun* (Ódinsheiti).

z. 8. *þinull fjalla - strengr fjalla = ornur = Grettir.*

Bardi's frage, warum Grettir und Audun kämpften, und seine bemerkung, Grettis betragen sei zu entschuldigen, sind überflüssig, nachdem Grettir Audun schon losgelassen hat. An 67, 23: *ok líkuli þó illa* schliesst 68, 4: *Man ek nú goru með ykkur, segir Bardi.*

Str. 38 s. 110.

z. 1. *Vedrafjörðr = Hrátafjörðr* (vgl. *Marþaks fjörðr* in str. 39).

z. 3-4. *Ysjungur<sup>1</sup> fangrinur<sup>2</sup> Hafla = Þorbjörn.*

*Arfs ok Gueistu afl = ornamegin.*

Derselbe dichter gibt sich kund. Die strophe ist entbehrlich; den inhalt hat Grettir schon in der prosa mitgeteilt. Nach *þykkja* (110, 28) folgte unmittelbar: *en eigi veit ek* (111, 5).

Str. 47 s. 131.

z. 1 wird ein gewässer auf dieselbe weise bezeichnet wie str. 38. 39.

*Váðrisfjörðr = Armarvatn* (*Váðrir = Óðinn; Óðinn = Gollvir* oder *Gollungr; Gollvir* und *Gollungr = qrn*, s. *Jón Þorkelsson*, *Skýringar* s 24). Die erste zeile ist übrigens mit der von str. 38 fast identisch.

Str. 38: *Vard í Vedrafirdi.*

Str. 47: *Vard í Váðrisfirdi.*

Die erzählung gewinnt dadurch, dass die strophe gestrichen wird. Von dem gedichte, welches Grettir auf Hallmundr gedichtet haben soll,

1) So von mir gebessert; *æst fôr* hss.

2) Für *fang rinur* der hss.

werden zwei zeilen mitgeteilt mit den einleitenden worten: *ok er þetta þar í*. Dass unmittelbar darauf eine ganze strophe folgt mit der bemerkung: *Þessi vísa er þar í*, kann nicht ursprünglich sein. Es kommt hinzu, dass die beiden zeilen, welche str. 46 bilden, einen altertümlicheren eindruck machen als die schlechte strophe und aller wahrscheinlichkeit nach ein refrain zu sein präbendieren: in str. 47 aber kehren sie nicht wider. Also führt auch hier die untersuchung des zusammenhanges der strophe zu demselben resultat wie die ihres stiles.

Schliesslich gehören zu dieser gruppe noch die *Sqðulkolluvísar* str. 31—37 s. 105—107. Hier begegnet

str. 34, 2: *grípr lantar = Grettir* (vgl. str. 26, 8: *þinnull fjalla*).

Sodann stimmt str. 31, 2 fast wörtlich mit str. 58, 6 (s. 148) überein:

str. 31, 2: *bardríggs nærri<sup>1</sup> gardi*.

str. 58, 6: *bardjóds nærri<sup>1</sup> gardi*;

die ähnlichkeit würde uns den gedanken eingeben, in str. 59 *bardjós* (equi prorae = *bardríggs*) an stelle von *bardjóds* (Skeggii filii) zu lesen, wenn dabei nur ein vernünftiger sinn herauskäme, und wenn nicht „*Bárdr = Skeggi*“ auch zur bekannten manier unseres dichters gehörte; die übereinstimmung im ersten worte der beiden zeilen beschränkt sich somit auf den gleichklang. Ferner ist str. 32, 1: *Segðu í breiðar byggðir* von str. 58, 5: *hvar ek víð um þæ breiðan* nicht zu trennen. Der schluss, dass die *Sqðulkolluvísar* die arbeit des dichters von str. 26 und 29 ist, liegt nahe. Das bestätigt eine nähere betrachtung der strophen und der erzählung. *dufl* (str. 32, 8) weist nach Jón Þorkelsson (Skýringar s. 19) auf die zweite hälfte des dreizehnten jahrhunderts als frühest mögliche entstehungszeit; die reime *heltr* (für *heldr*) — *bellinn* (str. 31, 8), *bláu* — *háuum* (str. 33, 8), *slægr* — *bojann* (reim *g- j-*)<sup>2</sup> sind kaum älter. Ferner hat Grettir sich in der erzählung, wie in mehreren interpolationen verkleidet, und zwar hat er einen *kaufl* angezogen (vgl. den *dularkaufl* s. 148, 19). Als ästhetisches argument, welches freilich für die beweisführung an dieser stelle leicht entbehrlich ist, aber der vollständigkeit halber angeführt sei, gilt noch, dass die erzählung mit der stimmung, in der Grettir zur zeit sich befindet, in grossem widerspruch steht. Zwar ändert Grettir, nachdem er die dreifache unglücksbotschaft (s. 101, 15 — 17) vernom-

1) Die variante *ok nær* scheint metrisch aber nicht stilistisch richtiger zu sein; sie sieht wie eine wenig gelungene conjectur aus.

2) Das älteste beispiel eines solchen reimes (*ægi — bojar*) bei Sturla Þórðarson (Finnur Jónsson, Litt. hist. II, 105).

men hat, in keiner weise sein betragen und ist froh wie zuvor, doch zeigt es sich bald, dass sein sinn nicht gerade nach vermaummung und possen stand. Dass die geschichte ein zusatz ist, steht also wol fest; schwieriger ist es, im einzelnen zu ermitteln, wie sie angebracht wurde. Man wird nicht fern von der wahrheit sein, wenn man die folgenden abschnitte ausscheidet:

- s. 104, 30—105, 1: *Scéinn* — *Sodulokollu*.  
 s. 105, 3—4: *Hann* — *scá*.  
 s. 105, 9—107, 8: *Vinnumennu* — *ferð*.  
 s. 107, 12—29: *hann* — *vel*.

Doch ist es nicht unmöglich, dass bei der umarbeitung etwas fortgelassen wurde.

Dass str. (I—IV) s. 179—180 interpoliert sind, nehme ich als bewiesen an. Das geht hervor aus dem verhältnis der handschriften, auf welches ich hier nicht eingehe, und aus dem umstande, dass sie noch jünger als die übrigen interpolierten strophen sind, was ich unten nachweisen werde.

Von den 73 strophen — halbe und viertelstrophen einbegriffen — welche in den handschriften der saga überliefert sind, wurden bisher 40 bis 41 als interpoliert erkannt, und zwar:

als die arbeit eines dichters str. 22—24. 26. 31—40.	
42. 43. 47. 58. Zusammen . . . . .	18 strophen
als teile einer längeren interpolation oder den zusammenhang störend str. 41. 44. 45. 49—57b. 59—62.	
64. (I—IV) . . . . .	22 „
als zweifelhaft str. 68 . . . . .	1 „
Zusammen	41 strophen

Es bleiben 32 strophen übrig, für welche der nachweis ihrer unursprünglichkeit nicht geführt wurde, von denen aber durchaus nicht feststeht, dass sie zur saga gehören. Vielmehr erhebt sich aus den gewonnenen resultaten der verdacht, dass ein beträchtlicher teil jener strophen wie die übrigen erst bei der umarbeitung in die saga werden geraten sein, und dass die ursprüngliche Grettis saga nur eine sehr geringe anzahl *vísur*, vielleicht sogar nur einige *kviðingar* enthielt. Ich will den versuch machen, durch eine untersuchung über das alter und das gegenseitige verhältnis der strophen, welche auch in anderer hinsicht fruchtbar sein dürfte, diese frage zu beleuchten und ihrer lösung nahe zu bringen.



Von den gewonnenen resultaten ausgehend teile ich vorläufig die stropfen in die folgenden gruppen ein.

1. Gruppe *a* enthält eine halbe strophe und drei zweizeilige kvidlingar, die schon durch ihre unbeholfenheit ein höheres alter verraten. Es sind str. 8, in der Grettir sich rühmt, dass er seines vaters küchlein getötet hat; str. 13; str. 46 und die nicht von Grettir gesprochene str. 21.
2. Gruppe *b*. Einige stropfen in der geschichte von Grettis vorgefahren, welche in gewisser hinsicht eine erzählung für sich bildet. Es sind str. 1—7, mit ausnahme von str. 2, welche zu gr. *a* gezählt wird.
3. Gruppe *c* enthält diejenigen interpolierten stropfen, welche als die arbeit eines dichters erkannt wurden, str. 22—24. 26. 31—40. 42. 43. 47. 58.
4. Gruppe *d* enthält die übrigen als interpoliert erkannten stropfen 41. 44. 45. 49—57b. 59—62. 64 (I—IV), nebst str. 68.
5. Die übrigen stropfen bilden gruppe *e*.

Diese gruppierung deutet kein chronologisches resultat an, sie soll nur die untersuchung erleichtern. Es fragt sich, ob diese gruppen untereinander durchgreifende unterschiede aufweisen.

Wir betrachten zunächst die reime. Hier zeigt sich sofort ein gegensatz innerhalb der gruppe *b*; einerseits gehen str. 3. 4, andererseits str. 5. 6 zusammen, während str. 1. 7 nichts merkwürdiges bieten. Das folgende ist zu bemerken:

*a* und *a* im reime begegnen innerhalb der gruppe *ab* abgesehen von str. 5. 6 nicht.

In str. 5. 6 je einmal der reim *a* — *a* (nicht *a*).

*sæfarinn* — *afi*.

*ræfi* — *bensæfur*.

In der gruppe *c* einmal *a* — *a*:

str 33, 4 *slægr* — *bojum*.

In der gruppe *d* zweimal *a* — *a*:

str. 27, 6 *-sætendum* — *mota*.

64, 4 *hælin* — *mæla*.

einmal *a* — *a*:

str. 18, 2 *-flædar* — *græda*.

1) Ein ähnliches verslein wird Flat. I, 223 mitgeteilt:

*Hann gaf Tréskegg trøllum;*

*Torf-Einarr drap Skorfu* (d. *Skorfu*).

In der gruppe *c* dreimal  $a - a$ :

str. 20, 2 *hræddr* ~ *blæddi*.

21, 8 *-halin* — *kappmælum*.

29, 2 *Sneckoll*; — *rækis*.

Die oben aus str. 5, 6 angeführten beispiele reimen etymologisches *a* mit *f* (*b*). Das kommt in keiner der andern strophen vor; dagegen *f* - *f*, und zwar stets mit folgendem mitreimenden consonant innerhalb der gruppen *c d e* häufig (*c*: str. 32, 8. 33, 6. 36, 1. 38, 4. *d*: str. 61, 8. 62, 2. *e*: str. 14, 2).

Für die gruppen *d e* ergibt sich, soweit nicht innerhalb jeder einzelnen gruppe wichtige unterschiede anzunehmen sind, wozu kein grund vorhanden zu sein scheint, dass der unterschied zwischen *a* und *a* aufgehoben ist. Für die gruppen *ab e* erhellt das aus den angeführten beispielen nicht; der einmal vorkommende reim  $a - a$  beweist für die gruppe *e* nichts; für die strophen 5, 6 darf man annehmen, dass der unterschied noch vorhanden ist, sofern andere gründe dafür sprechen. Für die beiden strophen eigentümlich ist der übergang von intervocalischem *w* in einen labialen spiranten.

Innerhalb der gruppen *ab* mit ausnahme vor str. 5, 6 werden schwere ableitungssilben im reime häufig verwandt:

str. 3, 8 *prekrandr* — *hyggjandi*.

4, 4 *grand* — *Ságandi*.

8, 2 *ring* — *kjöklingum*.

13, 2 *fiogr* — *kyrpingum*.

Von anderer betongung kein einziges beispiel. Anders in str. 5, 6:

5, 4 *-hræssanda* — *þessum*.

6, 2 *-hvitinga* — *ritar*.

In der gruppe *c*

str. 47, 6 *keldhrærfinga* — *erfa*.

In der gruppe *d* einmal suffixbetongung:

str. 62, 8 *scriptendr* — *kendu*

gegen dreimal betongung der stammsilbe:

str. 57, 6 *rimendr* — *finna*.

62, 2 *heffendr* — *nefjum*.

68, 2 *herdendr* — *gerða* (*d* oder *e*).

In der gruppe *e* ausschliessliche betongung der stammsilbe:

str. 12, 4 *beidendr* — *leidar*.

14, 6 *-skreytandi* — *neytir*.

17, 2 *-rýrandi* — *skýru*.

- str. 25, 6 -*ridandi* — *síðau*.  
 27, 2 -*kennandi* — *þrenna*.  
 27, 6 -*scetendum* — *mæta*.  
 48, 8 *fisandi* — *Gisti*.

Hier stellen sich str. 5. 6 positiv auf die seite der gruppen *ede*, während dieselben untereinander keinen unterschied von einiger bedeutung aufweisen.

Sonst ist aus den reimen wenig zu ersehen. Formen wie *troll* (str. 2, 2), *gjörði*, *gjörvar* (str. 20, 4. 28, 8) gegenüber *gerði*: (str. 25, 2) sind für unseren zweck bedeutungslos. Ein geringeres alter lässt sich für str. 28 schliessen aus dem reime *lög* — *slongri* (vgl. str. 3, 3 -*slongvir* — *ongra*). Str. 5 bietet das älteste beispiel von *flýja* (*fljít* — *nýjast* z. 6), s. K. Gíslason, *Njála* II, 969. Für die beurteilung von str. 6 kommt noch z. 6 *vómur* (alt *vámr*) im reime mit *sómu* in betracht, was gleichfalls auf eine jüngere entstehungszeit (13. jahrhundert) weist<sup>1</sup>. Derselben oder einer etwas späteren zeit gehört str. 12 nach ausweis von z. 1: *andigir* (für *audgir*) an.

Stilistisch zeigen mehrere strophen eigentümlichkeiten, welche auf eine gemeinsame heimat und entstehungszeit zu deuten scheinen, doch vielleicht nicht alle auf dieselbe weise zu beurteilen sind; auch einige unterschiede zeigen sich hier, ohne dass es möglich wäre, scharfe grenzlinien, auf die eine chronologische gruppierung gestützt werden könnte, zu ziehen. Von einzelnen wörtern und formen sind zu nennen *þrísu* (str. 4, 8), sonst in der saga nicht belegt; doch enthalten mehrere der anderen strophen dem ausdruck *skaldi þrísu* (= mir) analoge beispiele; str. 5, 4: *fleinhressauðu þessum*; str. 57, 3: *þessum þegni*; str. 41, 3: *þessu skaldi*; zu vergleichen sind auch str. 3, 7: *þegu* (= ich); str. 59, 7: *skaldi* (= mir). Das sind kaum alles nachbildungen von str. 3. 4; die ausdrucksweise ist auch auf die Grettis saga nicht beschränkt; doch fällt ihre häufigkeit auf und weist auf einen historischen zusammenhang der betreffenden strophen.

Str. 7, 7 *ímunn* ist ein ziemlich seltenes wort, das noch in der *Haukllög* und in dem jungen *Orms þátr Stórvölssonar* (Flat. I, 528) belegt ist; str. 29, 3 hat *ímunnukl*. Obgleich andere zusammensetzungen mit *ímunn* in der skaldensprache gebräuchlich sind, muss wol innerhalb derselben saga an gemeinsamen ursprung oder nachbildung gedacht werden.

1) Die seltene form *vómur* kommt auch in der *Hardar saga Grankelssonar* (Ísl. s. II, 50) vor, in einer strophe, welche kaum vor dem ende des 13. jahrhunderts gedichtet sein kann.

Besonders beliebt sind zusammensetzungen eines participium praesent. mit einem vorhergehenden substantiv, welches das syntactische object des verbums ist; in den meisten fällen geht ein genetiv, der die kenning vervollständigt, unmittelbar voran — die zusammensetzung findet sich stets am anfang der zweiten zeile einer vierstrophe, der genetiv steht am schluss der ersten zeile: str. 14, 5—6: *darra dómsskreytandi*, 17, 1—2: *báru blíkrygandi*, 27, 1—2: *Mistar mólkenandi*; ähnlich ohne vorhergehenden genetiv str. 5, 4: *fléihressanda*, 27, 6: *farsætendum*. Zufällig ist das kaum; wie vorsichtig man aber bei der beurteilung eines solchen verhältnisses sein muss, zeigt str. 25, 5—6. Diese strophe gehörte ursprünglich in die Fóstbrœdra saga; doch steht hier: *vágs riggráundi*, wo freilich der genetiv *vágs* nicht unmittelbar vorhergeht<sup>1</sup>.

Auffallende übereinstimmung im wortlaute zweier zeilen ist nicht selten<sup>2</sup>. Str. 21, 8 lautet *allharlím kappmeðum*; str. 63, 4: *laelin satt at meða*. Str. 18, 1 lautet: *Fekk í firna dökkum*; str. 59, 1: *Gekk í gljáfrít nökkra* (var. *dökkra*), und zwar beide male am schlusse einer ähnlichen erzählung. Str. 45, 6 lautet: *endr dró mér ór hendi*; str. (III), 6: *endr af Grettis hendi*. Str. 35, 8 lautet: *drengur sá rekaz lengi*; str. (II), 4: *drengur \*á skuti\* lengi*. Str. 32, 2 lautet: *bráðlyndur at þú fyndir*; str. (IV), 6: *einlyndum þótt mik fyndi*. Str. 31, 6 lautet: *fullsterkr svadilverkum*; str. (IV), 2: *þeyn sterkr svadilsverka*. Str. 30, 5 lautet: *þó skal margr í morgin*; str. 61, 1: *Duliz hefr margr í morgin*. Ein ähnliches verhältnis führte bei str. 31 und 58 im zusammenhang mit anderen kennzeichen zu dem resultate, dass der dichter jener beiden stropfen dieselbe person sei; hier wäre der schluss etwas voreilig, da, wo das gegenteil nicht feststeht, immer die möglichkeit, dass nachbildung vorliegt, offengelassen werden muss. Wo es aber feststeht, dass die übereinstimmenden stropfen zeitlich nicht weit von einander stehen können, wird jene möglichkeit dadurch beinahe ausgeschlossen. Dies ist nun tatsächlich der fall mit str. 21 und 63, für welche die reime einerseits, andererseits die abfassungszeit der umgearbeiteten saga die entstehungszeit ziemlich eng limitieren; auch

1) In den versen der Fóstbrœdra saga begegnen mehrere ähnliche bildungen: s. 22 (ed. Gíslason): *margjódanda fetils stiga*; s. 24: *undlínus rjóðandi*; s. 32: *unnýsandi árkyndils*; s. 45: *jóstýrandi hlýra*; s. 109: *qrstiklandi*. Das beweist noch keinen zusammenhang mit der Gr. s., zumal da solche bildungen keine seltenheit sind und nur ihre häufigkeit in derselben schrift zu schlüssen berechtigt; vgl. aber unten s. 32 fgg.

2) Die beispiele innerhalb der gr. e wurden schon angeführt.

für str. 30 und 61, wie sich unten zeigen wird. — Ferner scheinen einige kleinere eigentümlichkeiten, welche nur durch die wiederholung auffallen, schwerlich auf nachbildung beruhen zu können und — soweit die übereinstimmung nicht zufällig ist — auf einen gemeinsamen dichter zu deuten. Solche sind anfänge von strophen und halben strophen, wie str. 1, 5: *Hykk, at þegnum þilke*; str. 11, 1: *Hygg, at hljóp til Skeggja*; str. 12, 1: *Hygg, at heiman bjuggu*; bei str. 11 und 12, die in der reihenfolge unmittelbar aneinander schliessen, und wo die ähnlichkeit noch grösser ist als die mit str. 1 (*Hygg* str. 11, 12 gegen *Hykk* str. 1), ist der zufall wol ausgeschlossen. Auffallend sind auch: str. 3, 1: *Sé[þu]hrárt sár þín blaða*; str. 15, 1: *Statt[au] upp ór grof, Grettir*; str. 15, 3: *Min:t[au] á mál við svana*; str. 32, 1: *Segðu í breiðar byggðir*; str. 33, 1: *Sátt[au], hvar veit ein veitni*; obgleich solche zeilen auch anderswo vorkommen (K. Gíslason, *Njála* II. 921). Anklänge in bezug auf den inhalt finden sich hie und da: man vergleiche str. 27, 5—6 mit str. 57, 5—6; str. 6 mit str. 7; doch ist darauf kein sonderlicher wert zu legen. Einige strophen gehören paarweise zusammen: str. 15 und 16, 66 und 67; die frage bedingt hier die antwort; bei anderen, z. b. den schon besprochenen str. 63 und 64 scheint die zweite strophe eine jüngere fortsetzung der vorhergehenden zu sein: ein ähnliches verhältnis ist möglich zwischen str. 59 und 60, 61 und 62, 17 und 18, 20 und 21, und wird unten für str. 57 und 57b nachgewiesen werden.

In diesem zusammenhang müssen noch ein paar nachbildungen älterer poesie genannt werden. Str. 61, 5—6: *skotit er heldr fyrir hólðu hrussorda leikbordi* verrät nachahmung von Grógaldr 3, 1: *Ljótu leikbordi skaut fyrir mik en levisu konu*. Str. 30, 6: *mótrunnr Hedins snótar* hat eine strophe aus den Þverárvísur Sturla's (Sturl. II. 215) zur voraussetzung, wo der kampf: *þingmót Hedins snótar* genannt wird. Da die strophe Sturla's nach 1255 gedichtet wurde, kann str. 30 nicht viel älter als str. 61 sein, und muss in zusammenhang mit der oben s. 24 angeführten übereinstimmung demselben dichter wie diese zugeschrieben werden.

Einige auffallende ähnlichkeiten zwischen strophen der Grettis saga und der Fóstbroðra saga, aus denen sich für die mehrzahl der verse keine chronologischen schlüsse ziehen lassen, werden besser in einem anderen zusammenhang besprochen.

Der satzbau ist in den strophen der Grettis saga ziemlich verschieden; doch ist eine bestimmte gruppierung in dieser hinsicht unmöglich. Am deutlichsten unterscheiden sich die verse der gruppe *a* durch

ihren einfachen satzbau, eine folge ihrer kürze und ihres inhaltes. In den übrigen strophen ist die manier der skalden, zwischensätze zu bilden, vorherrschend; zuweilen begegnen deren sogar zwei in einer halbstrophe (str. 1. 9 erste hälfte); auch werden teile eines zwischensatzes von einander getrennt (str. 4. 38 zweite hälfte); doch ist aus der einförmigen weise, in der die mehrzahl solcher sätze angebracht ist, leicht zu erschen, dass man es mit epigonenpoesie zu tun hat. In vielen strophen sinkt der stil beinahe zur prosaischen wortfolge; in einigen bildet sogar jedes zeilenpaar einen besonderen satz. Beispiele bieten schon str. 3 (erste hälfte), str. 5 (zweite hälfte); in den gruppen *cde* sind die beispiele häufig, z. b. str. 19. 31 (erste hälfte), 33. 47. 49. 59. 63 (zweite hälfte), 21. 27. 57. 57b. 60. 61 ganz. In str. 36. 37 werden die kurzen perioden durch den inhalt bedingt. Andererseits gehören zu jeder dieser drei gruppen strophen, welche in dieser hinsicht nach dem gewöhnlichen skaldischen muster gebaut sind, z. b. str. 38. 45. 10. Es ist aber nicht erwiesen, dass die nachlässig gebauten strophen, deren wortfolge der prosaischen nahe kommt, jünger als die übrigen sind; wir werden im folgenden sogar in bezug auf einzelne *vísur* zu dem entgegengesetzten resultate gelangen.

So wenig die vorstehende untersuchung in mancher hinsicht eingetragen haben mag, so ergibt sich doch aus ihr für das alter der verse das folgende. Die einteilung in gruppen, von der wir s. 21 ausgingen, ist keine chronologische, sondern zum teil eine rein zufällige durch den lauf der untersuchung der interpolierten episoden bedingte. Eine ältere schicht scheinen nur die strophen der gruppe *a* sowie in der gruppe *b* str. 3. 4 zu bilden. Wie alt sie sind, ist schwer zu sagen; sie mögen noch aus dem 12. jahrhundert stammen. Eine anzahl der den gruppen *d e* zugehörigen strophen sind, wie u. a. der reim von *o* zu *o* ausweist, nicht älter als die zweite hälfte des dreizehnten jahrhunderts; dasselbe gilt von sämtlichen strophen der gruppe *c*, obgleich hier zufälligerweise ein beispiel des reimes *o* — *o* nicht belegt ist (vgl. auch die ausführungen oben s. 19); diesen drei gruppen stehen auch str. 5. 6 nicht fern, während sich das alter der str. 1. 7 schwieriger bestimmen lässt: vielleicht nehmen sie eine mittelstellung ein; auffallende übereinstimmung mit strophen der gruppen *cde* zeigen sie nicht. Die strophen dieser drei gruppen berühren sich vielfach; auffallende ähnlichkeiten zeigen, dass mehrere dieser *vísur* von demselben dichter verfasst wurden, doch hat man keinen grund für die annahme, dass die strophen der gruppen *de*, wie die der gruppe *c*

alle von demselben dichter herrühren. Also ist die möglichkeit, dass einzelne strophen der gruppen *de* älter als die übrigen sind, nicht ausgeschlossen. Dass das in der tat aber der fall ist, werde ich nun nachweisen; zu gleicher zeit wird es sich zeigen, dass einzelne interpolierte strophen bedeutend älter als die umarbeitung der Grettis saga sind.

Str. 57 wird nicht nicht nur in unserer saga, sondern auch in den handschriften der Landnámabók (Ísl. s. I, 231) mitgeteilt<sup>1</sup>. Schon Sturla's bearbeitung der Landnáma enthielt die strophe; diese ist also älter als die umarbeitung der Grettis saga, welche nach Sturla's tode angefertigt wurde. Da sie in der ursprünglichen Grettis saga nicht mitgeteilt wurde, muss Sturla sie aus mündlicher überlieferung gekannt und für echt gehalten haben — dass er sie selbst fabriciert und nachher seinem historischen werke einverleibt haben sollte, ist undenkbar —, und dies beweist, dass sie um die mitte des 13. jahrhunderts ziemlich verbreitet war. Ihre entstehung ist daher in die erste hälfte des jahrhunderts hinaufzurücken. Sie muss also auch älter sein als die strophen, welche *e* und *æ* nicht unterscheiden, und als str. 30, welche eine strophe Sturla's voraussetzt (siehe oben s. 25).

Von str. 62 werden die ersten vier zeilen in der Snorra Edda (I, 424) mitgeteilt, und zwar in allen handschriften, was gleichfalls auf die mitte des 13. jahrhunderts weist. Dass der bearbeiter der längeren Grettis saga die halbe strophe der Snorra Edda entnommen und vier zeilen hinzugedichtet habe, ist nicht anzunehmen: er hat wol dieselbe mündliche quelle benutzt wie diese.

Zu den etwas älteren strophen ist auch str. 41 zu zählen. Von str. 39. 40. 42, mit denen zusammen sie aufgenommen wurde, unterscheidet sie sich dadurch, dass nur sie keine umschreibungen hat. Das beweist freilich noch nicht, dass sie älter als jene ist. Doch ist zu bemerken, dass sie schwerlich eine jüngere fortsetzung einer anderen strophe sein kann, wie z. b. str. 44 eine fortsetzung zu str. 43 zu sein scheint, weil sie in der mitte eines mehrstrophigen gedichtes steht; auch ist sie nicht pompös, wie jene strophe, sondern einfach. Es kommt

1) Die strophe umfasst in den handschriften der Landnáma 10 zeilen, — nach z. 6 folgen zwei zeilen, welche in ACE der Grettis saga fehlen. Die vorlage einer handschriftengruppe, welche ich *βD* nenne (vgl. die einleitung der demnächst erscheinenden ausgabe) hat die beiden zeilen aus Sturla's werk aufgenommen. Dass schon der umarbeiter der Grettis saga sie aufnahm, ist nicht bewiesen; wir wissen nicht einmal, ob er die Landnáma als quelle benutzt hat. Die sechs zeilen, welche in der ausgabe von 1859 folgen und dort mit den beiden letzten zeilen von str. 57 eine strophe (57b) bilden, stammen aus der Hauksbók und sind also vor dem anfang des 14. jahrhunderts nicht nachzuweisen.

nun ein umstand hinzu, der auf die strophe ein eigenes licht wirft. Sie wird nämlich in einer redaction der Fóstbrœdra saga (ed. Gíslason, s. 4) citirt ohne str. 39. 40. 42, und zwar wird sie dort ein *kvíðingr* genannt. Das scheint zu beweisen, dass sie dem bearbeiter jener redaction ausser zusammenhang mit jenen stropfen bekannt war, was für ihr höheres alter spricht. Aus diesem grunde halte ich dafür, dass str. 39. 40. 42 hinzugedichtet wurden, als str. 41 aus der mündlichen überlieferung in die schriftliche tradition übergieng. Die strophe ist somit bedeutend älter als die der gruppe *e*.

Ogleich es also feststeht, dass einzelne stropfen der Grettis saga älter als die hauptmasse sind, glaube ich doch nicht, dass str. 68, wie K. Gíslason (Njála II, 889) auf grund des umgelauteten vocals in *hugarrakkum* (z. 8) reimend mit *unublakks* annimmt, schon im zwölften jahrhundert vorhanden war. Dass die strophe, welche für die geschichte von Spes. sei es auch, bevor dieselbe umgearbeitet wurde, gedichtet zu sein scheint — die frau wird darin angeredet<sup>1</sup> — eine so auffallende sonderstellung einnehmen sollte, ist nicht wahrscheinlich; zu einer mehr befriedigenden auffassung gelangt man durch eine geringe emendation, wenn man z. 5—8 liest:

*áðr hvardyggum<sup>2</sup> hjuggu  
herdeudr fetils gerða  
axla fót af ýti  
unublakks hugarrakir<sup>3</sup>.*

Auch das hohe alter der str. 63 muss bezweifelt werden, wenn das *sía* (z. 4) der hss., welches K. Gíslason (Njála II, 260) als *sía* erklärt, schreibfehler für *síu*, d. h. *sýna* ist, was der zusammenhang anzudeuten scheint<sup>4</sup>.

Ich habe s. 17 fgg. den nachweis geführt, dass alle stropfen der gruppe *e* die arbeit eines einzigen dichters sind. Es fragt sich, was jemand dazu bringen konnte, diese stropfen zu dichten. Wenn die saga richtig erzählt, ist Grettir selbst der dichter. Wenn das nicht der

1) Zwar kann man annehmen, dass sie ursprünglich an eine andere frau gerichtet war; doch wäre eine solche annahme willkürlich, und es wird dadurch die wahrscheinlichkeit, dass die strophe so ausserordentlich alt sei, nur wenig grösser.

2) Für *hvardyggir*.

3) Für *hugarrakkum*. Ein beispiel eines ähnlichen fahlers in der überlieferung wie hier vermutet wird, — wo freilich eine richtigere lesart daneben bezeugt ist — bespricht Gíslason a. a. o. s. 127.

4) Für *askirudr orredrs kann sýna gerra fyrir qðrum sverð í hári* „nur wenige leute zeigen vor anderen (in der gegenwart anderer) penem“. Wenn man statt *sýna sía* liest, sind die worte *fyr qðrum* in hohem grade unnatürlich.



fall ist — und die frage bedarf keiner weiteren discussion — so muss doch für den dichter zwischen allen diesen strophen ein zusammenhang existiert haben. Ein solcher nun war ausschliesslich in der prosaerzählung gegeben. Es scheint mir einleuchtend, dass der dichter jemand war, der sich mit der Grettis saga beschäftigte. Und dass er im ausgehenden dreizehnten jahrhundert lebte, hat sich gleichfalls ergeben. Daraus aber lässt sich schliessen, dass der dichter jener strophen niemand anders als der umarbeiter der saga war. Nach seinem namen zu forschen, wird, bei der durchgehenden anonymität der verfasser und bearbeiter isländischer familiensögur, wol eine vergebliche arbeit sein; doch lässt sich so viel sagen, dass er ein schüler Sturla's gewesen sein muss, daher er sich denn auch stets auf dessen aussage beruft<sup>1</sup>.

Es ist wahrscheinlich, dass dieser dichter noch andere strophen gedichtet hat; doch ist es schwer, im einzelnen zu entscheiden, welche. Leichter ist es, über seine redactionswirksamkeit einen überblick zu gewinnen. Wir wissen, dass er abgesehen von etwaigen jüngeren abschnitten, alle interpolationen, also auch die strophen der gruppe *d* aufgenommen hat, und von der gruppe *c* alle diejenigen strophen, deren alter beweist, dass sie nicht zur ursprünglichen Grettis saga gehören können, also zunächst wol alle, welche *a* mit *o* reimen, str. 20. 21. 27. 29. Ferner str. 28, welche *q* und *o* reimt; str. 30, welche nach 1255 gedichtet wurde; wie es scheint auch str. 12, welche (z. 2) die form *auðigir* aufweist, und str. 11, welche von demselben dichter wie str. 12 herzurühren scheint. Es bleiben str. 9. 10. 14 — 19. 48. 63. 65 — 67. (68?) übrig, von denen einige etwas älter sein und schon in der ursprünglichen saga gestanden haben mögen, obschon dafür jeder beweis fehlt und sie durchaus denselben eindruck machen, wie die übrigen. Wir entscheiden das im einzelnen nicht<sup>2</sup>.

Es kann nun wol als bewiesen angenommen werden, dass die Grettis saga nur sehr wenige strophen — im ganzen, die bruchstücke mit einbegriffen, etwa 10 bis 20 — enthielt, und dass die übrigen von einem interpolator aufgenommen wurden. Einige strophen schöpfte er

1) Man könnte die frage aufwerfen, ob nicht Sturla selber der dichter sein kann, doch haben die verse, abgesehen von str. 39, 6, mit Sturla's poesie gar keine ähnlichkeit, sodass die auffassung, dass ein schüler Sturla's sie dichtete, als die natürlichere erscheint.

2) Die strophen der gruppe *b* scheinen schon in der ursprünglichen saga gestanden zu haben. Str. 5, 6 sind zweifelsohne die jüngsten visur dieser schicht; str. 5 aber ist im zusammenhang unentbehrlich, und str. 6 darf wol von 5 nicht getrennt werden (vgl. oben). Doch liesse sich an str. 7 auf grund der ähnelikeit zwischen 7, 7 und 29, 3 zweifeln.

aus der mündlichen tradition; die übrigen dichtete er hinzu. Die zeit, in der die umarbeitung zu stande kam, kann ziemlich genau bestimmt werden, indem einerseits das todesjahr Sturlas 1284, andererseits eine gruppe jüngerer strophen, von der es sich zeigen wird, dass sie um 1300 vorhanden war, eine grenze bilden.

Die bisherige untersuchung wollte, indem sie den umfang der interpolierten prosastücke annähernd festzustellen und das alter der einzelnen strophen zu bestimmen suchte, ein bild davon gewinnen, wie die saga vor der bearbeitung beschaffen war und welche gestalt sie durch diese erhielt. Nunmehr erhebt sich die frage, ob keine strophen jünger als die umarbeitung der saga sind, und im zusammenhang damit die, ob alle interpolationen von demselben bearbeiter herrühren. Die antwort auf die zweite frage lautet bestimmt: nein.

Dass mehr als ein interpolator an der Grettis saga tätig gewesen ist, zeigt das schlusskapitel. Dieses, wo Sturla als gewährsmann genannt wird, ist, wie sich versteht, nicht ursprünglich. Es werden hier drei gründe angegeben, weshalb Grettir nach Sturla's meinung von allen geächteten Isländern der merkwürdigste gewesen sei: erstens war er der klügste *sekr madr*, zweitens der stärkste, drittens wurde sein tod in Konstantinopel gerächt. Dann fährt der schreiber fort: *ok þat með, hrerr giptumadr þorsteinn drómundr varð á sínum efstum dagum, sá ein sami, er hans hefndi*. Die worte stehen in diesem satze vollständig bedeutungslos und zerstören den zusammenhang. Sie wurden von dem bearbeiter des Spesar Játtir hinzugefügt, um das zeugnis Sturla's auch für seine erzählung gelten zu lassen; dieser bearbeiter war also mit dem schreiber des kapitels nicht identisch.

Der zweite umarbeiter ist ein romantiker. Ein künstler ist er nicht; er schreibt einen durchaus schlechten stil, an dem man ihn sofort widererkennt als den schreiber der episode von Hallmunds tod. Ein grosses kopiertalent hatte er; die geschichte der Spes entnahm er einem Tristanroman<sup>1</sup>, die von Hallmundr schrieb er, als ihm der atem ausgieng, aus der Orvar-Odds saga aus. Der abstand in stil und ton ist zu gross, als dass man glauben könnte, der in vielen hinsichten talentvolle verfasser der übrigen interpolationen, habe diese fade geschichte geschrieben. Der zweite umarbeiter ist auch der dichter der durchaus unbedeutenden str. 50—56, welche von der prosa gar nicht getrennt werden können, und, was die überlieferung beweist, ohne

1) 200, 4 *speja* weist auf eine deutsche quelle. Direkter zusammenhang mit nordischen versionen der Tristansaga scheint nicht zu bestehen.

dieselbe niemals existiert haben<sup>1</sup>. Er wird es auch sein, der str. 44, welche nur eine wiederholung von str. 43 im pseudo-heroischen stile der str. 50—56 ist, dichtete und sie nach str. 43 einschob.

Jünger als die hauptmasse der übrigen strophen scheinen auch die nur in zwei hss. überlieferten str. (I—IV) zu sein. Sie berichten zum teil von begebenheiten, von denen die saga nichts weiss. Gudbr. Vigfússon's vermutung (*Um tímatal* s. 476), dass str. (II, III) sich auf die s. 104—107 erzählte geschichte beziehen, ist als vollständig unbegründet zurückzuweisen, und dass str. (IV) auf den tod des Þorbjörn oxnamegin anspiele, wird lediglich aus dem namen seines vaters *Arnórr* conjectiert, während die person, von der die rede ist, in der strophe *þorfinnr* — nicht *þorbjörn* — *Arnórsson* heisst: auch berichtet die saga nicht, dass Þorbjörn sich vor Grettir fürchtete, wie die strophe; andererseits meldet die strophe nicht, dass *þorfinnr* getötet wird, wie die saga von *þorbjörn* erzählt. Str. (I) ist also die einzige, welche etwas berichtet, was auch in der saga erzählt wird. Das beweist nun zwar nicht, dass die verse jünger sind als die übrigen, gibt ihnen aber eine sonderstellung. Diesen versen fehlt ferner jeder poetische schwung, sie sind sehr schlecht geschrieben, das metrum ist stümperhaft (II, 5; III, 2; III, 8; IV, 8) und, was die sache entscheidet, die formen sind jung: str. (I), 7 reimt *Björn* mit *Gunnar*, str. (II), 8 fordert das metrum *þarfur*, str. (III), 2 *skaleggr* ist dehnung des kurzen vocals in offener silbe anzunehmen. Bei dieser sache lage weisen die häufigen übereinstimmungen im wortlaut mit anderen strophen (str. II, 4 und 35, 8; III, 6 und 45, 6; IV, 2 und 31, 6; IV, 6 und 32, 2; die stellen wurden oben s. 24 citiert) nicht auf einen gemeinsamen dichter, sondern auf entlehnung<sup>2</sup>. Ein bedeutender abstand liegt aber zwischen diesen und den jüngsten der übrigen strophen nicht:

1) Nur das übereinstimmende metrum hat Gudbr. Vigfússon (*Um tímatal*, s. 473) veranlasst, die *Hallmundarkvæða* für einen abschnitt eines längeren gedichtes über Grettis leben zu erklären, zu dem auch str. 22—24, 39—41 gehören sollen. Der unterschied im stile ist ausserordentlich auffallend.

2) Merkwürdigerweise sind, abgesehen von str. 45, ausschliesslich die *Söðul-kollurisar* zum vorbild genommen. Es muss bemerkt werden, dass str. 45 nicht viel besser als str. (I—IV) ist. Es sind grosse worte über nichts, und der dichter hat ganz vergessen, das Atli tot und Hlugi ein kind ist. Es ist nicht unmöglich, dass auch diese strophe vom dichter der str. (I—IV) verfasst wurde. Sie bezieht sich andererseits auf Hallmundr und weist vielleicht auf den dichter der *Hallmundarkvæða* und von str. 41, auf die sie unmittelbar folgt, als ihren verfasser, der also mit dem dichter der str. (I—IV) identisch wäre. Die *Söðulkollurisar* aber gehören zu einer älteren schicht (gruppe c). Die ursache, dass nur diese nachgedahmt wurden, liegt im geschmack des nachbildenden poeten, weshalb es fruchtlos wäre, dafür eine erklärung zu suchen.

denn dass str. (I—IV) schon kurz nach 1300 existiert haben müssen<sup>1</sup>, scheint der bericht der *Ljósvetninga saga*, deren handschriften hoch in das vierzehnte jahrhundert hinaufreichen, von Torfi Vébrandsson und seiner begegnung mit Grettir, zu beweisen, wenigstens wenn unsere stropfen, wie Gudbr. Vigfússon (*Um tímatal*) annimmt, die quelle des berichtes sind. Es kommt aber noch eine andere erwägung hinzu. Eine strophe der *Fóstbrœdra saga*, welche in allen hss. bewahrt ist (*Fóstbr. s. ed.* Gíslason s. 47. 70; *Flat.* II, 160) weist mit unseren str. (I—IV) eine auffallende ähnlichkeit auf. Dort heisst es:

z. 2: *skeleggr en þat teljum*, vgl. str. (III), 2 *skeleggir minnis veggja* (derselbe metrische fehler).

z. 7: *drengr (drengs) vamm (vard) dád at lengri* vgl. str. (II), 4 *drengr el skáði lengi* (vgl. auch str. 35, 8).

z. 8: *djarfr Hávars arfi*; dem fehler wird durch *Hávarar* der *Hauksbók* nicht abgeholfen<sup>2</sup>; also ist zu lesen: *djarfur — —*, vgl. str. (II), 8 *þarfur Vébrands arfi*.

Ferner stimmt z. 1 mit str. 4, 5 der *Grettis saga* überein in der kenning *skæ skorðu*.

Wie ist nun dieses verhältnis zu beurteilen? Bei dem höheren alter der hss. der *Fóstbrœdra saga* wird man zunächst zu der hypothese greifen, dass der dichter der stropfen (I—IV), die zudem zu den jüngsten versen der *Grettis saga* gehören, die strophe der *Fóstbr. s.* benutzt hat. Dabei bleibt aber die übereinstimmung jener strophe mit str. 35 und mit str. 4 unerklärt; denn es ist ungläublich, dass drei verschiedene dichter von stropfen der *Grettis saga* alle dieselbe strophe aus der *Fóstbrœdra saga* ausgeschrieben haben sollten. Die zweite möglichkeit ist, dass die strophe der *Fóstbr.* aus elementen der *Grettis saga* zusammengeflickt ist. Dem scheint das alter der hss., die in das erste viertel des vierzehnten jahrhunderts hinaufreichen, und dadurch beweisen, dass die strophe nicht lange nach 1300 gedichtet worden sein kann, zu widersprechen, denn höher als ca. 1300 lassen sich str. (I—IV) mit rücksicht auf das oben besprochene alter der ersten umarbeitung auch nicht hinaufrücken. Wenn man das nicht annehmen will, bleibt nur die dritte möglichkeit übrig<sup>3</sup>, dass der dichter der

1) *þarfur* in str. (II) ist vielleicht das älteste isländische beispiel von *svarabhakti* vor *r*.

2) K. Gíslason, a. a. o. s. 123 nimmt die möglichkeit an, dass *Hávarar* richtig ist; doch beweist die str. der *Grettis saga*, dass damit die zeile nicht emendiert ist.

3) Die möglichkeit, dass die gemeinsamen elemente der in den beiden sagas überlieferten stropfen landläufige ausdrücke sein sollten, die von jedem beliebigen

betreffenden strophe der Fóstbr. s. und derjenige der str. (I—IV) der Gr. s. identisch sind. Dieser war natürlicherweise mit der Gr. s. wol bekannt, und dass er, der für die Grettis saga neue verse dichtete, die saga auch plünderte, wenn es galt, vísur für ein anderes buch zu schreiben, würde nicht auffallen. Auf dieselbe weise ist wol die strophe (K. Gíslason s. 107, Flat. II, 225) zu erklären, wo Þormódr die von ihm auf Grönland getöteten männer aufzählt. Die ähnlichkeit der zweiten halbstrophe mit der ersten hälfte der str. (I) der Grettis saga ist nicht so auffallend, dass sie nicht für zufällig gelten könnte, wenn nicht zu gleicher zeit z. 4 *útrauðr Loðins (Ljóts* in der Hauksbók unrichtig *dauda* mit str. 19, 4 der Gr. s.: *útrauðr beran dauda* fast identisch wäre<sup>1</sup>. Man ersieht daraus, dass nicht alle strophen, welche die Fóst-

dichter benutzt werden konnten, ist ausgeschlossen, da ein landläufiger ausdruck und eine landläufige zeile wie eine landläufige erzählung ein gewisses alter haben muss; die in frage stehenden ausdrücke und zeilen sind aber jung. Eine einzelne stelle könnte freilich auf eine gemeinsame dritte quelle zurückgehen, vgl. Sturlunga s. I, 15: *djarfr sásk Odda arfi*, wo K. Gíslason (Njála II, 83) liest: *djarfom Odda arfa*. Die mehrzahl der stellen in einer strophe beweist aber den zusammenhang. Aus demselben grunde kann nicht an variationen einer und derselben strophe, die in verschiedenen sogar verschiedenen dichtern zugeschrieben werden — wie z. b. in der Eyrbyggja und der Bjarnar saga Hitðlakappa — gedacht werden. Diese strophen wurden zu gleicher zeit verfasst und niedergeschrieben.

1) Ähnlich ist das verhältnis einer prosaerzählung der Fóstbr. s. zur Grettis saga. Als Þormódr im begriff ist, von Norwegen nach Grönland zu segeln, um seinen freund Þorgeirr Hávarsson zu rächen, erscheint kurz vor der abfahrt ein mann, der den schiffsführer bittet, ihn mitzunehmen. Der mann nennt sich Gestr (ed. K. Gíslason, s. 80). Dann heisst es: *Sá madr var mikill resti ok herdbreidr ok herðjykkir. Hann hafði síðan hött á hofði; máttu þeir ekki sjá í andlitit á honum* (vgl. Gr. s. 123, 22—23; 147, 2; 164, 1—2, 6). Auch hier würde man anfangs glauben, die Gr. s., wo diese phrasen nur in interpolierten abschnitten vorkommen, habe dieselben aus der Fóstbr. s. ausgeschrieben, — sofern nicht eine gemeinsame quelle nachweisbar wäre. Doch belehrt uns das, was folgt, eines andern. Denn nun wird eine geschichte erzählt, welche viel ähnlichkeit hat mit einer erzählung in dem alten teile der Gr. s. (s. 35). Und dass das kein zufall ist, beweisen die worte s. 81: *Í þat mund var byttuanstr á skipum, en ekki deluanstr*; vgl. Gr. s. 35, 19—20. (Man vergleiche auch noch Fóstbr. s. 81, 7 mit Gr. s. 35, 31). Dass die geschichte in der Fóstbr. s. schlecht motiviert — dieser Gestr hält sich einige zeit auf Grönland auf; man vernimmt später, dass auch er gewünscht hatte, Þorgeirr Hávarsson zu rächen, was ihm aber nicht gelingt, — in der Gr. s. hingegen natürlich erzählt ist, spricht schon für die letztere. Merkwürdigerweise stehen wir hier vor derselben alternative wie bei den strophen: entweder haben zwei bearbeiter der Gr. s. aus derselben erzählung der Fóstbr. s. motive entnommen und dieselben zu zusammenhängenden erzählungen ausgearbeitet, oder ein bearbeiter der Fóstbr. s. hat aus verschiedenen motiven der Gr. s. und einem sehr geringen vorrat eigener

br. s. dem Þormóðr Kolbrúnarskáld zuschreibt, wirklich von Þormóðr gedichtet worden sind, und dass auch die verse dieser saga einer specialuntersuchung in hohem grade bedürftig sind. Für die Grettis saga aber concludieren wir, dass str. (I—IV) ca. 1300 gedichtet wurden. Ob diese strophen und die Hallmundarkvida die arbeit desselben dichters sind, mag dahingestellt bleiben; doch hindert nicht allein nichts das anzunehmen, sondern es sprechen dafür 1. der geringe poetische wert und der mangel an originalität in beiden gedichten, 2. der umstand, dass sie zeitlich nicht weit auseinander liegen, 3. dass sie beide nach der grossen umarbeitung in die saga aufgenommen wurden, 4. dass str. 45 metrisch und stilistisch den str. (I—IV), inhaltlich aber der Hallmundarkvida nahe steht. Älter als str. (I—IV) sind die Hallmundarkvida und die übrigen zusammen mit ihr aufgenommenen stücke auf keinen fall, was die stellen aus der Orvar-Odds saga beweisen.

Die oben geführte untersuchung zeigt, wie sich die dichterische produktion zuweilen längere zeit hindurch mit demselben stoffe beschäftigt. Ein held der historischen tradition kann der mittelpunkt eines cyclus werden, wie ein held der heroischen sage. Wie die gedichte über den heros schliesslich in einer liedersammlung, so werden die gedichte über den historischen helden in einer saga gesammelt und der chronologische abstand scheinbar aufgehoben. Die kritik aber zeigt wider das nacheinander, wo die überlieferung nur das nebeneinander kennt. So gewinnt man für die verse der Grettis saga das folgende bild der überlieferung. Einige strophen stammen aus alter zeit; möglicherweise sogar einige noch aus der lebenszeit des Grettir, spätestens aber gehören sie dem 12. jahrhundert an. Der sagaschreiber nimmt sie auf, soweit sie ihm bekannt sind. Grettir aber ist ein beliebter held; das ganze dreizehnte jahrhundert hindurch wird über ihn gedichtet. Ein umarbeiter sammelt gegen ende des jahrhunderts die strophen und streut sie durch die erzählung. Er dichtet einen ganzen cyclus, darunter mehrstrophige gedichte hinzu. Hier wird zuerst die poetische production an die prosaüberlieferung gebunden. Sie bleibt vorläufig daran gebunden. Ein zweiter umarbeiter dichtet einige jahre später wider neue strophen hinzu und nimmt sie zu gleicher zeit in die saga auf. Damit erhält die saga die form, in der sie weiter überliefert und verbreitet wird. Aber noch beschäftigt sich die schaffende phantasie gerne mit dem helden. Davon zeugen in vielen handschriften des 17. jahrhunderts die strophen am

phantasie eine ziemlich ungeschickte erzählung zusammengeflocht. Die entscheidung zwischen den beiden auffassungen ist nicht schwer.

anfang und am schluss der saga, in denen Grettir gelobt wird, ferner solche gedichte, welche eine episode aus Grettirs leben poetisch behandelten, wie die verlorene Grettisfærsla, schliesslich der letzte ausläufer dieser poesie, die im 17. jahrhundert verfassten Grettisrímur.

Es wäre überflüssig, auch die resultate für die schriftliche überlieferung hier zusammenzufassen; sie beschränken sich darauf, dass die zusätze zweier interpolatoren nachgewiesen wurden. Anstatt das zu wiederholen ziehe ich es vor, damit die frage noch von einer anderen seite beleuchtet werde, noch einen auffallenden unterschied im stile der drei bearbeiter der saga ins auge zu fassen. Die saga ist bekanntlich reich an sprichwörtern; doch sind diese keineswegs gleichmässig über die ganze schrift zerstreut, sondern begegnen in einzelnen abschnitten häufig, in anderen gar nicht oder wenig. Ich lasse hier eine nach den schreibern eingeteilte gruppierende übersicht, welche nicht nur für die verfasserfrage ihr interesse hat, folgen.

In der ursprünglichen saga werden die folgenden sprichwörter mitgeteilt.

1. In der geschichte von Grettis vorfahren s. 1—22 keine.

2. Grettis jugend:

*Vinn er sá annars er illz varnar* 23, 21.

*Fleira veit, sá er fleira reynir* 23, 22; vgl. 95, 24.

*Ilt er at eggja úbilgjarnan* 24, 4 (vgl. Sig. kv. sk. 22).

*Skýz þeim morgum víslómrim, er betri rún er at* 25, 27.

*Þrell einn þegar hefnið, en argr aldri* 28, 4.

*Mart er qðru líkt* 29, 27<sup>1</sup>.

*Er eigi þat at launa, sem eigi er gort* 31, 26.

3. Grettis erste reise:

*Munn er at mannlídi* 35, 16.

*Mart er smátt, þat er til berr á síðkreldum* 38, 23.

*Orða síma á hverr ráð* 42, 9.

*Þat er satt, sem mátt er, at ql er annarr maðr* 43, 28.

*Satt er þat, er mátt er: lengi skal mauninn reyna* 48, 16.

*Þykkir mér þat ráð, at hér hefi eik, þat er af unnarri skeftr*  
53, 13 (vgl. Hárbardsljód 22).

4. Zwischen der ersten und der zweiten reise nach Norwegen:

*Margr seilið um hvarð til lokunnar* 67, 18.

*Spá er spaks geta* 72, 20.

*Má eigi fyrir qllu sjá* 72, 29; vgl. 119, 29; 182, 24.

1) Ob dieser satz als sprichwort aufzufassen ist, ist zweifelhaft.

Darunter drei in der spukgeschichte von Glámr:

*Ill man af illum hljóla* 82, 3.

*Satt er þat, sem maelt er, at sill er hrárt, gefa odr gorfugleikr*  
82, 7.

*Þá er oðrum rá fyrir dyrum, er oðrum er inn um komit* 82, 8.

5. Grettis zweite reise:

*Segir illt údrengrum lit at veita* 92, 13.

*Hljótr jafnum illt af athugaleysinu* 94, 25.

*Þá veit þat, er regul er* 95, 24.

*Þess rerdr [þó] getil er gort er* 96, 22.

*Satt er þat, sem maelt er, at engi madr skapar sik sjálf* 97,  
3—4.

*Hvat má vita, hversu rerdr, um þat er lýkr* 97, 12.

6. Begebenheiten auf Bjarg während Grettis zweiter reise:

*Mart er líkt með þeim er gódir þykkja:* 99, 4.

*Satt er et fornkredna: ofleyfingjarnir bregðax mér mest* 102,  
12—13.

*Jafnan er hálfsoyd saga, ef einu segir* 103, 32.

7. Nach Grettis rüekkehr bis zum zweiten besuche auf Bjarg.

a. auf Bjarg: *Þat er fornt mál, sagði Grettir, at svá skal bota*  
*bota at bida annars meira* 108, 17.

*Fleiru er monnum til huganar en fébætr einar* 108, 19.

b. im Ísafjörðr: *Eigi má nú rid qllu sjá (rrra rarð ek nekkurs-*  
*staðar)* 119, 29—30; vgl. 72, 29; 182, 24.

c. bei Skapti: *Hefir þat mörqum at bana ordit, at hann hefir*  
*oftryggr verit* 125, 25—26.

d. auf der Arnarvazheidr: *Nú er þri illt illum at vera, at margr*  
*ællur þar amman optir veru* 127, 30 (Þórir raudskeggr).

*Eigi er sopit, þóat í ansuna sé komit* 130, 5.

e. auf dem Fagraskógafjall (episode von Gísli):

*Alt rerdr til fjárens umit* 133, 27.

*Hér fór sem maelt er, at opt er í holti heyrandi nærr* 134, 4.

*Er vel, at svá hufi brek, er beidix* 135, 17.

*Sá er eldrinn heitastr, er á sjálfum liggv, (ok er illt at fáx*  
*rid heljarmanninn)* 136, 6—7.

f. bei Guðmundr íki:

*Trá þá engum svá vel, at þú trúir eigi best sjálfum þér,*  
*en vandsénir eru margir* 155, 21—22.



## 8. Grettis letzter besuch auf Bjarg:

*Má engi renna undan þrí. sem honum er skapat* 159, 6—7.

*Fátt er rammara en forneskjan* 159, 13.

## 9. Grettir auf Drängey:

*Sinnar stundar bítr hrat, segir Þorbjörn, ok munu illi bida*  
168, 26—27.

*Nú fór svá morgun, at gíorn var hönd á venju, ok þat varð*  
*tamast, sem í orskunni hafði numit* 174, 17—19.

*Nú þykki mér koma at þrí sem nælt er, at margr ferr í geit-*  
*urhús, allar at bidja* 174, 22—23.

*Er fátt vísara til illi en kunna eigi gott at þiggja* 176, 2—3.

*Eigi má fyrir öllu sjá um þat* 182, 24; vgl. 72, 29; 119, 29.

*Satt er et fornkreðna, at langrúrnúir rjúfar síxt, ok hit annat,*  
*at illt er at eiga þræl at einkarín* 184, 22—24.

*Berr er hverr á bakinu, nema sér bróður eigi* 185, 19—20.

In diesem zusammenhange erwähne ich auch eines *ordteki*: *þat er haft síðan fyrir ordteki, at þeim ljái Glámr augna eðr gefi glámsýni, er mjök sýni: annan veg en er* 86, 25—27.

In den von dem ersten umarbeiter aufgenommenen interpolationen (abgesehen von solchen, welche ausschliesslich aus versen bestehen):

s. 104—107 geschichte der Söðulkolla: keine.

s. 123—125 episode mit Loptr auf Kjölr: keine.

s. 146—148 Grettir auf der Reykjahöldr: keine.

s. 148—155 episode im Bárdardalr: keine.

s. 155—156 Grettis fahrt nach Austrárdalr: keine.

s. 156—158 episode von Þóroddr Snorrason (vielleicht in der ursprünglichen saga an anderer stelle, vgl. oben s. 10).

*Margr er dulinn at sér* 157, 32.

s. 163—168 episode auf dem Hegranesþing: keine<sup>1</sup>.

Also in allen diesen interpolationen ein sprichwort, in einem abschnitt, über dessen unursprünglichkeit zweifel ausgesprochen wurde.

In den von dem zweiten umarbeiter aufgenommenen interpolationen:

s. 142—146 episode von Hallmunds tode:

*Verðr hverr þá at fara, er hann er fígr* 146, 1.

*Gef: illa újafnaðr* 146, 4.

<sup>1</sup>) 163, 32: *þrí fírr fór sem norr kalladi* und 164, 7—8: *skjótt þykki mér mart skipax kunna* gehören kaum hierher.

s. 195—208 Spesar þátr:

*Mart er fyrir úrúðum (um slíkt)* 195, 16.

*Eugi er ullheimskr, ef þegja má* 198, 21.

*Gott er þat jafnan, at gefa betri rum en margir ætla* 199, 14.

*Hér mun komna at þri sem mælt er, at þrisvar hefir allt orðit forðum* 200, 23—24.

*Mæltu margir, at hou mundi þat sama, sem mælt er, at lítit skyldi í eidi úsvert* 204, 1—2.

*Fór þar, sem víða eru dæmi til, at einr lægri verða at líta* 204, 12.

Der zweite umarbeiter macht also, im gegensatz zu dem ersten, wie der sagaschreiber von sprichwörtern einen häufigen gebrauch; vielleicht gehört es zu seiner methode, auch in dieser hinsicht nachzuahmen; ein blick überzeugt davon, dass die von ihm angeführten sprichwörter viel weniger schlagend und charakteristisch sind als die der alten saga. Diese ergebnisse stützen die auf anderem wege in bezug auf die geschichte der saga gewonnenen ansichten. Sie beweisen auch, dass diejenigen theile der saga, welche oben nicht als interpolationen erkannt wurden, alle von demselben verfasser, also von dem sagaschreiber herrühren. Durch die ausscheidung jener abschnitte wird also die saga bis auf wenige nicht ganz sichere stellen in ihrer ursprünglichen gestalt widerhergestellt. Nur fällt es auf, dass die einleitung, der sogenannte Qnundar þátr, kein einziges sprichwort enthält. Doch ist das kein grund, denselben für einen zusatz zu erklären. Man beachte, dass der sagaschreiber die überwiegende mehrzahl der sprichwörter Grettir in den mund legt, zu dessen charakter es gehört, sich kurz, ironisch und zu gleicher zeit bildlich auszudrücken. In dem Qnundar þátr ist daher für eine solche bildersprache wenig platz, um so weniger, als die handlung hier rasch fortschreitet und die scenen selten ausgemalt werden. Die begebenheiten werden in hauptzügen skizziert mehr als erzählt, und es erregt deshalb kein befremden, dass der schöne stil des sagaschreibers hier nicht zur vollen entfaltung kam; übrigens ist er altertümlich genug.

Übersicht der strophen. (Reihenzahl der neuen ausgabe.  
Seitenzahl der alten ausgabe.)

str. 1 s. 5	str. 4 s. 12
„ 2 „ 6 2 zln.	„ 5 „ 14
„ 3 „ 7	„ 6 „ 17

str. 7 s 19	str. 30 — 37 s. 104 — 107.
„ 8 „ 23 4 zln.	36. 37 je 4 zln.
„ 9 „ 24	„ 38 s. 110
„ 10 „ 26	„ 39 — 42 s. 120 — 122
„ 11 „ 30	„ 43 — 45 „ 124 — 125
„ 12 „ 32	„ 46. 47 s. 131. 46 2 zln.
„ 13 „ 33 2 zln.	„ 48 s. 137
„ 14. 15 s. 34	„ 49 „ 140
„ 16 s. 35	„ 50 — 56 s. 143 — 145
„ 17. 18 s. 39	„ 57. 57b „ 147
„ 19 s. 47	„ 58 s. 148
„ 20 „ 52	„ 59. 60 s. 154
„ 21 „ 54	„ 61. 62 „ 166
„ 22 — 24 s. 59 — 60	„ 63. 64 „ 170 — 171
„ 25 s. 64	„ 65 s. 180 — 181
„ 26 „ 67	„ 66. 67 s. 189 — 190
„ 27 „ 74	„ 68 s. 196
„ 28 „ 88	„ (I — IV) s. 179 — 180.
„ 29 „ 96	

Die 5 strophen s. 179 — 181 sind demnach (I — IV) 65.

## II.

### Verhältnis der *Grettis saga* zu anderen altnordischen schriftten.

Wie die meisten historischen *sögur* steht die *Grettis saga* mit der *Landnámabók* in zusammenhang. Zumal stimmen mehrere genealogien mit denen der *Landnáma*, zum teil wörtlich, überein. Das beweist nun nicht, dass die *Grettis saga* jünger als *Sturla's* bearbeitung der *Landnámabók* ist; es ist auch möglich, dass sie eine ältere ausgabe, etwa *Styrmir's* buch oder eine noch ältere redaction benutzt hat, und dass das tatsächlich der fall ist, werde ich versuchen nachzuweisen. Dass die *Grettis saga* älter als *Sturla's* *Landnáma* sein sollte, widerspricht zwar der herrschenden ansicht, doch beweist das eine stelle, wo die *Landnáma* augenscheinlich die *saga* ausgeschrieben hat. S. 16 bis 20 finden wir einen ausführlichen bericht über die streitigkeiten zwischen den söhnen des *Qmundr tréfótr* und *Flosi*, dem sohne des *Eiríkr snari*, welche damit enden, dass *Flosi* verurteilt wird. Er verlässt Island auf einem schiffe, welches Norweger, die im vorigen herbste schiffbruch gelitten und den winter in seinem hause zugebracht hatten,

aus den trümmern ihres schiffes gebaut haben. Das schiff war kurz und breit geraten und wurde darum *Trékylli* genannt. Flosi wurde vom winde in den Oxárfjörðr zurückgetrieben. Mit dieser begebenheit, heisst es dann, fange die *saga Boðmóds ok Grímólfs ok Gerpis* an. Das ist eine andere weise zu sagen, dass Flosi „ór *sagunni*“ ist. Der zusammenhang in dieser erzählung ist klar, und nichts kann entbehrt werden.

In der Landnámabók werden s. 157 acht zeilen dem Eiríkr snara und seinem sohne Flosi gewidmet. Eiríkr, so wird berichtet, wohnte in Trékyllisvík; seine frau war Álöf, die tochter Ingólfs aus dem Ingólfsfjörðr; ihr sohn war Flosi. Dann heisst es (von Flösi): *er ljó i Vík; þá er Austmenn bratu þar skip sitt ok gordu ór hrænum (brotnuun Hauksbók) skip þat, er þeir kolludu Trékylli; á þei fór Flosi utan ok eard aptreka i Oxárfjörð; þadan af gordi: saga Boðmóds [gerpis ok Grímólfs fehlt in Hauksbók].* — Von *Trékylli* an ist die übereinstimmung mit der Grettis saga, abgesehen von dem gegensatz: *ok Grímólfs ok Gerpis* (Gr. s.) — *gerpis ok Grímólfs* (Landn.) wörtlich. Der zusammenhang in der Landnáma ist weniger natürlich; denn wenn die bemerkung über den namen des schiffes etwa den zweck haben sollte, zu erklären, dass die bucht *Trékyllisvík* heist, so ist es auffallend, dass dieselbe schon da, wo von Flösi's vater die rede ist, so genannt wird; man würde, wenn die erklärenden worte ursprünglich wären, erwarten zu vernehmen, dass Eiríkr wohnte. *Þar sem nú heitir Trékyllisvík.* Doch wäre eine kleine inconsequenz denkbar. Die beiden folgenden sätze aber sind hier vollständig bedeutungslos; dass Flosi in den Oxárfjörðr zurückgetrieben wurde und dass damit die *saga Boðmóds* anhub, hat weder mit dem landnám Eiríks noch mit dem namen *Trékyllisvík* etwas zu schaffen. und gerade diese sätze sind es, in denen die übereinstimmung mit der Grettis saga wörtlich ist. Diese übereinstimmung ist also nur dadurch zu erklären, dass Sturla, der ja die Landnáma mit allem was er wusste zu bereichern suchte, diese zeilen aus der Grettis saga aufgenommen hat, und zwar kann man von ihm glauben, dass er dabei die absicht hatte, den namen *Trékyllisvík* zu erklären. Er schrieb nur etwas mehr ab, als dazu direct notwendig war, wahrscheinlich weil ihn diese historischen notizen interessierten.

Durch diese saehlage wird die beurteilung zweier längeren miteinander zusammenhängenden erzählungen, welche die Gr. s. und die Landnáma beide mitteilen, ausserordentlich erschwert. In beiden erzählungen ist die übereinstimmung wörtlich und der zufall ausgeschlossen.

Es fragt sich, ob es sich mit diesen erzählungen verhält wie mit den genealogien, wo eine ältere redaction der Landnáma die quelle ist, oder ob die übereinstimmung wie die von Gr. s. s. 20 mit Landn. s. 157 zu erklären ist.

Die erste erzählung ist die von der flucht des Gautländers Björn nach Norwegen, Gr. s. 4, 16—5, 1. Landn. 203, 14—205, 13. Die übereinstimmung geht so sehr ins einzelne, dass sogar einige varianten dieselben sind (z. 19: *Am — Ani*; z. 21: *Sigfast — Sigrat*); doch wird das einer jüngeren berührung der handschriften zugeschrieben werden müssen. Die abweichungen sind unbedeutend. Beim tode der *Hlíf* berichtet nur die Landnáma, dass sie *á Gautlandi* starb, was freilich selbstverständlich ist; von den söhnen Eyvinds nennt Landnáma an dieser stelle nur *Helgi einu magri*, von dem sie übrigens viel mehr zu berichten weiss als die saga; doch wird an anderer stelle auch *Snæbjörn* genannt. Nur ein widerspruch ist vorhanden: Björns zweite frau Helga ist nach der Landnáma die schwester, nach der Grettis saga die tochter des Qndótt kráka. Der erstere bericht ist der wahrscheinlichere, denn bei Qndótt's tod, als Helga's sohn Þrándr schon erwachsen ist, sind Qndótt's söhne noch jung. Doch kann das ein jüngerer fehler sein. Die überlieferung entscheidet also nicht, welcher quelle die erzählung ursprünglich angehört.

Der zusammenhang ist in beiden schriften verständlich; in der Grettis saga wird die geschichte an Þrándr, den freund des Qmundr tréfothr geknüpft, in der Landnáma hebt sie mit Þránd's vater Björn an. In der Landnáma ist sie ferner unentbehrlich als einleitung zur geschichte des *Hélgi magri*, der einer der bedeutendsten landnámsmenn gewesen ist. Er wird als solcher und als stammvater der Eyfirdingar schon in Ari's Íslendingabók genannt; es ist darum nicht anzunehmen, dass berichte über seine herkunft erst in Sturla's zeit in die Landnáma aufgenommen wären. Für die ursprünglichkeit der geschichte in der Landnáma spricht auch der inhalt und der stil; die erzählung besteht aus genealogien und kurzen historischen notizen. Wenn der verfasser der Grettis saga für kürzere genealogische berichte eine ältere redaction der Landnáma benutzt hat — und der beispiele davon gibt es nicht wenige — so darf auch angenommen werden, dass es sich mit diesem abschnitt ebenso verhalte.

Dass übrigens Þrándr dem verfasser der Grettis saga nicht nur aus einer Landnámabók bekannt war, beweist das, was vorhergeht (s. 3—4), noch mehr aber die s. 5—8 folgenden berichte von Qmunds

und Pránds fahrten. Daran schliesst sich die zweite mit der Landnáma übereinstimmende erzählung, in gewisser hinsicht eine fortsetzung der eben besprochenen. Sie wird mitgeteilt Gr. s. 8, 30—13, 12, Landn. 213, 19—219, 2. Wir untersuchen zunächst den zusammenhang der episode in der Landnámabók. S. 205—207 ist die rede von dem landnám des oben genannten Helgi magri. Am schlusse heisst es: *Eptir þetta tóku menn at byggja í landnámi Helga at hans ráði.* (Helgi hat den ganzen Eyjafjörðr in besitz genommen). Nun folgt eine aufzählung der männer, denen Helgi land gab. Zuerst wird s. 207—8 Þorsteinn svarfadr genannt; er nimmt land *at ráði Helga.* Hier wird die aufzählung unterbrochen, um scheinbar erst auf s. 219 fortgesetzt zu werden. Nun folgen s. 219 *Hámundr heljarskinn* und *Gunnarr Úlfjótsson*, s. 220 *Audun rotín*, s. 221 *Hrólfur*, Helgi's sohn, s. 222 *Tuggjaldr*, Helgi's sohn und *Þorgeirr Þórðar son bjálka*<sup>1</sup>; und zwar hebt jeder abschnitt an mit den worten: *Helgi enn magri gaf* —; dann wird der name der person und das land, das Helgi ihm gab, sein wohnort und seine nachkommenschaft genannt, und nichts mehr. Zwischen s. 208 und 219 stehen nun: 1. einige berichte über landnámsmenn (s. 208—213), deren ursprünglichkeit sehr zweifelhaft ist, deren untersuchung aber hier zu weit führen würde und auch für unseren zweck überflüssig ist; 2) die geschichte von Qndóttis tode und den erlebnissen seiner söhne, bis sie nach Island kommen (s. 213—219). Nun gehören Qndóttis söhne zu den leuten, denen Helgi land gibt, und es heisst auch s. 217, 2—3: *Helgi enn magri gaf Ásmundi Kræklingahlüt, ok bjó (hann) at Glerá enni syðri*; dann folgen einige berichte über die reisen von Ásmunds bruder Ásgrímur, welche mit der mitteilung schliessen, dass er *at Glerá enni nyrðri* wohnte; darauf die aufzählung seiner nachkommenschaft. Die worte *Helgi enn magri gaf* usw. beweisen, dass die söhne Qndóttis richtig an dieser stelle genannt werden, aber zu gleicher zeit, dass sie nicht hauptpersonen einer längeren erzählung sind, sondern einfach im zusammenhang mit den übrigen von Helgi beschenkten leuten genannt wurden. Die widerholung der phrase am anfang jedes abschnittes beweist endgültig, dass die phrase auch hier am anfang des von Qndóttis söhnen handelnden abschnittes stand, und dass alles, was der phrase vorhergeht, ein zusatz ist. Das ist eben die erzählung von

1) Es folgt noch s. 222 *Skagi Skoptason*, der land nimmt *at ráði Helga*; darauf *Þórir snepill*, der vielleicht nicht hierher gehört, dann *Pengill mjöksiglandi*, der gleichfalls land nimmt *at ráði Helga*; damit schliesst die liste und es folgen andere landnámsmenn.

Qndóttis tode und der rache. Dieses ergebnis fällt nicht auf, da man auch auf grund des breiteren stiles die geschichte an dieser stelle schwerlich für ursprünglich halten konnte. Damit ist aber die frage, ob die episode von Styrmir<sup>1</sup> oder von Sturla aufgenommen wurde, noch nicht endgültig entschieden. Im ersteren falle ist es möglich, doch nicht bewiesen, dass die Grettis saga sie aus der Landnáma hat; im zweiten falle ist die Grettis saga die quelle. Um das zu untersuchen lassen wir eine vergleichung der überlieferungen folgen.

## Grettis saga.

S. 8, 30—9, 6.

Der Gautländer Björn stirbt. Grímur hersir fordert Qndóttir kráka auf, Björns besitztümer dem könige zu überliefern. Qndóttir verweigert das. (Landn. kürzer.)

S. 9, 6—10, 6. Björns sohn Þrándr macht sich von den Sudreyjar auf, um das geld zu holen. Abschied von Þormóðr skapti und Úfeigr grettir, die nach Island fahren. Þrándr und Qnundr tré-  
fótr fahren schnell nach Norwegen. Begegnung mit Qndóttir (ausführlich erzählt). Þrándr bit-  
tet Qnundr, der in Norwegen zurückbleibt, für seine (Þránds) verwanten etwas zu tun, falls der könig sich an ihnen rächen sollte. Þrándr reist nach Island, wo Úfeigr und Þormóðr ihm freundschaftlich aufnehmen. Er wohnt in Þrándarholt.

S. 10, 7—15. Qnundr ist der gast eines gewissen Kollbeinn. Er tötet des königs ármadr Hárekr.

S. 10, 15—24.

Grímur tötet Qndóttir. Die wittve reist mit ihren söhnen zu ihrem vater. Ihre erlebnisse während des winters. (Übereinstimmung zum gr. teil wörtlich.)

## Landnámabók.

S. 213, 19—214, 2.

S. 214, 2—7. Þrándr segelt von den Sudreyjar schnell nach Norwegen. Davon erhielt er den namen *Þrándr mjökisiglandi*. Mit dem gelde reist er nach Island und nahm land, *sem enn mun sagt verða*. (Das geschieht s. 308). 4½ zeilen!

Nichts entsprechendes.

S. 214, 7—15.

1) Älter als Styrmir kann sie nach dem angeführten nicht sein.

## Grettis saga.

S. 10, 24 — 30. Qnundr hält rat mit Qndóttis wittve und lässt ihre söhne holen; diese kommen.

S. 10, 30 — 11, 4. Qnundr und Qndóttis söhne töten Grímr mit dreissig männern. Man erwirbt viel beute.

S. 11, 4 — 5. Qnundr begibt sich in den wald.

S. 11, 5 — 8.

Die brüder rudern in einem boote ihres verwandten Ingjaldr fort. Der jarl Audun kommt zur stelle und vermisst seinen freund. (Übereinstimmung zum teil wörtlich.)

S. 11, 8 — 13. Qnundr lässt die brüder zu sich kommen und beratschlagt sich mit ihnen.

S. 11, 14 — 22. Die brüder überfallen Audun jarl. Ásmundr wirft Auduns beide genossen zu boden. Ásgrímr greift Audun an und fordert ihn auf, ihm *foðurgjöld* zu geben. Denn Audun war an der ermordung Qndóttis mitschuldig. Audun bittet vergebens um aufschub. Dann gibt er einen halsschmuck, drei ringe und einen mantel.

S. 11, 22 — 23.

Ásgrímr nennt den jarl *Audun geit*.

S. 11, 23 — 31. Qnundr kämpft mit den einwohnern der gegend. Er ist damit unzufrieden, dass der jarl nicht getötet wurde.

S. 11, 31 — 12, 6.

Die genossen sind den winter über bei Eiríkr ölfuss im Súrnadalr. Zwist mit Hallsteinn hestr. (Übereinstimmung zum grossen teil wörtlich.)

## Landnámabók.

Nichts entsprechendes.

S. 214, 15 — 215, 3. Qndóttis söhne töten Grímr. (Übereinstimmung zum teil wörtlich.)

Nichts entsprechendes.

S. 215, 3 — 6.

Nichts entsprechendes.

S. 215, 6 — 216, 2. Die brüder überfallen Audun jarl. Ásmundr „*varðveitti*“ des jarls beide diener. Ásmundr greift Audun an und fordert ihn auf, ihm *foðurgjöld* zu geben.

Audun gibt ihm drei ringe und einen mantel.

S. 216, 2 — 3.

Nichts entsprechendes.

S. 216, 4 — 9.



## Grettis saga.

## Landnámabók.

S. 12, 6—13. Ásgrímr verwundet Hallsteinn und entkommt. Hallsteins genossen glauben Ásgrímr getötet zu haben.

Nichts entsprechendes.

S. 12, 13—13, 8. Ásmundr, Qnundr und Kollbeinn, von Ásgríms tod überzeugt, reisen nach Island. Hallsteinn stirbt an seinen wunden. Eine strophe Qnunds. Begebenheiten auf der reise. An der isländischen küste geraten sie durch sturm auseinander. Ásmundr gelangt nach dem Eyjafjörðr.

S. 13, 8—9.

Helgi enn magri gab dem Ásmundr Kracklingahlíf. Er wohnte auf Glerá en syðri.

S. 13, 10. Einige jahre später kam Ásgrímr nach Island.

S. 13, 11.

Ásgrímr wohnt auf Glerá en nyrðri.

Nichts entsprechendes.

S. 13, 11—12. Ásgríms geschlecht bis zum zweiten gliede (Ásgrímr Ellidagrimsson).

S. 216, 1—13.

Dasselbe viel kürzer.

S. 216, 13—14: *ok greiddi kona hann í jarðhúsi, sá at hann varð heill.* (In Hauksbók weiter ausgeführt.)

S. 216, 14—217, 2. Ásmundr, überzeugt dass Ásgrímr tot ist, reist nach Island. (1½ zeile.)

S. 217, 2—3.

S. 217, 3—8. Ásgrímr reist mit einem schiffe des Eiríkr ölfuss í hernad. Hallsteinn stirbt an seinen wunden (vgl. Gr. s. oben 12, 17). Ásgrímr heiratet eine tochter Eiríks und reist nach Island.

S. 217, 8.

S. 217, 8—218, 1. König Haraldr sendet Þorgeirr hvinverski nach Island um Ásmundr zu töten. Þorgeirr richtet nichts aus.

S. 218, 1—219, 2. Ásgríms geschlecht bis auf Sturla í Hvammi.

Aus diesen zusammenstellungen ersieht man, dass die Grettis saga die episode viel ausführlicher als die Landnámabók berichtet. Diese weiss

namentlich von Qmunds anteil an den begebenheiten nichts. Wenn nun die gemeinschaftliche quelle beider erzählungen eine ältere redaction der Landnáma ist, so muss angenommen werden, dass auch jene in diesem zusammenhang Qmundr nicht nannte, denn es ist nicht anzunehmen, dass Sturla, der bekanntlich die Landnáma zu erweitern bestrebt war, etwas fortgelassen habe, was er in seiner quelle, falls dieselbe eine ältere Landnáma war, vorfand. Die Grettis saga muss in diesem fall für die episode zwei quellen benutzt haben, 1. eine ältere Landnáma (Styrmirs buch), 2. mündliche tradition, oder eine jetzt verschollene schriftliche quelle.

Andererseits muss auch die Landnáma, falls sie die Grettis saga benutzt hat, noch auf eine andere quelle zurückgehen, denn auch sie enthält berichte, welche die Gr. s. nicht kennt. Zunächst den, dass Prádr nach der schnellen fahrt von den Sudreyjar den beinamen *mjöksiglandi* erhielt. Zu dieser combination aber ist kein grosser aufwand von scharfsinn notwendig, wenn man voraussetzt, dass der beiname bekannt ist, und die vorlage erzählte, Prádr sei ausserordentlich schnell von den Sudreyjar nach Norwegen gesegelt. Alles, was die erzählung der Landnáma sonst an berichten enthält, welche die Grettis saga nicht kennt, bezieht sich ausschliesslich auf Ásgrímr Qndóttsson. In diesem zusammenhang ist es von bedeutung, dass Ásgríms genealogie bis auf Sturla í Hvammi hinab mitgeteilt wird. Das zeigt, aus welchem grunde die lange geschichte in die Landnámabók aufgenommen wurde. Es ist die geschichte von Sturla's ahnen (Sturla í Hvammi, war der grossvater Sturla's des historikers). Und die berichte über Ásgrímr, welche die Grettis saga nicht mitteilt, sind familientraditionen der Sturlunge. Das ist die zweite quelle der erzählung. Alles übrige stammt aus der Grettis saga. Und der verfasser, der die geschichte aufnahm, war Sturla. Dass er fortliess, was sich nicht auf Qndóts söhne bezog, begreift sich, denn die bearbeiter der Landnáma mussten bei der fülle des stoffes eine gewisse beschränkung beobachten; aus demselben grunde hat er an mehreren stellen die erzählung gekürzt. Wo aber zu kürzungen keine gelegenheit sich bot, wurde an dem wortlaut nichts geändert.

Der bearbeiter der Grettis saga aber, der, wie die meisten sageschreiber für genealogische und ähnliche berichte eine ältere ausgabe der Landnáma benutzte, hat das auch hier getan. Der bericht, dass Helgi enn magri dem Ásmundr Kræklingahlíð gab, und die unmittelbar daran sich schliessenden mitteilungen über den wohnort der brüder und die nachkommen Ásgríms stammen aus dieser quelle. Vielleicht hat

die Grettis saga, welche sie nicht mit ausführungen über Ásgeirr verquickte, hier den wortlaut der älteren Landnáma noch besser bewahrt als Sturla; wenigstens stimmt der stil ganz mit dem der Landn. s. 219—222 folgenden abschnitte (vgl. oben s. 42) überein. Dass die von der Gr. s. benutzte quelle Styrmir's buch war, lässt sich freilich nicht beweisen; es kann eben so gut eine bearbeitung sein, die auch Styrmir benutzt hat. Ein terminus a quo für die datierung der saga ist somit durch die übereinstimmungen mit der Landnáma nicht gegeben; die Grettis saga kann jünger, aber auch älter sein als das werk des Styrmir.

Wie hinsichtlich der Landnáma wurde bisher auch in bezug auf die Fóstbrœdra saga angenommen, die Grettis saga habe dieselbe benutzt. Wie leicht das gesagt sein mag, so hat es sich doch schon bei der besprechung der strophen gezeigt, dass das verhältnis beider sogar zu einander nicht so einfach ist, als dass man es im handumdrehen mit einem machtspruch erklären könnte. Mannigfache gegenseitige beeinflussungen können während der langjährigen tradition stattgefunden haben, und eine nähere untersuchung ist nicht überflüssig. Drei überlieferungen der Fóstbrœdra saga kommen in betracht; es sind AM 132. fol. (Mǫðruvallabók) aus der ersten hälfte des 14. jahrhunderts, AM 544. 4<sup>o</sup> (Hauksbók ca. 1325), und Flateyjarbók (ca. 1380). Abgesehen von dem, was im anschluss an die strophen erörtert wurde, berühren sich die prosa der Grettis saga und der Fóstbr. s. in drei erzählungen.

Im anfang der redaction der Fóstbrœdra saga, welche in AM 132 fol. überliefert ist (K. Gíslason, s. 3—4), wird erzählt, wie die Ísfríðingar sich des Grettir bemächtigen, um ihn zu hängen, und wie Þorbjörg dígra, die gattin des Vermundr mjóvi, ihn erlöst. In der Hauksbók ist der anfang der saga verloren, in der Flateyjarbók fehlt die episode. Sie hat für die Fóstbrœdra saga keine bedeutung und ist augenscheinlich ein zusatz. Aus der Gr. s. ausgeschrieben ist sie nicht, denn der wortlaut ist verschieden; doch beweist die genaue übereinstimmung des inhaltes mit dem, was die Gr. s. s. 118—122 berichtet, dass sie von jemand geschrieben wurde, der die saga kannte. Dass Grettir friedlos war, wird als bekannt vorausgesetzt. Dass eine von den s. 120—122 interpolierten strophen (str. 41) citiert wird, wurde oben bemerkt, und die bedeutung des citates in zusammenhang mit dem stile der strophe beleuchtet, weshalb wir hier nicht mehr darauf eingehen.

Die Mǫðruvallabók und Flateyjarbók erzählen beide, aber kürzer als die Grettis saga, wie Þorgeirr Hávarsson *sekr* ward. Die geschichte

ist in der Hauksbók verloren. Auch hier wird eine übersicht der überlieferungen dem urteil über ihr gegenseitiges verhältnis vorangehen müssen.

Mędruvallabók.	Flateyjarbók.	Grettis saga.
K. Gíslason s. 22, 30—28, 9.	Flat. II, 104, 7—108, 10.	Gr. s. 61, 6—65, 19.
22, 30—24, 3. Þorgeirr Hávársson und Þormóðr Kolbrúnarskáld kämpfen mit Þorgils Mársson um einen an den strand getriebenen walfisch. Þorgeirr tötet Þorgils.	104, 7—37.  Dasselbe. Der gegner heisst Þorgils Mágsson.	61, 6—62, 4.  Dasselbe. Der gegner heisst Þorgils Máks-son.
Ferner fallen auf beiden seiten drei männer.		Þormóðr Kolbrúnarskáld tötet drei von Þorgils begleiten.

Die fóstbræðr bemächtigen sich des ganzen walfisches.

—	—	Þormóðr berichtet davon in seiner erfðrápa auf Þorgeirr.
S. 24, 3—5. Þorgeirr wurde wegen dieser tat ein <i>sekr skógarmaðr</i> . Das bewirken Þorsteinn Kuggason und Ásmundr hærulangr (2 zeilen!)	S. 104, 37—38. Wegen Þorgils ermordung wurde Þorgeirr ein <i>sekr skógarmaðr</i> . (1 zeile.)	S. 62, 4—63, 2. Ásmundr hærulangr und Þorsteinn Kuggason entschliessen sich die sache vor das alþing zu bringen und treffen die nötigen vorbereitungen.
S. 24, 5—8.	S. 104, 38—105, 1.	—
Die fóstbræðr sind den sommer über á <i>Ströndum</i> , wo jedermann sich vor ihnen fürchtet.		
S. 24, 8—24. Þorgeirr und Þormóðr lösen ihr freundschaftsbündnis und gehen auseinander.	—	—

## Möðruvallabók.

## Flateyjarbók.

## Grettis saga.

- |   |   |  |
|---|---|--|
| S. 24, 24 — 25, 4. Nachdem Þorgeirrimherbst für die sicherung seiner in Strandir befindlichen habe gesorgt hat, geht er nach Reykjahólar zu Þorgils Arason, wo er den winter über sich aufhält. Von dem bruch zwischen den fóstbræðr berichtet Þormóðr (folgt 1 strophe). | S. 105, 1 — 2. Im herbst gehen die fóstbræðr nach Reykjahólar zu Þorgils Arason, wo sie den winter über sich aufhalten.   | S. 63, 3 — 14. Genealogie von Þorgils Arason (vgl. Fóstbr. s. s. 5). Þorgils Arasons charakter. Þorgeirr war jeden winter bei Þorgils.   |
| S. 25, 5 — 8. Þorgils und sein bruder Illugi kaufen für Þorgeirr einen platz auf einem schiffe in der Norðrá in Flói (Mýra sýsla).  | S. 105, 2 — 6. Illugi svartí berichtet im frühjahr, dass er für Þorgeirr einen platz auf einem schiffe gekauft im süden in Flói. Dahin lassen Þorgils und Illugi Þorgeirs gepäck befördern. | S. 63, 14 — 25. Þorgeirr geht nach der ermordung Þorgils Máksosns zu Þorgils Arason. Dieser sendet einen boten zu Þorsteinm Kuggason <i>at leita um settir</i> ; der bote richtet wenig aus. |
| S. 25, 8 — 11. Man bricht nicht eher von Reykjahólar auf,   | S. 105, 6 — 8.  | S. 63, 25 — 30. Auf Þorgeirs bitte kauft Þorgils für die beiden fóstbræðr plätze auf einem schiffe <i>i Norðrá i Borgarfirði</i> . Der winter gieng vorüber.                                 |
| S. 25, 11 — 12. Þorgils und Illugi begeben sich mit Þorgeirr auf den weg.   | S. 105, 10 — 12. Þorgils und Illugi begeben sich mit Þorgeirr und Þormóðr auf den weg.  | S. 63, 31 — 64, 2. als bis man vermutet, dass Þorsteinm Kuggason zum alþing geritten ist.  |
|   |   | S. 64, 2 — 3. Þorgils begibt sich auf den weg, und mit ihm Þorgeirr ( <i>þeir fóstbræðr</i> A).  |

Möðruvallabók.	Flateyjarbók.	Grettis saga.
—	S. 105, 12 — 26. Pormóðr und Þorgeirr lösen ihr freundschaftsbündnis (vgl. Möðruvallabók s. 21, 8 — 24.	—
—	S. 105, 27 — 106, 6. Þorgeirr tötet <i>Torfi á Múrskeðlu</i> (ausführliche erzählung).	S. 64, 3 — 4. Þorgeirr tötet <i>Torfi á Múrskeðlu</i> (kurzer bericht).
S. 25, 12 — 27, 11. Þorgeirr tötet Skúfr und Bjarni im Hundadalr. (Ausführliche erzählung.) <i>scell</i> für den mord.	S. 106, 7 — 107, 34. Þorgeirr tötet Skúmr und Bjarni im Hundadalr.	S. 64, 4 — 5. Þorgeirr tötet Skúfr und Bjarni im Hundadalr (kurzer bericht).
S. 27, 11 — 12. Das bezeugt Pormóðr in der Þorgeirsdrápa. Folgt eine strophe.	—	S. 64, 5 — 14. So sagt Pormóðr in der Þorgeirsdrápa. Folgt str. 25 (dieselbe wie in Möðruvallabók).
—	—	S. 64, 15 — 16. <i>scell</i> für den tod Skúfs und Bjarni's.
S. 27, 21 — 22. Þorgils und Illugi bringen den Þorgeirr nach dem schiffe.	S. 107, 34 — 35.	S. 64, 17. Þorgeirr geht zu dem schiffe, Þorgils zum þing.
—	—	S. 64, 17 — 65, 10. Þorgeirr wird <i>sekr</i> durch Ásmundr hærulangru. Þorsteinn Kuggason.
S. 27, 23 — 28, 5. Dort war Gaur Sleituson. Er droht Þorgeirr; dieser nimmt eine herausfordernde miene an. Gaur wird von dem schiffe entfernt.	S. 108, 1 — 10. Dort war Gaur Sleituson. Er droht Þorgeirr und wird entfernt. (Von Þorgeirs stimmung nichts.) (Gaur ist in jeder der drei quellen ein naher verwandter des Þorgils Máksson.)	S. 65, 11 — 19. Dort war Gaur Sleituson. Er droht Þorgeirr, dessen betragen herausfordernd ist, und wird entfernt. <i>En þó reis af þessu sundr þykki með þeim, sem síðar bar rann á.</i>

Moðruvallabók. S. 28, 5—9.	Flateyjarbók. S. 108, 11—13.	Grettis saga. —
-------------------------------	---------------------------------	--------------------

Das schiff geht in see. Illugi und Þorgils reiten nach dem þing und bringen eine aus-söhnung zu stande; Þorgeirr wird wider *sýkni*.

Aus dieser übersicht ergibt sich das folgende. Die Grettis saga kennt die erzählung aus einer redaction der Fóstbrœðra saga und nicht aus mündlicher überlieferung, denn die reihenfolge der begebenheiten ist im grossen und ganzen in beiden sögur dieselbe und begebenheiten, welche nur für die Fóstbrœðra saga bedeutung haben, finden sich auch in der Grettis saga, so namentlich die berichte am schlusse über Gautr Sleituson<sup>1</sup>, die in dem zusammenhang der Grettis saga vollständig bedeutungslos sind. Dass die geschichte nicht schon von dem ver-fasser der Grettis saga geschrieben wurde, folgt jedoch daraus noch nicht. Sie ist mit rücksicht auf die Grettis saga bearbeitet; der anteil des Ásmundr hærulangi an den ereignissen ist ausführlich erzählt, wäh-rend der verasser den tod Skúfs und Bjarnis nur kurz erwähnt.

Man hüte sich übrigens davor, alle abweichungen der Grettis saga für entstellungen der überlieferung anzusehen. Im gegenteil zeigt es sich, dass der verasser der Grettis saga eine redaction der Fóstbrœðra saga vor sich hatte, welche in wichtigen punkten von der bekannten überlieferung abwich, und wol an manchen stellen ursprünglicher war.

Der wichtigste unterschied ist der, dass Þorgeirr nach der Fóst-brœðra saga sofort nach seiner abreise wider *sýkni* wird, während er in der Grettis saga erst verurteilt wird, als er schon auf der reise ist. Diese vorstellung scheint die richtigere, denn erst auf der þingversamm-lung konnte ein misstäter verurteilt werden, und es ist daher unver-ständlich, wie Þorgeirr sofort nach dem morde *sekr* sein konnte. Der vorstellung, das Þorgeirr geächtet blieb, widerspricht nicht die tatsache, dass er später mehrere male auf Island sich aufgehalten hat, denn er war ein furchtloser mann, und von Þorgils Arason, bei dem er dann als gast verkehrte, wird erzählt, dass er stets verurteilte beherbergte.

Von den beiden überlieferungen der Fóstbrœðra saga stellt die Flateyjarbók der Grettis saga näher als die Moðruvallabók. In beiden heisst die person, die am anfang der erzählung von Þorgeirr getötet wird, Máks- (Mágs-) son (freilich in der Gr. s. mit der variante Märs-

1) Die schlussworte der episode (*En þú -- rann á*) stehen nur in der Gr. s., finden aber ihre erklärung in einer späteren erzählung der Fóstbr. s. (k. Gislason s. 71 fgg., Flat. II, 161 fgg.).

son) gegen Mársson der *Möðruv. bók*. In beiden wird die ermordung Tordis mitgeteilt. Und auch die ereignisse des winters nach dem tode des Þorgils scheinen in der vorlage der *Grettis saga* in übereinstimmung mit der *Flateyjarbók* berichtet worden zu sein. In der *Flateyjarbók* ist nicht nur Þorgeirr, sondern auch Þormóðr den winter über bei Þorgils Arason; erst auf dem wege nach dem schiffe erfolgt der bruch zwischen den freunden. In der *Grettis saga* kauft Þorgils Arason auch für Þormóðr einen platz auf dem schiffe, was keinen sinn hätte, wenn die fóstbroðr nicht mehr freunde wären<sup>1</sup>. Weil aber der bruch in der *Grettis saga* nicht erzählt wird, verschwindet Þormóðr, ohne dass man erfährt, was aus ihm wird. Dem schreiber der hs. A merkt man es noch an, dass ihm diese lücke in seiner überlieferung verlegenheit bereitete; er lässt beide fóstbroðr nach dem schiffe aufbrechen, aber nur Þorgeirr kommt dort an. Die *Grettis saga* beweist somit, dass in einer sehr alten handschrift der *Fóstbroedra saga*, welche von den erhaltenen unabhängig war, der bruch zwischen Þorgeirr und Þormóðr so erzählt wurde, wie sie die jüngste der handschriften, die *Flateyjarbók* erzählt. Das erklärt auch Þorgeirs heftiges betragen auf dem zug nach dem schiffe, wo er mehrere totschiäge, fast ohne jede veranlassung begeht, einmal sogar, weil: *ek mátta eigi ríð bindax, er hann stóð svá vel til hoggisius*. Es ist der ärger über das, was zwischen Þormóðr und ihm vorgefallen ist, der sich in diesen gewalttaten luft macht. An einigen stellen haben *Möðruvallabók* und *Grettis saga* etwas bewahrt, was die *Flateyjarbók*, welche kürzt, verloren hat. So die strophe kurz vor dem schlusse (str. 25). So die mitteilung, dass Þorgeirr sich Gantr gegenüber herausfordernd betrug (hier sogar zum teil wörtliche übereinstimmung). Der saudamadr im Hundadalr heisst in beiden *Skúfr* gegenüber *Skámr* der *Flateyjarbók*.

Schliesslich berühren sich die beiden sogar noch in der erzählung von Grettis aufenthalt bei Þorgils Arason (Gr. s. s. 112—116). Grettir war dort, wie erzählt wird, zusammen mit Þorgeirr und Þormóðr. Dem wunsche, die helden der vorzeit mit einander zu vergleichen, verdankt diese erzählung ihre entstehung. Þorgils Arason wird das resumierende urteil über die tapferkeit der drei männer in den mund gelegt. Es sagt s. 115, 27 fgg., jeder von diesen dreien sei *full-röskr til hugar*, Þormóðr aber sei gottesfürchtig (*gudhræðr ok trúmaðr*

1) Þorgils Arason kauft auch für Þormóðr einen platz, weil er noch nicht sicher ist, ob er verurteilt werden wird. Doch das geschieht nicht. Man nimmt für ihn *fébatr*.



*mikill*), Grettir sei bange vor der dunkelheit (*myrkfaelinn*), Þorgeirr aber fürchte niemand und nichts. Diese erzählung widerspricht der chronologie der Fóstbrœdra saga. Nach dieser gehen die freunde im jahre 1014 auseinander, in demselben jahre, in dem Grettir von seiner ersten reise heimkehrte, unmittelbar vor Þorgeirs verurteilung, und erst drei jahre später ist Grettir einen winter auf Reykjahólar. Die geschichte passt also nicht in die Fóstbrœdra saga, sie müsste denn dort vor Þorgeirs verurteilung mitgeteilt sein. Es wäre dann eine abweichung in der chronologie beider sögur zu constatieren. Nachdem die fóstbrœðr auseinander gegangen sind, vernimmt man noch einmal, dass sie einander begegnen. Þorgeirr bringt einen schmied, den er von dem verdienten tode retten will, zu Þormóðr und bittet ihn, denselben eine zeit lang zu beherbergen. Die alte freundschaft ist nicht vergessen — das zeigt sich auch nach Þorgeirs tode, den Þormóðr blutig rächt — aber das zusammenleben ist vorbei. An dieser stelle nun findet sich in der Flateyjarbók ein kapitel (s. 159), welches in den beiden anderen handschriften fehlt. Es berichtet noch von gemeinschaftlichen zügen der fóstbrœðr und schliesst mit der mitteilung, dass sie einen winter mit Grettir zusammen auf Reykjahólar waren; dann wird die oben erwähnte aussage des Þorgils Arason über den mut der drei helden citiert. Das kapitel ist, wie aus den obigen ausführungen hervorgeht, eingeschoben; für den schluss des kapitels ist die Grettis saga, welche ja bedeutend älter als die Flateyjarbók ist, die quelle, d. h. der verfasser des kapitels kannte die saga. Die wörtliche übereinstimmung ist gering; die annahme, dass der verfasser des kapitels die saga gelesen hatte, genügt.

Ein zufall ist es wol, dass Fóstbr. s. (K. Gíslason s. 83) dieselbe Hávamálsstrophe citiert wird, auf welche in einem ganz anderen zusammenhange Gr. s. 97, 26 anspielt.

### III.

#### Grettis kämpfe mit gespenstern und unholden.

Zur ursprünglichen saga gehören:

1. der kampf mit Kárr;
2. der kampf mit Glámr.

Interpoliert ist:

die episode im Bårdardadr.

Die litterarisch wie mythologisch wichtigste von diesen drei geschichten ist zweifelsohne die von Glámr. Sie stammt direkt aus der

lebenden tradition und enthält merkwürdige einzelheiten über den glauben an spuk und gespenster, zum teil in übereinstimmung mit dem, was der volksglaube der modernen zeit noch kennt. Keine isländische spukgeschichte enthält so viel schauervolles wie diese, und keine ist so ausführlich erzählt. Die folgenden züge sind hauptsächlich zu beachten:

Die person, welche nach ihrem tode spukt, hat schon bei lebzeiten eigenschaften, welche sie als einen ausnahmemenschen charakterisieren. Glámr hat graue, weitoffenstehende augen und graues wolkshaar. Der letztgenannte zug weist auf verwandtschaft mit den werwölfen.

Er ist unfreundlich und barsch (ein gewöhnlicher zug) und wird von jedermann gehasst.

Er hat eine unwiderstehliche und unerklärliche macht über schwächere wesen (*féit stókk all saman, þegar hann hósti* s. 76, 28—29, vgl. zur stelle die stimme in Þórisdálr, welche das vieh zusammenruft).

Er ist gottlos und weigert sich zu fasten. Am morgen seines todestages ist er *gustillr* (hat er einen unreinen atem).

Von dem leichnam wird erzählt, dass er schwarz und geschwollen ist und so schwer, dass es beinahe unmöglich ist, ihn zu transportieren. Den menschen flösst er ekel ein.

Die gefährliche zeit ist die nacht und der winter mit seinen langen nächten; besonders die zeit um weilmachten (wie das noch in mären der fall ist).

Die angriffe des gespenstes kündigen sich dadurch an, dass es sich sehen lässt, anfangs undeutlich (*þóttu: menn sjá hann þar heima* s. 78, 24); sie werden mit der zeit heftiger und dehnen sich weiter aus. Wer ihm sieht, verliert den verstand. Die kühle werden wild und stossen einander (80, 22) oder laufen *ú fjöll upp* (77, 26).

Die opfer werden mit zerbrochenem halse oder rücken gefunden; zuweilen ist ihnen, wie der ausdruck heisst: *lamit sandr hvert bein* (80, 7; 83, 6); oder es wird jemand so lange verfolgt, bis der schrecken ihn tötet (81, 7).

Die macht des widergängers wächst, je mehr opfer fallen.

Die weissagungen des widergängers gehen in erfüllung (wie die der sterbenden, zumal wenn sie *fjölkingir* sind; zu vergleichen ist u. a. die erzählung in der Laxdøla [cap. 37, 33 fgg.], wo dem zauberer Halbjörn slíkisteinsauga, der ertränkt werden soll, ein sack über den kopf festgebunden wird, damit er nicht in die zukunft schaue. Als man im letzten augenblicke den sack fortnimmt, weissagt er böses).

Der überwundene widergänger wird vorläufig dadurch unschädlich gemacht, dass man seinen kopf gegen den hintern setzt (damit die stücke sich nicht zusammenfügen; vgl. das beispiel der trollkona Hildir in der Þitreks saga cap. 17); dasselbe motiv s. 38, 15. Um sich seiner für immer zu entledigen, brennt man ihn *at koldum kolum* (ähnlich z. b. Fornsógur s. 144, 6—7). Die asche wird begraben *far sem sext vörn fjárhoygar eða mannavegir*.

Zu mehreren dieser züge bietet die sagalitteratur parallelstellen: eine so ausführliche ausmalung aber wie diese ist in der altnordischen litteratur alleinstehend<sup>1</sup>. In der regel sind die spukgeschichten bedeutend kürzer. Die bedeutung der episode liegt aber auch darin,

1) Eine spukerzählung, welche mit der von Glámr viel ähnlichkeit, sogar an mehreren stellen denselben wortlaut hat, berichtet die Eyrbyggja. Es ist die von Þórolfur høgifótr. Während seines lebens war Þórolfur ein böswilliger und schadenfroher mensch. Als er tot gefunden wird, fürchtet sich jedermann, *þriat allum þótti úþokki á andlátí Þórolfis* (Eyrb. s. 60, 19; vgl. Gr. s. 78, 1). Er wird begraben und ist noch nach jahren *úfúinn* (s. 115, 3; vgl. 62, 21), und *blár sem Hel ok digr sem naut* (ebda = Gr. s. 77, 31). — Auch eins seiner opfer ist *kolblár* (s. 61, 13) wie in der episode im Bårdardalr Gröttir nach dem kampf *allr þráttinn ok blár* ist (s. 151, 23). Er ist so schwer, dass man ihn nicht von der stelle schaffen kann (s. 62, 23 fgg. 115, 5; vgl. Gr. s. 78, 3, 14 fgg.). Besonders nach sonnenuntergang (*þegar er sólina leydi* s. 61, 5) ist es draussen unheimlich. Im herbste wird ein hirt vermisst (wie Þorgautr in der Gröttis saga); er wurde tot gefunden: *skamt frá dys Þórolfis; var hann allr kolblár* (vgl. oben) *ok látit í hert bein* (s. 61, 13—14 = Gr. s. 80, 6—8). Das vieh *faun; sumr dand en sumr hljóp á fjell ok faun; aldri* (s. 61, 15; vgl. Gr. s. 77, 26). — *Opt beyrdu menn áti dýnar miklar um uetr* (s. 61, 17—18; vgl. Gr. s. 83, 25). *Opt var ridit skálanum* (s. 61, 19; vgl. Gr. s. 83, 26; 78, 26). *Ok er vetr kom, sjúð-i: Þórolfur opt heima á bonum* (s. 61, 19—20; vgl. Gr. s. 78, 21—25). *Sótti mest at húsfreyju . . . Sæu lank þessu, at húsfreyja lé: af þeim sökum* (s. 61, 20, 22; vgl. Gr. s. 81, 7—8). Die leute verlassen die gegend: *hann eyðti alla bæi í dalnum* (s. 61, 25; vgl. Gr. s. 81, 9—10; 80, 31). Mehrere menschen toten er, *en sumir stakku undan* (s. 61, 26; vgl. Gr. s. 78, 25). Zuletzt wird ein scheiterhaufen errichtet: *ok brenndu upp allt saman at koldum kolum* (s. 115, 8—9; vgl. Gr. s. 86, 2). Die asche wird in das meer geworfen (vgl. Gr. s. 86, 1). Eine kuh, die in der nähe der stelle, wo Þórolfur verbrannt wurde, weidet, gebiert später ein kalb, welches unheil über das haus bringt. — Ein wichtiger unterschied ist der, dass in der Eyrbyggja nicht der widergänger getötet, sondern der tote leichnam aus seinem grabe hervorgeholt und dann, wie Glámr, verbrannt wird. — Viele der angeführten ausdrücke sind formelhalt, sodass litterarische entlehnung, in dem sinne, dass eine saga die andere ausgeschrieben habe, nicht angenommen zu werden braucht; doch legt die grosse anzahl der übereinstimmenden phrasen und züge den gedanken nahe, dass bei der ausmalung der scene unbewusste beeinflussung einer erzählung durch die andere stattgefunden habe. Das alter der beiden sagur müsste in solchem falle entscheiden, von welcher saga der einfluss ausgegangen sei.

dass sie neben dem oben besprochenen noch ein anderes element enthält. Schon G. Vigfússon (Um tímatal, s. 474) macht darauf aufmerksam, dass Glámr eine poetische bezeichnung des mondes ist (Sn. E. I, 472; im glossar wird das wort nur unter den riesennamen erwähnt). Das adjectiv *glámblesáttir* von einem pferde mit einem mondformigen flecken auf der stirn deutet dasselbe an. Es scheint aber Vigfússon nicht aufgefallen zu sein, dass die erzählung selbst züge bewahrt hat, welche beweisen, dass man es mit einem mythus zu thun hat, der den schrecken-erregenden und spukhaften eindruck des vollmondes in winternächten bildlich ausdrückt. Dieser mythus wurde später als eine gespenstergeschichte aufgefasst oder mit einer solchen zusammengeworfen. Das wesen, welches den spuk verursachte, war ursprünglich ein unhold; als es später zu einem gespenst wurde, bedurfte man einer erklärung seines todes, und Glámr wurde ein böswilliger mensch, den ein unhold tötet<sup>1</sup>; dieser kam dabei selbst um, so dass man später von ihm nichts mehr vernimmt (s. 78, 12)<sup>2</sup>. Die züge jenes ursprünglichen unholdes sind auf den unhold, der Glámr tötet, und den widergänger Glámr verteilt.

Am frühen morgen, nachdem Glámr vermisst worden, gehen die bauern aus, ihm zu suchen. Von der stelle, wo er mit dem unhold gerungen, geht eine spur aus: *sem keraldsbotni væri niðr skell, þaðan frá sem traðkrinn var, ok upp undir hjörg þau er þar væru ofarlíga í dalum, ok fylgdu þar með blóðdrefjar miklar* (s. 78, 6 fg.). Das ist die spur des zum tode verwundeten unholdes, der sich nach dem gebirge flüchtet. Die vorstellung von der ähnlichkeit mit dem boden eines fasses ist unmöglich, wenn man an ein wesen mit menschlichen formen denkt, aber ganz verständlich, wenn man sich den unhold in der gestalt des vollmondes vorstellt.

Als Glámr in die stube, wo Grettir liegt, eintritt, ragt er hinauf bis zur zimmerdecke; dann legt er die hand gegen einen querbalken und streckt sich aus, tiefer in das gemach hinein (*gecgli: inn yfir skálum* (s. 84, 2); derselbe ausdruck von der neugierigen dienstmagd, die Grettir begueckt und sich doch fürchtet, ihm nahe zu kommen, s. 170, 18: *för hon nú yfir at honum ok gegdi:*). Ich sehe in diesem, in bezug

1) Gláms herkunft ist unbekannt; er ist *attaðr ór Sviþjóð ór Sylysdalum* (bedeutung?), und die weise, wie der bónde Þórhallr seine bekanntschaft macht, beweist, dass man von ihm nichts zu erzählen wusste. Es ist bezeichnend, dass in anderen spukerzählungen der widergänger in der regel der geist eines bekannten bauern ist.

2) Der grund, dass der mythus in dieser weise aufgefasst wurde, ist der umstand, dass in den historischen isländischen sagas die grosse mehrzahl der spukgeschichten erzählungen von *aptrgöngur* sind; das ist die auf Island heimische form der *úvettir*, die in den sagen von fremden ländern häufiger als riesen auftreten.

auf ein wesen von menschlicher grösse ziemlich unverständlichen<sup>1</sup>, berichte die vorstellung von den strahlen des aufgehenden mondes, welche zuerst gegen die zimmerdecke fallen und langsam stets weiter sich strecken, bis sie das ganze zimmer erfüllen<sup>2</sup>.

In dem augenblicke, wo Glámr fällt, bricht der mond durch die wolken, und Glámr richtet seine augen starr darauf. Dieser anblick erschreckt Grettir so sehr, dass er einer ohnmacht nahe ist, und ehe er seine selbstbeherrschung zurückgewinnt, spricht Glámr eine verwünschung aus, welche von stund an in erfüllung geht. Nach dem angeführten halte ich die erwähnung von Gláms augen in unmittelbarem zusammenhang mit dem anblick des mondes für nichts weniger als zufällig. Aus diesen strahlen schöpft Glámr seine letzte kraft. Und es ist sehr natürlich, dass Grettir von diesem augenblicke an sich vor der finsternis fürchtet. Eine blosser begegnung mit einer *aptrganga* hätte das nicht bewirkt; man denke an den kampf mit Kárr. Nach der begegnung mit Glámr ist es uudenkbar, dass Grettir sich je wider mit unholden oder widergängern abgegeben hätte. Dass dieses allein schon genügen würde, um die episode im Bárldardalr als einen zusatz zu brandmarken, wurde oben s. 7 bemerkt. Da nun so deutliche spuren eines mondmythus in der geschichte von Glámr bewahrt sind, und besonders Gláms augen in zusammenhang mit dem monde erwähnt werden, muss auch der bericht, dass Glámr *opíneygr* war, aus derselben quelle hergeleitet werden. Die graue farbe der augen und des haares, welche, wie gesagt, an einen werwolf mahnt, scheinen gleichfalls zu den alten elementen der saga zu gehören und auf eine sagenform zu deuten, in der Glámr nicht zuerst ein mensch, später ein widergänger, sondern abwechselnd hirt und unhold war, gerade wie der mond zuweilen den weg zeigt, zuweilen irreführt und schrecken erregt<sup>3</sup>.

1) In diesem zusammenhange ist der eindruck zu erwähnen, den Grettir von Gláms kopfe empfängt: *sjúli: honum afskræmiliga mikil ok unarlíga stórskorit* (s. 83, 29—30), was durch den bericht (s. 76, 5—6): *Þessi madr var mikill vaxti* nicht hinlänglich erklärt wird. Ähnlich heisst es Fas. III, 121 von einem riesen: *at þat varí fátvæmi þess er hann var stórskorinn í andlíti*.

2) Vielleicht ist es im zusammenhange damit nicht ohne bedeutung, dass Glámr, bevor er hineintrat, auf das dach geklettert ist: *var þu farit upp á húsín ok ríðit skítanum*, wie der aufgehende mond zunächst das dach, dann die zimmerdecke bescheint, schliesslich das ganze zimmer erhellt. Dass damit nicht jede erzählung, in der ein gespenst ein dach besteigt, als mondmythus erklärt werden soll, ist selbstverständlich.

3) In menschlicher gestalt erschien er wol nur, wenn er als hirt auftrat, nicht, wenn er angriff; denn eben das ist die natur der werwölfe, dass sie nicht *einhantir* sind. Darauf deutet auch die spur wie die eines *keralsbotu*.

Der zug, dass Glámr im kampf von Grettir überwunden wird, gehört wol mit zu der älteren form der sage, da die einfachste und ungefährlichste methode, einen spuk zu beseitigen, die ist, dass man nicht den widergänger angreift, sondern sich des leichnams bemächtigt und ihn verbrennt.

Wir fassen die resultate kurz zusammen. Die geschichte von Glámr ist ursprünglich ein mondmythus. Später wurde Glámr als ein widergänger aufgefasst, und ein unhold hinzugedichtet, der den menschen Glámr tötet. Von dem ursprünglichen unhold ging auf den neuen unhold die form über, während Glámr behielt 1. den namen, 2. die furcht erregenden weitgeöffneten augen, welche in direktem zusammenhang mit dem monde erwähnt werden, 3. die weise sich fortzubewegen und das hineinragen in ein zimmer, 4. die magische kraft, die auf Grettir sofort einwirkt, wie früher auf menschen und tiere (auf das vieh schon vor seinem tode).

Ein paar andere züge, wie der kampf und die graue haut gehören zwar zu dem älteren teil der saga, sind aber für dieselbe als mondmythus nicht oder nur im zusammenhang mit den übrigen bezeichnend. Als Glámr als widergänger aufgefasst wurde, bekam er die gewöhnlichen züge eines widergängers: den schwarzen, geschwollenen, schweren leichnam, die menschliche gestalt als spukerscheinung. Viele züge, namentlich die wiederholten angriffe auf menschen, sind für unholde wie für gespenster eigentümlich und können zur entstehung der jüngeren auffassung beigetragen haben. Hier berührt sich die erzählung mit anderen spukgeschichten, namentlich mit der von Þórólfr bagifótr in der Eyrbyggja.

Zum schluss bemerke ich, dass die gottlosigkeit und der unreine atem auf christlichem einflusse beruhen und also jüngeren datums sind.

Dass die erzählung auch anderswo verbreitet war, folgert G. Vigfússon (Diet. s. v. *glámr*) aus dem schottischen worte „*glamour*“ (*magic*), welches Skeat jedoch aus „*gramarye*“ herleitet. Das in der saga genannte wort „*glámsjúni*“, modern „*glámskyggni*“ (Diet. a. a. o.) = *illusion* weist für den namen *glámr* auf die bedeutung: „zweifelhaft“, woraus sich einerseits die bezeichnung des mondes, als dessen, der in der finsternis leuchtet, erklärt, andererseits das wort sich als mit *glóa*, hochd. glühen, und hochd. niederl. *glimmen* verwandt erweist.

---

Die erzählung s. 37, 24 fg., wie Grettir den grabhügel des *Kárr ein gamli* öffnet und diesen besiegt, hat in der alten litteratur mehrere seitenstücke. Hier finden wir einen alten beleg für den weitverbrei-

teten glauben, dass verborgene schätze sich durch ein über dem ort, wo sie liegen, sichtbares licht offenbaren. Im einzelnen steht unserer saga am nächsten eine geschichte in der *Hardar saga Grínkelssonar* (Isl. s. II, 44 fgg.), — die übrigens zum grossen teil aus reminiscenzen an andere sagur zusammengeschrieben ist — wo Hórdr das grab des vikings Söti beraubt<sup>1</sup>. Die vorstellungen der *Hardar saga* sind weit übertriebener als die der *Grettis saga*; abgesehen davon sind die erzählungen fast identisch. Hórdr gräbt zwei tage nach einander vergebens den grabhügel auf, der in der nacht sich von selbst wider schliesst; am dritten abend legt er sein schwert in die öffnung, und dies hilft (Gr. s. 37, 25—26: *Grettir braut ná hangium ok var at máltrírkr; létir eigi fyrr en hann kemr at ridum; var þá mjök alidinn dagrinn*). Darauf braucht er zwei tage, um den bretterverschlag zu entfernen (Gr. s. 37, 27: *síðan reif hann upp riduna*). Ein fürchterlicher geruch steigt aus dem grabe auf und tötet zwei von Hórds genossen (Gr. s. 37, 30—31: *var þar myrkt ok þeygi þefjott*). Hórdr lässt in die grube ein tau hinableiten (Gr. s. 37, 29), kämpft dann mit Söti, der schliesslich im boden verschwindet (abweichend von Kárr, der besiegt und getötet wird), und zieht sich an dem tau, dessen wächter gelüchtet sind, empor (Gr. s. 38, 16—17). Die übereinstimmung der tatsachen ist so auffallend wie der unterschied des stiles. Dass Hórdr in den grabhügel von einem genossen begleitet wird, ist kein wesentlicher unterschied. Die fabelhaften übertreibungen der *Hardar saga* weisen auf eine geänderte geschmacksrichtung. Doch ist der schluss, dass die *Hardar saga* die *Grettis saga* benutzt hat, nicht gerechtfertigt. Eher beweist die übereinstimmung, dass solche geschichten eine feste form hatten und mit geringen abweichungen widerkehrten.

Wir gehen zur dritten geschichte dieser art, zur episode im *Bárdardalr* über. Von allen spukgeschichten der isländischen sagur hat keine in neuerer zeit so sehr die aufmerksamkeit der gelehrten auf sich gezogen wie diese, auf grund des behaupteten, aber nur bis zu einem gewissen grade bewiesenen zusammenhanges mit dem *Beowulfliede*. Gudbr. Vigfússon hat zuerst (Prolegomena zu Sturl. s. XLIX) auf die ähnlichkeit aufmerksam gemacht. Er identifiziert sowol diese episode als die von Glámr mit den kämpfen *Beowulfs* gegen *Grendel* und seine mutter. Seine bemerkungen hat Gering (*Anglia* III, 71 fgg.) ausgeführt und besprochen:

1) Mehrere berührungspunkte bietet auch die erzählung *Fas. II, 368* fgg. (*Hrómundar saga Greipssonar*).

doch läugnet er jeden zusammenhang der geschichte von Glámr mit dem alten gedichte und findet denselben nur in der episode im Bårdardalr. Darin pflichtet ihm Bugge (P. B. Beiträge XII, 55 fgg.) bei. Dieser gelehrte bringt zu gleicher zeit andere parallelen bei. Insofern bin ich derselben ansicht als Gering und Bugge, dass ich davon überzeugt bin, dass, wenn die saga reminiscenzen an eine Beowulf-überlieferung enthält, dieselben nur in dieser episode zu suchen sind. Doch scheint mir dieser zusammenhang nicht so klar gestellt zu sein, dass eine neue untersuchung überflüssig wäre. Auch unterschätzt Gering — es sei im vorbeigehen gesagt — nach meiner meinung die geschichte von Glámr, welche litterarisch viel höher steht als diese.

Angenommen, dass die erzählung Beowulfelemente enthält, so beweist dies durchaus noch nicht ein fortleben der sage auf skandinavischem boden, sondern höchstens eine litterarische entlehnung, wo nicht aus dem Beowulfgedichte, so aus englischen liedern, welche dem Beowulf nahe standen<sup>1</sup>. Hierfür spräche schon das in unserer episode vorkommende, bereits von Vigfússon betonte wort *heptisax* (= *heftmæce* in Beow.), denn eine mündliche prosaische tradition bewahrt jahrhunderte hindurch keine *ἑταῖς λεγόμενα*. Doch wird das wort nur beweiskräftig, wenn die identität der sagen auf anderem wege zuerst sichergestellt ist; sonst müsste an eine zufällige übereinstimmung gedacht werden<sup>2</sup>. Indessen liegt für mehrere übereinstimmungen eine andere erklärung nahe, und aus diesem grunde kann ich mehreren von Bugge's schlüssen nicht beistimmen.

Dass die erzählung eine interpolation ist, wurde oben nachgewiesen. Es liegt auf der hand, dass der verfasser einer interpolation, welche einer in dem bearbeiteten buche schon vorhandenen geschichte ähnlich ist, leicht dazu kommt, aus dieser züge zu entlehnen. Das hat auch der verfasser der episode im Bårdardalr getan. Dieselbe enthält nicht zu verkennende übereinstimmungen mit den erzählungen von Glámr und Kárr, und der nachweis, dass diese bei der ausarbeitung jener benutzt wurden, ist leicht zu führen.

In der christnacht, während die frau zur weihnachtsfeier gereist ist, kommt ein unhold und nimmt den bonden mit. Auf dieselbe weise verschwindet ein jahr später ein *húskarl*. Einige blutstropfen werden an der haustür gefunden. Man vergleiche dazu, wie auf Þórhallz-

1) Auch Bugge (a. a. o. s. 58) hält solche lieder für die mittelbare quelle der erzählung; doch denkt er dabei an eine lebende tradition.

2) Im Beowulf (z. 1458) bezeichnet das wort Húnferðs schwert Hrunting, in der Grettis saga aber das schwert des riesen.



stadir zwei jahre nach einander ein hirte verschwindet, und wie auf der spur des unholdes blutstropfen bemerkt werden.

Wie Glámr greift die *tröllkona* Grettir an, während er in der stube zu schlafen scheint. Die übereinstimmung ist sogar wörtlich:

s. 150, 20—21. *Ljós brunn í stofnummi gegat dyrum.*

s. 150, 28—29. *Þú er dró at midri nótt, heyrði hann út dyrnar miklar.*

s. 151, 4—5. *alt þat sem fyrir þeim vard, brutu þau, jafuvel þræpílit undan stofnummi.*

s. 151, 5—7. *Hon dró hann fram yfir dyrnar ok srá í andgrit; þar tók hann fast í móti. Hon vildi draga hann út ór þennum,*

s. 151, 7—9. *en þat vard eigi fyrir en þau leystu frá allan útidgraumbáninginn ok báru hann út á herðum sér.*

s. 83, 24. *Ljós brunn í skálanum um nóttina.*

s. 83, 24—25. *er af myndi þrjú ungr af nótt, heyrði Grettir út dyrnar miklar.*

s. 84, 18—19. *Gengu þú frá stökkarnir, ok alt brotnaði þat sem fyrir vard.*

s. 84, 20—22. 26. *gat Glámr dregit hann fram ór skálanum; áttu þeir þá ullharða söku. Þrúat þrællinn æthadi at komu honum út ór þennum ... en er þeir krámu í andgrit ...*

s. 84, 31—85, 1. *Glámr ... rauk ofugr út á dyrnar, srá at herðarnar námu uppdyrit, ok rjúfrít gekk í sundr, bæði ridirnir ok þekjan frerin.*

Dann gehen die erzählungen auseinander: Grettir haut Glámr den kopf ab, der *tröllkona* nur einen arm. Diese verschwindet in der tiefe; die bewohner der gegend aber erzählen, dass sie zu stein wurde (*at hana dagadè uppi ... ok standi þar enn í komulíking á bjarginn*; s. 152, 9 fg.).

Nun folgt der kampf mit dem riesen. Hierzu ist folgendes zu bemerken. Grettir bindet ein tau an einen pfahl, den er in den boden schlägt, und bei dem der priester Steinn die wacht halten soll. Denselben auftrag erhält Audun, als Grettir in Kárs grab hinuntersteigt. Nachdem Grettir den jötunn besiegt hat, wird das wasser von dem blute rot gefärbt; der priester glaubt, dass Grettir tot ist und flüchtet; Grettir muss sich an dem tau emporziehen. Die übereinstimmung mit s. 38 ist vollständig; nur dass dort Audun flüchtet, nachdem er heftiges getöse vernommen. Dadurch ist jeder zusammenhang mit dem berichte des Beowulfgedichtes, nach welchem die männer beim anblicke des blutes glauben, Beowulf sei tot, und ihn beweinen, ausgeschlossen. Zwar könnte es jemand einfallen, den zusammenhang mit s. 38 zu

leugnen auf grund des umstandes, dass die flucht der begleiter, wie oben s. 59 bemerkt wurde, ein landläufiges motiv ist; wenn aber dieses argument gelten soll, um die schlagende übereinstimmung zweier erzählungen innerhalb derselben saga für nichtig zu erklären, was soll man dann von der weit geringeren übereinstimmung zweier erzählungen halten, welche zeitlich und sprachlich soweit auseinanderliegen wie das Beowulfsepos und die Grettis saga.

In der höhle kämpft Grettir mit dem riesen. Die geschichte enthält wenig merkwürdiges. Dass in der höhle ein feuer brennt, braucht wahrlich nicht durch eine stelle aus dem Beowulf erklärt zu werden (Bugge a. a. o. s. 57; vgl. z. b. Fas. II, 147); ebensowenig, dass der riese ein schwert besitzt (vgl. Fas. III, 119, wo das feuer in der höhle und ein schwert an der wand zusammen vorkommen). Dass Grettir in der höhle gold findet (Bugge a. a. o.), wird nicht erzählt, eher ist die stelle (s. 153, 27—29) so zu verstehen, dass die überlieferung davon nichts berichtet, dass aber der verfasser der episode sich darüber wundert, weil ähnliche erzählungen in der regel mit der erwerbung von heute schliessen.

Ich glaube hierdurch nachgewiesen zu haben, dass mehrere unserer episode und dem Beowulfliede gemeinsamen züge nicht auf historischem zusammenhang beruhen, sondern zufällig sind; es sei denn, dass man mit G. Vigfússon auch die geschichte von Glámr mit der Beowulfssage für identisch erklären wollte; dass diese geschichte und die von Kárr copieren der episode im Bárdardalr sein sollten, ist schon aus textkritischen gründen undenkbar.

Aus der geschichte von Glámr stammen:

- das mysteriöse verschwinden von menschen,
- die blutropfen auf der türschwelle,
- die meisten einzelheiten des kampfes mit der *tröllkona*.

Aus der geschichte von Kárr stammen:

- mehrere einzelheiten des kampfes in der höhle (das tau, der pfahl,
- die flucht des wächters).

Zufällig kann sein:

- das feuer in der höhle; das schwert des riesen.

Die erwerbung von gold wird nicht erwähnt.

Demgegenüber sind ein paar übereinstimmungen mit dem Beowulfgedichte doch auffallend. Es sind die folgenden.

1. Grettir kämpft, wie Beowulf, zweimal, und zwar einmal mit einem männlichen, einmal mit einem weiblichen unholde; das zweite mal in einer höhle unter dem wasser.

2. der unhold, mit dem Grettir das erste mal kämpft, büsst dabei einen arm ein.
3. in beiden erzählungen findet sich eine übereinstimmende seltene bezeichnung einer waffe.

Auf den ersten punkt muss man nicht zu grossen wert legen. Ein *trollkarl* und eine *trollkerling* werden in den romantisch-mythischen sagas häufig in verbindung mit einander genannt (Fas. II, 147; III, 569; Q. O. s. 46); und dass Grettir, nachdem er mit dem weibe sich gemessen, einmal zu wissen wünscht, wie der mann aussieht, ist ganz natürlich. Dass das weib die mutter des riesen sei, hat man gar keinen grund anzunehmen; eher hat man sie sich als sein weib vorzustellen; von dem rachedurst, der Grendels mutter dazu trieb, Hrédgárs halle zu besuchen, findet sich in der Grettis saga keine spur: der riese ist gar nicht auf dem gehöfte gewesen, und lediglich aus neugier geht Grettir in die höhle. Beachtung verdient hier nur der umstand, dass die höhle, wo der zweite kampf sich abspielt, wie im Beowulf sich unter dem wasser befindet.

Was den zweiten punkt anbelangt, so fällt hier in hohem grade die aussage der Bårdardalsmenn auf, dass die *trollkona* zu stein wurde, als das tageslicht sie überfiel. Diese aussage ist der schlüssel zur erklärung der überlieferung. Dem umarbeiter der saga, der in den letzten jahren des 13. jahrhunderts die episode schrieb, waren zwei überlieferungen bekannt. Nach der einen, die im Bårdardalr heimisch war, kämpfte Grettir mit einem unhold, der bei tagesanbruch, dem alten glauben entsprechend, in stein verwandelt wurde (vgl. z. b. *Alvíssmál* und *Hrímgerðarmál*). Der stein steht dort noch in der gestalt der *trollkona*<sup>1</sup>. Die andere überlieferung ist, wie aus den worten des bearbeiters hervorgeht, im Bårdardalr nicht zu hause. Es war eine erzählung, welche von dieser von haus aus grundverschieden war, aber mit

1) Die worte: *Já er hann hjó af henni legulína* nach *at hon sprangi* (s. 152, 40) setzen voraus, dass der zug, dass Grettir der *trollkona* einen arm abhaut, auch zu dieser sagenform gehört. Das ist möglich, und der zug hat dann seinen grund in der form des steins, der für die *trollkona* angesehen wurde. Er kann einen anknüpfungspunkt an die andere sage abgegehen haben. Doch ist es auch denkbar, dass der zug zu dieser überlieferung ursprünglich nicht gehört, und dass der bearbeiter der episode gedankenlos die worte in diesem zusammenhang niedergeschrieben hat, weil er gerade erzählt hatte, dass Grettir dem weibe einen arm abschlug. Dies wäre kein wunder, weil für ihn die beiden überlieferungen nur varianten derselben sage sind. Für die ursprünglichkeit der ersten überlieferung spricht, abgesehen von der aussage der Bårdardalsmenn, auch die mittheilung (151, 2), dass Grettir und die *trollkona* die ganze nacht hindurch kämpften.

ihr viel ähnlichkeit hatte, von einem helden, der mit einem nächtlichen unholde kämpft. Nach dem verluste eines armes verschwindet der unhold in einer schlucht. Das ist die erzählung von Beowulfs kampf mit Grendel. Der bearbeiter der episode identifizierte diese beiden sagen, und erzählte nun von Grettir eine heldentat Beowulfs, welche vor ihm niemand von Grettir erzählt hatte. Er bearbeitete aber die geschichte im anschluss an isländische erzählungen, besonders an solche, die er schon in der Grettis saga fand. Es fragt sich nun, ob er es war, der den kampf mit dem riesen hinzudichtete, oder ob gerade die verbindung zweier kampfscenen ein gemeinsames moment beider sagen war, welches dann zu ihrer identifizierung beigetragen hätte. Für die erste auffassung sprechen zwei gründe. Zunächst der, dass riesen in höhlen, so viel davon aus anderen ländern berichtet sein mag, in der altnordischen zeit auf Island nicht häufig vorkommen. Wichtig ist, dass der kampf mit dem riesen zu dem berichte, dass die *tröllkona* in der schlucht verschwand, die fortsetzung bildet; denn gerade diese begebenheit veranlasst Grettir, denselben weg zu gehen, um zu erfahren, wie es dort aussehe. In diesem zusammenhang ist es denn auch nicht ohne bedeutung, dass der riese, wie Grendel und seine mutter, unter dem wasser wohnt; die *tröllkona*, welche *í konuklíking á bjarginu* steht, ist eher als ein bergtröll denn als ein wasserdämon aufzufassen. Es kommt noch hinzu, dass die geographischen verhältnisse der gegend nach Kälund (II, 152) mit der vorstellung von einer tiefen kluff und einem wasserfall in widerspruch sind. Zwar ist der wasserfall nach den hss. nur zehn (nicht wie Kälund auf grund der älteren ausgaben annimmt fünfzig) *fadma* tief; doch scheint auch das noch im verhältnis zu der beschreibung, die Kälund von der gegend gibt, zu viel zu sein. Nach ihm beruht das bild der gegend auf freier phantasie. Auf grund des angeführten glaube ich, dass der bearbeiter der episode nach dem vorbilde einer Beowulfüberlieferung einen kampf unter dem wasser hinzudichtete. Da indessen der erste kampf mit einem weibe ausgefochten war, liess er Grettir das zweite mal mit einem männlichen unhold kämpfen (abweichend von der Beowulfsage). Auch in diesem abschnitt hielt er sich bei der ausmalung an isländische vorbilder; zumal die geschichte vom grabhügel Kárs wurde hier benutzt; doch leugne ich die möglichkeit nicht, dass einzelne züge, wie das schwert des riesen und das feuer in der höhle, welche zwar an sich nichts beweisen, doch auf die Beowulfsage zurückgehen können. Er war auch der dichter der beiden strophen 59. 60, denn diese setzen, wenigstens wenn sie von anfang an auf Grettir sich bezogen,

die identificierung der beiden sagen voraus, und sie müssen, wie das wort *heptisar* beweist, von jemand gedichtet sein, der die Beowulf-sage in einer damals auf den brittischen inseln verbreiteten form kannte. Dass die strophen nicht jünger als die prosa sind, ersieht man auch daraus, dass dasselbe wort in der prosa (153, 13) genannt wird, und zwar mit einer erklärung, welche beweist, dass es kein bekanntes wort war. Das weist auf eine poetische quelle, welche nur ein altenglisches gedicht gewesen sein kann.

Beowulf-Grettir ist somit eine gelehrte combination aus dem schlusse des dreizehnten jahrhunderts. Dass eine form der Beowulf-sage im 13. jahrhundert im skandinavischen norden populär war, und dass eine unbewusste neigung existierte, erzählungen von Beowulf auf nationale helden zu übertragen, beweist die Grettis saga nicht. Die übertragung geschah absichtlich durch einen scribenten.

Die möglichkeit, dass elemente der Beowulf-sage im 13. jahrhundert unabhängig von einer jüngerer kulturströmung aus dem westen her in Skandinavien fortbestanden haben, leugne ich nicht. Man lese nur z. b. die stellen, welche Sievers (Sitzungber. d. kgl. sächs. ges. d. wiss. juli 1895 s. 175 fgg.) aus Saxo citiert, und auch die geschichte von Þóðvarr bjarki (Bugge s. 56) ist vielleicht auf diese weise zu erklären. Daneben kann eine später aus dem westen eingewanderte überlieferung existiert haben, welche dem Beowulfgedichte näher als die heimatliche sage stand und dennoch allgemein verbreitet war. Möglich ist dies, aber die Grettis saga stützt, wie wir gesehen haben, eine solche hypothese nicht; im gegenteil zeigt sie, wie in den sagas ein fremder stoff mit einem nationalen auf gelehrtem wege verbunden werden kann. Und auch die stütze, welche der *Orms þáttir Stórolfssonar* jener hypothese zu geben scheint, sehe ich mich genötigt, ihr zu entziehen. Es ist mir nicht möglich, zwischen der erzählung von Orms kampf mit dem riesen Brúsi und der katze und der von Beowulf's kampf mit Grendel und seiner mutter den geringsten zusammenhang wahrzunehmen. Alle übereinstimmung besteht darin, dass beide mit zwei ungetümern kämpfen, deren eines die mutter des anderen ist. Alles übrige ist entweder verschieden, oder es lässt sich natürlicher auf andere weise erklären.

Bugge bemerkt, dass der Orms þáttir Stórolfssonar der Grettis saga näher als dem Beowulfsepos steht, und dass beide helden auch sonst einige züge gemein haben. Darin hat er recht. Was ihm jedoch nicht aufgefallen zu sein scheint, ist die tatsache, dass der schreiber — auf

den namen eines verfassers kann er kaum auspruch erheben — die Grettis saga an mehreren stellen einfach ausgeschrieben hat. Um dies zu beweisen, wähle ich zuerst die stellen, welche nicht zu dem kampf mit Brúsi gehören<sup>1</sup>.

In seiner jugend ist Ormr unfreundlich und wird zumal von seinem vater nicht geliebt. Das ist eine eigentümlichkeit des Hrafnistageschlechts, von dem auch Ormr abstammt; der an mehreren stellen übereinstimmende wortlaut aber zeigt, wo die quelle zu suchen ist.

Flat. I, 521: *ekki hafði hann ástríki mikil af fadar sínum, eða var hann honum úðell ok vildi ekki vinna, en móðir hans uuni honum mikil. Ekki lagði Ormr í eldaskála* (vgl. Gr. s. 22, 21—23; 26, 29)<sup>2</sup>.

Etwas später sagt der vater (s. 522): *ilt er at eggja ofstopamennina, ok er þat udsél, at þú munst úfyrrleitinn verða* (vgl. Gr. s. 24, 4. 20).

s. 523: *Hertu þik þú manuskrafan* (Gr. s. 24, 3).

s. 530 hebt Ormr einen stein (Gr. s. 31, 9; 71, 8).

Ebenso verhält es sich mit der in rede stehenden episode.

Als Orms genosse Ásbjörn von Brúsi gefangen ist, spricht er die folgende strophe:

s. 527: *Sinni má engi íþrótt treysta;  
aldri er hann svá sterkr né stórr í luga.  
svá bregð: hverjum á banadögri  
hjarta ok megin, sem heill bilur.*

Das ist eine geringe variation von Gr. s. str. 50<sup>3</sup>.

Kurz vor seinem tode spricht Ásbjörn ein mehrstrophliges gedicht (s. 530), von dem sieben strophen mit der verszeile: *Amat var þá ek inni* (vgl. Gr. str. 14, 1, s. 34) anfangen<sup>4</sup>.

1) Die Grettis saga spricht (s. 132, 26) von den *afraunir*, welche Ormr und Þórólfr Skólmansson ablegten. Die geschichte ist im þátrr (Flat. I, 524) zu lesen. Die stelle der Grettis saga aber bezieht sich nicht auf den þátrr; sie beweist nur, dass als die phrase geschrieben wurde, eine erzählung von Orms kraft und seinen kraftproben bekannt war. Wahrscheinlich war das nur eine mündliche tradition.

2) Diese phrase auch in der Áns saga bogsveigis Fas. II, 326, 25—26; 327, 1. — Ánn gehörte demselben geschlechte an.

3) Bugge a. a. o. s. 365 hält die strophe der Grettis s. für eine variation der in dem Orms þátrr enthaltenen.

4) Die angeführten stellen stimmen mit stellen aus verschiedenen schichten der Gr. s. (aus der ursprünglichen saga und aus stücken von beiden interpolationen) überein, was genügt, um die möglichkeit eines umgekehrten verhältnisses auszu-

Der ort, wo Grettir mit der *tröllkona* kämpft, heisst *Sandhagir*. Der ort, wo Ormr mit Brúsi und der katze kämpft, heisst *Sandey*. Diese übereinstimmung kann nicht zufällig sein. Der þátrr kann nicht die quelle der Gr. s. sein, denn gerade jener hat diese benutzt. Aber auch eine gemeinsame quelle, welche hier dann eine Beowulfüberlieferung sein müsste, ist ausgeschlossen, denn *Sandhagir* liegt im Bárdardalr; und der name gehört also in der Grettissaga zu den elementen der erzählung, welche mit einer Beowulfüberlieferung nichts zu schaffen haben und auch von dem stoffe des þátrr durchaus unabhängig sind. Es bleibt nur die möglichkeit, auf die auch die übrigen übereinstimmungen weisen, dass der þátrr auch diesen namen aus der saga hat, mit anderen worten, dass bei der lokalisation des kampfes mit Brúsi auf Sandey die Grettis saga eine rolle gespielt hat. Das beweist nun auch die doppelte form, in der der name auftritt. Wie der ort in den handschriften der Grettis saga abwechselnd *Sandhagir* und *Sandhagir* heisst, so hat auch der þátrr bald *Sandey*, bald *Sandey*, und dies deutet auf eine abfassungszeit des þátrr, in welcher der name in der überlieferung der saga schon verderbt war.

Bugge (a. a. o. s. 361—63) verweist auf eine ältere sage von einem *draugr* in einer höhle auf der insel *Dollzey* oder *Sandey* in Summæri, deren lokalität sich für eine Grendelsage in hohem grade eignet. Darauf gründet er s. 365 die vermutung, dass die erzählung von Grettis kämpfen in Bárdardalr unter dem einfluss der sage von Ormr Stórólfsson auf Sandhaugar lokalisiert sei. Dazu habe der umstand mitgewirkt, dass Grettir besonders im nördlichen Island herumwanderte (s. 364). Gegen diese vermutung spricht: 1. dass Grettir meist nicht im nördlichen, sondern im westlichen Island herumwanderte<sup>1</sup>, 2. der heimische sagenkern von der *tröllkona*, welche zu stein wurde (der bericht beruht auf der aussage der Bárdardalsmenn, vgl. oben), 3. der umstand, dass der þátrr auf jeder seite die saga ausgeschrieben hat, während beeinflussung der Grettis saga durch die geschriebene oder mündlich überlieferte — sage von Ormr nicht nachgewiesen werden kann. Doch gebe ich die möglichkeit, sogar die wahrscheinlichkeit zu, dass der umstand, dass sich an die Dollzey schon eine sage von einem unhold knüpfte, zur lokalisation mitgewirkt haben kann. Es ist sehr

schliessen, wenn dieser nachweis nicht schon wegen des überaus schlechten stiles des þátrr überflüssig wäre.

1) Der bericht, dass Grettir und die hausfrau in Sandhaugar zusammen einen sohn hatten, beruht auf der erzählung von seinem aufenthalt auf Sandhaugar und trägt daher zur erklärang jener erzählung nichts bei.

auffallend, was Bugge s. 361 bemerkt, dass die insel in älteren quellen, den þátrr ausgenommen, stets *Dollsey* heisst, während sie jetzt *Sanda* genannt wird. Es kommt mir nicht unwahrscheinlich vor, dass der jüngere name aus dem þátrr stammt. Der bearbeiter des þátrr hätte die insel zuerst *Sandey* genannt (nachbildung von *Sandhaugar*); und dieser name wäre später vom volke angenommen worden (ein merkwürdiges beispiel von beeinflussung der tradition durch die litteratur). Die beschreibung, welche Bugge von der insel gibt (zwei durch einen sumpfigen isthmus getrennte gebirgsrücken) scheint anzudeuten, dass der name für die insel nichts weniger als charakteristisch ist.

Von geringerer bedeutung ist das folgende: Ormr kämpft, wie Grettir, zuerst mit dem weiblichen, dann mit dem männlichen unhold. Dies wäre nur dann wichtig, wenn es sich beweisen liesse, dass auch der erzählung des þátrr eine Beowulfsage zu grunde liegt. In diesem fall würde diese übereinstimmung auf einfluss der saga, in der die änderung durch die combination mit einer anderen sage bedingt ist, auf den þátrr beruhen. So lange das aber nicht bewiesen ist, kann auch diese übereinstimmung zufällig sein.

Ormr wird, wie Grettir, von dem riesen mit einem *fleinn* angegriffen. Auch über diesen zug kann man mit bestimmtheit nichts sagen. Die überlieferung ist ziemlich verschieden; die geringe übereinstimmung kann leicht zufällig sein<sup>1</sup>.

Eine andere quelle des þátrr ist die Orvar Odds saga. Eine vólva hat Ásbjörn geweissagt, dass er in Nordnøri sterben wird. Die geschichte (s. 525) stimmt wörtlich mit Q. O. s. (Leiden) s. 11 fgg. überein; sogar die strophe ist eine nachbildung der str. 1, s. 15 der Q. O. s.

*þóat þú látir yfir legu breiða  
byrhest renna ok beris víða,  
nærr mun þat liggja, at norðr fyrir Mari  
þú bana hljótr; best mun at þegja.*

Das gedicht, welches Ásbjörn vor seinem tode spricht, enthält reminiscenzen an Hjalms todessang:

*hafða ek henni heitit  
at ek heim komu munda;  
mú mun segg á síðu  
sverds egg dregin verða (vgl. Q. O. s. str. 20 s. 103).*

1) Übereinstimmung zwischen der katze des þátrr und einer bezeichnung des unholds in der saga existiert nicht. Die bemerkung Bugges (s. 59) beruht auf einem fehler in der alten ausgabe (s. 151, 16); die hss. haben *kvinna*, nicht *kettuna*.



Dann erzählt er, dass er früher mit seinen genossen bier trank (= Q. O. s. s. 104; dasselbe Sig. kv. III, 2); und bald darauf folgt ein ganzer katalog von freunden (vgl. Q. O. s. s. 104—105).

Ormr zieht (s. 530) Brúsi den bart mit wangen und kinn ab, bis zu den ohren. Dasselbe tut Oddr dem Qgmundr Eyþjófsbani (Q. O. s. 136, 25).

Ormr schiesst auf die katze drei pfeile ab; sie beisst dieselben alle in der mitte durch. So schiesst Oddr mehrere male drei pfeile nach einem *tröll*, welches sie mit der hand abwehrt (Q. O. s. 43. 179)¹.

Die schlussstrophe der schon erwähnten drápa Ásbjörns:

*Mundi Ormr úfrým vera,  
ef hann ú król þessa kynni at líta,*

hat wider eine andere quelle. Es ist eine reminiscenz an die berühmten worte des königs Ragnarr lodbrók (Fas. I, 282): *Gogdja mundi grísir, ef galtar hay vissi*².

Der zug, dass Ormr bei einer dem riesen verwanten jungfrau hilfe findet, ist ein gewöhnliches märchenmotiv. Der name *Menglöd* stammt aus den *Scipdagsmál*.

Fassen wir nun die züge der erzählung, welche Bugge mit zügen in dem Beowulfgedichte zusammenstellt, ins auge.

Ormr ist in seiner jugend untüchtig. Das ist ein gewöhnlicher zug bei helden; an dieser stelle aus der Grettis saga entlehnt.

Ormr ist ausserordentlich stark. Das ist jeder held; auch Grettir.

Brúsi ist ein menschenfresser wie Grendel. Ein gewöhnlicher zug bei *tröll* (vgl. z. b. Fritzner s. v. *mannæta*).

Brúsi's mutter hat tiergestalt. Das begegnet mehrere male, und zur erklärang davon trägt die bemerkung, dass Grendels mutter *brim-*

1) Auf grund dieser ausführungen kann ich Bugge nicht beistimmen, der in *Ásbjörn* den *Æschere* des Beowulfsepos sieht. Eher halte ich ihn für eine nachbildung von *Ásmundr*, Odds *fóstbróðir*, dessen tod er rächt. Die weissagung richtet sich an Ásbjörn, nicht an Ormr; das liegt im laufe der erzählung. Doch weist die prophezeiung deutlich an, wo man die vorbilder zu den figuren des þáttir zu suchen hat. Eine so ehrenvolle abstammung wie die von *Æschere* kommt unserem Ásbjörn nicht zu.

2) Hingegen scheint mir G. Porlakssons (Udsigt over de norsk-isl. skjalde, s. 176) und Bugges (a. a. o. s. 363) vermutung, dass die verse des *þáttir* durch die *Krákumál* beeinflusst sind, wenig begründet. Auf jeden fall beschränkt sich dieser einfluss auf den gedanken eines todessanges, der nicht auf den *Krákumál* zu beruhen braucht, denn todessänge waren ja in der mode, vgl. oben über den einfluss der Q. O. s., und auf str. 26, deren inhalt eine wenig charakteristische wiedergabe des oben citierten gewiss viel älteren prosasatzes (Fas. I, 282) ist.

*wylf* und *grundwyrge* genannt wird, wenig bei. Sie erscheint, wie Bugge selbst bemerkt, in menschlicher gestalt.

Aus ihren naseulöchern brennt feuer und ihre augen sind fürchterlich. Das ist der fall mit mehreren höllischen ungeheuern der romantik, zumal wenn sie tiergestalt haben; man denke nur an die drachen.

Ásbjörn wird getötet, nachdem die katze zwanzig seiner genossen umgebracht hat. Grendel tötet dreissig männer, während sie schlafen. Von übereinstimmung kann hier keine rede sein.

Brúsi wohnt in einer höhle. Wo soll ein *tröll* wohnen, wenn nicht in einer höhle? Beispiele sind ausserordentlich häufig.

Ormr wird von der katze beinahe besiegt. Ihre tatzen dringen in sein fleisch. Beowulf wird mit tatzen angegriffen, aber sein harnisch schirmt ihn. Die übereinstimmung besteht also darin, dass der unhold tatzen hat, wahrlich kein wunder, wenn er als katze erscheint. (Ähnlich Fas. II, 370 von einem *draugr*, der als *kattarkyn* bezeichnet wird). Der eine held wird verwundet, der andere nicht.

Ormr ruft Gott und den heiligen Petrus an. Beowulf schirmt seine brünne und Gott. Es ist ganz natürlich, dass ein geistlicher, was der verfasser des pátrr ohne zweifel war, seinen helden in der not beten lässt. Beowulf betet nicht. Die übereinstimmung besteht also in dem schutze des höchsten gottes, dessen sich nicht nur helden zu rühmen gewohnt sind. Und im Beowulf ist überdies noch die beihilfe der brünne, im pátrr die fürbitte Petri notwendig.

Es bleibt nur eine sage übrig von einem helden, der mit zwei ungeheuern verschiedenen geschlechtes in einer höhle an meere kämpft. Ich zweifle daran, ob das genügt, um die geschichte mit Beowulfs kampf mit Grendel und seiner mutter zu identifizieren. Wol ist die übereinstimmung mit Grettis kämpfen in Bårdardalr gross genug, um einen schreiber, dem es an originalität fehlte, und der auch an anderen stellen die Grettis saga nachschrieb, zu veranlassen, an dieser stelle dasselbe zu tun.

Die geschichte Orms, wie sie im pátrr vorliegt, scheint nicht viel älter als die Flateyjarbók (ca. 1380!) zu sein. Der schreiber des pátrr hat sie zum grossen teil selbst ersonnen. Er kannte eine erzählung von Orms *aftraunar*. Auch hatte er von einem besuche Orms in Norwegen gehört. Aus der Grettis saga wusste er, dass Ormr mit Grettir verglichen wurde; vielleicht waren ihm auch ein paar anekdoten aus Orms jugend bekannt; doch sind solche anekdoten wol landläufiges material gewesen, welches er nach belieben auf Ormr beziehen konnte. Sodann hatte er eine erzählung gehört oder gelesen von einem helden,

der mit zwei unholden, deren einer in tiergestalt erscheint, kämpft. Zum helden dieser erzählung macht er Ormr. Aus diesen elementen setzte er seinen pátrr zusammen und bearbeitete denselben, da seine erfindungsgabe sehr dürftig war, nach dem vorbilde anderer sögur. Zumal die Grettis saga und die Qrvar-Odds saga hat er benutzt; doch begegnen auch reminiscenzen an andere schriften, z. b. die Ragnars saga lodbrókar. Das ganze ist ein elendes machwerk ohne jeden litterarischen und mythologischen wert.

Aus dem umstande, dass die zweite umarbeitung der Grettis saga die Qrvar-Odds saga und der pátrr die Grettis saga und die Qrvar-Odds saga benutzt hat, könnte man schliessen, dass der zweite umarbeiter der Grettis saga und der verfasser des pátrr dieselbe person gewesen seien. Doch glaube ich das nicht; ich bin im gegen-  
 teil davon überzeugt, dass der pátrr bedeutend jünger ist. Der ver-  
 fasser hat die jüngste redaction der Q. O. s. und die jüngste redaction der Gr. s. ausgeschrieben; er hätte also, wenn er mit dem zweiten umarbeiter der Gr. s. identisch wäre, sich selbst, und das noch sehr schlecht, plagiiert, denn die str. 50 der Gr. s. und überhaupt die ganze Hallmundarkvida ist immer noch bedeutend besser als die oben s. 68 citierte strophe des pátrr. Auch rafft der zweite umarbeiter der Grettis saga seine erzählung nicht bis zu dem grade aus allen denk-  
 baren schriften zusammen wie der des pátrr, und sein stil ist besser. Dass gerade in beiden denkmälern die Q. O. s. ausgeschrieben wurde, erkläre ich aus der ähnlichkeit des stoffes — denn Grettir, Ormr und Oddr sind stets auf reisen, und ein teil von Grettis reisen, namentlich die von dem ersten interpolator aufgenommenen erzählungen, tragen schon einen einigermassen romantischen charakter, — und aus dem umstande, dass sowol Grettir wie Ormr einem geschlechte angehören, das von den Hrafnistumenn abstammte (Flat. I, 521; Gr. s. I, 9; Ásný, die frau des älteren Úfeigr grettir stammte von Ketill haengr). Die spätere zeit, welche sich viel mit genealogie beschäftigte, betrachtete beide als verwante Qrvar-Odds; dadurch wurde die aufmerksamkeit der seribenten auf die „wahre“ geschichte des tapferen veters gelenkt.

## EINE NEU GEFUNDENE PARZIVALIANDSCHRIFT.

In der bibliothek des Erfurter doms hat herr oberlehrer dr. E. Beyer, vorsteher des städtischen archivs in Erfurt, bruchstücke einer handschrift des Parzival gefunden und mir zur veröffentlichung überlassen. In einer papierhandschrift des kanonischen rechts sind vorn und hinten zwei doppelblätter von pergament eingebunden, die im ganzen etwa 400 verse des gedichts enthalten. Die schrift ist sehr schön und deutlich und gehört, nach der ansicht des sachkundigen finders, der ersten hälfte, vielleicht dem ersten drittel des 13. jahrhunderts an, ist also wenig jünger als das gedicht. Der gestalt des textes nach gehört die handschrift zu der von Lachmann mit Ggg bezeichneten klasse; er sagt in seiner vorrede (s. XVI, 2. ausgabe 1854), dass von handschriften dieser klasse kaum eine bedeutende ausbeute für die herstellung des textes zu erwarten sei; doch würde er selbst, wenn er die handschrift gekannt hätte, ohne zweifel ihre lesarten angegeben haben, so gut wie die aller übrigen handschriften aus der ersten hälfte des 13. jahrhunderts, s. seine vorrede s. XIX. Ich glaube aber unten nachgewiesen zu haben, dass Erf. (so will ich die Erfurter handschrift bezeichnen) doch vielleicht an einigen stellen das echte bietet; in jedem fälle ist ihr text für das verfahren der abschreiber bezeichnend und auch in sprachlicher hinsicht nicht ohne interesse. Somit dürfte sich der abdruck rechtfertigen.

Von den zwei doppelblättern hatte jede seite zwei spalten zu 48 zeilen. Die blätter sind zum teil an der seite, alle unten beschnitten, so dass auf den acht spalten des ersten doppelblattes 29 bis 31, auf denen des zweiten stärker beschnittenen 19 oder 20 zeilen erhalten sind. So ergeben sich 16 bruchstücke, die folgende stellen des gedichts (nach Lachmanns zahlbezeichnung) enthalten:

I 318, 24—319, 23; II 320, 12—321, 10; III 321, 30—322, 29;  
 IV 323, 20—324, 19; V 340, 5—341, 5; VI 341, 23—342, 23;  
 VII 343, 11—344, 11; VIII 344, 29—345, 29; IX 461, 17—462, 6;  
 X 463, 5—24; XI 464, 23—465, 11; XII 466, 11—30; XIII 506  
 8—26; XIV 507, 26—508, 14; XV 509, 14—510, 2; XVI 511,  
 1—20.

Der hier folgende abdruck soll ein möglichst genaues und anschauliches bild der handschrift geben. Auf die eigentümlichkeit der schreibweise komme ich unten zu sprechen; hier bemerke ich im voraus folgendes:

Die anfangsbuchstaben der zeilen sind (wie in dem Görlitzer bruchstück Ztschr. XI, 2 und in G, soweit die erste hand reicht) herausgerückt; ist es ein *w*, so zerfällt dieses in zwei teile: *r ve daz dich niemau trostin wil*. Die herausgerückten anfangsbuchstaben sind nicht grösser, aber zum teil anders gestaltet als die innerhalb der zeilen, der älteren majuskel ähnlich: so *b*, *g*, *m*, *n*, *r*; nie erscheint hier das lange *s* (*f*), sondern das kleinere (*s*). Eigennamen beginnen innerhalb der zeilen mit einem grösseren buchstaben, aber nicht in den zeilenanfängen. Die anfänge der dreissigzeiligen abschnitte sind in der handschrift durch viel grössere rote initialen bezeichnet, hier im druck durch grosse buchstaben, wie bei Lachmann. Noch sei hier der accent erwähnt, der in der handschrift sehr häufig ist und die gestalt des circumflexes hat, doch mit kürzerem rechtem schenkel:  $\wedge$ . Er steht meist nicht ganz nahe über den buchstaben, sehr oft über den doppellauten *ie*, *ei*, *iv* zu beiden buchstaben gehörig; ich habe ihn; um den druck zu erleichtern, dem ersten der beiden buchstaben beigegeben, also *ie*, *ei*, *iv* geschrieben; ähnlich Pfeiffer in der ausgabe der Weingartner handschrift, s. seite IX. Die interpunktion der handschrift ist beibehalten; jede zeile schliesst mit einem punkt; selten steht ein solcher inmitten der zeile. Von abkürzungen enthält die handschrift nur  $\acute{v}$  für *ver* (*vire*), und auch diese nicht überall. Wo durch beschneidung des seitlichen raudes worte oder buchstaben fehlen, sind die lücken nach dem Lachmannschen text ausgefüllt und durch den druck kenntlich gemacht.

Es folgen nun die bruchstücke selbst, sodann einige bemerkungen über den kritischen wert der handschrift, die abschnitte, die schreibweise, die mundart des schreibers.

## I.

- 318, 24 *i* ch wil doch hinaht drvffe fin.  
 25 *d* ie magt trÿrie niht gimëit.  
     *a* ne vrlob vonne ringe rëit.  
     *a* lweinde fie dicke widir fach.  
     *n* v horit wie fie zv ivngift sprach.  
     *e* i myntfalvatfche iamirs zil.  
     *r* ve daz dich niemau troftiu wil.  
 319 *g* vndrie de fyrzier.  
     *d* ie vnfÿzze vnde doch die fier.  
     *d* en waleis si bifwërit hat.  
     *n* v waz half in kÿnis hertziu rat.

- 5 *v* nde ware zvht bi manhêit.  
*r* nde dannoch me im was birêit.  
*s* cham ob allin finin fitin.  
*d* en rehtin valsch het er v̄mîtin.  
*U* vende feham git pris zv lône.  
*r* nde ift doch der fele krône.  
*s* cham ist ob finin ein ḡvbit v̄p.  
*k* ondwar daz erfte weimin h̄vp.  
*d* az Parzifaln den degn balt.  
*g* vndrie furzier alfus bifehalt.  
15 *r* mbe also wundirlich gifefah.  
*h* ertzin iâmir. ovgin faf.  
*g* ap manigir werdin vr̄owin.  
*m* an mv̄fte hie wêimin feh̄owin.  
*g* vndrie was ir tr̄vrins wêr.  
20 *s* ie reit inwee· nv reit dort hêr.  
*e* in riter der tr̄ve hohin m̄t.  
*a* l fin harnafch was ḡvt.  
*r* on v̄uzze vntz an des hovbte dach.

## II.

- 320, 12 *t* r̄ve das fwert in finir hende.  
*r* irdeckit mit der feheidin.  
*d* o vragter nach in beidin.  
15 *r* va ift Art̄s vnde Gawan.  
*i* vneherrin zêigtins fi im fan.  
*s* us giene er dvrh den rine wit.  
*t* v̄re was fin kv̄rfit.  
*m* it liehtim pfellil wol givar.  
20 *f* v̄r den wirt des ringis fchar.  
*s* tvnt er vnde sprach alfv̄s.  
*g* ot halde den kv̄nie Art̄s.  
*r* nde dar zv vr̄owin vnde man.  
*s* waz ich der hie irfehn han.  
25 *d* en b̄tich dienftlichin gr̄vz.  
*e* ven einim t̄vt min dienft b̄vz.  
*d* em inwirt min dienft niemir fehîn.  
*i* ch wil bi finim hazzе fin.  
*s* waz hazzis er gileiftin mâc.  
*m* in haz im b̄ttit hazzis flâc.

- 321 *i* ch fol doch nennin wer er si.  
*a* ch ich arme man vnde ðwî.  
*d* az er min hertze ie fus vfnêit.  
*m* in trêwe ist von im al zarbêit.  
 5 *d* az ist min her Gawan.  
*d* er dicke pris hat gitan.  
*v* nde hohe werdicheit bizalt.  
*v* npris het fin al da giwalt.  
*D* o in fin gir dar zv vîrtrê.  
 10 *i* nme grêzzer minin herrin flêc.

## III.

- 321, 30 *g* ebnt pris alt vnde nêwe.  
 322 *h* er Gawan fol sich niht vfehêmin.  
*o* b er gifellifchaft wil nêmin.  
*o* b der favilrvndir.  
*d* ie dort ftet bifvndir.  
 5 *i* r wêre gibrochin fan.  
*s* æzze dar obe ein trêwilofir man.  
*i* chn bin her niht dvrh feheltin kêmin.  
*g* iloubt fit irz habt virmêmin.  
*I* ch vordir kampf vor feheltin.  
 10 *d* er niht wen têt fol geltin.  
*o* dir lebn nach êrin.  
*v* nde finin pris gemêrin.  
*d* er kunic fwêic. vnde was vvrô.  
*d* och antwûrter der rede fô.  
 15 *h* erre er ist minir fwestir fên.  
*v* vêre Gawan tot. ich wolte tîn.  
*d* en kampf. ê fin gibêine.  
*l* ege trêwilos vvrêine.  
*v* vil gilveke fô fol Gawans hant.  
 20 *m* it kampfê tîn wol bikant.  
*d* az fin lip mit trêwin vert.  
*v* nde sich des valfehîs hat irwert.  
*h* at iv andirs ieman leit.  
*g* itan. so machit niht fô brêit.  
 25 *s* in lastir ane schulde.  
*v* vender giwinnit vîwir hulde.

s o daz fin lip vnschuldic ist.  
 i r habt an dirre kvrtzin vrift.  
 e on im gilagt daz vvirn pris

## IV.

- 323, 20 o pich an kampfe svl ginêfin.  
 d es haliv iemmir êre.  
 e r bat in wûrbaz mêre.  
 d vrh brâdirlichin ritters pris.  
 h er Gawan sprach ich bin fo wis.  
 25 d az ich dich brâdir niht giwêr.  
 d inir brâdirlichin gêr.  
 i ehn wêiz warvnbich fritin fol.  
 d och tât mir fritin niht fo wol.  
 r ngerne woltich dir virfagn.  
 r ven daz ich mîfte daz laftir tragn.  
 324 b eakvrs al vafte bat.  
 d er gâft ftvnd an<sup>z</sup>finir stat,  
 e r sprach mir bÿtîf kamf ein man.  
 d es ich dicheine kvnde han.  
 5 i ehn han oveh niht zv sprechîn dar.  
 s tare. kvne. wol givar.  
 h at er die vollieliche.  
 i st er mîtis rieche.  
 e r mac borgin defte baz.  
 10 i ch han gein im dichêinin haz.  
**E**r was min herre vnd ich fin man.  
 d vrh den ich difin kampf wil han.  
 r nfir vêtir brâdir hiezzin.  
 d ie nihtis einandir liezzin.  
 15 s o hohir man gikronit wart.  
 n ie. ich inhète in vollir art.  
 i m kampfis rede zvn bietin.  
 m ich rache gein im nietin.  
 i ch bin ein wûrfte vz Ascalÿn.

## V.

- 340, 5 d en er tût dir nidir ftach.  
 d ef fidir Trefrizzent viriach.



- g* awan dahte fwer virzagt.  
*d* az er vlvhit è daz min in iagt.  
*d* az ift finm priße gar zv vrê.  
 10 *i* ch fol iv nahir ftapfin zê.  
     *s* waz mir da von mac gifeheln.  
     *i* r habt nichz merrer teil gifeln.  
     *d* es fol doch gêt rât werdin.  
     *do* irbeizter vf die erdin.  
 15 *r* ehte als er hête êinin stal.  
     *d* ie rotte warin ane zal  
     *d* ie da mit gympanie ritin.  
     *e* r fach vil kleidir wol gifnütin.  
     *v* nde manign fehilt fo givar.  
 20 *d* az erre niht irkante gar.  
     *n* och dichêine banier vndir in.  
     *d* ifim her ein gaft ich bin.  
     *s* prach der werde Gawan.  
     *s* it ich ir dichêine kynde han.  
 25 *r* vellint fiz in vbil wendin.  
     *e* ine tioft fol ich in fendin.  
     *d* eifwar mit min felbis hant.  
     *e* daz ich von in fi giwant.  
     *n* v was ðch kringvliet gigvrt.  
     *d* az in manigin angiftlichin würt.  
 341 *g* ein frîte waf zvr tiofte braht.  
     *d* ef wart ovch da hin zîm gidahit.  
  
     *G* awan fieh giffiorierte,  
     *r* nde wol gizimierte.  
 5 *r* on richir kofte helme vil.

## VI.

- 341, 23 *d* ie felbin trvmpinierfin.  
     *h* iezzin foldierfin.  
 25 *d* ie der ivnge, die der alde.  
     *d* a vûr vil ribalde.  
     *d* en machte ir lovfin myde lide.  
     *e* fflichim zême baz an der wîde.  
     *d* anner daz her da mërte.  
     *v* nde werdiz vole vnêrte.

- 312 *I* vr waf gilovfin vnde giritin.  
*d* az her des Gawan hete gibitin.  
*r* on fylhim wane daz gifach.  
*s* wer den helt da baldin fach.  
 5 *d* er wante iz wêre def felbin hers.  
*d* ilehalp noch iene lit mers.  
*g* ifvr nie stoltzir ritterfehft.  
*s* i hêtin hohis mâtis kraft.  
*d* a vûr in balde hîn nach.  
 10 *r* flir flawe dem was gach.  
*e* in knappe gar vngewûge vri.  
*e* in ledic ors giene im bi.  
*e* min sehilt nêwin er vûrte.  
*m* it beidin sporu er rûrte.  
 15 *a* ne zart fin rvnzit.  
*e* r wolte gahin in den frit.  
*r* vol gifnitin waf fin klêit.  
*g* awan zv dem knappin rêit.  
*n* ach grvzzer in vragte mêre.  
 20 *r* vef daz gifinde wêre.  
*d* er knappe sprach ir spottit min.  
*h* erre han ich fylhin pin.  
*m* it vngiwûge an iv irholt.

## VII.

- 343, 11 *ich* foltz iv ê han gifagt<sup>1</sup>.  
*do* was min bestir fin virzagt.  
*nu* rihtit mine sehvlde.  
*nâch* swirf felbif hvlde.  
 15 *ich* folz iv dar nach gerne fagn.  
*lât* mich min vngiwûge ê klagn.  
*juncherre* nv fagt mir wer si sin.  
*durch* swim *zuchtberen* pin.  
*her* fvs hêizzit der vor iv vert.  
 20 *dem* doch sin reise ist vnirwert.  
*roys* Poydekonyvnz.  
*vnde* dv Kastor de Linvarvyz.

1) Diese spalte ist in den zeilenaufängen verstümmelt, auch *zuchtberen* z. 18 ist unlesbar.

- da vert ein vnbifcheidin lip.*  
*dem minne nie gibot chên wip.*  
 25 *er treit der vngiwûge kranz.*  
*unde hêizzit Meliaganz.*  
*es wær ein wip odir ein magt.*  
*swa: er da minnin hat beiagt.*  
*die nam er gar in nôtin.*  
*man solte in drvmbे tôtin.*
- 344 *E r ist Poydekonivnzis fvn.*  
*und wil ðch ritterfehafft hie tvn.*  
*der pflicht der ellins rîche.*  
*dieke vnvirzagtliche.*  
 5 *wæ: tove sin manlichir fite.*  
*ein swine mÿtir lief im mite.*  
*ir rârhelin die wert ðch fie.*  
*ine horte man giprifin nie.*  
*was sîn ellin ane wûge.*  
 10 *des volgint oveh noch ginÿge.*  
*hër noch horit ein wûndir.*

## VIII.

- 344, 29 *m elianzin den klârin.*  
*a llin den die da wârin.*
- 345 *E r kof im einin fvndir dan.*  
*d er wûrfîn was fin hohftir man.*  
*g ein trôwin also biwèrit.*  
*a lîr valfehêt irlèrit.*  
 5 *d en bat er ziehin finin fvn.*  
*e r sprach dv maht an mir nÿ tvn.*  
*d mir trôwin hantvefte.*  
*b it in daz er die gefte.*  
*r nde die heimlichin habe wert.*  
 10 *s wennes der kvmbirhafte gert.*  
*d em bitin teilin fine habe.*  
*s vs wart bivollh da der knabe.*  
*d o leifte der wurfte Tibâut.*  
*a l daz fin herre der kynic Tfehâvt.*  
 15 *a n dem todis legir gèin im warp.*  
*h arte wenic des virtarp.*

- e* nolhaft iz wart gileiftit fidir.  
*d* er würfte vürten knapin widir.  
*d* er hete da heime lieby kint.  
 20 *a* ls si noch billiche fint.  
*e* in tohtir der des niht gibrach.  
*r* ven daz man ir der zite iach.  
*s* ie wêre wol amie.  
*s* ie hêzzit Obie.  
 25 *i* r fwestir heizzit Obilôt.  
*o* bie vrômte vns die nôt.  
*e* ins tags gidech iz an die stat.  
*d* az sie der ivnge kvnic bat.  
*u* ach finim dienste ir minne.

## IX.

- 461, 17 *o* dir magez da von wefin ganz.  
*d* az die riuwe ir secharpfin kranz.  
*m* ir fetzit vffe werdichêit.  
 20 *d* ie sehildis amaht mir irstrêit.  
*g* ein werlichin handin.  
*d* es gihe ich dem zv sehandin.  
*d* er allir helfe hat givalt.  
*i* st fin helfe helfe balt.  
 25 *d* az er danne mir hilfit niht.  
*s* o vil man im der helfe giht.  
*d* er wirt irsvfte. vnde sach an in.  
*d* o sprach er herre habt ir fin.  
*s* o solt ir got gitrivwin wol.  
*e* r hilfit iv wender helfin fol.  
 462 *G* ot mûzze vns helfin beidin.  
*h* erre ir svlt mir biseheidin.  
*r* vchit alreste fitzin.  
*s* agt mir mit kvselin witzin.  
 5 *v* vie der zorn sich an giviene.  
*d* az got iwirin haz vntpfiene.

## X.

- 463, 5 *v* nde finin notgiftallin.  
*s* i warin doch ane gallin.  
*i* a herre wa namin si den nit.

- d* a von ir endlofir frît.  
*z* vr hellin vnpfahit fêrin lon.  
 10 *a* staroht vnde Belcimon.  
*b* elet vnde Radamant.  
*v* nde andir dich da han irkant.  
*d* ie liechte himelische fchar.  
*v* vart dvrh nît nach der helle givar.  
 15 *d* o Lvcifer vûr die helle vart.  
*m* it feharn ein menge nach im wart.  
*g* ot worhte vz der erdin.  
*a* dâmin den werdin.  
*v* on Adâmis verhe er Êvin brach.  
 20 *d* ie vns gap anz vngimach.  
*d* az fi irn fehpfere vbirhorte.  
*v* nde vnfir vrewede storte.  
*v* on in zwêin kam gibvrte vrvht.  
*e* inim giriet fin vnginvht.

## XI.

- 464, 23 *i* n der werlt doch niht so reinis ift.  
*s* o die magt ane valschin list.  
 25 *n* v prüfit wie reine die meide fint.  
*g* ot was selbe der meide kint.  
*v* on meidin fint zwêi menfeh kêmin.  
*g* ot selbe antlitze hat ginêmin.  
*n* ach der erftin meide vrvht.  
*d* az was finir hohin art ein zvht.  
 465 *U* on Adamis kynne.  
*h* ŷp sich triuwe vnde wuune.  
*s* it er vns fippe lovgnit niht.  
*d* en ieflich engil ob im fiht.  
*v* ndaz die fippe ift fyndir wagin.  
 5 *s* o daz wir fynde myzzin tragin.  
*d* arvbir irbarme fih des kraft.  
*d* em irbarmede git gifellŷchaft.  
*s* it fin gitriuwe menŷheit.  
*m* it triuwin gein vntriuwin frêit.  
 10 *i* r fylt vf in virkiefin.  
*v* velt ir felde niht virliedîn.

## XII.

- 466, 11 *d* er fehvdige ane rivwe.  
*r* lvhit die gotlichin trivwe.  
*s* wer abir wandilt fyndin fehvlde.  
*d* er dient nach werdir hvle.
- 15 *d* ie treit der dvrh gidanke vert.  
*g* idanke fint fyvmin blicke wert.  
*g* idanc ist ein floz bilpart.  
*r* or allir creatüre biwart.  
*g* idanc ist vinstir ane sehin.
- 20 *d* ie gotheit kan lÿttir fin.  
*s* ie glestit dvrh der vinstir want.  
*r* nde hat den heladin sprvnc girant.  
*d* ern dÿzzit noch inelingit.  
*s* o er von dem hertzin springit.
- 25 *e* z ist dichein gidanc so snel.  
*e* er vonne hertzin vur daz vel.  
*k* vme. ern fÿ virfÿchit.  
*d* es kvfchin got girfÿchit.  
*s* it er gidanke speht fo wol.
- 30 *o* we der brodin werke dol.

## XIII.

- 506, 8 *s* ehin vnde horin.  
*m* ohte er dicke noch gifvnt. .
- 10 *v* vender inift niht zv verhe wunt.  
*d* az blÿt ist fins hertzin laft.  
*e* r bigreif der lindin einin aft.  
*v* nde fleiz einin lovft drabe als ein rôr.  
*e* r was zv wundin niht ein tor.
- 15 *d* en sehovp er zÿr tioft in den lip.  
*d* o bat er fÿgin daz wip  
*r* ntz daz blÿt widir gÿin ir vlöz.  
*d* es heldis kraft sich vf vntfloz.  
*d* az er wol redte vnde sprach.
- 20 *d* o er Gawânin ob im irfach.  
*d* o dancte er im fÿere.  
*r* nde iach er hÿtis ère.  
*d* az er in sehiede von vnkraft.  
*r* nde vragte in op er dvrh ritterfehafft.

25 *d* ar kvmin wêre gëin Logroys.  
*i* eh streich ouch verre von Pventvrtroys.

## XIV.

507, 26 *a* ls ein hirz wêre irfehozzin *dâ*<sup>1</sup>.  
*d* az liez in niht ire ritin.  
*e* r fach an kvrtzin zitin.  
*l* ogroys die gihertin.  
 30 *e* il lÛte mit lobe fi ertin.

508 *â* n der byrge lagin lobis were.  
*n* ach trenlin mazze was ir *bere*.  
*s* wa fi verre fach der tvmbe.  
*e* r wande fi lieffe al vmbe.  
 5 *d* er byrge man noch hyte *gih*t.  
*d* az gëin ir ftvrnis horte niht.  
*s* i vorhte wenic fvlhe not.  
*s* wa man hazzin gëin ir bot.  
*a* lumbe den bere lae ein hae.  
 10 *d* es man mit edilu blÛmin *pflac*.  
*r* igin blÛmin Granat.  
*o* lei. win. vnde andir rat.  
*d* es wûhs da groz richÛt.  
*g* awan die frazzin al vf hin *reit*.

## XV.

509, 14 *ir* empfahtes lihte vnÛre<sup>2</sup>.  
 15 *ich*n wil niht daz ieflich mvnt.  
*g*ein mir tv fin prvlin kvnt.  
*w*er min lop gimÛne.  
*d*az hÛezze ein wurde klÛne.  
*d*en wifin vnde den tvmbin.  
 20 *d*en slehtin vnde den kvmbin.  
*w*a rÛhte ez sich dannevÛr.  
*n*ach der werdichÛte kÛr.  
*i*ch sol min lob bihaltin.  
*d*az es die wifin waltin.  
 25 *ich*n wÛiz niht herre wer ir fit.

1) Diese spalte ist zum teil am zeilenschluss verstÛmmelt.

2) Diese spalte ist in den zeilenaufÛngen verstÛmmelt.

*üers ritus were von mir zit.*  
*min prvîn lat doch iveri niht vri.*  
*ir sil minim hertzin bi.*  
*verre vzzirhalp niht drinne.*  
*gert ir minir minne.*

510 *Wie habt ir minne an mich irholt.*  
*manegir sine oygin bolt.*

## XVI.

- 511, 1 *Ich weste gerne op ir daz fit.*  
*d er dvrh mich gitorfte lidin frit.*  
*d az virbert bidvrbit ir ere.*  
*s oltich iv ratin mære.*  
 5 *s prehit ir der volge iâ.*  
*s o fvehte ir minne andirwâ.*  
*o p ir minir minne gert.*  
*m innin vnde vrewede ir fit vntwert.*  
*o p ir mich hinnin fvrit.*  
 10 *g roz forge iver dar nach rvrit.*  
*d o sprach min her Gawan.*  
*s wer mac minne vngidient han.*  
*m vz ich iv daz kvndin.*  
*d er treit fi mit fvndin.*  
 15 *s wem ist zv werdîr minne gach.*  
*d a horit dienst vor vnde nach.*  
*s i sprach welt ir mir dienst gebin.*  
*s o mvzzit ir werlichin lebin.*  
*r nde mygt doch laftir wol beiagn.*  
 20 *m in dienst bidarf dicheins zagn.*

---

**Kritischer wert der handschrift.**

Bei der abschätzung des kritischen wertes der handschrift kommen zunächst die schreibfehler in betracht; sie sind nicht zahlreich. Schreibfehler nehme ich an folgenden stellen an: 319, 23 *an des horbte dach* — L (Lachmann) *ans houbtes dach*; 320, 16 *irucherrin zeigtins si im san* — L *juncherrin zeigten die im sän*; 322, 5 *ir wære gibrochin* — L *ir reht ware gebrochen*; 342, 9 *hin nach* — L *hinden näch*; 343, 14 *rvirs selbis* — L *iver selbes*; 345, 2 *würslin* — L *fürste*; 345, 12 *birolli* — L *berollen*; 461, 20 *amaht* — L *ambet*;



506, 9 *schin ende horin mohte er dicke noch gisunt* — L. *schin unde hoeren möht ir in dicke noch gesunt*; 508, 10, 11 *bl<sup>o</sup>min* — L. *boumen, boum*.

Zahlreicher sind die stellen, an denen ich absichtliche und willkürliche änderung des schreibers vermute, der den ihm vorliegenden text nicht nach seinem geschmack fand oder nicht verstand. So vielleicht an der eben angeführten stelle 508, 10, sicher 324, 11: Kingrimursel fordert Gawan, den er für den mörder seines veters und lehnherrn Kingrisin hält, zum zweikampfe: *Er was min herre und min mac, durch den ich hebe disen bāc*. Hier hat Erf: *Er was min herre und ich sin man drch den ich disin kampf wil han*. Dass die erste lesart richtig ist, beweist die folgende erklärung des dichters zu *mac*: *unser vāte gebroder hie:en*. Wahrscheinlich nahm der schreiber anstoss an *bāc*, als einem unedlen ausdruck. Eine tief greifende änderung findet sich 322, 9 *ich vorder kampf für schellen, der nicht wan tōt sol gelten, oder lebn mit èren, swenz wil diu sachle lèren*. Erf. hat *nach* für *mit*, wie Ggg, und an stelle des letzten verses *ende sinin pris gimèrin*; die änderung rührt wahrscheinlich daher, dass der schreiber die worte *swenz wil diu sachle lèren* (wen es das glück will erfahren lassen) nicht verstand. Ebenso willkürlich und leicht erkennbar ist die änderung 324, 7: Beakurs, Gawans bruder, hat sich erboten für diesen den zweikampf zu übernehmen. Dazu sagt Kingrimursel: *stare, küene, wol gear, getriuwe unde riche, hāt er diu vollecliche, er mac porgen* (bürgschaft leisten, Gawans stelle vertreten) *deste baz*. Erf. hat: *stare kr̄ne wol gear. hat er die volllecliche. ist er m̄tis riche. er mac borgen deste baz*. Dem herausfordernden Kingrimursel kommt es darauf an, dass der etwaige stellvertreter *getriuwe* (zuverlässig) und *riche* (von vornehmer stande) sei; *m̄tis riche* wiederholt überflüssig, was schon durch *küene* ausgedrückt war. 324, 15 *nehein man gekroenet wart nie, ichu het im vollen art mit kampfē rede ze bieten*; hier hat Erf.: *so hohir man gikrouit wart. nie. ich inhēte in vollir art. im kampfis rede :en bietin*; *sō höher man haben* auch Ggg, *im kampfis rede* gg, aber zu *im vollen art* gibt Lachmann keine variante, ebenso wenig zu *ze bieten*. Hier wird *:en* für *ze* schreibfehler sein; die lesart *in rollir art* d. h. „in vollkommener herkunft“ oder „in vollständiger ebenbürtigkeit“ beruht aber schwerlich auf versehen; vielleicht war dem schreiber die stellung von *im* anstössig, das zu *bitin* gezogen werden muss, vielleicht war ihm *art* als femininum geläufig. Es ist aber klar, dass *im kampfis rede*, wie auch gg haben, nur *sinn* gibt, wenn *in rollir art* vorausgieng; die lesart

unserer handschrift ist also zum teil in jüngere übergegangen, ein verhältnis, das sich in der eben besprochenen stelle 322, 9 und ebenso 321, 1 findet. Hier heisst es: *min jüner ist von im ze breit*; Erf. hat: *min trëve ist von im al zarbeit*; Ggg haben *riwe* für *jüner*, gg *alze* für *ze*, eine jüngere handschrift g *zû arbeit*; *woruden* für *alze* g (ob dieselbe, die *zû arbeit* hat, ist bei Lachmann nicht ersichtlich). Mit *trëve* steht also unsere handschrift allein; aber *zû arbeit* in g setzt die lesart *trëve* voraus und gibt mit *riwe* keinen sinn. Übrigens ist der grund der änderung hier schwer ersichtlich; höchstens könnte man vermuten, dass der schreiber an *breit* in seiner eigentümlichen anwendung anstoss genommen habe. Den elliptischen ausdruck (auslassung von *woruden*) *min triuwe ist zarbeit* kann ich mit keinem beispiel belegen. Eine willkürliche und unüberlegte änderung der schreibung liegt ferner 463, 15 vor: *dò Lucifer fuor die hellerart mit scharn* (Lachmann mit G *schâr*), *ein mensche nâch im wart*, wo Erf. *menge* für *mensche* hat, vgl. die folgende erklärung *got worhte ïz der erden Adâmen den werden*. Ebenso 465, 1 *von Adâmes künne huop sich riwe und wünne*, wo mangelndes verständnis des zusammenhangs den schreiber verleitete *trëve* für *riwe* zu setzen. Vgl. ferner 466, 17 *gedanc ist ïne slôz bespart* — Erf. *gidanc ist ein sloz bispert*; 341, 3 *Gâwân sach geflorieret unde wol gezimieret von richer koste helme ril* — Erf. *Gawân sich giflorierte vude wol gizimierte* usw. Hier war vielleicht in der vorlage *sich* für *sach* verschrieben; die fremdworte *florieren* und *zimieren* müssen dem abschreiber unverständlich gewesen sein. 465, 4 *diu sippe ist sünden wagen* d. h. „die abstammung von Adam zeigt sich darin, dass sünde auf uns übergeht (?)“; Erf. *die sippe ist sündir wagin*; dies soll wol heissen „ohne schwanken“. Die dunkelheit des ausdrucks *sünden wagen* veranlasste die änderung. 340, 5 *den er töt derhinder stach* d. h. hinter das ross; Erf. *den er tot dir nidir stach*. 466, 16 *gedanc sich sunnen blickes wert* — Erf. *gidanke sint sunnin blicke wert*, und ähnlich gg *gedanke sint sunne bliches wert*. Eine reihe geringfügiger abweichungen in der wortstellung, zusetzung des artikels, vertauschung von partikeln u. dgl. übergehe ich.

Gewiss werden durch die hier nachgewiesene willkür des abschreibers alle lesarten verdächtig, die die Erfurter handschrift allein bietet, aber dass sie nicht dennoch ab und zu das alte und echte bewahrt haben könne, ist damit nicht gesagt; folgt doch auch Lachmann nicht gar selten der Münchener handschrift G. In der tat halte ich dies an einigen stellen für wahrscheinlich. 345, 13 wird Obiens und Obilots

vater Tibävt genannt; alle übrigen handschriften schreiben den namen mit L: *Lippaöt*, *Libaut*, *Liböt* usw.: Lachmann hat *Lyppaut*. Aber Chrestien gibt *Tiebaut*. Es ist augenscheinlich, dass *Tibävt* in Erf. nicht auf einem schreibfehler beruht; entweder es ist die echte, aus Chrestien stammende namensform Wolframs, oder der abschreiber kannte die französische quelle und entnahm sie daraus. Das letztere ist aber deshalb sehr wenig wahrscheinlich, weil aus einer anderen stelle hervorgeht, dass er des französischen nur in geringem masse kundig war: 343, 22 hat er (übrigens mit einigen jüngeren handschriften) *du Kastor* anstatt *duc Astor*. Dass ihm die fremdwörter *florieren* und *zimieren* unbekannt waren, sahen wir schon. Beiläufig will ich hier noch 319, 1 erwähnen; da steht *gundrie de scrzier*; Lachmann gibt ohne variante *Cundrie le surziere*. Man könnte meinen, der abschreiber habe in *scrzier* einen ortsnamen vermutet und das französische *de* davorgesetzt, wie es z. b. in *Kunnewäre de Lalaut* und *duc Orilus de Lalander* steht; allein dann würde *scrzier* gross geschrieben sein, vgl. 343, 22, 324, 19. Es ist also anzunehmen, dass *de* für *die*, wie es sonst immer heisst, verschrieben und der deutsche artikel ist, vgl. auch 312, 27 *surziere was ir anouame*<sup>1</sup>.

Ferner vermute ich, dass 341, 25 unsere handschrift Wolframs text bewahrt hat. Lachmann schreibt hier ohne variante: *hie der juuge, dort der alde, dà fuor vil ribalde*; Erf. hat *die der iruge, die der alde, da vâ vil ribalde*. In *die* — *die* vermute ich die mitteldeutsche (thüringische) nebenform zu *der*, die Lachmann an mehreren stellen des Parzival (151, 14, 300, 12, 437, 27) und Willehalm durch conjectur hergestellt hat. Weinholt (Mhd. grammatik § 482 anm.) und andere wollen freilich Wolfram diese form absprechen; sie scheint mir aber durch unsere stelle eine nicht unwichtige bestätigung zu erhalten (vgl. Beitr. 2, 66. Germ. 34, 487). Nicht wol denkbar ist, dass der abschreiber *hier* — *dort* in *die* — *die* sollte geändert haben; der satzbau ist ungewöhnlich und wird durch *die* — *die* eher schwieriger als leichter.

Eine dritte stelle, wo ich in Erf. die echte lesart erhalten glaube, ist 340, 7 fgg. Gawan sieht ein ihm unbekanntes heer zur belagerung von Bearosche vorüberziehen: *Gârân dâhte swer verragt sô du; er stihet è man jagt, dès sine prise gar ze fruo. Ich wil in wîher stupfen zuo, swa; mir dà rou nu mac gesehen, ir hât mich; mîrre*

1) Diese stelle legte die frage nahe, ob nicht auch andere abweichende lesarten in Erf. sich aus Chrestien erklären liessen. Ich habe den französischen text mit unserem verglichen; aber es hat sich mir nichts derartiges ergeben.

*teil gesehn*. Erf. hat vers 10 so: *ich sol ir nahir stapfu ;v*, und vers 12: *ir habt mich; merret teil gisehn*. Auch Ggg geben *ich sol* für *ich wil*; für *in* haben Ggg *hin*, *ir* nur Erf.; *ir habt* für *ir hat* auch dgg. Es ist offenbar, dass *ir* und *ir habt* zusammenhängen. Die form der anrede gibt der darstellung grosse lebendigkeit. Dass ein abschreiber, der *in* und *hat* vorfand, die 2. person gesetzt hätte, ist wenig wahrscheinlich, viel eher, dass er sie beseitigte, weil keine eigentliche anrede stattfindet. An der construction *ir habt mich; merret teil gisehn* ist kein anstoss zu nehmen, vgl. 75, 20 und Beneckes Wörterbuch zum Iwein unter *teil*; doch könnte sie die änderung in *hat* und *in* mit veranlasst haben.

Wir haben gesehen, dass die Erfurter handschrift viel eigentümliches hat, und dass ihre abweichungen zwar meist auf willkürlicher änderung eines nicht immer einsichtigen schreibers beruhen, zum teil jedoch das alte und echte bewahrt zu haben scheinen. Es fragt sich nun noch, wie sich die handschrift, abgesehen von diesen eigentümlichen lesarten, zu den übrigen stellt, die Lachmann bekanntlich in zwei familien Ddd — Ggg trennt.

Es ergibt sich sofort, dass das erste doppelblatt mit den bruchstücken 1—8 der klasse Ggg weit näher steht als der klasse Ddd. Ich führe dafür einige bezeichnende belegstellen an: 319, 15 *vmbc also wünderlich gischaft* Erf. Ggg<sup>1</sup> — *ein alsö wünderlich geschaft*; 319, 18 *man müste hie wëinin schöwin* Erf. Ggg — *die man weinde muose schouwen*; 322, 26 *wender giwinnit vvir hulde* Erf. g, *wan gewinnet er iwer hulde* Ggg — *wan erwirbt er iwer hulde*; hier ist durch die wortstellung auch eine eigentümliche abweichung des sinnes von dem der übrigen handschriften herbeigeführt; *wender giwinnit* = „denn er gewinnt“; *wan gewinnet er (erwirbt er)* = „denn wenn er gewinnt“; 341, 27 *den mahle ir lorfin urde lide* Erf. Ggg — *ir lonfen machte in müede lide*; 342, 20 *daz gisinde* Erf. Ggg — *din massenie*; 344, 5 *waz tore sin maulichir site* Erf. Gg — *waz hilfet sin maulicher site*; 344, 6 *ein swine mëtir lief im mite ir verhelin die wert ðch sie* Erf. Ggg — *ein swinnuoter, lief ir mite ir rühelin, din wert ouch sie*; *im* bezieht sich, allerdings recht gezwungen und unnatürlich, auf Meljacanz: blosser mut ohne zucht, wie ihm Meljacanz hat, ist nichts wert; solchen würde auch die sau beweisen, wenn ihre ferkel hinter ihm her liefen. Beweisend für die zugehörigkeit der Erfurter handschrift

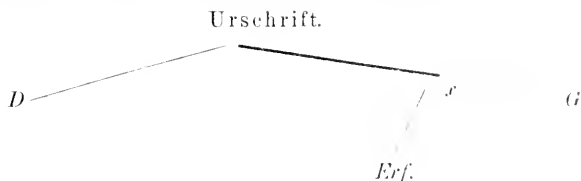
1) Die abweichungen der handschriften von Erf. in der orthographie sind nicht berücksichtigt.

zu der familie Ggg ist endlich, dass, wie in Ggg, die zeilen 323, 7. 8 fehlen, s. unten.

Daneben finden sich einzelne stellen, wo unsere handschrift zu D stimmt, so z. b. 319, 11 *schau ist ob sitiu ein gr̄bit v̄p* — Gg *schaun ist ob siten ein rechter uop*; 323, 13 *was* — Ggg *wart*; 345, 28 *minne* — Ggg *ir minne*.

Die bruchstücke des zweiten doppelblattes nehmen weniger entschieden partei; dieser teil von G rührt von einem anderen schreiber her, s. Lachmann s. XVI. Mit G (gg) geht Erf. 461, 17 *du von Gdgg* — *dū vor*; 506, 17 *widir Gdgg* — fehlt; 508, 13 *groz rīcheit*, Ggg *grōziū rīcheit* — *gauziū rīcheit*; 511, 1 *ob ir daz sit Gdgg* — *ob ir der sit*. Dagegen findet sich abweichend von G: 463, 9 *sēriū lōn* — Gg *fiurinen lōn*; 463, 14 *nach der helle givar*, Lachmann *nāch helle var* — Gg *hellerar*; 465, 12 *selde (scelde)* — G *solt*; 466, 29 *speht* — G *sīht*; 506, 21 *daucte* — G *genudet*; 511, 5 *der rolge* — fehlt in G; 511, 18 *werlichin*, Lachmann *werliche* — G *werdechlichen*.

Hiernach möchte ich annehmen, dass Erf. und G aus gemeinsamer quelle (x) geflossen sind, und dass demnach das verwandtschaftsverhältnis zwischen D, Erf. und G sich so darstellt:



Das verhältnis zu jüngeren handschriften (gg) würde sich vielleicht aus eingehender vergleichung ergeben; Lachmanns angaben sind hierfür nicht ausreichend.

### Die abschnitte.

An zwölf stellen der handschrift sind die durch grosse rote etwas herausgerückte buchstaben bezeichneten anfänge der dreissigzeiligen abschnitte erhalten; die letzten sieben, von 312, 1 an, stimmen zu Lachmanns einteilung. Lachmann (zu 125) gibt an, dass von 221 an fast alle handschriften an gleichen stellen absetzen, G erst von 435 an, wo die zweite hand beginnt. Unsere handschrift hat, nach einer mir gültig von der kgl. hof- und staatsbibliothek in München gewordenen mitteilung, den ersten absatz 319, 9 mit G gemeinsam, die folgenden sechs 321, 9. 322, 9. 324, 11. 341, 3. 342, 4. 345, 4 aber nicht, und von diesen weichen die vier ersten auch von „fast allen“ übrigen quellen

ab. Da der fünfte absatz auf 311, 3, der nächste auf 312, 1 fällt, enthielt der dazwischen liegende abschnitt nur 28 zeilen; welche zwei verse des Lachmann'schen textes fehlten, ist nicht ersichtlich. Die ersten drei absätze fallen auf 319, 9. 320, 9. 322, 9, der nächste erhaltene, 60 zeilen weiter, auf 324, 11: es fehlten also zwei zeilen des Lachmann'schen textes, jedesfalls 323, 7. 8, die auch Ggg nicht haben.

### Schreibweise.

Für die hier folgenden bemerkungen bitte ich um nachsichtige beurteilung; vielleicht bieten sie doch einiges, das die mitteilung lohnt.

In Erf. findet sich, wie oben bemerkt ist, sehr häufig ein accent, ähnlich dem dehnungszeichen unserer mhd. drucke. Dies zeichen steht am häufigsten über den reimsilben, doch auch innerhalb des verses oft genug. Es steht auch über den doppellauten *ei*, *ie*, *iv*, nie über *ö* und *ü*.

Innerhalb des verses kann es nicht wol etwas anderes bezeichnen, als die länge des vokals; freilich ist die anwendung willkürlich und inconsequent: es fehlt über der mehrzahl der langen vokale und steht siebenmal auf dem ersten doppelblatt über kurzen: *sitîn*, *vêtir*, *im*, *bit*, *bitîn*, *ix*, *zim*, *vrēute*. Das zweite doppelblatt hat es innerhalb des verses nicht auf kurzem vokal; denn *sir* (506, 15) wird man nicht hierher ziehen dürfen. Oft wenn ein wort innerhalb weniger zeilen sich wiederholt, ist es das eine mal mit dem accent versehen, das andere mal nicht.

Über die anwendung im reime ist folgendes zu sagen: Ist der reim stumpf und hat langen vokal, so fehlt der accent selten: doch findet sich ohne ihn: *Gawan* — *san*, *hat* — *rat*, *Gawan* — *gitan*, *Gawan* — *hun*, *nach* — *gach*, auch *han* im reime mit *man*, wo Lachmann *hân* schreibt.

Wenn der stumpfe reim auf kurzer silbe mit nachfolgendem *e* (*i*) ruht, so pflegt der schreiber jener den accent zu geben: *sitîn* — *viritîn*, *virschēmin* — *nēmin*, *kēmin* — *vīrvēmin*, *ginēsîn*, *lāde* — *wāde*, *ritîn* — *gisnitîn*, *giritîn* — *gibitîn*, *kēmin* — *ginēmin*; doch findet sich ohne accent: *sidir* — *widir*, *wagin* — *tragin*, *habe* — *knabe*, *gebîn* — *lebîn*, und mit unterdrücktem *e*: *virsayn* — *tragn*, *gîschehn* — *schn*, *sagn* — *klagen*, *besagn* — *sagn*.

Ruht der stumpfe reim auf kurzer silbe, so hat auch diese zuweilen den accent: *wêr* — *hêr*, *mâc* — *slâc*, *gîwêr* — *gêr*, *vîr* (= *für*) — *kêr* (= *kür*); gewöhnlich fehlt er.

Bei klingendem reime pflegt auf der vorletzten, langen silbe der accent nicht zu fehlen: *lōue* — *krōne*, *crin* — *gemcrin*, *gibcine* — *cncrine*, *klārin* — *wārin*, *ritin* — *ritin*, *rikiēsin* — *rikiēsin*, *riwē* — *trirwē* usw., doch gibt es auch hier ausnahmen; ohne accent stehen *scheidin* — *beidin*, *vollieliche* — *riche*, *riche* — *cwic:agliche*, *beidin* — *bischeidin*, *vbirhorte* — *storte*, *gihertin* — *crin*.

Noch ist zu bemerken, dass der accent nicht selten auf einer reimsilbe steht, auf der anderen fehlt: *leit* — *brēt*, *min* — *pin*, *menscheit* — *strēt*, *rōr* — *tor*, *riehēt* — *reit*, *ere* — *wēre*, *sile* — *mile*, *elōz* — *vntslōz*.

Der accent muss, nach diesen tatsachen zu schliessen, namentlich wegen seines häufigen vorkommens auf kurzen reimsilben, auch den zweck gehabt haben, die reimsilben kenntlich zu machen. Diente er dem bedürfnis des vorlesers?

Sonst ist über die schreibweise noch folgendes zu bemerken:

S wird, abgesehen von den zeilenanfängen (s. oben) im an- und inlaut durch *f* bezeichnet; nur im auslaut steht meistens *s*.

F im anlaut ist selten und steht nur vor *u* (*r*): *fēr*, *gifer*.

Der diphthong *uo* wird immer durch *r* oder *u* bezeichnet, *ou* dagegen durch *or*, selten durch *ō*: *rōwcin* — *schōwcin*, mehrmals *ōch*, neben *orch*.

U wird durch *r* bezeichnet, ausser wenn *r* (consonant) oder *w* vorausgeht: *cūr*, *antworter*, *wūrste* (= *fürste*), *wandir*, *wāhs*, *wage* (= *fuoge*), *wunne*, *wunt*.

Z wird nie durch *s* ersetzt; nach vorausgehendem consonant steht *z*: *untz*, *hertzin*, *kertzin*, *stoltzr*; nach vokal in *sitzin*, *witzin*; für mhd. *sz* im inlaut immer *z*: *ruze*, *huzē*, *grēzer*, *hēzēt*, *hiezēin*, *liezēin*, *mēze*, *dēzēt*, *r:rihtap*, *Trefri:zent*.

Von abkürzungen kommt nur  $\frac{1}{2}$  vor, = *vir* (*ver*), und auch diese nur dreimal, neben häufigerem *vir*.

### Mundart des schreibers.

Folgende erscheinungen dürften beweisen, dass die mundart des schreibers zu den mitteldeutschen gehörte:

1. Statt des tonlosen *e* der flexions- und ableitungssilben hat Erf. *i*, wenn ein consonant darauf folgt; ebenso steht *i* in den präfixen *be*, *ge*, *er*, *ver*: es ist also geschrieben *rīngis*, *hertzin*, *allin*, *boh̄ir*, *irngist*, *horit*, *trostin*, *gebit*, *reiglin*, *pfellit*, *nimmir*, *biswērit*, *gincit*, *irschn*, *virdeckit* usw. Ganz vereinzelt finden sich *gemcrin*, *beigt*.

Auch die präfigierte negation lautet *in*: *inwert*, *inist*, *inelingil*. Vgl. Weinhold, mhd. grammatik § 81, Wilmanns, Deutsche grammatik § 269. Dagegen erscheint das präfix *en* (viertmal) in der gestalt *ent*, *en*: *entpficue*, *enpfahil*, *entsbi*., *entwert*, was Weinhold § 312 als „ripuarisch“ bezeichnet.

2. Die endung *iu* in der adjectivflexion wird durch *e* ersetzt; nur einmal steht *e*: *licbe kint*. Im artikel steht *die* für *din*, vielleicht einmal *de* (319, 1). Vgl. Weinhold § 482.

3. Von umlauten kennt der schreiber nur den von *a* und *ä*; jener wird durch *e*, dieser meist durch *ê* bezeichnet. Einmal steht *ê* für *e*: *vêtir* (324, 13), einmal *æ* für *ê*: *sæzze* (322, 6). Das dehnungszeichen fehlt zuweilen, z. b. in *were* (509, 26), *lege* (322, 18), *selbe* (465, 11). Vgl. Weinhold § 9, 75, 116. Es ist also geschrieben: *horit*, *trostin*, *kruic*, *gilreke*, *mede* (für *müediū*), *f<sup>u</sup>rit*, *v<sup>u</sup>rit* usw.

4. Für *iu* steht *î*, selten *v*: *îre*, *bîtit*, *v<sup>u</sup>in*, *trîve*, *nêve*, *creatîre*, *dîzîit*, *îte*, *hête*; daneben *lrschin*, *rlchit*, *rvîrn*. Dagegen heisst es in der declination von *ir* stets: *ir* (*ir*), *irch*. Das zweite doppelblatt weicht hiervon insofern ab, als es vor *w* *ir* gibt: *riwe*, *trive*, *irwir*. Vgl. Weinhold § 132.

5. Mitteldeutsch ist *u* für *o* in *solh*: *selhin*, *selhe* (Weinhold § 327) und in gewissen participien ablautender zeitworte: *kêmin*, *giuêmin* (Weinhold § 63, 349).

6. Auch die neigung statt *v* (*f*) vor *u* im anlaut *w* zu setzen, ist mitteldeutsch, s. Weinhold § 174. In Erf. findet sich: *wârste* (*fürste*), *wârba*., *vngiwäge*, *wârt* (*furt*).

Aber ich glaube, die mundart und heimat des schreibers lässt sich noch genauer bestimmen; ich meine nicht zu irren, wenn ich ihn für einen Thüringer halte.

In dem Urkundenbuch der stadt Erfurt von dr. C. Beyer (Halle 1889) steht von s. 391 an eine reihe von deutschen urkunden, die, wengleich unter sich in manchen dingen abweichend, in der sprachform mit unserer handschrift auffallend übereinstimmen. So erstens in der allerdings nicht so streng durchgeführten verwendung von *i* für tonloses *e*: *von gotis quadiu*, *Ottin*, *disim*, *habin*, *genumin*, *berihit*, *vorgesprochinin*, *tezwischin*, *Tanninrode*, *tusint*, *drihundert* usw. Doch haben die präfixe *be*, *ge*, *er*, *rer* (oft *vor*) das *i* nicht, wol aber *int*. — Die negation lautet auch in den urkunden meist *in*, nicht *en*. Zweitens wird, wie in der Parzivalhandschrift, für *din* *die* gesetzt; eine adjectivform, die auf *iu* ausgehen müsste, habe ich nicht gefunden. Drittens wird, wie in Erf., der umlaut von *ä* durch *e* bezeichnet: *were*,



*telin*: *u* und *o* lauten in den meisten urkunden nicht um: *Duringin*, *furstin*, *ubir*, *losen*, *horen*, *romesch*, *dorferu*. Viertens wird *iu* durch *u* ersetzt: *lute*, *getruetelich*, *vruntschafft*, *Nuwenbure*. Fünftens finden sich participia wie *kumen*, *genumin*, *gewunnen*, vgl. auch *dunristac*, *uffenberliche*. Von *w* für *f* (*e*) habe ich kein beispiel gefunden.

Dass der schreiber der Parzivalhandschrift sich von manchen besonderheiten der urkunden frei hält, dass er z. b. nicht *wi* für *wir*, nicht *he* für *er* schreibt, nicht *schullen* für *subu*, dass er den infinitiv nicht auf *e* statt auf *en* enden lässt, ist nicht auffallend: seine vorlage und, bis zu einem gewissen grade, die herrschende sprache der höfischen gesellschaft und dichtung hinderten ihn daran. Aber die übereinstimmung zwischen der sprache der handschrift und der urkunden ist dennoch so gross, dass ich für meine person an seinem thüringischen ursprung nicht zweifle.

ERFURT, IM DECEMBER 1896.

ERNST BERNHARDT.

---

## DER ARRIANISMUS DES WULFILA.

Während man bisher über die häresie des Wulfila nicht den leisesten zweifel hatte aufkommen lassen, vertritt jetzt Franz Jostes in einem: „Das todesjahr des Ulfilas und der übertritt der Goten zum Arianismus“ betitelten, Beitr. XXII, 158 fgg. erschienenen aufsatz im anschluss an die bekannten nachrichten orthodoxer kirchenhistoriker die ansicht, Wulfila habe ursprünglich zur gemeinschaft der orthodoxen kirche gehört, sei erst in seinem todesjahr 383 öffentlich als mehr oder weniger entschiedener Arrianer aufgetreten und habe dadurch den übertritt seines ganzen volkes veranlasst.

Dieser entscheidung muss ich in allen punkten energischen widerspruch entgegenzusetzen und zum voraus mein erstaunen über die form ausdrücken, in der Streitberg am schlusse von § 12 seines Gotischen elementarbuches die von Jostes selbst als unsicher ausgegebene erkenntnis proklamiert hat. Sie würde, wenn sie sicher wäre und massgebend bleiben sollte, ganz neue und höchst unerfreuliche charakterzüge in das bild eines mannes bringen, das im ahnensaal deutscher vergangenheit bisher makellos geleuchtet hat. „Fünfzehnhundert jahre lang hat die geschichte seinen namen mit ehren genannt . . . Auch katholiken haben ihn nur selten zu schmähen gewagt. Sie werden, denke ich, auch jetzt, da sein arrianisches bekenntnis deutlicher zu tage liegt, sein verdienst unangefochten stehen lassen“ diese worte, mit denen

Georg Waitz seine bekannte schrift geschlossen hat, kommen einem unwillkürlich ins gedächtnis.

Die arbeit von Jostes leidet an jenem cardinalfehler, der jede debatte in hohem grad erschwert: an unklarheit und unbestimtheit. Jostes kann nämlich die angabe des Philostorgius, Wulfila sei von Eusebius (von Nikomedien) geweiht worden, nicht umgehen, nimmt infolge dessen an (s. 185), „dass er diesem in seinen ansichten nicht allzu fern stand, dass er jener mittelpartei angehörte, die da mit recht oder unrecht annahm, dass man sich viel zu viel um worte streite“<sup>1</sup>. Da Jostes behauptet, a. 383 sei diese „mittelpartei alten schlags verschwunden“ gewesen, so setzt er offenbar voraus, dass Wulfila schon zu zeiten des Eusebius zu ihr gehalten habe. Was ist also wol der eigentliche sinn der schlussworte: „Das glaubensbekenntnis des Ulfilas konnte zur zeit seines amtsantritts ganz wol als orthodox gelten . . . aber während seiner vierzigjährigen amtsstätigkeit hatte sich vieles geändert und 383 konnte das testamentum schlechterdings nicht mehr als orthodox angesehen werden und wenn sich die gotische geistlichkeit auch auf den standpunkt desselben stellte, dann wurde eine trennung von der katholischen kirche unbedingt notwendig“ (s. 187)? Will man aus diesen unsicheren worten einen deutlichen sinn herausbekommen, so bleibt nur als meinung von Jostes übrig, Wulfila habe von anfang seiner amtsstätigkeit an der arrianischen mittelpartei angehört; die zugehörigkeit zu dieser partei habe ihn aber nicht genötigt aus der orthodoxen kirchengemeinschaft auszuseiden. Nun behauptet aber Jostes andernorts, öffentlich habe sich Wulfila erst a. 383 zu jener mittelpartei bekannt — die nach Jostes eignen worten damals verschwunden war. Er behauptet nirgends, Wulfila habe ein orthodoxes bekenntnis gehabt, sondern hebt wiederholt hervor, sein bekenntnis sei ein derartiges gewesen, dass er zur gemeinschaft der orthodoxen kirche gehört haben könne und geht so weit, diese zugehörigkeit des Wulfila und seines ganzen volkes mindestens bis zum jahr 380 allen negativen instanzen gegenüber zu vertreten. Wulfila war nach dieser auffassung ein zur „mittelpartei“ gehörender Arrianer, der nicht den mut oder nicht die gesinnungstüchtigkeit besass, seine parteistellung zu verraten, der sich durch ein orthodoxes mäntelchen

1) Es kommt hier auf die mangelhafte formulierung des programms jener „mittelpartei“ (noch verkehrter s. 185!) nicht an. Ich betone, dass Jostes ohne jede begründung den Auxentius im gegensatz hierzu als Anhomöer (s. 158. 160) bezeichnet hat. So lange Jostes hierfür nicht den beweis liefert, betrachte ich die äusserung als einen lapsus calami.

deckte, bis er in einem zeitpunkt, da seine partei aufgehört hatte zu existieren, sich zu ihr bekannte. Wulfila habe sein bekenntnis in einer formel niedergelegt, welche die kluff zwischen den parteien verschleierte<sup>1</sup> und als unionsformel aufzufassen sei (s. 163): man fragt sich unwillkürlich, was in einem zeitpunkt, da die politische bedeutung der ganzen arrianischen sache „so gut wie vernichtet“ worden war, einen „allgemein hochgeachteten mann“ (s. 184), von so eminent praktischer erfahrung (s. 185) wie Wulfila, zu einer so haltlosen politik veranlasst haben könnte? In dem augenblick, da der Arrianismus das existenzrecht verloren, sollte ein mann, der alles gewesen ist, nur kein doctrinär (s. 185), die halbverleugnete doctrin seines lebens einer welt von feinden gegenüber aufrecht erhalten haben, in diesem augenblick sollte ein am rande des grabes stehender greis, der bisher der orthodoxen kirchengemeinschaft angehörte, durch schwächliches lavieren eine verlorene sache dadurch zu retten versucht haben, dass er mit der orthodoxie brach und das programm einer abgetanen partei zu dem seinigen machte? Gibt es ein ähnliches bündel von gleich ausgesuchten unwahrscheinlichkeiten? Und nun meint Jostes auch noch, all das sei nicht bloss das private spiel eines einzelnen kirchenpolitikers gewesen, das ganze Gotenvolk mit seinem gesamten klerus habe die einzelnen schritte des führers mitgemacht, ein äusserlich zur orthodoxie haltendes land sei plötzlich und ohne jede krisis durch eine ausgesucht unpraktische politik des bischofs veranlasst worden, die verlorene sache des Arrianismus zu der ihrigen zu machen!

Ich darf wol behaupten, dass durch meine entdeckung eines gotischen, vermutlich von Wulfila stammenden Matthäusecommentars (vgl. Beil. zur Allgem. zeitg. 1897 nr. 44) die ganze streitfrage — namentlich auch mit bezug auf die ausführungen von Jostes auf s. 182, 183 seiner arbeit — erledigt ist<sup>2</sup>. Ich sehe jedoch, da Jostes mit dürftigerem material gearbeitet hat, von allem andern ab und halte mich an die pièce de resistance von Jostes, an die bekenntnisformel des Wulfila, von der Jostes behauptet, bis auf die frage vom heiligen geist bestehe kein wesentlicher unterschied von den orthodoxen formeln; über den heiligen geist habe es gar keine streitpunkte gegeben, „erst lange nachdem Ulfilas bischof geworden, war die frage durch Macedonius zu einer brennenden geworden“; danach habe Wulfila „ganz unstreitig das schiboleth der Macedonianer

1) Wie eine derartige formel ansah, erfahren wir von Eunomius. MSG 30, 835 fg.

2) In germanistenkreisen ist das Opus imperfectum z. b. als eine der quellschriften des Ezzoliedes bekannt; von bedeutung ist es auch für die bibelbeeftüre und bibelübersetzung des deutschen mittelalters geworden (vgl. Jostes, Histor. jahrb. XI, 21) u. s. w.

oder Pneumatomachen sich angeeignet, die er nach Auxentius immer bekämpft haben soll und wer ihn lediglich nach seinem testamentum ohne rücksicht auf die interpretation des Auxentius richtig unterbringen will, der kann ihn nur zu jenen stellen und nicht zu den eigentlichen Arrianern“ (s. 171). Wenn Jostes auch nur die unter der regierung des Julian zu Zele am Pontus abgehaltene versammlung der Macedonianer gekannt und berücksichtigt hätte, würde er eine so widerspruchsvolle behauptung nicht aufgestellt haben. Damals haben sich die Macedonianer sowol von den orthodoxen als von den Arrianern förmlich losgesagt! Es genügt mir, auf Sozomenus IV, 27 zu verweisen.

Principiell hat dagegen Jostes recht, wenn er bestreitet, dass wir es bei der gotischen bibel mit einer arrianisch zugestutzten überlieferung zu tun hätten. Diejenigen, die darauf ausgegangen sind, Arrianismen aufzustöbern, sind sich ihres beginnens offenbar nicht recht bewusst gewesen. Die arrianische partei hat wert darauf gelegt, es offen und bestimmt zum ausdruck zu bringen, dass sie dieselbe bibel habe wie die orthodoxie. Nur auf dieser gemeinsamen basis war eine erörterung der abweichenden lehrmeinungen möglich. Ich denke das dürfte genügen um weitere spürversuche unmöglich zu machen<sup>1</sup>. Es

1) Dass Phil. 2, 6 *galeiko* = *ἴσα*, unterliegt gar keinem zweifel, widerspricht auch durchaus nicht dem arrianischen bekenntnis, denn es bezieht sich ja nicht auf die *οὐσα*, sondern auf die *μορφή* (über dieses wort vgl. E. Nestle in den Theologischen studien und kritiken 1893 s. 173) und Phil. 2, 7 folgt das prädikat *ὡὶ σκalkis nimands*, Phil. 2, 11 *ζώτος Ἰησοῦς Χριστός εἰς δόξαν θεοῦ πατρὸς*: das sind hauptstellen, auf welche die Arrianer sich für ihre auffassung des gottessohnes beriefen, nicht Phil. 2, 6. Der Gotenbischof Maximinus durfte hiefür in erster linie als zeuge angerufen werden (MSL 42, 713 fg.). Ich setze seine darlegung über Phil. 2, 6 hierher: Augustin hatte gesagt (MSL 42, 720): Non rapinam arbitratus est esse aequalis Deo. Natura enim erat, non rapina: non enim usurpavit hoc, sed natus est hoc. Verumtamen semetipsum exinanivit, formam servi accipiens: agnovisti aequalem, jam incipe agnoscere minorem: formam servi accipiens in similitudinem hominum factus et habitu inventus ut homo. Ecce qua forma major est Pater: discerne dispensationem suscepti hominis a manente immortaliter divinitate. Dieser auffassung stellt Maximin die seinige gegenüber (MSL 43, 732 fg.): Certum est quod ait apostolus: qui cum in forma Dei esset. Quis enim negat Filium esse in forma Dei? Quod enim sit deus, quod sit dominus, quod sit rex, jam puto latius exposuimus. Et quia non rapinam arbitratus est esse se aequalem Deo, hoc nos beatus apostolus Paulus instruit, quod ille non rapuit, nec nos dicimus; sed quia exinanivit semetipsum, factus oboediens patri usque ad mortem, mortem autem crucis totis viribus praedicamus. Nos dieti sumus filii gratia, non natura hoc nati: ideo unigenitus est Filius, quia quod est secundum divinitatis suae naturam, hoc est natus Filius. Cui forte si ipse fratrem applicas, quia spiritum sanctum parem atque aequalem

gieng in dieser beziehung seither wie mit der *fable convenue* vom Hebräerbrief, über den Jostes' andeutungen (s. 187 anm.) gleichfalls zutreffend sind.

In jeder beziehung ungenügend und verkehrt sind aber seine aufstellungen über das Wulfilanische bekenntnisformular und die glaubwürdigkeit des Auxentius. Im gegensatz zu Jostes behaupte ich, die bekenntnisformel enthält sowol in bezug auf gott den vater als in bezug auf gott den sohn als in bezug auf den heiligen geist wesentliche unterschiede von jeder orthodoxen formel und ist durch und durch ketzerisch. Da nun aber Jostes die unvereinbarkeit der aussagen über den heiligen geist mit der orthodoxen lehre des 4. jahrhunderts zugesteht, habe ich keine veranlassung mich mit diesem punkt eingehender zu beschäftigen. Ich möchte nur in aller kürze die falsche behauptung erledigen, Wulfila sei unter die Pneumatomachen (Macedonianer bezw. Marathonianer) gegangen. Dass die auffassung des Spiritus sanctus als *minister* Christi nicht spezifisch macedonianisch ist, konnte Jostes z. b. aus Athanasius, ad Serapionem ersehen (MSG. 26, 330 fg.): ἔγραψες γὰρ . . . λειτούμενος καὶ ἀπὸς ὡς ἐξείθεόντων μέντων ἀπὸ τῶν Ἀρειανῶν διὰ τὴν κατὰ τοῦ υἱοῦ τοῦ Θεοῦ βλασφημίαν, φρονοῦντων δὲ κατὰ τοῦ ἁγίου Πνεύματος καὶ λεγόντων ἀπὸ μὴ μόνον ζῆσημα ἀλλὰ καὶ τῶν λειτουργιζῶν πνευμάτων ἐν αὐτῷ εἶναι καὶ βεβαίως μόνον ἀλλ' διαφέρειν τῶν ἀγγέλων (non sine dolore mihi significasti quosdam impiam Arrianorum in dei filium haeresin detestantes, ab illis quidem discessisse sed eodem de spiritu sancto prave sentire contendereque illum non tantum rem creatam sed etiam unum ex administris spiritibus esse, soloque gradu ab angelis differre). Es handelte sich dabei um die bibelstelle Hebr. 1, 14. Athanasius fährt fort: τῶν μὲν οὖν Ἀρειανῶν οὐκ ἀλλότριον καὶ τοῦτο ἐρθύμηναι· ἔτι γὰρ ἀφροῦμενοι τὸν τοῦ Θεοῦ λόγον, ἐκτόως τὰ αὐτὰ καὶ κατὰ τοῦ Πνεύματος αὐτοῦ δεσμιμοῦσι (itaque Arrianorum quidem nequaquam aliena est huiusmodi sententia, postquam enim semel dei verbum negare ausi sunt, merito eadem de eius spiritu impie mentiumtur). Athanasius gibt denn auch selbst (Contra Arrianos I, 6) als lehre des Arius: Μεμεισμένα τῆ γένσει καὶ ἀτεξενομένα καὶ ἀεισχοινομένα καὶ ἀλλότριον καὶ ἀμέτοχόν εἰσιν ἀλλήλων ἀοὺσία τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ καὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος καὶ ἀνόμοια λάμψαν ἀλλήλων τὰς τρ. οὐσίας καὶ δόξαις εἰδὼν ἐκ' ἑαίρηρον (natura divisas diversas disjunctas alienasque

asseris Filio, aeque et de substantia Patris cum esse profiteris: si ita est, ergo jam non est unigenitus Filius, cum et aliter sit ex eadem substantia.

nec invicem participes esse patris filii et sancti spiritus substantias: quia etiam penitus inter se et substantia et gloria sunt infinite dissimiles). Daraus dürfte zu ersehen sein, was von den worten zu halten ist, die Jostes gebraucht: „von den Arrianern alten schlags sei der heilige geist überhaupt noch nicht in die discussion gezogen worden, oder wenigstens sei kein streit über ihn entstanden“ (s. 171). Wie alt die streitfrage ist, darüber zu sprechen liegt kein grund vor, immerhin erlaube ich mir auf Tatian adv. Graecos (ed. E. Schwartz s. 15, 5; vgl. A. Harnack, progr. von Giessen 1884 s. 24) zu verweisen.

Eingehender muss ich die im bekenntnisse des Wulfila niedergelegte logoslehre behandeln. Die entscheidenden worte: *patrem solum ingentum* und *non habentem similem suum* hat Jostes entweder übersehen oder für bedeutungslos gehalten. Sie sind aber mit der orthodoxie unvereinbar und in keinem orthodoxen bekenntnis zu finden<sup>1</sup>.

Ehe Jostes auf das bekenntnis des Wulfila so hochragende constructionen gründete, hatte er vorfragen zu erledigen, ohne die jede deutung in der luft steht. Er wäre verpflichtet gewesen, uns eine philologisch-historische bearbeitung des textes zu geben. Man wird doch auch in diesem fall erst den wortlaut festzustellen und die quellen aufzuzeigen haben. Den wortlaut festzustellen, macht nun freilich, so lang eine neue — von mir in aussicht genommene — collation der handschrift nicht vorliegt, die grössten hier nicht zu hebenden schwierigkeiten. Es bleibt uns aber doch wol die möglichkeit, wenigstens auf den gedankengang und die gliederung des bekenntnisses aufmerksam zu machen.

Das seltsamste an dem wunderlichen, vielleicht aus dem griechischen übersetzten und schlecht überlieferten, formular ist der zwischensatz: *ideo unus est omnium deus qui et dei (domini) nostri est deus*. Dieser zwischensatz bezieht sich deutlich genug auf gottvater (vgl. hiezu Harnack bei Hahn, Symbole 3. aufl. s. 371); *unus est omnium deus* konnte weder nach orthodoxer noch nach häretischer lehre vom gottessohn gesagt werden. Ist aber gottvater gemeint, dann ist die auffassung Casparis (s. anm. 1) unmöglich und wir müssen bei *domini nostri est deus* verbleiben, in übereinstimmung mit den worten des Auxentius *patrem esse Deum domini*. Bezieht sich aber der erklärende zwischensatz auf gottvater, so kann der satzteil, an den er sich als

1) In der stelle *unus est omnium Deus qui et de nostris est Deus* hat Jostes *omnium* ausgelassen und die von Caspari (vgl. auch Hahn<sup>3</sup> § 198) vertretene deutung *de nostris = de nostra sententia* — allerdings ohne schaden für die sache — nicht berücksichtigt. Im übrigen pflichte ich der lesart *domini nostri* bei.

schlussfolgerung anlehnt, nicht als prädikat des gottessohnes gefasst werden. Wulfila kann unmöglich so widersinniges gesagt haben, wie z. b. der gottessohn hat nicht seines gleichen, darum ist derjenige allein allgott, der auch unseres herrn gott ist: seines gleichen hat nur derjenige nicht, der allein allgott und unsers herrn gott ist, d. h. gottvater. Die worte *non habentem similem suum* bilden eine prämissa für die conclusio: *ideo unus est omnium deus*. Will man *ideo* in die construction einbeziehen — und ich sollte denken, das müssen wir, weil es nun doch einmal dasteht — dann ist eine andere auffassung nicht mehr zulässig. Sind wir demnach genötigt, *non habentem similem suum* auf *deum patrem* zurückzubeziehen — wie der schlusssatz des ganzen bekennnisses auf den gottessohn zurückdeutet — so wird man, weil das vorausgehende glied *opificem et factorem universe creature* nicht davon loszulösen ist, einen selbständigen von *credo* abhängigen zwischenatz mit dem wort *opificem* (nicht erst mit *ideo*) beginnen lassen und vor *opificem*, was auch die raumverhältnisse der handschrift nahelegen, *et* einschalten müssen. So erhalten wir einen satz, der mit seiner participialconstruction ganz genau ebenso gebaut ist, wie die folgenden hauptsätze des bekennnisses. Die formel hat also einen umfang von 6 paragraphen:

- von gott vater,
- von gott sohn,
- vom verhältnis des vaters zum sohn,
- vom heiligen geist,
- vom verhältnis des geists zum sohn,
- vom verhältnis des sohnes zum vater (auflösung der trinität).

Das bekennnisformular wäre also etwa in folgender weise aufzusetzen:

#### Credo

- (§ 1) unum esse deum patrem solum ingenitum et invisibilem
- (§ 2) et in unigenitum filium eius dominum et deum nostrum
- (§ 3) et opificem et factorem universe creature non habentem similem suum ideo unus est omnium deus qui et domini nostri est deus
- (§ 4) et unum spiritum sanctum virtutem illuminantem et sanctificantem
- (§ 5) nec deum nec dominum sed ministrum Christi et subditum et oboedientem in omnibus filio
- (§ 6) et filium subditum et oboedientem in omnibus Deo patri.

Auf mangelhafter dogmengeschichtlicher kenntnis und auf unterschätzung des Auxentius beruht es, wenn Jostes anmerkungsweise (s. 169) nebenbei bemerkt, Wulfila bemühe sich, auch in den worten

sich möglichst biblisch auszudrücken. Der sachverhalt ist vielmehr der, dass getreu dem schriftprincip des Wulfila auch sein bekennnis sich aus einzelnen bibelstellen zusammensetzt. Mit hilfe einer concordanz ist dies leicht in vollem umfang festzustellen. Ich beschränke mich darauf, nur einzelne belege anzuführen:

- § 1 unus Deus pater, 1. Cor. 8, 6: *ἓς θεὸς ὁ πατὴρ* (vgl. auch Harnack bei Hahn, *Symbole* 3. aufl. s. 369 fg. 371 fg.).  
 (ingenitus<sup>1</sup>: vgl. Genes. 1, 1. Psalm 90, 2. Jes. 43, 13 u. a.).  
 invisibilis, Joh. 1, 18: *θεὸν οὐδείς ἑώρακεν πώποτε*. Col. 1, 15: *τοῦ θεοῦ τοῦ ἀοράτου* (*gups ungasaihwans*).
- § 2 unigenitus filius, Joh. 1, 18: *ὁ μονογενὴς υἱός*  
 dominus et Deus noster: vgl. Joh. 20, 28: *ὁ κύριός μου καὶ ὁ θεός μου*.
- § 3 (opifex et factor universe creature<sup>1</sup>, Sap. 16, 24 u. a.).  
 non habens similem suum, Ps. 82, 2: *Deus quis similis erit tibi?*  
 Mc. 10, 18 *οὐδείς ἀγαθός ἐστι μὴ εἷς ὁ θεός* (vgl. die worte des Auxentius: Deum incomparabiliter omnibus majorem et meliorem in singularitate extantem).  
 unus est omnium deus, Ephes. 4, 6: *εἷς θεός καὶ πατὴρ πάντων*.
- § 4 unus spiritus sanctus, Ephes. 4, 4: *ἓν πνεῦμα*.  
 virtus, Luc. 24, 49. Act. 1, 8: *δύναμις* (von Wulfila selbst angeführt).  
 inluminans, 1. Cor. 12, 7: *φωτέρωσις τοῦ πνεύματος*  
 sanctificans, Rom. 1, 4: *πνεῦμα ἁγιοσύνης*.
- § 5 nec deus nec dominus: weder das prädikat *deus* noch das prädikat *dominus* findet sich in der bibel.  
 minister Christi subditus et oboediens in omnibus filio, Joh. 16, 13. 14: *τὸ πνεῦμα . . . ὅσα ἀκούει λαλήσει . . . ἐξ τοῦ ἐμοῦ λάμψεται καὶ ἀναγγελεῖ ὑμῖν* (*uuh þan rodeif af sis silbin, ak swa filu swc hauseif rodeif . . . us wwinamma nimif jah gateihif izwis*).  
 Hebr. 1, 7. 14: *ὁ ποιῶν . . . τοὺς λειτουργοὺς αὐτοῦ πρὸς γλῶσσα . . . λειτουργικὰ πνεύματα εἰς διακονίαν ἀποστελλόμενα διὰ τοὺς μέλλοντας κληρονομεῖν σωτηρίαν*.
- § 6 filius subditus et oboediens in omnibus Deo patri, Ps. 118, 91: *omnia serra sunt tua* (vgl. hiezu die orthodoxe interpretation bei Cyrillus Hierosolym<sup>2</sup>. Catecheses 8, 5 bei Migne 33, 629:

1) Dieses prädikat findet sich in der bibel wörtlich nicht.

2) Über ihn ist die stelle Theodoret Hist. eccl. 5, 9 nachzulesen.



*τὰ σύμματα μὲν δοῦλα αὐτοῦ, εἰς δὲ αὐτοῦ μόνος εἶδος καὶ ἐν τῷ ἔμῳ αὐτοῦ πνεύμα ἐκτὸς τοῦτων πάντων). Phil. 2, 8: γενόμενος ἐπίμοος μέχρι θανάτου; ferner 1. Cor. 15, 28.*

Um nun aber die parteistellung des Wulfila zu eruieren, darf man auch nicht verfahren wie Jostes verfahren ist. Vergleicht man das glaubensbekenntnis des Gotenbischofs mit andern formularen des vierten jahrhunderts, so muss das von Jostes herangezogene, vielleicht dem Basilius gehörende, schon deswegen ganz aus dem spiel bleiben, weil es von dem des Wulfila total verschieden ist. Was mag sich ein leser, der mit den zuständen im 4. jahrhundert nicht weiter vertraut ist, dabei gedacht haben, wenn Jostes ihm versichert, auf den blossen wortlaut habe man nicht viel gewicht gelegt, denn auf einer und derselben synode seien vier verschiedene formeln neben einander aufgestellt und gutgeheissen worden (s. 169)?<sup>1</sup> Jostes hat anseheinend keine deutliche vorstellung von dem tatsächlichen verlauf der synode von Antiochia im jahr 341 (Hahn<sup>3</sup> §§ 153 fgg.). Diese synode ist in der geschichte des Arrianismus eine der wichtigsten. Ihre zwei bzw. drei formeln bitte ich jetzt nicht nach der darstellung von Jostes, sondern nach der quellenmässigen behandlung von Loofs (Realencyclopädie für protestantische theologie und kirche 3. aufl. 2, 25 fg.) zu beurteilen.

Man traut seinen augen nicht, wenn man fernerhin bei Jostes liest, unter allen formeln der zeit stimme keine so sehr mit der des Wulfila zusammen als die des Basilius; es existiere bis auf die frage vom heiligen geist gar kein wesentlicher unterschied. Es gibt freilich „noch eine ältere form, die man zum vergleich herbeiziehen kann, es ist die erste der synode in Encaeniis (341), auf der vielleicht Ulfilas zum bischof geweiht wurde“ (s. 170). Um diese argumentation ins richtige licht zu setzen, bedarf es nur weniger worte.

Jostes hat die neueren untersuchungen über das einschlagende material nicht berücksichtigt. Es ist doch unumgänglich, bei einer ernsten behandlung dieser dinge die forschungen von Kattenbusch (Das apostolische symbol Leipzig 1894) heranzuziehen. Weiteres material findet man in der vor kurzem erschienenen — Jostes noch nicht zugänglichen — dritten ausgabe der Halm'schen Symbole verzeichnet; über das symbol des Basilius (bei Hahn<sup>3</sup> § 196) vgl. Kattenbusch s. 342 fgg. Nachdem Jostes

1) Ich bemerke, dass sich hier Jostes jedesfalls geirrt hat. Es sind nur 3 bzw. nur 2 verschiedene formeln auf der antiochenischen synode de encaeniis aufgestellt worden, darunter eine, die des Lucian, welche gar nicht von der synode herrührt, sondern vornicänisch ist. Die formel, die Jostes offenbar als 4. gezählt hat, ist die der zweiten antiochenischen synode im herbst 311.

nicht einmal in die erörterung über die echtheitsfrage eingetreten und die näheren umstände der entstehung desselben unerörtert gelassen hat, muss ich auf die bei Kattenbusch gegebenen darlegungen verweisen. Ich mache namentlich auf das verhältnis von *λέξεις* der schrift und *ἔργα* aufmerksam. In dem formular des Basilius folgen nun aber auf die worte *ἐν ᾧ τὰ πάντα συνέστυξεν* diese: *ὅς ἐν ἀρχῇ ἦν πρὸς τὸν θεόν*. Ich möchte gerne wissen, weshalb Jostes diesen satz ausgelassen hat. Mit dem wortlaut des wulfilanischen formulars (*deum solum ingentum*) ist er jedesfalls nicht in einklang zu bringen. Das formular des Basilius endigt in die von Jostes nicht mitgeteilten worte: *οὕτως γοοροῦμεν καὶ οὕτως βαπτίζομεν εἰς τριῶδα ὁμοούσιον*. Dass in dem formular des Wulfila die trinität ausdrücklich abgelehnt ist, dürfte selbst Jostes unumwunden zugestehen müssen. Wie konnte man unter solchen umständen die beiden formulare auch nur in parallele stellen! Schon die ganz verschiedene art, wie Philostorgius über Wulfila und den Cappadocier urteilt, hätte Jostes wenigstens stutzig machen sollen, auch nachdem er sich hatte dazu verführen lassen, das bekennnis eines so unsichern gläubigen wie Wulfila mit dem des champion der orthodoxie in übereinstimmung zu finden.

Nicht weniger rätselhaft ist der grund, der Jostes veranlasst haben könnte, die erste formel von Antiochia, die sich selbst als von Arrianern herrührend bezeichnet, mit der streng orthodoxen des grossen Basilius zusammenzukoppeln.

Vor dem jahr 336 dürfte der Arrianismus nur sporadisch unter den Goten vertreten gewesen sein<sup>1</sup>. Für die organisierung, für kirchen- und gemeindebildung ist das genannte jahr der terminus ex quo. Es ist das jahr, in dem Athanasius in die verbannung geschickt worden ist, in dem der kaiser Constantin jene folgenschwere schwenkung in seiner kirchenpolitik vollzogen hat, die ihn der arrianischen hofpartei in die arme führte, die einen Eusebius von Nikomedien hochkommen liess und eine ganz neue ära für den Arrianismus eröffnete. Seit dem jahr 336 erhob die Arrianerpartei den anspruch, dass ihre kirche die katholische, die gegnerische die häretische sei. dass ihr bekennnis als das biblische und kirchliche nicht den namen des Arrius zu tragen brauche. Diese ansprüche wurden mit erfolg zur geltung

1) Den entscheidenden. Jostes offenbar unbekannt gebliebenen beleg hiefür lieferte uns, wenn Joh. Dräseke mit seiner vermutung recht hätte, Eusebius von Emesa (vgl. Theologische studien und kritiken jahrg. 1893 s. 272 fg.). Vielleicht hat aber die hier behandelte schrift bei Athanasius zu verbleiben (vgl. Loofs, Realencyclopädie 3. aufl. 2, 199).

gebracht. Seit dem jahr 336 fiengen die Arrianer an gemeinden mit eigenem gottesdienst zu bilden. Schon im jahr 339 waren sie so weit damit gekommen, dass sie in Alexandrien einen eigenen sprengel bilden und der dortigen gemeinde einen eigenen bischof in der person des Pisfus geben konnten. Er wurde durch Secundus von Ptolemais zum bischof ordiniert. Er war nur für die arrianische gemeinde in Alexandrien bestellt (vgl. Athanasius contra Arrianos c. 19. 24 MSG 25, 279. 287). Im selben jahr trat Acacius, der parteigänger des Eusebius von Nikomedien, an die stelle seines lehrers und freundes, des Eusebius von Caesarea, und der Nikomedier selbst wurde patriarch von Constantinopel. Eine kirchenprovinz um die andere ist von den Eusebianern erobert, die orthodoxen bischöfe der Balkanhalbinsel, Kleinasiens, Syriens sind abgesetzt und verbannt worden (z. b. Lucius von Adrianopel). Siegreich erweiterte der Arrianismus seine machtsphäre: in diesen zusammenhang gehört genau nach dem bericht unserer quellen die bischofsweihe des Wulfila, welche nichts anderes bedeutet, als arrianische kirchen- und gemeindebildung unter den Goten. Die umstände, unter denen Philostorgius die bischofsweihe vollzogen sein lässt, führen darauf, dass Wulfila der grossen synode zu Antiochia (de encæniis) im sommer 341 angewohnt hat und auf dieser für die machtstellung der Arrianer denkwürdigen versammlung zum bischof der Goten bestellt worden ist.

Die worte des Philostorgius besagen also — in anbetracht des parteistandpunktes des historikers ist jeder zweifel ausgeschlossen — Wulfila sei der erste arrianische bischof unter den Goten gewesen, mit ihm beginne die arrianische kirchenorganisation im lande der Goten. Dass dieses ereignis ins jahr 341 fällt, geht mit bestimmtheit daraus hervor, dass Wulfila bei seiner bischofsweihe mit dem kaiser Constantius zusammengetroffen ist<sup>1</sup>. Auf dieser synode (de encæniis) wurde (nach Sokrates 2, 10) zum ersten mal betont, dass die häretiker sich nicht auf Arrius stützen, dass ihr glaube vielmehr die echte lehre der alten kirche und allein durch das evangelium und die lehre der apostel gewährleistet sei.

Das war die synode, auf der jene bekennnisformel beschlossen wurde, welche nach Jostes (s. 170) zum vergleich mit der formel des Wulfila herangezogen werden kann. Wie durfte aber, wenn die dinge so lagen, die zugehörigkeit des Wulfila zur Arrianerpartei verdächtigt werden?

1) Sozomenus 2, 5 sagt πολλοὶ γὰρ εἶναι τοὺς φίλους τοῦ Εὐσεβίου ἀπὸ τῆς Ἀντιοχείας ἦσαν, παρῶν δὲ καὶ ὁ βασιλεὺς Κωνσταντῖνος.

In der tat besteht in einzelnen punkten übereinstimmung des Wulfilanischen bekennnisses mit jener antiochenischen bekennnisformel; sie steht bei Halm<sup>3</sup> § 153 (nach Sokrates 2, 10). Bei der folgenden übersicht schliesse ich die verwandten bekennnisformeln an:

## Wulfila.

Ego .. episkopus .. semper sic credidi  
opificem et factorem universe creature

unus est omnium deus  
solus ingenuitus  
filium subditum et oboedientem in omnibus Deo patri ... Deum

unum deum patrem  
opificem et factorem universe creature  
unigenitum filium eius  
dominum et deum nostrum

## 1. antioch. formel.

ἡμεῖς ... ἐπίσκοποι ὄντες ... μεμαθήκαμεν ἕξ ἀρχῆς  
ἰῶν πάντων νομιῶν τε καὶ ἀσθη-  
ἰῶν δημιουργόν τε καὶ ποιοῦν-  
τήν (opificem et creatorem).  
Ἐνα τὸν ἰῶν ὄλων θεόν.  
vgl. τῶ γεγεννηζότῃ ἀτὸν πατρί  
πᾶσαν τήν ποιηζήν ἀτὸδ βολήν  
σνερεζπτελήρωζότῃα ... θεόν.

## 4. antioch. formel.

Ἐνα θεὸν πατέρα  
ζῆσιγν καὶ ποιητήν ἰῶν πάντων  
μορογενῆ ἀτὸδ τῶν  
τὸν ζέριον ἡμῶν ... θεόν

formel von Philippopolis.  
unum deum patrem  
creatorem et factorem universorum  
unigenitum ejus filium  
dominum nostrum ... deum.

## 1. sirm. formel.

Ἐνα θεὸν πατέρα ... ἀγέννητον  
ζῆσιγν καὶ ποιητήν ἰῶν πάντων  
μορογενῆ ἀτὸδ τῶν  
τὸν ζέριον ἡμῶν ... θεόν

## 2. sirm. formel.

solum ingenuitum et invisibilem

patrem initium non habere, invisibilem esse  
filium Dei dominum et deum nostrum  
majorem patrem, filium subjectum.

formel von Constantinopel.  
*Ἐνα θεὸν πατέρα*  
*μορογενῆ υἱὸν τοῦ θεοῦ*  
*πάσης τῆς οὐκονομίας πληροθεΐσης*  
*κατὰ τὴν πατρικὴν βούλησιν*  
*ὁ ζῳσιος καὶ θεός ἡμῶν*

Die formel des Wulfila beruht also, soweit das bekenntnis von vater und sohn in frage steht, auf der 1. und 4. antioch. formel, eventuell könnte man auch noch die sirmische und constantinopolitanische heranziehen. Ausserdem kommt als quelle in betracht die älteste von der hand des Arrius herrührende formel (Hahn<sup>3</sup> § 186):

unum deum patrem solum ingenitum et invisibilem *Ἐνα θεόν (πατέρα) μόνον ἀγέννητον μόνον ἀϊδίον*  
 deus qui et domini nostri est deus *ἄρχει γὰρ (ὁ πατήρ) αἰτιῶν (τοῦ εἰοῦ) ὡς θεός αἰτιῶν.*

Mit bezug auf die von Jostes als „sehr auffallend“ bezeichnete tatsache, dass Wulfila allein bei dem auf den heiligen geist sich beziehenden teil des bekenntnisses seine meinung mit schriftstellen stützt, dürfte zum vergleich etwa noch das glaubensbekenntnis des Eusebius von Caesarea heranzuziehen sein (Theodoret I, 12). Er gehörte zu den ersten bischöfen, die auf die seite des Arrius getreten waren. Über seine zugehörigkeit zur arrianischen partei besteht kein zweifel und doch hat man schon gesagt, in seinen schriften sei nichts häretisches zu finden. So ausgeprägter parteimann er im 4. jahrhundert gewesen ist, die katholischen historiker des 5. jahrhunderts sind doch an der arbeit, wie neuerlings Jostes den Wulfila, so den Eusebius für die orthodoxie in anspruch zu nehmen (vgl. Sokrates 2, 21). Gelasius stellt ihn an die spitze der orthodoxen im kampf gegen die Arrianer, obwol ein Hieronymus ihn das „haupt der Arrianer“ genannt hatte. Was sagt Jostes in diesem fall zu seinen katholischen gewährsmännern des 5. jahrhunderts? Will er darauthin etwa auch den Eusebius von Caesarea als verkappten orthodoxen ausgeben? Nach diesem recept lassen sich noch eine reihe von männern katholisieren, z. b. der Wandale Geiserich, den Hydatius als apostaten ausgibt (Mon. Germ. hist. Auct. antiq. XI, 71), wie man den Wulfila als apostaten ausgegeben hatte. Von Dahn (Könige I, 244) ist das motiv dieser apostasien so schlagend aufgedeckt worden — Jostes sagt freilich (s. 172), kein mensch werde das vermögen, „geschweige denn dass es bisher geschehen wäre“: so gänzlich ist er auf dem holzweg — dass man sich nur wundern muss,

wie ihm heutzutage noch historische beweiskraft zugetraut werden konnte. Wie fanatisch Theodoret gewesen ist, wissen wir z. b. aus seiner sinnlosen behauptung, beim übertritt des Wulfila von der orthodoxie zum Arrianismus habe man ihn mit geld bestochen (*χοίμασι δολιεύσας* I, 37)! Jostes hat merkwürdigerweise auch hiervon keinen gebrauch gemacht und trotzdem die worte des Wulfila: *semper sic credidi* preisgegeben!

Eine wichtige bestätigung des resultatcs der quellenuntersuchung erhalten wir, wenn wir die genannten bekenntnisformeln auf die hinter ihnen stehenden persönlichkeiten zurückführen. Die stimmführer auf den antiochenischen synoden des jahres 341 waren Eusebius von Nikomedien, Acacius von Caesarea und Eudoxius, der spätere patriarch von Constantinopel: d. h. gerade diejenigen männer, welche von den kirchenhistorikern in verbinding mit Wulfila genannt werden. Von zufall kann hier doch wol nicht mehr die rede sein.

Was zunächst Eusebius von Nikomedien betrifft, so sind wir über seine stellung durch Theodoret (I, 6) unterrichtet. Ich hebe einiges hervor: *οἷτε δύο ἀγέννητα ἀκηλόμαεν, οἷτε ἕν εἰς δύο διηρημένον ... ἀλλ' ἕν μὲν τὸ ἀγέννητον, ἕν δὲ τὸ ἐστ' αὐτοῦ ἀκλήθως καὶ οὐκ ἐκ τῆς οὐσίας αὐτοῦ γεγενῆς, καθόλου τῆς ἡρώσεως τῆς ἀγέννητον μὴ μείξον ... πρὸς τελείαν ὁμοιότητα διαθέσεώς τε καὶ δυνάμεως τοῦ πεποιητότος γενόμενον ... ἀπὸ τῆς γραφῆς μεμαθητότες λέγομεν, πιστὸν εἶναι καὶ θεμέλιωδὸν καὶ γεννητὸν* (Prov. 8, 22). Diese letzten worte erinnern an die ausführungen des Auxentius: *unigenitum deum creavit et genuit, fecit et fundavit*, die von Jostes so lebhaft angegriffen worden sind. Er hat übersehen, dass sie auf die bibel zurückgehen, also ebensogut wulfilanisch als biblisch gewesen sind. Sie kehren übrigens auch in dem brief des Arrius wider, den Theodoret (I, 5) uns aufbewahrt hat. Hier erfahren wir auch, was die formel bzw. das biblische citat leisten soll, nämlich nichts weiter als was Arrius (oder vielmehr schon Origenes, vgl. Loofs a. a. o. s. 9, 10) mit andern worten sagen wollte: *ἀγέννητος οὐκ ἴν* (= deum patrem solum ingenuitum im bekenntnis des Wulfila). Ich will nicht bestreiten, dass Theodoret für seine von Jostes aufgebauschte behauptung (IV, 37) gotische gewährsmänner gehabt habe, bestreite aber, dass Jostes das recht hat, diese gewährsmänner unter den schülern des Wulfila zu suchen und auf solchem weg dem Auxentius die fälschung des lehrbegriffs seines meisters zur last zu legen<sup>1</sup>.

1) Was von Jostes' versuch, die interpretation des Auxentius in gegensatz zur aussage des Wulfila zu bringen, zu halten ist, lässt sich noch an einem andern bei-

Wir kennen ferner ein werk *Εὐδοξίου Κωνσταντινουπόλεως Ἀρχιερατοῦ περὶ σαρκώσεως λόγος*, in dem das christologische bekenntnis des autors erhalten ist (vgl. Kattenbusch s. 363). Das wulfilanische attribut des vaters *solus ingenuitus* kehrt hier wider in der form *ὁ γὰρ μόνον ἡγίστων ἀγέννητον καὶ ἀπίστορα*. Der sohn hat die attribute *ἐσσεῖται ἐξ τοῦ σέβειν τὸν πατέρα<sup>1</sup> καὶ μορογενῆ μὲν ἡρείτορα πάσης ἡς μετ' αὐτὸν ζήσεως πρωτότοκον δὲ οὐ τὸ ἐξάριετον καὶ πρόωτιστόν ἐστι τῶν πτισμάτων*. Am schluss der formel wird die consubstantialität von vater und sohn ausdrücklich abgelehnt. Auf ganz falscher führung ist Jostes, wenn er (a. a. o. s. 179) meint, die erwähnung des Eudoxius könnte auf einer verwechslung mit Eunomius beruhen. Mit einem Eunomius hat Wulfila nichts gemein. Die unsichere haltung des Eudoxius verbietet uns auch ein näheres eingehen auf seine person. Er ist schliesslich ganz in abhängigkeit von Acacius, dem schüler und nachfolger des Eusebius von Caesarea, geraten.

Acacius ist für die geschichte des Wulfila von besonderer bedeutung geworden. Denn der Gotenbischof hat an der von Acacius geleiteten synode von Constantinopel im jahr 360 teilgenommen (Sozomenus 6, 37. Theodoret 2, 27. 28). Auf dieser synode erhob sich von seiten der Acacianer stürmischer widerspruch, als Silvanus, der bischof von Tarsus den orthodoxen bezw. semiarrianischen lehrbegriff entwickelte. Theodoret fügt ausdrücklich bei: *ἐπαίδειτο δὲ τῶν λαορίων οὐδέ τις*. Ebenso wurde unter dem schutz des kaisers der Anhomöer Aetius verdammt. Wenn also Wulfila auf dem genannten concil anwesend war — woran zu zweifeln auch nicht der leiseste grund vorliegt — ist seine parteistellung so deutlich wie nur möglich: er ist weder orthodox-semiarrianisch, noch ist er anhomöisch gesinnt gewesen. Wäre ers gewesen, so hätte er das schicksal seiner collegen teilen und seinen bischofssitz räumen müssen.

spiel darlegen. Wir besitzen eine sehr merkwürdige und sehr lehrreiche *Altercatio Heracliani laici cum Germinio episcopo Sirmiensi* aus dem jahr 366 (gedruckt bei Caspari, Kirchenhistorische anecdota s. 133 figg.). Germinius sagt hier (s. 136): *verum ego talem fidem habeo: patrem dico inuatum, invisibilem, immortalem, sine initio, sine fine. Filium vero cum dico ante saecula initium habere ex patre, deum ex deo, lumen ex lumine, sed talem non dico qualem patrem*. Wie in dem wulfilanischen formular ist die trinität, die consubstantialität und die coätternität aufgehoben. Germinius hat durchaus nichts dagegen einzuwenden, wenn Heraclianus den satz ableitet (s. 139): *vos dicitis, filium dei creaturam esse*.

1) Vgl. hierzu im bekenntnis des Wulfila: *filium subditum et obediendum in omnibus Deo patri*.

Ein glaubensbekenntnis des Acacius ist uns erhalten (Hahn<sup>3</sup> § 165). Loofs (a. a. o. s. 36) charakterisiert dasselbe mit den worten, es sehe wie ein schlichtes vordicänisches taufsymbol aus. Es liegt im wesentlichen den formeln zu grunde, die von der synode zu Nike, zu Rimini und zu Constantinopel — unter anwesenheit des Wulfila — angenommen worden sind<sup>4</sup>.

Wir sind nun in der glücklichen lage, noch ein zweites aktenstück zu besitzen, aus dem wir erfahren, dass die gotischen Arriener sich mit vorliebe an diese bekenntnisformel gehalten haben. Es handelt sich um ein werk, das meines wissens nur von Massmann (Gött. gel. anz. 1841 nr. 26. 27) in seinem ausserordentlichen wert erkannt worden ist. Es hat denselben Gotenbischof Maximinus zum verfasser, dem wir die denkschrift des Auxentius über Wulfila verdanken. Ich meine die unter den werken des Augustin gedruckte Collatio cum Maximino (MSL 42, 709 fgg.), das protokoll einer disputation vom jahr 428.

Maximin legt wert darauf zu constatieren: *exercitationem liberalium litterarum vel rhetorice artis non feci, si quod vitium fecissem in ser-*

#### 1) Formel von Nike-Ariminum.

πιστεύομεν

εἰς ἕνα καὶ μόνον ἀληθινὸν θεόν, πατέρα παντοκράτορα ἐξ οὗ τὰ πάντα

καὶ εἰς τὸν μονογενῆ υἱὸν τοῦ θεοῦ τὸν πρὸ πάντων αἰώνων καὶ πρὸ πάσης ἀρχῆς γεννηθέντα ἐκ τοῦ θεοῦ δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο, τὰ τε ὄρατά καὶ τὰ ἀόρατα, γεννηθέντα δὲ μονογενῆ, μόνον ἐκ μόνου τοῦ πατρός. θεὸν ἐκ θεοῦ, ὅμοιον τῷ γεγεννημένῳ αὐτὸν πατρὶ κατὰ τὰς γραφάς ...

πάσης τῆς οἰκονομίας πληρωθείσης κατὰ τὴν βούλησιν τοῦ πατρός

καὶ εἰς πνεῦμα ἄγιον ὅπερ αὐτὸς ὁ μονογενὴς τοῦ θεοῦ υἱὸς Ἰησοῦς Χριστός, ὁ θεὸς καὶ κύριος, ἐπηγγελματο ἀποστείλαι τῷ γένει τῶν ἀνθρώπων, τὸν παρόκλητον ... τὸ πνεῦμα τῆς ἀληθείας, ὅπερ καὶ αὐτὸς ἀπέστειλεν

#### Formel des Acacius

(er beruft sich im eingang auf die 1. antiochenische und am schluss auf die 1. sir-mische formel).

εἰς ἕνα θεόν, πατέρα παντοκράτορα, τὸν ποιητὴν οὐρανοῦ καὶ γῆς, ὄρατῶν πάντων καὶ ἀορατῶν

καὶ εἰς τὸν κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστὸν τὸν υἱὸν αὐτοῦ τὸν ἐκ αὐτοῦ γεννηθέντα ἀπαθῶς πρὸ πάντων τῶν αἰώνων θεὸν λόγον, θεὸν ἐκ θεοῦ μονογενῆ ... δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο τὰ ἐν τοῖς οὐρανοῖς καὶ τὰ ἐπὶ τῆς γῆς. εἴτε ὄρατά εἴτε ἀόρατα ... ὅμοιον τοῦ υἱοῦ πρὸς τὸν πατέρα ἁπαῶς ὁμολογοῦμεν κατὰ τὸν ἀπόστολον

εἰς τὸ ἄγιον πνεῦμα ὃ καὶ παρόκλητον ἀνόμισεν ὁ σωτὴρ καὶ κύριος ἡμῶν ἐπαγγελάμενος μετὰ τὸ ἀπελθεῖν αὐτὸν ἐμφαι τοῖς μαθηταῖς τοῦτο, ὃ καὶ ἀπέστειλε δι' οὗ καὶ ἀγιάζει τοὺς ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ πιστεύοντας



*mone, ad sensum respicere debuisses et non ritum sermonis intendens, in crimen nos inducere* (s. 726), teilt mit, er sei im auftrag des comes Segisvultus nach Hippo gekommen (s. 709) und erklärt auf die frage Augustins nach seinem bekenntnis, seine formel sei die, welche das concil von Rimini festgesetzt habe. Diese synode war im mai 359 zusammengetreten (vgl. Loofs a. a. o. s. 35 fg.). Die orthodoxe majorität erklärte sich für das Nicaenum, die Arrianer wussten es aber mit hilfe kaiserlicher autorität durchzusetzen, dass die formel von Nike angenommen wurde.

Maximin hält das in dieser formel zum ausdruck gebrachte schrift-princip mit grosser entschiedenheit fest<sup>1</sup> und gibt mit folgenden worten sein eignes bekenntnis: *Credo quod unus est Deus Pater qui a nullo ritam accepit; et quia unus est Filius qui quod est et quod vivit a Patre accepit ut esset; et quia unus est Spiritus sanctus paracletus qui est illuminator et sanctificator animarum nostrarum* (s. 711).

Erläuternd fügt er bei: *nos unum auctorem Deum Patrem (innatum s. 733) cognoscimus; omnia quaecunque suggerit nobis Spiritus sanctus, a Christo consecutus est ... secundum Salvatoris magisterium quia sive illuminat, a Christo accepit, sive docet, a Christo accepit, omnia quaecunque gerit Spiritus sanctus ab unigenito Deo consecutus est ... et quia Filio Spiritus sanctus est subjectus et quia Filius Patri est subjectus, ut charissimus, ut obediens, ut bonus a bono genitus*. Er hält durchaus fest, nach dem zeugnis der schrift, *singularitatem omnipotentis Dei, quod unus sit omnium auctor*. Das schriftwort *Ego et Pater unum sumus* (Joh. 10, 30) sei so zu verstehen, dass *Pater et Filius et Spiritus sanctus in consensu, in convenientia, in charitate, in unanimitate unum esse dicantur*. *Quid enim fecit Filius quod non placuit Patri? Quid praecepit Pater, in quibus non obtemperaverit Filius? Quando enim Spiritus sanctus contraria Christo aut Patri tradidit mandata?* (s. 715 fg.) ... *Unum Deum profiteor non ut tres unus sit, sed unus Deus est, incomparabilis immensus infinitus immutus invisibilis, quem et Filius ipse et oravit et orat, apud quem et Spiritus sanctus adroocatione fungitur* (s. 716) ... *Est autem et Filius magnus Deus* (s. 718) ... *primogenitus (ante*

1) *quod si aut litteraria arte usus, aut expressione spiritus sui quisque continet verba quae non continent sanctae scripturae; et otiosa sunt et superflua* (s. 718). Beachtenswert ist, dass er auch den Hebräerbrief als paulinisch citiert (s. 725. 728).

*omnia saecula) et non ingenuus ... majorem Patrem confessus est (s. 719) ... Pater vero ante principium et sine principio est, et ingenuus et immutatus ... iste est qui a nobis Christianis unus Deus praedicatur quem Filius unum pronuntiavit bonum ... eo quod ipse est fons bonitatis. Sic ergo unus est Deus, quia unus est incomparabilis, quia unus est immensus (s. 738) ... Pater filio major est et hoc Filio qui magnus est Deus (s. 739) ... Nos Spiritum sanctum competentem honoramus ut doctorem, ut ducatorem, ut illuminatorem, ut sanctificatorem; Christum colimus ut creatorem; Patrem eum sincera devotione adoramus ut auctorem, quem et unum auctorem ubique omnibus pronuntiamus (s. 725).*

Gemäss seiner verpflichtung auf die bekenntnisformel von Rimini erklärt Maximin: *Filius natus est, ut diximus; nos et rerum Filium profiteamur et similem Patri non denegamus: praeterea de divinis scripturis instructi. Nam quia diversas accusamur dicere naturas, hoc scito, quod nos dicimus, quod Pater spiritus spiritum genuit ante omnia saecula, Deus Deum genuit.* Gemäss seiner verpflichtung auf das schriftprincip erklärt er bezüglich der lehre vom heiligen geist, es seien erst bibelstellen dafür beizubringen *quia Spiritus sanctus Deus est, quia Dominus est, quia Rex est, quia Creator est, quia Factor est, quia consedit Patri et Filio, quia adoratur si non a coelestibus vel certe a terrestribus.* Mehrmals kehrt im munde des Maximin der refrain wider, nur was in der bibel stehe, glaube er: *quod lego, credo.*

Ich bin auf die disputation zwischen Augustin und dem gotischen Arrianer Maximin auch deswegen eingegangen, um durch ein schlagendes beispiel zu zeigen, ob Jostes mit recht oder mit unrecht auf Augustin sich berufen hat, als einen zeugen für den gotischen katholicismus. Augustin sagt an der von Jostes citierten stelle (s. 176), nach dem hörensagen habe es unter den Goten nur katholische christen gegeben. Es ist mir unfasslich, wie Jostes über diese fromme sage anders denn mit stillschweigen hinweggehen konnte (vgl. übrigens schon Castiglione in dem Specimen von 1835 s. 70).

Wem wollte es einfallen zu behaupten, unter den Goten habe es katholiken überhaupt nicht gegeben, wo uns hiefür so wertvolle und so einwandfreie zeugnisse wie die des Johannes Chrysostomus zur verfügung stehen? Ich werde bald einmal über die stärke des katholischen elementes in den gotischen gebieten genaueres mitteilen. Folgt aber etwa daraus, dass es keine Arrianergemeinden gegeben habe? Ich denke, Jostes wird sich von der voreiligkeit seiner schlussfolgerung

selbst überzeugen und den gotischen Arrianismus im sprengel des Wulfila in zukunft unangefochten lassen<sup>1</sup>.

Eine vielleicht für sich allein schon beweiskräftige stelle sei als letzter schlussstein meiner argumentation verwertet: *Arriani ... ex consensione multorum incerpugnabiles erant: nam omnes fere duarum Pannoniarum episcopi multique Orientalium ex tota Asia in perfidia eorum coniaruerant* (Sulpicius Severus Chron. II, 38). Ich verweise auf Orosius, auf Jordanes und at last not least auf die Historia Gothorum des Isidor. In der kürzeren recension lautet der bericht fast wörtlich so wie in der chronik des Isidor (vgl. diese bei Mommsen s. 468 fg.), nämlich nach der neuen ausgabe Mommsens (Mon. Germ. hist. Auct. antiq. XI, 270): *anno XIII imperii Valentis* (d. h. a. 377) *Gothi in Istriam adversus semel ipsos in Athanarico et Friligerino divisi sunt, alternis sese caedibus populantibus, sed Athanaricus Friligerinum Valentis imperatoris suffragio superans huius rei gratia cum omni gente Gothorum in Arrianam haeresim devolutus est. tunc Gulfilas eorum episcopus Gothicas literas audivit et scripturas sanctas in eundem linguam convertit*. Deutlich genug ist hier Wulfila als arrianischer bischof zu der regierungszeit des Valens bezeichnet.

Ausführlicher berichtet die zweite recension der Historia (a. a. o.): *anno XIII ... huius rei gratia legatos cum mulieribus ad eundem imperatorem mittit et doctores propter suscipiendam Christianae fidei regulam poseit. Valens autem a veritate catholice fidei devius et Arrianae haeresis perversitate detentus missis haereticis sacerdotibus Gothos persuasione nefanda sui erroris dogmati adgregavit et in tam pravellaram gentem virus pestiferum semine pernicioso transfudit sicque errorem quem recens credulitas ebibit, tenuit diuque serravit. Tunc Gulfilas eorum episcopus Gothicas literas condidit et scripturas novi et veteris testamenti in eandem linguam convertit. Gothi autem statim ut litteras et legem habere coeperunt, construxerunt sibi dogmatis sui ecclesias, Italia iuxta eundem Arrium de ipsa divinitate documenta tenentes, ut crederent filiam patri maiestate esse minorem, aeternitate posteriorem, spiritum autem sanctum neque deum esse neque ex substantia patris existere, sed per filium creatum esse, utriusque ministerio deditum et amborum obsequio subditum. aliam quoque patris sicut personam, sic et naturam adserentes, aliam filii, aliam*

1) Bei Jostes vermisst man namentlich eine erklärung darüber, was er und seine gewährsmänner unter „Goten“ verstanden wissen wollten!

*denique spiritus sancti, ut iam non secundum sanctae scripturae traditionem unus deus et dominus coleretur, sed iuxta idolatriae superstitionem tres dei venerarentur. cuius blasphemiae malum per discessum temporum regumque successum annis CCXIII tenuerunt, qui tandem reminiscentes salutis suae remittarunt inolitae perfidiae et Christi gratia ad unitatem fidei catholicae perreverunt<sup>1</sup>.*

1) Darüber sagt Isidor (s. 288 fg.) zum jahr 586: princeps . . . abdicans eum omnibus suis perfidiam quam hucusque Gotorum populus Arrio docente didicerat et praedicans trium personarum unitatem in deum, filium a patre consubstantialiter genitum esse, spiritum sanctum inseparabiliter a patre filioque procedere et esse amborum unum spiritum unde et unum sunt (vgl. hiezu Hahu, Symbole<sup>3</sup> § 177 fgg.)

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

## MISCELLEN.

### Unsere volkstümlichen lieder.

Böhme hat der neuausgabe von Erk's Liederhort eine sammlung von „Volkstümlichen liedern der Deutschen im 18. und 19. jahrhundert“ folgen lassen, die eine fühlbare lücke auszufüllen berufen war. Wenn auch durch Hoffmann's von Fallersleben Volkstümliche lieder (mit Hein's nachträgen in Schnorr's Archiv), durch sein, wie L. Erks Volksgesangbuch, sowie durch Fink's Hausschatz mancherlei vorgearbeitet war, so blieb doch noch vieles zu tun übrig, und Böhme's beherrschung des in frage kommenden gebietes zeigt sich in glänzendem lichte, besonders in musikalischer beziehung. Denn hier waren auch die oben genannten werke am meisten ergänzungsbedürftig. Die auswahl Böhme's gibt hier mehr als in seinem Liederhort anlass zu anfechtungen; z. b. hätte man wol von allen seiten die aufnahme der machwerke Zuccalmaglio's gern entbehrt.

Trotz allem guten, was wir Böhme's Volkstümlichen liedern zu verdanken haben, trotz aller förderung unserer kenntnis des volkstümlichen liedes, die wir durch sie erfahren, muss es hier gesagt werden, dass sein werk zu wissenschaftlichen zwecken, soweit die texte<sup>1</sup> in frage kommen, nur mit grösster vorsicht benutzt werden kann. Deshalb ist noch viel auf diesem gebiete zu leisten, und ich suche die unmittelbar verdienstliche wirkung von Böhme's arbeit in der erneuten anregung sich mit dieser gattung volkstümlicher poesie zu beschäftigen. Auch die negation und die kritik soll zum fortschritt der erkenntnis beitragen, und es steht zu hoffen, dass, wenn alle berufenen zu ihrem teile mithelfen, es dem greisen forscher vergönnt sein werde, eine zweite und verbesserte auflage seiner volkstümlichen lieder zu gestalten.

1) Die texte verlangen hier mindestens die gleiche berücksichtigung, wie die melodie. Ihre dominierende stellung ist übrigens auch von Böhme dadurch anerkannt, dass er vielfach texte ohne melodie abdruckt oder auch diese absichtlich fortgelassen hat. Anders hätte eine publikation zu verfahren, die rein von musikalischem standpunkte ausgeht, wie z. b. Max Friedländers Gedichte von Goethe in compositionen seiner zeitgenossen (= Schriften der Goethe-gesellschaft 11). Hier hat der herausgeber recht getan den text, so wie ihn die componisten bieten, widerzugeben.

Im folgenden denke ich mein oben ausgesprochenes urteil über Böhme's sammlung zu begründen und dann noch einiges dem von ihm angeführten ergänzend oder berichtigend hinzuzufügen.

Ich halte das princip Böhme's bei der textgestaltung für durchaus verfehlt: er will „nicht durchweg buchstäblichen abdruck des originals nach ältester fassung des dichters oder nach der ausgabe letzter hand gehen“, sondern „die verbreitetste lesart, wie er sie im volksmund oder in bessern liederbüchern fand, hat aber die wichtigsten abweichungen vom original angemerkt“. „Urkundlichen abdruck, der ja leicht genug ist und das philologische gewissen beruhigt, will er gern andern überlassen, die darin ein grosses litterarisches verdienst erkennen“ (Volkstüml. lieder XVIII fg.)

Mit diesem princip lässt sich nichts anfangen. Aus minderwertigen gedruckten liederbüchern, aus den liederheften der componisten, aus zufälligen drucken in liegenden blättern schlechter officinen die gedichte da mitzuteilen, wo das original des dichters vorliegt, scheint mir unrichtig. Jedesfalls waren dann beide fassungen, original und spätere gestaltung, anzuführen. So, wie Böhme tatsächlich verfährt, ist in sehr vielen fällen gar nicht zu erkennen, woher er die fassung hat. Man glaubt beispielsweise nach seinen angaben, das gedicht sei nach dem Musenalmanach abgedruckt und beim nachforschen stellt sich heraus, dass eine spätere überarbeitung mitgeteilt ist u. a. m. Dadurch ist jede controlle ausgeschlossen. Vielfach sind auch wol mehrere fassungen mosaikartig zu einer vereinigt. Das mag in einem rein populären werke geschehen, aber nicht in einer sammlung, die anspruch auf wissenschaftliche beachtung macht.

Bei den nummern 57 und 88 nimmt man nach Böhme's angaben an, dass der druck in Arndt's Liedern für Teutsche (1813) zu grunde liegt, aber diese bieten einen ganz andern text<sup>1</sup>. Woher hat nun Böhme seine fassung? Das würde doch interessieren. Bei nr. 310, Millers [nicht Müllers] lied „Es leben die alten“ ist angegeben „zuerst im Götting. Musenalmanach 1773 s. 205“ und dann sind zwei compositionen genannt. Es ist aber entweder aus Millers gedichten (1783 s. 43 fg.) oder vielleicht aus Kriegels XXXVI liedern, die mir nicht zugänglich sind, abgedruckt, allerdings mit zwei fehlern (v. 1 lies „Weiber und wein“, v. 4 lies „im frieden“). In Reichardts Liedern geselliger freude s. 112 (nicht 102) hat eine vertauschung der stropfenfolge stattgefunden.

Berger's „Mein lieber Michel liebet mich“ (nr. 373) entspricht auch nicht ganz der originalfassung. Bei Schubarts Schwäbischem bauerlied („So herzig wie mein Liesel“ nr. 374) stimmt der text weder mit der ausgabe Stuttgart 1786, noch Frankfurt a. M. 1787, noch Frankfurt a. M. 1803 und 1829, noch endlich mit dem angeführten druck im Mildheim. liederbuch von 1799. Woher also der Böhmsche text?

Für vollständig falsch halte ich es auch, wenn Böhme an einigen stellen die dichter meistert, einfach verse weglässt oder ihren wortlaut verändert, so z. b. in Flemmings „Ein getreues herze wissen“, wo er die schlusstrophe nicht mitteilt und moderne wortformen einführt, so ferner in Starke's „Wir sind die könige (nicht drei könige) der welt“ (nr. 560), wo neben ein paar ungenauigkeiten eine ganze strophe, die fünfte des originals, fehlt, ohne dass es bemerkt ist. Ebenso ist in Gleims Mädchen vom lande (nr. 378) eine strophe, die achte, ausgefallen. In nr. 143

1) Bei nr. 57 käme noch Methfessels Commersbuch (1818) in frage (hier nr. 53, nicht nr. 52), aber auch dieses gibt einen andern text.

Mörke's Schön Rohtraut (Böhme schreibt consequent und mit absicht „Rotraut“. Warum? Massgebend ist doch wol der dichter) hat die erste strophe 7. die zweite 6 zeilen und erst die folgenden zeigen die richtige anzahl von 8 zeilen. Auch sonst finden sich manche fehler in der wiedergabe des textes.

Überhaupt sind vielfache ungenauigkeiten vorhanden. so z. b. in nr. 315, 583, auf s. 280 in dem abdruck des gedichtes von Patzke. Unrichtig ist der text wiedergegeben in Gerhards „Die mädchen von Deutschland sind blühend und schön“ (nr. 421) und unrichtig ist auch gesagt, dass die jahreszahl 1818 in Gerhards gedichten stände. Sie findet sich in Hoffmanns v. F. Volkstüml. liedern.

Nr. 284 ist aus Wolfrans Nassauischen volksliedern entlehnt, aber auch hier stehen mehrfache und zum teil widersinnige abweichungen (z. b. str. 1 v. 2 lies „kein“, nicht „ein“). Ob nr. 270 genau mitgeteilt ist, möchte ich bezweifeln, kann es aber nicht mit sicherheit constatieren, da ich nur die zweite auflage von Herloszsohn's Buch der lieder besitze.

Böhme hat öfter das original gar nicht eingesehen oder dessen textgestaltung bei der bearbeitung seines werkes wenigstens nicht gegenwärtig gehabt. Bei nr. 149 redet er von einer hübschen umbildung im volksmunde, die er gefunden habe und die besser als das original sei. Sieht man aber das original im 4. bändchen des Wochenblatts ohne titel (Nürnberg 1771) s. 63 fg. oder den druck im Leipz. Musenalmanach 1772 an, die von Böhme's „original“ allerdings abweichen, so zeigt sich die fast völlige übereinstimmung der ersten vier stropfen (eine strophe des originals ist ausgelassen); es sind im volksmunde nur noch zwei ziemlich wertlose und unpassende klosterstropfen angehängt worden. In nr. 379 gibt Böhme, wie er sagt, den text von Ültzens „Namen nennen dich nicht“ (übrigens Götting. Musenaln. 1786 s. 127, nicht 137), wie er sich im volksmund verbessert fand. Und worin bestehen diese verbesserungen? In strophe 3 v. 2 hat Böhme unrichtig an statt in. Soust steht str. 3 z. 3 Theueres statt Theuerstes, und weiter in folge der falschen vertheilung Böhme's str. 4 z. 2 Nur hörbar statt hörbar!

In der anmerkung zu nr. 467 bemerkt Böhme: „In einer alten handschrift 1808 war der anfang der dritten zeile so geändert: „Und Oskar den ich liebe“. Aber diese „änderung“ steht schon in der originalfassung des gedichtes im Vossischen Musenalmanach 1787 s. 183.

Leider sind auch die einzelnen zahlenangaben der anmerkungen überall nicht zuverlässiger, so dass man vielfach auf das auffinden Böhmischer citate verzichten muss. Es sei genug. Ich bin absichtlich etwas ausführlicher gewesen, da ein hartes urteil zu begründen war und es auch für die benutzer des buches von wert schien, die ungenauigkeiten jedenfalls zum teil zu berichtigen.

Nr. 31. Schmidts von Lübeck gedicht „Von allen ländern in der welt“ steht schon mit Methfessels composition in Beckers Taschenbuch z. geselligen vergnügen 1811. Die fünfte strophe Böhme's fehlt hier, wie in Methfessels Commersbuch.

Nr. 37. Das lied „Dort wo der alte Rhein mit seinen wellen“ ist keinesfalls von G. Schmitt von Trier gedichtet. Wer es verfasst hat, ist noch unbekannt. Vorbild oder anregung zu diesem liede scheint ein gedicht Carl Philipp Conz's (Gedichte. Neue sammlung. Wolfeile ausgabe [U'm 1838] s. 89 fg.), überschrieben „Weihgeschenk (auf eine der stationen des Apollinarisbergs gelegt)“ gegeben zu haben. Man vergleiche die folgenden stropfen:

Hier, wo der Rhein im lichte goldner sagen  
 Durch paradises-au'n sich schlingt,  
 Und manche stimm' aus alten helden-tagen  
 Hierauf die blaue tiefe klingt;

Wo burg an burg in aufge Zackten trümmern  
 Zum hellern himmelsblau sich streckt,  
 Und manch' ein strahl, in dem die berge schimmern,  
 Den schlummer der erinn'ung weckt;

Hier zum gedächtnis festlich süsser stunden,  
 Die ich im trauten kreis durchlebt,  
 Als ich das glück der freundschaft neu empfunden,  
 Von ihrem jugendhauch umwebt;

Hier leg ich fromm, zum dank, auf frommer stätte  
 Dies blättchen vor des hügels Lar usw.

Nr. 38. Auch hier ist nicht Schmitt von Trier der verfassner, sondern der pfarrer Theodor Reck; vgl. Frankf. ztg. 1896, S. jüh nr. 188, 2. morgenblatt.

Nr. 39. Eine wesentlich andere textgestalt bietet der druck in C. O. Sternau's [O. Inker mann] Gedichten (Berlin 1851) s. 155 fg. Hier steht auch die von Böhme mit unrecht als „spätere zudichtung“ verdächtige vierte strophe.

Nr. 108. Es erscheint mir zweifelhaft, ob Ludwig Giesebrecht der verfassner des liedes ist. Die behauptung Böhme's, dass es in seinen gedichten gedruckt sei, ist falsch: es steht weder im ersten (1836; 2. mir allein zugängliche aufl.), noch im zweiten bande (1867). Wie Böhme daher zu seiner angabe kommt, ist mir unerfindlich. Doch auch anderes spricht noch gegen Giesebrechts verfassnerschaft. Das lied ist auch in einer umdichtung des Landesvaters enthalten und steht nach den patriotischen stropfen. Es ist zuerst veröffentlicht in den Tafelliedern der Hallisch-akademischen zeitgenossen aus den jahren 1785—90 (Berlin 1820) s. 8 fgg. Das lied ist zwar nicht unterzeichnet, aber da alle andern gedichte von mitgliedern des vereins selbst verfasst sind, so erscheint mir trotz der anonymität die verfassnerschaft Giesebrechts sehr unsicher.

Nr. 117. Sollte zu Goethes gedichte ein lied, wie etwa das von Ditfurth in seinen Volks- und gesellschaftsliedern 20 nr. 19 veröffentlichte die anregung geboten haben?

Nr. 167. S. 143. Die andere übersetzung ist nicht von van Swieten, sondern von Chr. F. Weisse und steht in den Romanzen der Deutschen (Leipzig 1774) s. 81 fg.; sie ist dann in die Haydn'schen Jahreszeiten aufgenommen. Die angeführte „ähnliche geschichte“, die Walters Volkslieder nr. 64 bieten, ist eine romanze von Schiebeler und ist gedruckt in seinen Gedichten (1773) s. 291.

Nr. 230. Böhme hat in der anmerkung eine unrichtige notiz Heins (nicht Heine's), wonach das lied schon in Niemauns Gesellschaftlichem liederbuch (Altona und Leipzig 1795) als nr. 44 stände, übernommen. In der genannten sammlung ist das lied nicht enthalten.

Nr. 367 ist ein gedicht Hagedorn's, zählt aber in der mir vorliegenden ausgabe, Poet. werke 3 (1764), 71, drei stropfen.

Nr. 411 ist von Ernst Fr. Diez, wie schon Hoffmann von Fallersleben in seinen Volkst. Liedern nr. 599 angibt.

Nr. 419. Dies lied, das auch Greinz und Kupferer in ihren Tiroler volksliedern s. 6 fgg. mitteilen, ist von Anton freiherrn von Klesheim verfasst (Es Schwarzbüchl aus 'n Weanerwald 1<sup>a</sup> [1858], 117).

Nr. 425 ist ein gedicht Emanuel Geibels und steht in seinen Juniusliedern (Werke 2, 22).

Nr. 475. Der dichter dieses liedes ist Fr. W. August Schmidt von Wernuchen 1790. Zuerst im Berlin. Musenalmanach f. 1791 s. 59, dann in seinen gedichten (Berlin 1795) s. 14.

Nr. 486. Verfasser ist J. Chr. freiherr von Zellitz, Gedichte (Stuttgart 1859) s. 74 fgg.

Nr. 501. In der ausgabe der Gedichte vom jahre 1846 (s. 227) zeigt das gedicht Geibels nur die drei von Böhme mitgeteilten strophen. Wenn also in den ersten vier aufgaben der Gedichte das lied vier strophen hat, so scheint doch der dichter selbst und nicht Mendelssohn die eine getilgt zu haben.

Nr. 528. Die angaben über Krebs stimmen nicht ganz zu dem, was Hoffmann von Fallersleben mitteilt (VL. nr. 560; vgl. s. 189 nachtrag).

Nr. 571. Hauffs gedicht steht zuerst in den Kriegs- und volksliedern (Stuttgart 1824) s. 65 fg. nr. 50. Der text differiert im wortlaut von Böhme's fassung und bietet auch eine strophe mehr.

Nr. 587. S. II. Mosenthal hat dies bei ihm „Der deserteur“ überschriebene gedicht, wie er selbst angibt, nach einem „altdeutschen volksliede“, also wol nach unserm „Zu Strassburg auf der schanz“ verfasst. Es steht in seinen Gedichten (Wien 1847) s. 142 fg. Karl Reisert hat in seinem Deutschen kommersbuch (Freiburg i. Br. 1896) zuerst auf diese tatsachen aufmerksam gemacht.

Nr. 607 ist kein matrosensang, sondern die eine strophe eines volksliedes, das das commersbuch Vivat academia (Halle 1885, 2. aufl. s. 83 nr. 109) ganz mitteilt. Vgl. auch Wunderhorn 3 (Berlin 1846), 118.

Nr. 687. Der verfasser des Kartoffelliedes ist S. Fr. Sautter. Es liegt mir vor in den „Volkliedern und anderen reimen. Vom verfasser des Krämermichels“ (Heidelberg 1811) s. 35.

Nr. 696. Es wäre wol ein verweis auf Spitta's aufsatz (Vierteljahrsehr. f. musikwissenschaft 1, 88; verbessert in seinen „Musikgeschichtlichen aufätzen s. 248 fgg.) angebracht gewesen. In der ersten strophe ist in dem abdruck bei Böhme die neunte zeile „Und Amor praesidiret“ ausgefallen. Das lied — es ist dies zu Spitta's ausföhrungen hinzuzufügen — bezieht sich, fingiert oder in wirklichkeit, auf Hallische verhältnisse. Prorektoren hatte zwar auch Jena, aber die bemerkung von „Adam, der den händeln feind“ sei, weist auf Halle (Zeitschr. f. kulturgeschichte 2, 234 ann. 2). Aufgeklärt sind die näheren beziehungen des gedichtes auch durch Spitta noch nicht nach allen seiten.

Nr. 699. Verfasser ist Bürger, 1775. Das lied steht in seinen Gedichten, ed. Berger s. 103.

Nr. 701. Es hätte ein verweis auf Schnorrs Archiv 11, 174 gegeben werden können. Chamisso spielt in einem vermutlich 1825 entstandenen gedichte (Hoffmann



von Fallersleben Findlinge<sup>2</sup> s. 61) im Hinblick auf Goethes „Musen und Grazien in der Mark“ darauf an.

HALLE A. S., DEN 15. FEBRUAR 1897.

JOHN MEIER.

### **Merk's anfänge bis zur rückkehr nach Darmstadt und zur ersten anstellung.**

Gar dürftig sind die nachrichten, welche die zeitgenossen aus dem leben eines so bedeutenden, vielseitig wirksamen mannes aufgelesen haben, als welcher der nach dem tode seines vaters geborene sohn des Darmstädter hofapothekers Johann Heinrich Merck in seinem leider zu früh abgebrochenen rastlosen leben sich bewährt hat. Neben vielen verdiensten um die deutsche kritik, litteratur, naturwissenschaft und das öffentliche leben hat er sich ein noch immer fortlebendes dadurch erworben, dass wir ihm die volle fröhliche entwicklung seines landsmannes und duzbruders vom Frankfurter alten hirschgraben verdanken, da ja niemand seiner altersgenossen so frischweg, so voll und klar den ersten deutschen dichter erkannte und ihm mit dem mark seiner seele nährte, wie dieser Merck, der in unsern neuesten lebensbeschreibungen Goethe's so ungebührlich abgefertigt wird, weil es den verfassern an lebendiger einsicht seines wesens mangelte. Die magere kenntnis jener alten brocken aus Merck's freilich durch herzensgenüsse, wie sie wenigen menschen beschieden gewesen, verklärten jammertagen wurde in der folge vielfach ergänzt, am weitreichendsten von Merck's landsmann Karl Wagner, in den von 1835 bis 1847 mit fleiss und geschick herausgegebenen Briefen von und an Merck, deren manche schon Savigny und dessen freunde lebhaft angezogen hatten. Wagner hatte zuletzt auch diejenigen zur einsicht gehabt, die Merck in späten trüben, ja verwirren augenblicken an seine gattin gerichtet, die aber von dieser nicht vernichtet, sondern treu aufbewahrt wurden; er soll diese aber in einem wüsten zustande zurückgeliefert haben, wodurch er die familie bestimmte, dieselben nicht wider aus der hand zu geben und einem andern zur herausgabe anzuvertrauen. Noch als ich die schwierige aufgabe grösstenteils gelöst hatte, nach umfassender neuer forschung ein möglichst zusammenhängendes treues lebensbild Merck's zu liefern, wie es auch Zimmermann's grosses werk vermischen lässt, um ihm an seinem 100jährigen geburtstage ein würdiges ehrendenkmal zu setzen, die herrschende verleumdung durch darstellung der reinen, ein ganz anderes bild zeigenden wahrheit zum schweigen zu bringen, hoffte ich durch dringendste verwendung der nächsten und angesehensten freunde der familie einsicht in diese neuerdings kaum ordentlich angesehenen papiere zu erlangen. Aber endlich wurde mir zuverlässig versichert, dass der widerstand der familie unbesiegbar sei und die veröffentlichung hartnäckig verweigert werde. So mögen diese mit absicht von Merck's gattin aufbewahrten, kaum von ihr und ihren erben zur unterdrückung bestimmten papiere der forschung gewaltsam entzogen bleiben, aber man um so mehr sich bemühen, andere quellen aufzufinden, die denn auch schon wider zu vielen entdeckungen der familie zum trotz geführt haben. Musste ich auch mein vollendetes leben und wirken Merck's zur seite legen, eine umfangreiche skizze habe ich im frühjahr 1891 in der „Allgemeinen zeitung“ und anderwärts mitgeteilt, und ich unterliess nicht, weiter zu forschen. So ist es mir denn gelungen, das rätsel von Merck's liebe und hochzeit zu lösen, das ich hier im zusammenhange darzustellen gedenke.

Früher wussten wir nicht einmal, an welcher hochschule Merck studierte, ja die bisherigen vermuthungen giengen alle fehl. Ich habe festgestellt, dass er als theolog die landesuniversität Giessen bezogen, wo er im oktober 1757 eingeschrieben

wurde. Von dort vertrieben ihn, wie alle studierenden, im 3. halbjahre die kriegsunruhen. Er wanderte nach der neuen, gleichfalls lutherischen universität des markgrafen von Brandenburg und Bayreuth zu Erlangen, in welche er als theologe am 7. juni 1759 eintrat; aber hier wurde er der gottesgelahrtheit nütren. Die theologische polemik hatte ihm nicht allein die ketzereien, sondern auch den glauben selbst verleidet. Er wurde naturalist, obgleich im 3. halbjahr einer der professoren gegen die „philosophie der atheisten und naturalisten“ zu feldte zog. Nicht ohne einfluss blieb auf ihn die in Erlangen blühende, von einem professor der theologie geleitete gesellschaft der deutschen sprache, zu der fast alle studierenden gehörten. Manche mitglieder trugen eigene abhandlungen, reden und gedichte vor, die von anderen beurteilt wurden. Bei allen festlichen ereignissen des markgraten und der hochschule, bei todesfällen und abschieden, bei dem halbjährigen antritte der prorektoren, bei promotionen usw. wurden deutsche gedichte gedruckt. Bei den zu ehren des markgrafen gelieferten gedichten wurden fast alle studierenden neben dem dichter genannt. Eine grosse anzahl dieser gedichte hat mir herr Georg Wölf in Erlangen freundlich vorgelegt, der sich um die erhaltung dieser für die geschichte der universität wichtigen sammlung verdient gemacht hat, die auch mir für meine zwecke grosse dienste geleistet. Freilich erscheint hier Merck nicht als dichter, aber sein name fehlt nicht im märz 1760, wo bei der frohen begrüssung des besuches des markgrafen und der markgräfin in Erlangen kein student seine teilnahme verweigern konnte. Unter der massenhaften zahl der musensöhne steht auch „Johann Heinrich Merck aus dem Hessen-Darmstädtischen“ ohne angabe der fakultät, die sonst meist nur bei adligen fehlt. Schon früher, im herbst 1759, finden wir ihn auf einem begrüssungsgedichte. Bedeutend könnte es scheinen, dass er auch auf einem abschiedsgedichte an den durch seine zärtliche freundschaft mit Winkelmann berühmt gewordenen Johann Hermann von Riedesel, freiherrn von Eberbach, genannt wird, vor seiner reise nach Italien. Dieser war im Darmstädtischen begütert, und seine familie stand dort in hohem ansehn. Man könnte denken, dieser sei schon frühe ein feuriger kunstliebhaber gewesen, habe zugleich mit Merck im nahen Nürnberg sich an altdeutscher kunst begeistert; aber merkwürdigerweise findet sich in dem langen gedichte gar keine beziehung auf kunst, und ebensowenig ergibt sich irgend eine spur näherer beziehung Merck's zu dem freiherrn von Riedesel. Wichtiger ist, dass Merck in Erlangen mehrere freiherrn von Bibra fand, und nach einer sonst erhaltenen überlieferung einen herrn von Bibra von Erlangen in die Schweiz begleitete und auch auf seinen weiteren reisen. Ein freiherr Karl von Bibra, geboren am 9. januar 1739, wurde am 14. oktober 1757 in Erlangen immatrikuliert. Nach einer handschriftlichen angabe auf dem begrüssungsgedichte vom märz 1760 stammte dieser aus Hildburghausen und starb am 27. august 1807 als Hildburghäuser geh. hofrat und Fuldaischer kammerjunker. Erlangen verliess er gleichzeitig mit Merck im frühjahr 1760. Dies stimmt so genau mit der erwähnten überlieferung, dass kaum ein zweifel übrig bleibt, Merck habe diesen Karl von Bibra nach der Schweiz begleitet. Über diese verbindung Merck's mit dem 2 jahre älteren freiherrn fehlt uns wunderbarerweise jede kunde, ja trotz der weiten verbreitung der familie dieses geschlechtes, von dem wir eine ausführliche geschichte haben, findet sich nicht die geringste spur dieses in den siebziger und achtziger jahren auch an vielen höfen bekannten freundes von Goethe, auch nicht an dem mit Weimar und dem Goethekreise bekannten Hildburghäuser. Selbst der verfasser jener geschichte des hauses wusste mir auf befragen keine nähere auskunft zu geben. Es scheint fast, dass man zur zeit absichtlich jede frühere

beziehung zu diesem freunde Goethe's zu erwähnen gemieden habe, wie es auch verächtlich aussieht, dass Merck selbst nicht die geringste erinnerung an dieses geschlecht habe äussern wollen. Man könnte glauben, die familie habe die verbindung mit diesem Merck ebenso gewaltsam zerrissen, wie der graf von Lindenau die von Behrisch mit seinem sohne. Aber solche vermuthungen scheinen sehr bedenklich, wenn sie durch nichts anderes gestützt werden. Denkbar bliebe immer, dass die freunde in bitterm hasse geschieden wären, und dass diese leidige erinnerung in Mercks seele den bösen schatten geworfen hätte, der sie später noch häufig verdüsterte. Aber das reich der möglichkeiten ist so weit, dass es ohne nähern halt nur traumgestalten uns sendet. Wann der riss eintrat, wissen wir ebensowenig, als auf welche veranlassung. Fest steht, dass beide zusammen im frühjahr 1760 von Erlangen sich in die Schweiz begaben, wo sie wahrscheinlich längere zeit in dem durch seine bildungsanstalten hervorragenden Lausanne verweilten. Von ihrem dortigen aufenthalte verlautet bis jetzt nichts. Auch Merck finden wir zunächst nicht wider; zur heimat kehrte er nicht zurück, wo besonders der starrgläubige pathe und oheim pfarrer Kayser nichts mehr von dem abgefallenen wissen wollte, auch wol die verbindung mit der mutter und jede brücke zur heimat abgebrochen, alle aussicht auf eine dortige spätere anstellung geschwunden war. Erst im jahre 1766 kehrte er verheiratet nach der heimat zurück, wie Horaz sagt, *deesis humilis pennis*.

Wo er in der zwischenzeit sich aufgehalten, können wir mit irgend einer gewissheit nicht einmal ahnen. Vielleicht setzte er zunächst die begommene reisebahn fort. Er beschäftigte sich die nächsten jahre mit schöner litteratur und geschichte der kunst und erhielt sich zum theil, wie es Lessing und auch Schiller eine zeitlang tun mussten, mit übersetzungen, deren erste unter dem beliebten unbestimmten verlagsorte „Frankfurt und Leipzig“ erschien. Zuerst gab er eine übersetzung von Hutcheson's schon seit 1720 bekannter scharlsinniger, wenn auch etwas breiter schrift: *An enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue*. Dieselbe bezeichnung trug im folgenden jahre die übertragung von Addison's politischem trauerspiel: *Der sterbende Cato*, das schon seit 50 jahren in Gottscheds deutscher übersetzung seinen triumphzug über die deutsche bühne gehalten hatte. Noch in demselben jahre trat er mit seinem namen mit einer bedeutendern leistung auf, einer übersetzung der zweiten französischen ausgabe (1763) von den *Reisen des kaplans dr. Shaw*, der zwölf jahre in Tunis gelebt hatte. Diese leistung machte seinen namen rühmlich in weiteren kreisen bekannt, da sie seine grosse gewandtheit und kenntnis der eigentümlichkeiten fremder völker zeigte und sich besonders auszeichnete durch höchst sorgfältige nachstechung der zahlreichen kupfer und karten, die den kunstkenner verriet. Sie erschien in Leipzig, und fast könnte man glauben, Merck sei an diesem hauptorte des buchhandels gegenwärtig gewesen; sonst finden wir über den ort, wo er sich in dieser zeit befand, keine andeutung. Ohne zweifel hatte er die kunststudien nicht aufgegeben, ja er dürfte schon damals die zusicherung einer festen anstellung als galeriedirektor besessen haben, die sich aus einem briete an Wieland, freilich erst von dem jahre 1778, ergibt. Als diesem die feste aussicht auf die aufführung seiner von Schweizer gesetzten oper „*Rosemunde*“, zu der er eine reise nach Mannheim gemacht hatte, durch den plötzlichen tod des kurfürsten von Bayern abgeschnitten worden war, tröstete ihm Merck durch die bemerkung, auch ihm habe einmal der tod eines hohen herrn einen dummstreich gespielt, der auf seine ganze glückseligkeit einfluss geübt, obgleich dieser herr ihn noch weniger angegangen sei, als der kurfürst von Bayern Wieland.

Wahrscheinlich handelte es sich um eine stelle an einer kunstgalerie, auf die sich Merck längere zeit vorbereitet hatte. Schon zu Erlangen wird er sich eine gute kenntnis der dortigen meisterwerke der altdeutschen malerei erworben haben, die immerfort die freude seiner seele blieb. Wann er zuerst die Geschichte der deutschen kunst von Rubens bis van Dyk in einigen bogen beschrieben, wissen wir nicht (aus dem herbst 1769 stammt der erste erhaltene entwurf), jedenfalls widmete er der kunst fortwährend seine ernsten studien, sie war sein eigentliches fach geworden.

Im frühlung des jahres 1766 verlebte Merck die seligen tage der jungen liebe an den gestaden des Genfer sees in der breiten bucht zwischen Genf und dem städtchen Nyon (deutsch Neuss). Das dürfen wir wol behaupten, so sehr auch diese tage für uns ein unbeschriebenes blatt sind. Wir finden ihn in dem handelsstädtchen Morges (deutsch Morgen) in dem hause des Berner steuereinnehmers Charbonnier. Dass er dieses schon früher bei dem besuche der gegend mit Bibra kennen gelernt, wird nicht berichtet. Morges gehört zu dem von Bern 1536 dem herzog von Savoyen entrissenen Waadtlande, dessen bewohner durch ihre einfachheit und natürlichkeit bekannt waren. Auf dem schlosse zu Morges, das auf den trümmern einer Römerburg gebaut war, hatte ein landvogt seinen sitz genommen. Als steuereinnehmer hatte die regierung von Bern im jahre 1736 dorthin Jean Louis Charbonnier, de Mond le Grand gesandt, der zugleich beisitzer bei der dortigen landvogtei wurde (assesseur ballive). Charbonnier war am 23. april 1736 als bürger in Morges aufgenommen worden. Ihm folgte sein sohn Jean Emmanuel, der sich mit Marie Antoinette Murat vermählte. Die ehe wurde mit 4 töchtern gesegnet; ein sohn David Salomon starb frühzeitig. Die älteste tochter Louise Française war am 14. januar 1743 getauft; ihre schwestern heirateten offiziere in ausländischen diensten. Auf taufscheinen von Mercks kindern sind als pathen und pathinnen angeführt 1775: „Regis, ein kapitain und dessen eheliebste von Morges gebürtig“, 1777 „Marie Emilie Charbonnier, der mutter schwester“, 1782 „Jacques Arpeau, wohnhaft in Chesereise in Pays de Vaud (wo ihn 1779 Goethe und der herzog besuchten und sich ihm befreundeten), kapitain in sardinischen diensten“, 1790 „Marie Charbonnier und Frau majorin Arpeau; sonst erscheint noch 1771 eine „madame Sarah Charbonnier, des holländischen brigadiers herrn Charbonnier's eheliebste“, und 1786 „Rudolf Charbonnier, brigadier im holländischen, wohnhaft zu Wuffens in pays de Vaud, des Kindes grossonkel, und die jungfer Mauette ebendasselbst“.

Es müssen schöne tage gewesen sein, welche dem damals von keiner sorge bedrängten jungen paare am see aufgingen; auch später noch gedachte Merck derselben mit wonne. Die geliebte glänzte damals in allem reize ihres zarten, von annut erfüllten wesens. Der 23 jährige Merck war freilich nichts weniger als ein Adonis, durch eine spitze nase entstellt, aber er stand in friseher jugend, die durch den zauber des geistes verklärt wurde. Noch in späteren jahren, wo Merck von so vielen bedrängnissen gemartert und fast zur verzweiflung gebracht wurde, ist die heiterste gesellschaft meist durch sein geistreiches wesen gehoben und hingerissen worden. Aus allem, was er tat und sprach, quoll der duft ureigenen geistes; jene düsterheit, die ihn später oft befiel, wird ihn in jenen sonnigen tagen am Genfer see noch ganz verschont haben. Auch in seinen erinnerungen gegen Herder und in den briefen an seine gattin, worin er sehnsüchtig jene glückliche zeit zurückruft, verrät sich diese paradiesische wonne, die leider gar bald ihm grausam vergällt wurde. Die liebenden liessen sich vom rausche der leidenschaft hinreissen.

Louise Franziska gestattete dem einzigen ihrer seele vor der zeit das gattenrecht. Das ergibt die bisher unbekannte bestimmte angabe, dass die hochzeit am 7. juni 1766 gefeiert wurde. Diese, wie viele urkundliche nachrichten, die mir bedeutende dienste geleistet, verdanke ich der stets bereiten güte des herrn seminardirektor J. Keller in Kloster Wettingen. Die geburt des ersten solmes fiel auf den 11. oktober. Zwischen beiden tagen muss das bekenntnis der schuldigen, die ernste missbilligung des vaters, Mercks bitte um verzeihung und die beratung erfolgt sein, wie die sache möglichst verdeckt werden könne. Dass sie nicht zu Morges Heiben konnten, stand gleich fest: aber wo konnte das auswandernde paar seinen aufenthalt nehmen? Der nächste gedanke musste auf Darmstadt fallen: aber war es nicht beschämend, aus der fremde nach 9 jahren zurückzukehren, ohne irgend etwas erworben zu haben, als eine frau, der er keine aussicht bieten konnte? Nur den namen eines kenntnisreichen schriftstellers hatte er erlangt, der aber der tochter eines geachteten beamten keineswegs genügen konnte. Jede verbindung mit der heimat hatte er abgebrochen und nicht den geringsten anspruch auf anstellung in der heimat. Nichts blieb ihm übrig, als von unten anzufangen, als schreiber bei der kanzlei zu beginnen und allmählig aufzusteigen. Dazu verstand er sich endlich, wie sehr sich auch alle dagegen sträubten. Doch wurde die hochzeit auf das glänzendste gefeiert. Wir wissen jetzt aus dem staatsarchiv des kantons Waadt, dass sie am 7. juni in dem dorfe Lonay bei Morges stattfand. Dies also ist das hochzeitsdorf, von dem Herder in einem brieft an Merck (Werke 29. 524) spricht, bei dem Redlich an Morges dachte, wogegen beide teile des wortes sprechen; denn Morges war eine stadt, kein dorf, und wie wäre Herder dazu gekommen, Morges nicht als ihre heimat zu bezeichnen. In jenem brieft antwortet Herder auf die herausforderung, einen gassenhauer auf Klotz zu dichten, dieser möge vielmehr den lobgesang im klange seines hochzeitsdorfes blasen, und aus dem, was weiter folgt, ergibt sich, dass auch die mädchen des dorfes sich lustig daran beteiligten. Hiernach muss Merck bei seinem besuch im jahre 1772 Herder erzählt haben, wie lustig sich die bewohner von Lonay, die wol mit Charbonnier in freundlicher beziehung standen, die hochzeit der tochter des reichen herrn gefeiert hatten.

An die alte mutter in Darmstadt wird Merck vielleicht erst nach der verlobung sich gewandt, ihr die überraschende kunde mitgeteilt und die versöhnung mit der heimat und der familie einzuleiten gesucht haben; ob er auch den pathen Kayser, der noch immer ein grausamer verfolgter der ketzer war, zu begütigen gesucht habe, wissen wir nicht; dieser war indessen schon vor mehreren jahren nach Massenheim in der herrschaft Eppenheim versetzt worden. Bald nach der hochzeit musste Merck den bitteren gang nach Darmstadt antreten, der noch viel trauriger als für ihn selbst für seine gattin werden sollte, der er das an das herz gewachsene pays de Vaud geraubt, sie in die fremde verstossen hatte, wo sie zur stummheit verdammt, von der welt fast abgeschieden sein und die so leicht und anmutig ihr vom munde fließende heimische sprache gegen das schwerfällige deutsch vertauschen sollte. Dies war ihr so verhasst, dass sie es gar nicht zu erlernen vermochte. Dazu peinigte sie das bewusstsein, dass sie mit ihrem gatten sich gegen die kirche vergangen hatte, und diese schon mit ihren entehrenden strafen drohte; wirklich soll man damit gegen Merck in Darmstadt haben vorgehen wollen, die sache aber niedergeschlagen worden sein. Freilich hieng Merck's 60jährige mutter trotz allem kummer, den ihr Heinrich ihr gemacht, mit wärmster liebe an ihm, aber was konnte diese, deren sprache ihr fremd war, der lust und leben sprühenden, aus ihrem paradiese vertriebenen tochter

des Pays de Vaud sein? An die mutter hatte sich Merck wegen der schwierigen einrichtung gewandt, und diese in jeder beziehung sich hülfreich erwiesen. Freilich in der väterlichen apothekē konnten sie nicht wohnen. Merck's erster halbruder war schon, während dieser in Giessen studierte, gestorben. In freundlicher beziehung stand Merck jetzt wider mit seinem zweiten halbruder, der physikus und arzt im nahen Alsdorf war; aber von dessen gattin, die als dichterin sich brüstete, und eben bereit war, eine zweite sammlung gedichte herauszugeben, wollte er wenig wissen. Sehr freundlich hatte sich ihm in der not sein schwager gezeigt, der regierungsrat und geheimsekretair Hoffmann, obgleich dieser seine gattin, Merck's halbschwester, schon längst durch den todt verloren hatte. Er bezog auch dessen an der ecke der oberen Rheinstrasse und des Louisenplatzes gelegenes einstöckiges haus, wo er die nächsten 6 jahre wohnte; mit der geräumigen landvogtei zu Morges konnte es sich freilich ebensowenig messen, wie das sandige, wald-, fluss- und berglose Darmstadt mit dem Pays de Vaud. Alle liebe, die der gattin in Merck's heimat entgegenkam, konnte leider das tiefverwundete herz seiner Louise Française nicht trösten; die zustände erschienen ihr wie ein spott auf das in Morges genossene glück, wenn sie auch in der kleinen französischen kolonie zu Darmstadt einige fand, mit denen sie sich näher befreunden konnte. Selbst die am 11. oktober erfolgende geburt ihres erstgeborenen, dessen pathen Merck's mutter und der vater in Morges wurden, konnte sie nicht beruhigen. In Darmstadt fühlte sie sich fremd und erniedrigt.

Bald nach seiner ankunft war Merck als kandidat bei der kanzlei eingetreten; rasch erfolgte die erste anstellung, da er sich ausserordentlich in seinem neuen dienste ausgezeichnet hatte. Von besonderem vertrauen zeugte es, dass er der gesandtschaft, welche die regierung im nächsten frühjahre wegen einer anleihe nach Cassel sandte, als sekretair beigegeben wurde. Statt sich über diese, die besten aussichten eröffnende gunst zu freuen, quälte die gattin ihn durch ihre klagen aufs äusserste, während er vergebens ihr von seiner liebe die rührendsten beweise gab. Davon bieten ihre erhaltenen briefe die unzweideutigsten beweise; sie vermochte es sogar, zwei wochen lang ihn ohne nachricht zu lassen. Damals schrieb er ihr, gegen den entsetzlichen gedanken, dass sie ihn für den urheber ihres kummers halten könne, rufe er die erinnerung an ihre gegenseitige liebe auf; sollte er aber nicht mehr der abgott ihres herzens, der gegenstand aller ihrer wünsche sein, so möge sie in ihm den vater ihres Kindes, den mann sehen, der dem gedanken erliege, sie nicht ganz glücklich zu wissen. In seinem schmerz versunken, fliehe er allen ungang. Ein zu empfindliches herz sei eine traurige gabe des himmels. Aber Louise war weit entfernt, ihre erbitterung zu mildern, ja es empörte sie, dass er die kunstgenüsse, die ihm das reiche Cassel bot, nicht von sich wies, obgleich diese zu der ausbildung, die seine künstlerische richtung verlangte, wesentlich beitrugen. Nach seiner endlichen rückkehr war es ihm ausserordentlich erfreulich, dass die vortreffliche erbprinzessin Karoline mit ihren Kindern in Darmstadt sich ansiedelte, und sich hier wider ein lang entbehrter hof bildete. Merck suchte dieses ereignis möglichst zu benutzen, seine stellung zu verbessern, und auch für ein freundlicheres leben Louisen in Darmstadt zu sorgen. Aber für dies alles hatte Louise kein gefühl, auch als ihre ehe durch einen zweiten knaben im frühjahr 1768 beglückt worden war.

## LITTERATUR.

Die reste der Germanen am schwarzen meere. Eine ethnologische untersuchung von **Richard Loewe**. Halle, Max Niemeyer. 1896. XII und 269 s. 8 m.

Der verfasser hat sich die aufgabe gestellt, die geschichtlichen nachrichten über versprengte bruchteile germanischer stämme in Kleinasien, am Kaukasus, Pontus Euxinus und auf der Balkanhalbinsel aus dem späten altertum bis in die neuzeit zu sammeln und versucht, indem er diese nachrichten auf ihren ethnologischen inhalt und ihre geographische projection prüft, die äusseren umrisse der geschichte dieser kleinen stämme zu entwerfen.

So werden in Kleinasien die *Γοιθογοῦνῶν* des Theophanes als nachkommen der anno 267 im römischen reiche plündernden Eruler in anspruch genommen (s. 6), die *Λεγοιθῆνοι* in Mysien, welche W. Tomaschek mit der nordmysischen stadt *Λέγουσα* zusammengebracht hatte, dem anklang an *Γοίθοι* zuliebe gleichfalls germanischer abkunft zugewiesen, die *Ἐθδοσίται* des Periplus Ponti Euxini im lande *Ἐθδοσία* an der nördlichen ostküste, welche als *Γοιθωνῆ καὶ Τεργιζῆ χωρίον* *γλῶττι* ausdrücklich bezeichnet sind, eingehend gewürdigt (s. 19 fgg.), die *Τετραζῆται* endlich, die bisher des öftern mit den Krimgoten identifiziert wurden, als anwohner gleichfalls der nördlichen ostküste des Pontus erklärt (s. 23) und von den bei Synkellos und Jordanes an der Maeotis genannten Erlern abgeleitet (s. 29).

Dazu bemerke man, dass der landname *Ἐθδοσία* bei Procop ja wol allerdings mit dem vorher genannten *Ἐθδοσία* gleich sein wird, dass es aber völlig überflüssig ist, mit Loewe s. 22 eine griechische volksetymologie zur vermittlung der form herbeizuziehen, da sich griech. *v* für *ov* auch in den namen der Ptolemaeushandschriften findet und das *Δ* bei Procop vollends blosser lesefehler für richtiges *Δ* sein wird. Auch die umschrift der mit lat. griech. suffixe abgeleiteten *Ἐθδοσίται* in germanische *\*Eudasjones* (s. 72) ist nach meiner ansicht, unbeschadet der ableitung des landnamens von germ. *\*Eudasi*, Tac. *Eudoses*, unberechtigt. Halten wir dazu, was R. Much, German. stammsitze 206 zu germ. *\*eufa-* „schooss, sack, schlauch“ zusammenstellt, so fällt auch licht auf den namen der *\*Eudosi*; oder *\*Eudasjö*; selbst, der als *i-* oder *jo-*ableitung aus einem *s-*stamme *\*eufos* zu fassen ist und so wie *Euthungi*, *Iuthungi* die anwohner eines meerbusens, einer bucht oder dergl. bezeichnen muss. *\*Eudosi*; sind altgermanische *Firdingar* und es scheint wahrscheinlich, dass im besonderen *\*Eufa*; der altgerm. name des Låmfjordes gewesen sei. Wenig einleuchtend wird man es finden, dass Loewe (s. 33) die ansicht Wassiljewskij's vertritt, der den namen *Τετραζῆται* aus *Timutarakan* im Igorlied, *Τετάρτα* „die stadt Taman“ bei Konstantinos Porphyrog. herleitet. Die lautverbindung *ta* ist ja nicht ungricchisch, so dass das *m* hätte beseitigt werden müssen und hypothetische *\*T(η)αταζῆται* sind noch lange keine *Τετραζῆται*. Es wird also wol bei der ableitung von griech. *τετραζῆς* „vierfach“, beziehungsweise von einer *\*Τετραζῆ χωρη* „vierland, in vier gaue geteiltes land“ sein bewenden haben. *Τετραζῆτης* ist eine bildung wie *Δεξόρηθιτης* und die vierteilung von ländern ist eine uns Deutschen in Österreich sehr bekannte einrichtung, wozu man auch die vier *fjördungar* Islands und unsere stadtviertel vergleiche.

Das hauptinteresse wendet sich selbstverständlich den Krimgoten zu (s. 111 fgg.), für deren sprachliche sonderexistenz Loewe sieben nachrichten vor Busbeke vom

9. bis 16. jahrhundert, zwei nach demselben aus dem 17. und 18. jahrhundert zusammenstellt und ausführlich erörtert. S. 127 bis 189 wird die nachricht Busbokes eingehender besprechung unterzogen, s. 210 die geschichte der Kringgoten behandelt, deren ethnologische herkunft Loewe gleichfalls von den ca. 350 durch Ermanarík unterworfenen Eulern ableitet. S. 219 -57 stellt Loewe die nachrichten über die Gothi minores in Moesien zusammen.

Man sieht, dass Loewe im laufe seiner arbeit sich das feste programm ausgebildet hat, die sogenannten Goten am Pontus als Nichtgoten zu erweisen und ihren gemeinsamen ursprung in den Eulern zu suchen, was dann weiter zur folge hat, dass die von Busbeke aufgezeichneten wörter und formen der kringgotischen sprache des 16. jahrhunderts gleichfalls erulischer, also westgermanischer herkunft, so schliesst Loewe, wären.

Es scheint mir angemessen, den auseinandersetzungen Loewe's zum wörterverzeichnis Busbokes, welche trotz ihrer erschöpfenden gründlichkeit weder das principielle an der sache, noch die erklärung der bisher dunklen wörter wesentlich vorwärts gebracht haben, eine etwas weiter ausholende kritik entgegenzustellen, deren ergebnisse die grundirrtümer Loewe's, seine einseitige überschätzung der buchstaben Busbokes und seine unterschätzung der deutlich gotischen beziehungen am besten beleuchten wird. Ich beginne mit der zweiten hälfte des verzeichnisses. Der mitteilung *knauen tag erat illi bonus dies* folgt die erläuterung *knauen bonum dieebat*. Es gehört nicht viel witz dazu einzusehen, dass *knawn* nicht nominativ „bonus“, sondern accusativ „bonum“ sein müsse und dass *knauen tag*, in welchem das *en* der got. accusativendung sing. des masculinen adjectivis — *ana* entspricht, nicht „bonus dies“, sondern „bonum diem“ übersetzt. Dabei ist *au* notwendig gleich *ae*, denn got. *au* ist kringgot. immer *oe* und wir haben demnach die form bei Busbeke in richtiges kringg. *\*knawen dag*, wulf. *\*knawana dag* umzuschreiben. Ein got. adj. *\*knawus* < *\*knawca*: verhält sich zu an. *knár* „tüchtig“, wie got. *\*fawus*, pl. *fawai* „wenige“, *nawus* = germ. *\*nawux* „tot“ zu an. *fír* und *nár*, deren länge eine secundäre ist. Wie bei dem ganz identisch flectierenden *fír* (Noreen Altn. gr. I<sup>2</sup> 191) wird auch die länge in *knár* eine secundäre und das nordische wort demgemäss direkte entsprechung zu kringg. *knawen* sein. Ich sehe nicht, dass Loewe den casus beider wörter irgend wie erkannt hätte.

*iel eburt* „sit sanum“ könnte man allerdings mit Loewe 175 als *\*hail wairþi* construieren, wenn *wairþi* nicht der optativ perfecti wäre. Massmann hatte doch wenigstens *\*hail wairþai* gemeint.

Aber das verhältnis von *iel eburt* zu *sit sanum* braucht gar nicht das der wörtlichen übersetzung zu sein, sondern nur das sinngetreuer wiedergabe, und *eburt* kann deshalb sehr wol auch nominalform sein. Ich denke an den acc. sing. eines dem ahd. stf. *wurt* „fatum, fortuna, eventus“ entsprechenden substantivis got. *\*wairþs*. Man hat dann die wahl kringgot. *\*ilu wurt* als got. *\*haila wairþ!* mit dem acc. des adjectivis *hails* zu erklären, oder aber den ganzen complex zusammengerückt *\*iluwurt* als acc. sing. eines dem ahd. *wewart* entgegengesetzten compositivis got. *\*hailawairþs* „bonus eventus, bona fortuna“ aufzufassen. Das anlautende *u* in *eburt*, das schwerlich mit dem folgenden *b* zusammen als blosses *w* gelesen werden darf, trotz der auffallenden ähnlichkeit mit der bekannten lateinischen substitution von *ub* für got. *w*, ist sodann entweder rest der accusativflexion oder des themavokals, in beiden fallen gleich got. *-a*. Die phrase „sit sanum“ ist demnach kringgot. mit „bonam fortunam“ gegeben und da sie offenbar ein wunsch ist, scheint es wahrschein-



lich, dass auch das unmittelbar vorhergehende kringot. \**knauen dag* „bonus dies“ im sinne unseres zum grusse gewordenen wunsches aufzufassen sei, wiewol Busbeke dann von rechts wegen gleichfalls den acc. „bonum diem“ hätten setzen sollen.

*ieltsch* „vividus sive sanus“ hält Loewe 162 für \**hailisks*, da *sk* auch in *schieten* zu *š* geworden sei und *t* als übergangslaut verstanden werden könne. Diese construction ist für Loewe deshalb wichtig, weil er das auslautende nominativische *s* beseitigen möchte. Hat man aber kein vorurteil gegen das erhaltene nominativische *s*, so sieht man nicht, warum hier zu einer complicierten form gegriffen wird, da man, immer angenommen dass *t* unorganischer einschub sei, doch mit got. *hails*. kring. \**ilš* das auslangen fände. Allem ermessens nach ist aber das *t* in *ieltsch* gleichwie in \**wint(s)ch*, *rintsch*, *borrotsch* ein ebenso richtig gegebener wie richtig beobachteter laut und gehört in der tat dem kringot. wort an, das wir am besten mit \**ildš* transcribieren und als got. part. perf. zum swv. *hailjan* = \**hailifs* \**hailids* auffassen werden.

Da sich Busbeke des *ɣ* bedient um die kringot. tonlose spirans *p* auszudrücken, vgl. *goltɣ*, *statɣ*, *tɣo*, so werden wir bei *marɣas* „nuptiae“ denselben lautwert anzunehmen haben. Da wir weiter wissen, dass kringot. *u* einerseits für altes *ü* und andererseits für got. *ū* steht, so ergibt sich für *marɣas* die umschritt \**marfūs*, worin man un schwer den nom. pl. eines got. stf. auf *-a*: \**marfōs* erkennt. Bekanntlich erscheinen die namen der feste mit vorliebe im plural, weil sie in der regel auf mehrere tage sich erstrecken.

Nun scheinen im mhd. unter *merren*, pf. *marre*, ahd. *marren* zwei verba zusammengelassen zu sein, denn dass das bei Lexer und anderen unter das erste gestellte *merren*, pf. *marrecte*, part. pf. *gemarrect* mit demselben identisch sein könne, wenn daneben die zusammenstellung von *merren* mit got. *marɣjan* zu recht besteht, wird niemand glauben. Für *merren* wird die bedeutung „aufhalten, behindern“ angegeben, welche uns wenig förderte, *merren* aber „binden“, in *das joeh merren*, *sich merren zuo* „verbinden, vereinigen“ bietet einen ausserordentlich passenden sinn, ja *merren* heisst einmal geradezu „verschwägern“. Dieses *merren*, welches ein got. \**marwjan* „verbinden“ zur voraussetzung hat, ergibt leicht ein secundäres verbalabstractum auf *-iþō*, \**marwiþa* wie got. *airwiþa* zu *airɣjan*, das „verbindung“, im besonderen „eheliche verbindung“ im plural \**marwiþōs* „die begehung und feier der ehelichen verbindung“, „nuptiae“ bedeuten muss.

Mit syncope der silbe *wi* und übergang von *ō* > *ū*, vielleicht auch secundärer kürzung *ū*, ergibt sich daraus kringot. \**marfūs*. Aus alter zeit dürfte der nominalstamm \**marwjo* im volksnamen *Μαρωίττοι* bei Ptol. erhalten sein, die man als got. \**Marwigōs* „versippte“ oder „verbündete“ aufzufassen berechtigt ist. Loewe weiss zu *marɣas* auf germanischer grundlage überhaupt nichts zu sagen und die vermutung, dass das wort arabisch sei (s. 175), ist nicht sein eigentum.

Es ist allerdings richtig, dass wir für got. *o* in allen hochtonigen positionen kringot. *ū* treffen, ja sogar, wenn die oben vorgetragene deutung richtig ist, auch einmal in nebetoniger stellung. Dessenungeachtet ist es nicht so sicher, dass nach *w* gleichfalls *u* für *o* erwartet werden müsse, da in diesem besonderen falle das bedürfnis der differenzierung der lautverbindung *wo* den eintritt von \**uo*, *u* verhindert haben kann. Ich sehe also nicht mit Loewe 175 in dem glaublichen *o* statt *u* des kringot. wortes *schuos* „sponsa“, für dessen anlautende consonanten *schuonster*, *schuonlth* einerseits und *tua*, *varthata* andererseits verglichen werden mögen, die hauptschwierigkeit es mit got. *swēs*, fem. *swēsa* „*ολειος*, *ιδιος*“, ahd. *swēs* „fami-

liaris, privatus, carus“, *hüsswais* „domesticus“, an. *scáss* zu verbinden, als vielmehr in der sonstigen unbezeugtheit des ablautes *o* bei diesem worte, sowie in dem mangel einer vocalischen femininen flexion. Ich möchte daher die möglichkeit in anschlag bringen, dass Busbeke in \**šicos* vor dem auslautenden *s* ein *t* überhört habe, wonach \**šicots* mit germ. \**swotiz*, got. *sats*, an. *sofr*, ags. *swēte*, as. *swōti*, ahd. *sworzi*, mhd. *swuozze*, *sworze* identisch sein und gleich engl. *sweetheart*, zwar nicht eigentlich „sponsa“, wol aber „die geliebte“ bezeichnen könnte!

Was *statz* „terra“ betrifft, das gotischem *stafs* stm. „γῆ, ufer, gestade“, dat. *ana stafa* entspricht, von dem übrigens das zweite *stafs* stm. „stätte, raum, gegend“, dat. pl. *stadin*, acc. *stadins*, kaum zu trennen ist. so wäre auslautendes *t* wie in *goltz* zu *golf* aus got. *þ* allein genügend erklärt. *statz* könnte also einen got. acc. sing. *staf* reflectieren. Doch spricht auch nichts gegen einen nom. *stafs*, da hier assimilation im ohre Busbeke's sehr nahe liegt. Die differenz von *statz* gegen *borrotsch*, *rintsch*, *wint(s)ch*, *ilttsch* erklärt sich wol daraus, dass hier tönende spirans *d* + *s*, im erstern falle aber tonlose *þ* + *s* vorlag.

Da kringot. *brunna* genau dem got. worte entspricht und *boga* ohne zweifel dem gemeingerm. *n*-stamme an. *bogi*, as. ahd. *bogo*, ags. *boga*, somit gleichfalls die got. endung nom. sg. des swm. so treu wie möglich bewahrt, so können wir nicht zweifeln, dass *ringo* und *ano*, got. \**hriggo* oder \**hriggo*, mhd. *rinke*, *ringge* swf. „spange“ (ahd. *hringa* stf. „fibula“) und got. \**hanjo*, mhd. *henne* swf., den alten geschlechtscharakter der gotischen *n*-stämme genau zum ausdruck bringen. Wir können auch nicht zweifeln, dass kringot. *sane* und *mine* got. *sunna* (swm. neben dem swf.) und *mēna* reflectieren und wir werden aus dem wechsel von *a* und *e* nur den schluss ziehen, dass der laut im kringot. eine um *a* schwankende qualität gehabt habe, die facultativ entweder als *a* oder *e* gehört werden konnte. In die reihe der swm. gehört gewiss auch kringot. *miera* „formica“, an. *maurr*, nhd. *miere* f., schwed. *myra*, got. \**mīura* und *mycha* „ensis“ gegen got. *mēcis*, zu dem wir eine ideale swm. nebenform \**mēkja* aufstellen müssen. Auch *handa* „manus“, falls das kringot. wort im nom. steht und nicht etwa den acc. sing. got. *handu* darstellen soll (was ich indessen wegen der sicheren syneope des *u* in *borrotsch* nicht glaube), lässt sich als swm. nebenform zu *handus* (wie got. *auhsa* neben *auhsus*?) fassen, wobei der genuswechsel wol auf rechnung der gemeinsamen flexionen für masculina und feminina innerhalb der *n*-declination gestellt werden darf. Ebenso wird *stega*, worüber später, ein swm. *n*-stamm sein.

Die pluralform *oeghene* „oculi“ entspricht am wahrscheinlichsten einem got. \**angana* mit dem mittelvocal der genitivflexion *anganē*. Es ist ja durchaus möglich, dass dieser vocal auch in den nominativ gedrungen und zu der hier vorausgesetzten form gegen wulf. *angōna* geführt hat.

Was aber kringot. *ada* d. i. \**adla* aus \**addja* betrifft, so zögere ich noch neben der vorauszusetzenden starken neutralen form eine swm. anzunehmen, wenn gleich im germ. schwach flectierende formen neben starken ohne bedeutungsänderung stehen und swm. *on*-stämme gerade in der categorie der namen von körpertheilen zahlreich vertreten sind (s. Kluge, Nom. stambb. 37).

Die got. form des wortes setzt Kluge Et. wtb.<sup>2</sup> wegen des aksl. n. *jaje*, *aje*, ahd. pl. *cigir*, ags. *ágru* als *s*-stamm \**adljis*, germ. \**aia*; an. womit *ada* in keinem falle vereinbar erscheint. Es ist aber darauf aufmerksam zu machen, dass im

1) F. Dettler vermutet \**schmos* zu ahd. *smura*, lat. *nurus*.

got. neben *s*-stämmen auch *s*-lose auftreten wie *juk* neben *jukuzi* oder *kalbo*, *lamb* gegen westgerm. *kalbīz*, *lambīz*. Demnach scheint es sich wol am besten zu empfehlen, ein got. stm. \**ai*, gen. \**addjis* (wie *twai*, *twaddjē*), nom. pl. \**addja* anzusetzen und das letztere könnte dann genau die form bei Busbeke sein, wenn, was durchaus möglich, auf dem wege der erkundigung Busbokes durch seine dolmetsche für den sing. „ovum“ der plural „ova“ sich eingeschlichen hätte und als solcher beantwortet worden wäre.

Für *stap* „capra“ stellt mir nur eine vage Vermutung zu gebote. Ahd. *stapho* und *staphul* heisst „locusta“; „heuschrecke“ heisst neugriech. *ἀζοῖδα*; „capra“ ziege“ ist neugriech. *αἰῖδα*. Es ist demnach denkbar, dass der Krimgriecher, den der Dolmetsch nach dem namen der ziege fragte, statt *αἰῖδα* = *ἀζοῖδα* missverstanden und den krimgot. namen der heuschrecke angegeben habe, der dann ja wol ein got. stm. \**staps*, acc. \**stap* „locusta“ voraussetzte. An unser *schaf*, das krimgot. \**schip* heissen müsste, ist nicht zu denken.

Grössere sicherheit ist erfreulicher weise bei den folgenden drei neutralen adjectivformen zu erreichen.

Bei krimgot. *gadeltha* „pulchrum“ hat Loewe 176 mit recht die ältere deutung \**gatilata* verlassen, aber seine construction \**gadelikata* zu mnl. *gadelijk* „behaglich“ (so schon van den Gheyn, Auger Busbecq. Bruges 1888 s. 20), ist doch wider so ungeschickt wie möglich. Krimgot. \**gādiltta* ist got. \**gādiltata* und setzt ein adj. \**gādils* wie *mikils*, *ubils*, *leitils* voraus, dessen stamm im namenselemente *gadu-*, z. b. *Gadarich* Gotenkönig bei Jordanes, in got. *gādiliggs*, ahd. *gagat* „coniunctus, conveniens“ Graff IV, 143, mnl. *gaden* „behagen, passen“, *gading* „das behagen“ erhalten ist und der ersichtlich zu germ. \**godaz* „gut“ eigentlich „passend, zusageud“ im ablautverhältnisse steht.

*atochta* „malum“ enthält am ehesten eine mit *k*-suffix wie got. *hauðugs* gebildete nebenform der *to*-ableitung ags. *atol*, *atul*, *atēl*, *catol* adj. „dire, terrible, foul“ zu lat. *ōdi*, hat also wol ein got. \**atugata* zum grunde, das ich Bezzenberger's *hatugata* aus mehrfachen gründen vorziehe.

*wichtgata* „album“ kann unmöglich umgestelltes *ch*, *h* des anlantes besitzen, wie Loewe 173 fgg. glaubt, der sich angesichts der assimilation *ht* > *t* in *athe*, *warthata* damit hilft, dass er diese umstellung zeitlich später eintreten lässt, als ob man eine gewähr dafür hätte, dass damals anlautendes *h* in den verbindungen *hac*, *hr* u. dgl. noch erhalten gewesen wäre. Ich glaube vielmehr an einen graphischen fehler *wicht* statt *wieht*, worin die länge des vocals einmal durch *e* (-)dehnungs-*h* ausgedrückt ist, obwol ich zugeben muss, dass Busbeke sich des deutschen dehnungs-*h* sonst nicht bedient. Wer daran anstoss nimmt, mag sich übrigens \**wichtgata* in zur orthographie Busbeke's stimmendes \**wichtgata* umsetzen, dagegen ist es kaum möglich, um mit got. *hweitata* die erwünschte übereinstimmung zu erzielen, das *g* hinauszubringen und ich trete Loewe durchaus bei, wenn er für das krimgot. adj. eine erweiterung mit *k*-suffix annimmt, die ja nach Kluge Nom. stamm. 87 neben den primären ableitungen ohne wechsel der bedeutung stehen. Nur \**hweitigs* wird diese erweiterung nicht zu lauten haben, wie Loewe glaubt, auch nicht *hweitigs* (van den Gheyn 20), sondern stülgerechter \**hweitigs*, *hweitigs*, das neben einfachem *hweits* steht wie got. *andanēmeigs* neben *andanēms*. Aus \**hweitigata*, *hweitigata* ergibt sich krimgot. \**witgata* und es wird nun auch klar, warum in diesem falle, wo der suffixvocal des adjectivis syncopiert wurde, das erste *a* der erweiterten neutralen flexion *-ata* erhalten bleiben konnte, weil es in nebenstellung verblieb,

während es in \**gǫðella* und *átochta* von der syncope betroffen wurde, weil hier der nebetonen facultativ sich auf dem suffixvocal fixierte.

Dass Busbeke länge des *a* durch *ae* hätte ausdrücken können, ist allerdings richtig, wenngleich er unmittelbar vor *ael* „lapis“ dies eben nicht tut, sondern in *baar* die doppel-schreibung des vocals anwendet, aber weit aus unwahrscheinlicher ist mir die längung des vocals vor altem doppel-*l* überhaupt. Ich glaube daher, dass *ael* nicht \**al*, sondern \**ael* zu lesen sei und sehe in *ae* nicht quantitative, sondern qualitative bestimmung des vocals. Bewegte sich auslautendes kringot. *a* in einer gewissen schwankungsbreite um *e*, so dass es bald als *a* in *branna*, *boga*, *tria*, bald als *e* in *sune*, *mine*, *serene* gehört wurde, so konnte es gelegentlich auch im hochtonigen anlaut geschehen, dass Busbeke eher ein *e* als ein *a* vernahm, insbesondere in einem falle, wo ihm nach seinem eigenen geständnis eine etymologische correctur nicht zur hand lag. Kringot. \**al* deckt sich also gewiss mit got. *hallus* „petra“ in seiner stammsilbe, nicht notwendig in betreff der ableitung. Kringot. \**al* muss nicht acc. des *u*-stammes sein, wenngleich gegen die syncope des *u* nichts einzuwenden ist, sondern kann auch acc. sing. eines *a*-themas sein, dessen alte existenz durch unord. *halak*, litt. *kalnas* gesichert ist.

Für *menus* „caro“, das nach Loewe 171 einen secundären schaltvocal besitzen soll, hat schon Massmann die weit aus mehr einleuchtende berichtigung \**menms*, d. i. \**mēns*, vorgeschlagen. Da sich neben got. *minx*: aksl. *měso* u., apress. *mensa*, *menso* findet, so kann die assimilation *ms* > *us* in dem worte schon eine sehr alte sein.

*rintsch* „mons“, wozu Loewe 176 wider nichts positives weiss, ist identisch mit isl. *rindi*, *-a*, *-ar* m. „en smal jorðryg op ad en fjeldside. en smal bakke“ (Jonsson), norw. *rinde* m. „jordryg, bjergryg, en hoi banke især en opadgaande forhoining imellem to bækkelob i en bjergside“, auch fem. *rind* „jordryg“ (Aasen), nur dass das got. wort als \**rinfjs*, \**rinds* zu construieren und als masc. *a*-, oder masc. fem. *i*-stamm zu betrachten ist<sup>1</sup>. Ob auch unser deutsches *rinde*, ahd. *rinda* „cortex, liber“ dazu gehöre, will ich nicht ausmachen, aber der name der nord. göttin *Rindr*, nach der *Vǫlvi*: *sonr Rindar* genannt wird, und wofür Egilsson einmal zu SE I, 320 die bedeutung „terra“ angibt, scheint wol damit verbunden werden zu sollen. Grammatisch halte ich got. \**rinds* (vgl. auch *winds* „ventus“) für eine participiale bildung zur wurzel *ar* „sich erheben“, got. u. a. im stv. *rinnan*, *wrinnan* „aufgehen“. Aus *rintsch* d. i. kringot. \**rindš* ergibt sich mit notwendigkeit, dass *wintch* bei Busbeke für \**wintsch* zu nehmen ist, weraus die form des druckes, in der doch kaum die palatale spirans *ch* einmal zum ausdrücke für *s*, *š* gebraucht sein wird, durch blossen graphischen ausfall des *s* entstanden ist

Kringot. *fers* „vir“ hat Tomaschek 63 mit *fairhucus* und seiner sippe zusammengebracht. Loewe 176 ventilirt den vorschlag, ohne aber über die von ihm angenommenen „grossen lautlichen schwierigkeiten“ hinwegzukommen. Die sache ist indessen sehr einfach. Kringot. *fers*, richtig \**fērds*, got. \**fairhfs* \**fairhds* ist genaue entsprechung zu ags. *ferhþ*, *ferþ* m. n. „anima, mens, vita“ mit persönlicher bedeutung „lebewesen, mensch, mann“.

Auch *lista* „parum“ ist wol gotisch, wie man bisher angenommen hat, und nicht ossetisch (Loewe 136).

1) So auch Axel Kock, Beitr. 21, 435.

Ich construiere \**līsta* als got. superlativ \**leitists* zu dem in *leitils* gelegenen primitiv \**leita-*, deren verhältnis durch got. *mīkils* zu an. *mīk*, griech. *μέγας*, got. *Mica* (personenname bei Jordanes) illustriert wird. Der form nach ist \**līsta*, syncopiert aus \**lītīsta*, \**lītsta*, am ehesten der neutrale nom. acc. pluralis nach der s. g. star-ken declination also \**leitista* wörtlich „minima“, ein casus und genus, das für den begriff „parum, zu wenig“ ganz angemessen erscheint. Das auslautende *a* stimmt zu *trīa*.

*schediūt* „lux“ halte ich für ein abstractum mit demselben suffixe, das wir in got. *fahēps*, *fahēds*, *fahēid* acc. Luc. 2, 10 (vgl. auch das collectivische *auēþī* stn.) finden. Wie neben *fahēds* „freude“ ein mit *ro-*suffix gebildetes adjectiv *fagsr* „passend“ steht, so lässt sich nach mhd. *schīter* auch ein got. adj. \**skīdrs* erschlies-sen. Mhd. *schīter*, *schīder*, *schītere* ist „dünn, lückenhaft, undicht“, das stn. *schī-ter* „dünnnes, undichtes gewebe“. Das wort gehört zweifellos zu *scheiden* und besitzt dieselbe ablautstufe wie mhd. *schīt* stn. „scheidung“, nhd. in *abschied* und *unter-schied*, ahd. *seidunga* „differentia. discrimen, divortium“ Graff VI, 437. Schon Massmann hat bei *schediūt*, dessen *e* nach der Busbeke’schen orthographie wol nur *ē*, got. *ī* sein kann, an *skaidan* gedacht und es erübrigt nur den begriff „licht“ aus „scheidung“ zu vermitteln. Es fällt mir ein, dass kringot. \**schūdīt*, got. \**skīdēds* die zeit, wo tag und nacht sich scheiden, d. i. „die morgendämmerung“ bezeichnen könne, beziehungsweise auch den „tagesanbruch“ und ich glaube diese ansicht dadurch stützen zu können, dass bei dem derselben begriffskategorie angehörigen ags. *dægred*, an. *dagrād* n. „morgenrot“ dasselbe suffix verwendet ist (vgl. Kluge Nom. stamm. 59). Sonst wäre es auch möglich, dass \**schūdīt*, \**skīdēd(s)* den „zustand der unterscheidbarkeit“ überhaupt, also „das licht“ im gegensatz zum „zu-stande der nichtunterscheidbarkeit von gegenständen“, des „dunkels“ bezeichne. Aber mhd. *schīter* steht einmal mit deutlicher beziehung auf das tageslicht *der tae līhte schītere*, *grōz wart daz wāgewītere* Servat. 3237 und es macht nichts aus, dass hier eher von einer verdunkelung des lichtes die rede zu sein scheint, denn auf die morgendämmerung passt die verminderte lichtquantität durchaus. Übrigens kann der begriff „licht“ auch aus dem des „dünnen, undichten“ also „durchsichtigen“ vermit-telt sein.

Für *borrotsch* „voluntas“ ist wol in der tat an got. *gabaúrjōþus* „voluptas“ festzuhalten. Dabei ist das *rr* meiner ansicht nach gar nicht auffallend, viel mehr der abfall des *ga-*, wofür sich jedoch in den nordischen decompositis *likr*. got. *galeiks* und in den bair.-österreichischen *birg* stn. „gebirge“, sowie part. perf. *baut*, *bunt’n*, ahd. *gībūt*, *gībuntan* parallelen aufzeigen lassen. Weiter ist in dem kringot. worte, für das wir nach got. *manniskōdus* eine form \**gabaúrjōdus* vor-zusetzen haben, das *u* der endung syncopiert und das *ō* des suffixes in neben-toniger stellung nicht zu *ū* geworden, sondern als *ō* erhalten. Wir haben demnach kringot. \**bōrrōdš* anzusetzen, wobei das *sch* Busbeke’s auf rechnung des auslauten-den got. *s*, sein *t* auf die der dentalen tönenden spirans *d* kommt.

*cadariou* „milos“ muss ich ungedeutet lassen. Bei annahme, das wort sei gotisch, müsste jedesfalls das *i* weg und es läge nahe, dasselbe nach *stern*, wofür die ersten vier drucke *stein* haben, in *r* richtig zu stellen. Ebenso könnte das aus-lautende *u* eigentlich *n* sein und \**cadarron* auf eine participialform *-ōnds* führen, zu der got. *militōdans* „die kriegsleute“ zu vergleichen wäre. Eine got. verbalbildung \**kadarōn* aus altaisch *kadary* „zur seite befindlich“, also \**kadarōnds* „auxiliarius“

wäre immerhin denkbar. Dabei ist vorausgesetzt, dass das *ri*, oder verbessert *r* nur als einfaches *r* gelten habe.

Besseres glaube ich für *kilemschkop* „ebibe calicem“ bieten zu können. In *kop* ist der aec. eines dem ahd. *choph* „calix“ entsprechenden substantivum got. \**kups* nicht zu verkennen, aber *kilemsch* kann kein imperativ sein. Enthält *kilemsch* eine verbalform, und wir müssen das für ausgemacht halten, so kann in dem bei *kilem* abzutrennenden complexe nur eine erste pluralis optativi praesentis vorliegen, die mit verlust des auslautenden *a* sich althochdeutschem *trinkim*, got. *drigkaima* an die seite stellt. Die congruenz der kringotischen und lateinischen phrase ist demnach ungenau, wörtlich entspricht vielmehr der kringotischen ein lateinisches „bibamus calicem“. Das zwischen *kilem* und *kop* gestellte *sch* erklärt sich unschwer als rest des enklitischen persönlichen pronomens *weis*, so dass \**kilem-s kop* als got. \**kilaima weis kup* construirbar ist. Zur enklisis vgl. man österr. *trinkma* = *trinken wir*. Ein verbum \**kilan*, \**kal* ist freilich unbezeugt, aber die nominalbildungen ahd. *chela*, *kelur*, *chelero*, ags. *ecote* „kehle, schlund“, lat. *gula*, ahd. *chelch* „kropf“, nhd. *kolk* „wassertümpel“ d. i. schlund, sowie nsl. *po-glut-ati* „glutire“, welche Fick III<sup>3</sup>, 44 unter eine wurzel germ. *kal* „schlingen“ vereinigt, lassen die aufstellung eines entsprechenden stv. mit der bedeutung „schlingen, schlürfen, trinken“ wol erlaubt erscheinen.

Es folgen die verbalformen.

*ich malthata* ist selbstverständlich perfectum „ego dixi“ und nicht praesens, die übersetzung des Kringgriechen zu dem von Busbeke gefragten „ego dico“ ist also ungenau aber begreiflich, weil Busbeke eben unmittelbar vorher zwei perfecta gefragt hatte. Betrachten wir zunächst diese perfecta *izo warthata* „tu fecisti“ und *ies warthata* „ille fecit“, so sehen wir sogleich, dass die gotische conjugation des swv., welche *-dēs*, *-da* verlangt hätte, hier nach der dritten singularis uniformiert ist, dass also statt *-da*, *-dēs*, *-da* kringot. gleichförmig *-da*, *-da*, *-da* conjugiert wird.

Die uniformierung der conjugation, welche im got. des Wulfila bekanntlich im mediopassivum plur. eingetreten ist, hat also hier noch weitere fortschritte gemacht. Aber noch einen andern vorgang haben wir ins auge zu fassen. Dass in kringot. *ies warthata* got. *is warhta* enthalten sei, leidet keinen zweifel, denn *wartha* ist nichts anderes wie *warhta* mit öffnung des *o* > *a* und syncope des *h*. Aber auf *wartha* folgt noch ein *-ta* d. i. got. *-da*<sup>1</sup> und es wird klar, dass wir im kringot. schwachen perfectum, wenigstens was die belege Busbeke's betrifft, eine wueherbildung vor uns haben, in welcher dem fertigen perfectum in seiner alten gestalt die charakteristische endung *-da* noch einmal angehängt wurde. *warthata* ist demnach auf ein ideales \**warhta-da* zurückzuführen. Ganz gleich verhält sich *malthata* „dixi“, bei dem die alte got. form *maþlida* auf *maltha* reduciert ist, während das folgende *-ta* abermals ein neu hinzugefügtes *-da* darstellt. *maltha* ergibt sich aus *maþlida* durch assimilation von *þl*, *dl* zu *ll* und syncope des *i*, zwischenform \**maltha* > \**malla*. Dass nun diese doppelsetzung der endung *-da* mit den formen des dualis und pluralis *-dēdu*, *-dēdum* zusammenhänge, ist ja wol sehr wahrscheinlich, aber nur das princip der doppelsetzung geht davon aus. das element selbst ist das *-da* der ersten und dritten singularis und nicht *-dēda* wie Loewe 145 glaubt, der den vorgang 153 „gewissermassen hypergotisch“ nennt und falsch von einer erhaltung der zweisilbigen perfectendung auch im sing. spricht, wäh-

1) Anders R. Much: \**is warhta ita*.

rend in wahrheit die kringot. perfectendung *-da-da* eine neue übertragung, eine analogiebildung, vermutlich nach dem plural, vorstellt.

Für *ies* „ille“ ergibt sich aus Loewe 136 und 138 die schon von Tomasehek vertretene auffassung einer construction aus got. *jains*. Obwol diese erklärung gewiss besser ist als die Förstemanns, der *ies* aus *ains* herleiten wollte, ohne in erwägung zu ziehen, dass *ains* als pronomen nicht demonstrativen, sondern nur indefiniten charakter haben kann, so halte ich sie doch nicht nur für überflüssig, sondern für direkt falsch. Es lässt sich kein grund finden, warum kringot. *ies* d. i. \**ʔs* nicht gleich got. *is* sein sollte, wie schon Massmann sah, denn die secundäre längung erklärt sich ohne weiteres wie bei unserm *ēr* aus dem gelegentlichen syntaktischen hochton.

Ich gehe zu den zahlen über.

Während kringot. *ita* d. i. \**ʔta* aus der erweiterten neutralform des zahlwortes got. *ainata*, ahd. *ainax*, nhd. *eins* entspringt, *tua* und *tria*, genau den got. neutralen formen *twa*, *þrija* entsprechen und *fyder*, *fyuf*, *seis* gleich. got. *fidwōr* (*fidūr*), *fiuf*, *saīhs* flexionslos sind, zeigen die kringot. zahlen *seene*, *athe*, *nyne*, *thiine* eine flexivische erweiterung, die Busbeke zu der bemerkung über den gegensatz von flandrisch *serene* und brabantisch *seuen* veranlasst hat.

Nun wissen wir, dass im ahd. die zahlen *vier* bis *zwölf*, wo sie attributiv stehen, in der regel flexionslos sind, sonst aber in allen drei geschlechtern decliniert werden und zwar in formen, die für das masc. und fem. aus der declination der *i*-stämme, für das neutrum aus der der neutralen *jo*-stämme entlehnt sind. Wir haben also m., f. *fiari*, *fiufi*, *sehsi*, *sibini*, *niuni*, *cehani* wie *gesti* und *ensti*, *fioero*, *finuo*, *sibuno*, *niuno*, *zēno* wie *gesteo*, *gesto* und *ensteo*, *ensto*, *fiorim*, *fiufim*, *sehsim*, *sibinin*, *sibinin*, *zēnen* wie *gestim*, *gesten* und *enstim*, *enstin*, *ensten*. Dagegen das neutrum nom. acc. *fieriū*, *fioru*, *fiufiu*, *sehriu*, *sehriu*, *sibiniū*, *sibiniū*, *niuniū*, *zēniū*, (*zehinu*) wie ostfränk., alemann. *cunniū*, *cunnu*, *meremanniū*, *stuechiū* gegen gemeinahd. *kunni* usw. (vgl. Braune, Ahd. gr.<sup>2</sup>, 158).

Im einklange damit weisen auch die flexivischen formen im got. gen. *niunū*, *twalibē*, dat. *fidwōrim*, *tahunim*, *ainlibim*, *twalibim* auf eine masculine und feminine declination \**fidwōreis*, \**fiufbeis* usw.

Wir finden demnach im ahd. bei der declination der zahlen vier bis zwölf und im got. masc. und fem. dasselbe verhältnis, welches wir bei der declination der zahl drei als das älteste ansetzen können got. masc. \**þreis*, fem. \**þreis* (später vielleicht \**þrijōs*), neutr. *þrija*; ahd. masc. *drī*, fem. *drīo* (früher wol gleichfalls *drī*), neutr. *driu* und sind nach allem zu dem schlusse berechtigt, dass die declination von *drei* auf die folgenden zahlen übertragen worden ist und dass die unbelegten gotischen neutralformen des nom. und acc. gleichfalls der *jo*-declination entlehnt gewesen seien. Diese hypothetischen neutralformen \**sibunja*, \**niunja*, \**tahunja*, die ganz nach *þrija*, *driu*, *sibiniū*, *niuniū*, *zēniū* gehen, sind es, die den kringotischen *serene*, *nyne*, *thiine* zu grunde liegen, nicht etwa die masc. fem. formen \**sibuncis*, \**niuncis*, \**tahuncis*, welche weder in die neutrale reihe *ainata*, *twa*, *þrija* hinein passen, noch formell zu *serene* usw. ohne final-*s* stimmen.

Was aber *athe* betrifft, das auf got. *altau*, ahd. *alto* zurückgeht, so hat sein *e* einen von den übrigen differenten ursprung, es kann nur abschwächung aus *o* sein, während eine flexivische form nach dem muster der übrigen wol zu \**ahtauvcis*, \**ahtauja* geführt hätte.

Dass Busbeke got. *þ* in *tria* nicht wie in *tʔo*, *þu* mit *tʔ* substituiert, hat seinen grund in dem folgenden *r*, das den spirantischen teil des lautes verkürzt. Die

differenz des auslautes *a* und *e* in *tria*. *Þrija* gegen *serene*, \**sibanja* erklärt sich ohne weiters aus den notwendigen verschiedenheiten der tonstärke.

*y* in *mycha*, *nyne*, *treithyen* bedeutet lang *ī*. es ist also *fyder* und *fyuf* wol als \**fider* und \**fiuf* anzusehen und die berichtigung von *fyuf* in \**fyuf* scheint mir in zusammenhange damit allerdings gleichfalls zweifelhaft. Ziehen wir in betracht, dass schon in den bibelhandschriften neben *fiuf* einmal in I. Cor. 15, 6 *fiþunþan* die form *fiþ* erscheint, die wir wol als \**fif* zu bewerten haben, so scheint es mir möglich, dass die kringot. form keine nasalis mehr besessen habe und dass das *u* in *fyuf* überhaupt nicht vocalisch, sondern consonantisch wie *r* in *serene*. *seuen* zu lesen sei. Ich möchte also *fyuf* am liebsten als \**fyrf* d. i. \**fiff* fassen.

Dagegen besitzt kringot. *seis* aus \**sēhs*, \**sēs* allerdings einen secundären auf rechnung der *h*-pause zu stellenden schalllaut *ī*. Unberechtigt ist die auffassung Loewe's. der das *u* in *thunetua* und *thunetria* als *ū* erklären möchte, während es doch sicher nichts anderes als \**thiine* mit graphisch verlorenen *i*-punkten ist. Es fragt sich nun, welches bildungsprinzip bei kringot. *treithyen* „dreissig“ und *furdeithien* „vierzig“ in anwendung gekommen sei, denn, dass diese zahlen nicht einfach „drei-zehn“ und „vier-zehn“ seien, sieht man doch auf den ersten blick. In diesem falle müsste ja kringot. \**tri(a)tīn* und \**fydertīn* dastehen. Da dies aber nicht so ist und der vorschlag Loewes 177 *furdei* in \**fidur* umzustellen, weder an sich empfehlenswert ist, noch auch geeignet, das *ei* in *treithyen* zu erklären, so muss die beurteilung dieser formen von anderem gesichtspunkte aus unternommen werden. Ich finde in *furdei* die ordinalzahl an. *þjórdi*, as. *þjórdō*, ags. *fēorda*, ahd. *viordo*, engl. *fourth* und erkläre \**fūrde* als syncope aus got. \**fidūrda* „der vierte“. Es ist demnach das compositum \**fūrdetīn*, got. \**fidūrdatāihun*, mittelform \**fūrdatāihun* wörtlich „die vierte zehn, quarta decas“, eine für „vierzig“ durchaus sinn-gemässe und correcte bezeichnung. Dasselbe muss für \**treitīn* gelten und *trei*-syncope aus got. *þrija*. an. *þriði*, ahd. *drīto* sein. Wir haben also ein ideales got. \**þriðatāihun* „die dritte zehn“ zu construieren, aus welchem die kringotische form durch die mittel \**þrijatāihun* \**þrijtīn* > \**thrētīn* sich ergibt. Das mittlere *ī* ist wie bei \**fidūrda* syncopiert und der zusammentritt zweier *i* ergibt den diphthong, welchen Busbeke *ei* geschrieben hat und dessen qualität wol gleich dem in *seis* die von *ēi* ist. Das *ei* in *furdei* erkläre ich als falsche analogie zu *trei*. Von rechts-wegen sollte nur *e* stehen und das *ei*, das Busbeke in \**treitīn* hörte, ist, wie wenn es ein bildungselement wäre, hier gedankenlos wiederholt. Interessant ist der unterschied von \**treitīn*, \**fūrdetīn* gegen \**tīne*, \**þinetua*, \**tīnetria*. Im ersten falle ist die unflecierte form *tāihun*, im zweiten die flecierte \**tīne*, got. \**tāihunja* als basis genommen.

Dass kringot. *stega* „viginti“ mit dem gemeingerm. worte für decade got. *tigus*, an. *tigr*. pl. *tigr*, ahd. *-zig* zusammengehöre, also in irgend einer weise dem got. *twaitigjus* entspreche, steht für mich fest. Das vorne angetretene *s* muss dann rest eines praefixes, eines ersten compositionsteiles sein und ich denke diesbezüglich an ein gotisches \**twis*, das mittelhochdeutschem *zweis* „zweimal“, lat. *bis*, griech. *δύς*, sskr. *dvīs*, an. \**tys* in *tyssar*, ahd. in *zweiro* adv. „zweimal“ entspreche. Wir haben von einem got. \**twistigus* „zweimalzehn“ auszugehen, das bei betonung \**twis-tigus* zu \**stigus* syncopiert werden konnte. Trat der *u*-stamm gleichzeitig oder später in die swm. declination über, so ergab sich \**stiga*, kringot. *stīga*. In wie weit dieses wort dann mit mhd. *stige* stswf. „steige, verslag für kleinvieh“, in zweiter bedeutung „zwanzig stück“ zusammenhänge, ist mir, wenn auch nicht



so unklar wie Loewe 136, doch auch nicht genügend einsichtlich. Vermutlich aber sind die beiden ursprünglich getrennte wörter, die erst später zusammenfielen, wobei die form von mhd. *stige* mit lang  $\bar{i}$  vielfach durchgedrungen zu sein scheint.

Auch die wörter der ersten hälfte, die Busbeke *nostratia aut parum differentia* nennt, geben zu manchen bemerkungen anlass. Was die syncopen von  $\bar{d}$  in *broe*, *hoef*, *bars*, *fers* und von *n* in *kor* und *baar* angeht, so lehren die formen *plut*, *wingart*, *alt*, *scheliit*, d. i. kringot. *\*blād*, *\*wīngard* usw. sowie *thurn*, *stern* andererseits zur genüge, dass dieselben lediglich auf dem zweifachen wege der reproduction des kringot. wortes durch den Griechen und der apperception durch Busbeke vollzogen sind, dass also Busbeke *broe* schrieb, vermutlich weil der Grieche das schliessende  $\bar{d}$  nur mit articulationschluss sprach und weil er selbst diese halbe auslautende tönende spirans nicht percipierte. Für das kringot. aber haben wir ganz sicher wie *\*blād*, *\*wīngard* auch *\*broed*, *\*hoefā*, *\*bard̄s*, *\*ferds*, *\*körn*, *\*barn* herzustellen, deren volle form im flexivischen oder satzgefüge vor vocal ganz sicher deutlich hervorgetreten wäre. Etwas ähnliches gilt für das syncopierte *h* in *\*(h)ano*, *\*(h)il*, *\*a(h)te*. Man erinnere sich nur, dass germ. *h* für den vermittelnden Griechen ein debiler laut sein musste, den Busbeke eben nur dort verifizieren konnte, wo ihm etymologische correctur zur seite stand. Dabei war ja jedesfalls got. *h* in *\*a(h)te* reiner hauchlaut nicht etwa die gutturale spirans unsers mhd. *acht*.

Was statt *fiscet* im manuscripte Busbeke's gestanden habe, ist mir zweifellos, es kann nur *\*fisc̄k* gewesen sein, woraus der erste setzer, oder ein allen drucken vorausliegender abschreiber gewiss mit anlehnung an das vorhergehende *salt*: *fiscet* gemacht hat. Die graphische möglichkeit des irrtums liegt in den formen der unsern sog. gotischen drucklettern verwanten schreibschrift des 16. jahrhunderts;  $\bar{t}$  zu  $\bar{c}$ . Es ist nach meiner meinung völlig sicher, dass Busbeke nicht *\*fisc̄h* geschrieben habe und dass somit kringot. die verbindung *sk* auslautend unangetastet erhalten war.

*kommen* „venire“ ist vielleicht nicht got. *qiman*, sondern ein secundäres denominativum swv. *\*quman* zu got. *qums* stn. „ankunft“.

*thurn* „porta“ zu got. *daür* stn. und *daürōns* swf. plur. tant. setzt einen acc. sing. *daürōn* voraus. Busbeke mochte wol *\*dōrūn* oder *\*dārūn* gehört haben, das er vermutlich mit beziehung auf das hd. schriftbild von *thüre* in *thurn* umschrieb.

*breen* „assare“ hält Loewe 149 für syncope aus got. *\*brēdan*, doch sollte man in diesem falle  $\bar{i}$  erwarten. Ich denke, abd. *brātan* und *brāto* „fleisch“ führe auf eine *t*-ableitung aus offener wurzel *\*brā-* wie got. *manasīps* stf., amd. *sāt*, as. *sād* aus *\*sā-*. Allem anscheine nach ist das ursprüngliche verbum in mhd. *brājen* „riechen, duften“, ablautend *brūjen* „sugen, brennen“ (Noreen, Utkast 29) erhalten. *breen* hat also  $\bar{e}$  nicht  $\bar{i}$ , weil sein stammvocal eben nicht geschlossenem *e*, sondern offenem  $\bar{a}$  entspricht und die aufstellung eines got. verbums *\*braian*, *\*bai-brō* wie *saian*, *waian* scheint gerechtfertigt.

Daran knüpft sich kringot. *geen* „ire“, das wir nach *faian faīda*, *saian saūda* (neben *saisō*) als *\*gaian*, *\*gaūda* auffassen dürfen. Loewe 160 sieht in kringot. *geen* eine hauptstütze seiner ansicht von dem westgermanischen ursprunge dieses dialectes. Allein es ist weder bewiesen noch wahrscheinlich, dass kringot. *geen* dem ahd. infinitiv des *mi*-praesens *gēn*, *gān* entspreche und die aus dieser hypothese gezogenen schlüsse sind hinfällig.

Für kringot. *schuualth* „mors“ eine andere ablautsstufe anzunehmen als gotischem *\*swalt(s)* in *swaltunairþju* „moribundus“ zukommt, ist nicht notwendig.

Got. *ǣ* muss im klinge einem *ǫ* sehr nahe gestanden haben, wie die gelegentlichen *ǫ* für *ǣ* der got. bibelhandschriften und die weitaus zahlreicheren fälle dieser transcription bei den antiken schriftstellern dartun, wir können daher eine aussprache \**swoll(s)* voraussetzen, deren *o* im kringot. wie bei *warthata* einfach zu *a* geöffnet ist.

Schwierig sind die beiden formen des artikels *tho* und *the*, schon hinsichtlich des anlautenden *th*, das sonst bei Busbeke got. *t* im sinne unserer nld. aspirata *th* reflectiert *schuath*, *gadeltha*, *warthata*, *athe*, *thiue*, während hier dentale spirans *þ* erwartet wird, die Busbeke in andern fällen auch anlautend *tǣ* schreibt. Es scheint dieser wechsel von *tǣ* und *th* für *þ* in der tat den gedanken nahe zu legen, dass die qualität dieses lautes kringotisch nicht die der reinen spirans *þ*, sondern die der dentalen aspirata, oder dentalen affricata gewesen sei. Die weitaus grössere schwierigkeit liegt aber in der beurteilung der formen *tho* und *the* nach genus und casus. Die hauptmenge der wörter bei Busbeke sind neutra und masculina im nom. acc. singularis. Aus *þata* aber und *þana* können wir *tho* und *the* nicht ableiten. *tho* stimmte allerdings in \**tho schuuester* (acc.) und \**tho oeghene* (nom. acc. pl.), aber *the*, wenn es got. *thai* wäre, passt zu keinem der gegebenen belege. Das steht in offenbarem widerspruche mit den worten Busbeke's „omnibus vero dictionibus praeponebat articulum *tho* aut *the*“, wonach wir erwarten müssen, dass seine artikelformen, wenn auch wirklich nicht auf alle, so doch auf eine grössere zahl von fällen passen.

Ich halte *thē* statt \**thǣ* (man vgl. *mine* gegen *brunna*) für eine neuschöpfung aus dem paradigma *þis*, *þamma*, *þana* statt des aufgegebenen *sa* und *tho* für direkte übertragung aus dem accusativ statt des gleichfalls aufgegebenen *so*. Damit reiche ich für 20 bis 21 wörter des verzeichnisses und für die übrigen, behaupte ich, passt weder *tho* noch *the*, sondern andere genus- und casusformen, die der Krimgrieche eben nicht angewendet hat, denn sicherlich musste er auf die frage „quomodo dieut panem“ nicht unbedingt mit dem artikel antworten „das brot“, sondern konnte sehr wol auch einfach „brot“ gesagt haben. *the* und *tho* ist also im wesentlichen nur nom. sing. masc. und nom. acc. sing. fem., wol auch nom. plur. neutrius und die angebe Busbekes „omnibus vero dictionibus . . .“ ist bezüglich des „omnibus“ materiell falsch.

Im anschluss an den artikel sei die frage nach dem nominativischen *s* der got. *o*, *i*, *n*-stämme erörtert, welche für die herkunft des Busbeke'schen verzeichnisses von entscheidender bedeutung ist. Loewe hat diese frage in wenig geschickter weise angefasst und zu einer erledigung gebracht, die das gegenteil vom wirklichen sachverhalte ist.

Es bekundet doch eine starke naivetät und unerfahrenheit, wenn Loewe zu glauben scheint, der verfasser des verzeichnisses sei wie ein lexicograph verfahren und habe immer gewissenhaft den nominativ des gefragten wortes eruiert, während es klar ist, dass es ihm in erster linie um die bedeutungsentsprechung zu tun war und dass er nur bei eingehenderem studium des kringotischen, nicht beim flüchtigen abfragen durch dolmetsche auf den casusunterschied des nom. und acc. sing. masculini hätte aufmerksam werden können. Und das ist überhaupt festzuhalten, dass Busbeke mit dem Krimgriechen sich nicht unmittelbar verständigen konnte, so dass seine fragen, die er vielleicht lateinisch stellte, von den dolmetschen ins griechische übertragen und von dem gefragten gewährsmann griechisch beantwortet wurden. Mindestens die fragen nahmen also einen weg durch zwei mittel und dass

auf diese art auch türkisches eingeflossen sein könne wie *telich* „stultus“, oder der text des liedchens, oder wörter anderweitig orientalischer herkunft wie die zahlwörter *sada* „centum“ und *hazer* „mille“ (die Loewe für kringgot. lehnwörter hält, obwol wir keine gewähr dafür haben, dass der Kringgriecher die entsprechenden got. ausdrücke nicht etwa vergessen hatte) könnte nur den wunder nehmen, der sich von der exactheit einer derartigen durch dritte personen vermittelten ausfragung übertriebene vorstellungen machte. Wie also z. b. im verzeichnisse apreuss. wörter von Grunau (Praetorius Deliciae Pruss. ed. Pierson 1871) neben nominativen ruhig auch die partitiven genitive *pero* „bier“ (litt. *p̃jras*), *lūno* „flachs“ (litt. *lūnas*) als lemma stehen, so können wir auch bei Busbeke neben nominativen oblique casus erwarten und zwar am sichersten accusative, abhängig vom verbum des satzes, mit dem der griecher die frage beantwortete. Und somit ist der schluss bei Loewe 161 „auslautendes *s* sei im kringgot. abgefallen“ gründlich falsch, denn *mycha* und *handla* sind swm. umbildungen, *reghen*, *riḡn* ist zufälligerweise bei Wulfila selbst ein neutrum, bedarf also keines flexivischen *s* und *warthata* ist keineswegs eine lautgesetzliche entwicklung aus *\*wairhtêdê*s, oder wie Loewe sonst sich die construction denkt, sondern grammatische übertragung aus der dritten singularis, *thurn* ist ein casus obliquus des *n*-stammes *dauro*, es verbleiben also nur, da die übrigen wörter neutra, feminina oder *n*-stämme sind (kringgot. *stern* kann verschieden beurteilt werden), *stal*, *tag*, *rînek*, *apel*, *waghen*, *schuualth*, *ael*, das adj. *alt* und die von Loewe hier nicht berücksichtigten *wîngart*, *fise(t)*, um den angeblichen abfall des *s* im kringgotischen zu deducieren. Davon scheidet ich *alt* als neutrale form got. *\*alf(i)* aus und behaupte bezüglich der übrigen substantiva, die nach der gotischen überlieferung selbst oder nach der gemeinen concordanz der germanischen dialecte als masculina anzusehen sind: got. *stôls*; *dags*; an. *hringr*, as., ags., ahd. *hring*; ags. *appel*, ahd. *aphol*; an. *vagn*, as. *wagon*, ags. *wægen*, ahd. *wagan*; an. *sultr*, ags. *swyllt*; got. *hallus*, urnord. *halur*; got. *wæinugards*; *fisks*, dass diese im kringgot. verzeichnisse, insoferne bei einzelnen nicht doch neutrales genus statt hat, eben nicht im nominativ, sondern im acc. sing. überliefert sind.

Dagegen steht *\*wint(s)ch* gleich got. nom. sing. *wînds*; *bar(d)s*; *iełtsch*, got. *\*hailîps*; *rîntsch*, got. *\*rînds*; *\*fer(d)s*, got. *\*fair(h)fs*; *borrotsch*, got. *gabaurjêdus*; *stax*, got. *stafs*; *marxus* nom. pl. fem., got. *\*mar(i)phôs* und der *s*-stamm *\*mîuns*, got. *mîun*, dessen auslaut allein die ganze übel begründete ansicht Loewe's über den haufen werfen muss. Wir haben also neun mehr oder weniger sichere fälle mit erhaltenem nominativ-*s* im auslaute, denen gegenüber die Loewe'schen beseitigungen 162 *wîntsch* = *\*wîndags*, *iełtsch* = *\*hailîks*, *fers* = *firih*, *bars* „barbar“ ossetisch *barê* „mähne“ sich wie schlechte spässe ausnehmen. Aber wäre auch nur ein einziger fall mit nominativ-*s* statt ihrer neun erhalten, so bewiese er allein das principielle. Dass Loewe sich für seine auf völliger unkenntnis der grammatischen qualitäten des Busbeke'schen verzeichnisses beruhende ansicht auch auf den angeblichen abfall des *s* im späteren gotischen berufen und Wrede Sprache der Wandalen 105 citieren werde, kommt nicht überraschend, ist aber deshalb durchaus gegenstandslos, weil Wrede weder in diesem buche noch in dem späteren über die sprache der Ostgoten in Italien auch nur geahnt hat, dass seine *s*-losen nominative in personen-namen grammatisch ursprünglich gar keine nominative sind, sondern vocative, denen das *s* ja allerdings gar nicht zukommt.

Für die zuerst von Förstemann ausgesprochene ansicht, dass das *oe* des verzeichnisses mit ndl. lautwerte *ū* zu lesen sei, setzt sich Loewe mit allem nach-

drucke ein und zieht die von Förstemann noch vermiedene consequenz, demgemäss auch alle langen  $\bar{a}$  als  $\bar{u}$  anzusetzen. Aber dabei ist einiges übersehen. Die annahme ndl. vocalisierung erforderte, dass auch die  $y$  und  $i\bar{i}$  des verzeichnisses nicht  $i$ , sondern  $\bar{i}\bar{i}$  gesprochen würden, wogegen der unterschiedslose gebrauch von  $y$  und  $\bar{i}\bar{i}$  neben  $ye$ ,  $ie$  und  $i$  ganz entschieden streitet. Die einheit des  $i$ -lautes lässt sich aus kringot. *wingart* (got.  $\bar{i}$ ), *is*, *fyder* ( $\bar{i}$ ), *triu* ( $\bar{i}j$ ), *mine*, *mycha* ( $\bar{e}$ ), *thiine*, *thyen*, *thien* ( $\bar{e}h$ ), *iel*, *itu* ( $\bar{a}i$ ), *schieten*, *nyne* ( $\bar{i}u$ ) haarscharf beweisen und seine qualität als  $\bar{i}$  völlig sicher bestimmen. Ist aber beim  $y$  von ndl. aussprache keine rede, so fällt auch die von  $oe$  und  $u$  als  $\bar{u}$  und  $\bar{i}$ . Es ist nicht zu übersehen, dass das verzeichnis der kringot. wörter in einem lateinischen texte steht und aus diesem grunde allem ermessens nach die vocale nach der gewöhnlichen lateinischen geltung  $oe$  als  $\bar{o}$ ,  $ue$  als  $\bar{u}$ ,  $u$  als  $\bar{u}$  zu beurteilen sind. Es ist ferner zu bedenken, dass, wenn wir die inlautenden  $gh$  abrechnen, von niederländischen eigentümlichkeiten der orthographie durchaus nicht so viel hervortritt, dass dem nicht durch die deutlichen hochdeutschen eigentümlichkeiten, die *sch* in *schuuester*, *schlipen*, *schualth*, die *th* wie in *thiine* und direkt deutsche formen wie *bruder*, *all*, *tag*, *kommen*, *stern*, *lachen* mindestens die wage gehalten würde. Die ansicht Loewe's von der geltung des  $oe = \bar{u}$  und  $\bar{u} = \bar{i}$  ist demnach falsch und zu verwerfen.

Mein gesamturteil über Loewe's buch kann ich in wenige worte zusammenfassen. Es gibt werke, die die quellen sprechen lassen, sie übersichtlich gruppieren und ihnen mit genialer einfachheit tatsachen von überraschender fülle und tiefe zu entlocken wissen. Dazu gehört des unsterblichen Zeuss' grossartiges werk, dazu gehört Loewe's buch nicht. In Loewe's buch sprechen die quellen leise und bescheiden, laut und allzu vernehmlich aber redet er und kommt doch vor endloser kritik dessen, was andere gesagt haben, kaum dazu selbst positives zu sagen. Dass Loewe neue nachrichten ans licht gezogen habe, sei nicht bestritten, aber sie kommen in dem langwierigen handeln um meinungen und möglichkeiten kaum zu ihrem vollen rechte. Was endlich die grammatische und lexicalische verwertung der kringotischen sprachreste betrifft, so muss ich der erwartung, die irgend jemand hegen könnte, dass Loewe hier tatsächlich vieles vorwärts gebracht, unentschiedenes entschieden, dunkles geklärt habe, ein überzeugtes *quod nego* entgegensetzen.

WIEN, 29. AUG. 1896.

THEODOR VON GRIENBERGER.

---

Luthers schrift an den christlichen adel deutscher nation im spiegel der kultur- und zeitgeschichte. Ein beitrage zum verständnis dieser schrift Luthers. Von **Walther Köhler**. Halle a. S., Max Niemeyer. 1895. VI u. 334 s. 6 m.

Das besondere interesse, mit dem historiker und theologen in neuerer zeit Luthers berühmte kampfesschrift behandelt haben, erklärt sich aus den sachlichen berührungen derselben mit den schriften Huttens. Ist dies ein zusammentreffen auf grund litterarischer abhängigkeit jenes von diesem, hat also Luther hier bedeutende anleihen bei dem humanistischen polemiker gemacht? oder sind es zufällige berührungen, aus gleicher kenntnis der verhältnisse und ähnlicher beurteilung derselben entspringend? oder sind es gemeinsame quellen, aus denen beide schöpfen? Je nach der beantwortung dieser fragen beurteilte man dann den einfluss Huttens auf Luther, jenes zusammentreffen der humanistisch-nationalen feindschaft gegen Rom mit der religiös-reformatorischen, als einen mehr oder weniger bedeutsamen faktor in

Luthers entwicklungsgang. Und kein zweifel, die beantwortung jener litterarischen frage hielt sich nicht immer völlig frei von den einflüssen, die von der gesamtanschauung der beurteiler über humanismus und reformation ausgiengen: den einen war es störend, ein flecken in ihrem Lutherbilde, wenn er von jener seite her starke einflüsse erfahren haben sollte; andern war es gerade recht, wenn sie einen starken einschlag humanistischer impulse in entscheidender stunde bei Luther nachweisen konnten, noch andre freuten sich, wenn sie Luther im banne „revolutionärer“ tendenzen zeigen durften. Die letzte bedeutende, scharf einneidende äusserung zur sache war die von Knaake in bd. VI der Weimarer ausgabe. Punkt für punkt hatte er — gelehrt und scharf — die einstbahnbrechende und tonangebende darstellung Kampschulte's (Die universität Erfurt. Trier 1860) zu widerlegen unternommen, um jede spur eines einflusses Huttens zurückzuweisen, auch den nachweis versucht, dass Luther Huttens Vadius noch gar nicht habe benutzen können, da die schrift erst verhältnismässig spät zur versendung gekommen sei. Es war zu erwarten, dass nachdem hier der einfluss Huttens auf den nullpunkt heruntergedrückt war, nun eine reaktion erfolgen werde. W. Reindells arbeit: Luther, Crotus und Hutten (Marburg 1890) brachte diesen rückschlag noch nicht, sie stand vielmehr im wesentlichen unter dem starken eindruck der Knaakeschen polemik gegen Kampschulte. Dagegen liegt uns der versuch einer zurückweisung Knaakes jetzt in Köhlers schrift vor. Doch will diese weit mehr geben als nur das abschliessende wort in der alten Hutten-Luthercontroverse. Sie will für die ganze Luthersche schrift An den christlichen adel den nachweis führen, mit welchen litterarischen quellen und hilfsmitteln Luther hier gearbeitet habe und uns somit einen einblick in Luthers litterarische bildung und in seine arbeitsweise gewähren. Köhler versucht also, an einer einzelnen schrift ungefähr das nachzuweisen, was soeben Ernst Schäfer in umfassender weise in seinem höchst dankenswerten buche: Luther als kirchenhistoriker (Gütersloh 1897) in angriff genommen hat. Nach einer lehrreichen litterarhistorischen übersicht über die beachtung und beurteilung, die Luthers streit- und reformationsschrift in den verschiedenen zeiten gefunden hat, behandelt er daher nach einander die verschiedenen hier in betracht kommenden „quellen“ Luthers: die bibel, die kirchengeschichte, die profangeschichte, das geistliche recht, dann in längerer ausführung (s. 246—317) adel und humanismus, endlich die eigene erfahrung Luthers (romreise) als quellen für jene schrift. Am schlusse bietet er eine tabelle über die einzelnen abschnitte der schrift An den christlichen adel mit registrierung der in ihnen benutzten quellen. So dankenswert der fleiss ist, den der verfasser hier aufgewendet und so richtig viele einzelne nachweisungen unzweifelhaft sind, so liegt doch in der grandidee einer solchen quellenanalyse der arbeit eines geistesmächtigen mannes gegenüber von vornherein die gefahr einer verschiebung und verkennung der art, wie solche männer producieren. Man bekommt — trotz aller verwahrung, die der verfasser selbst dagegen einlegt — das schiefe bild eines unter seinen büchern sitzenden, bald diese, bald jene „quelle“ nachschlagenden gelehrten, und vergisst, dass man es mit einem aus der tiefsten erregung des geistes hervorquellenden strome zu tun hat, und nicht mit einem aus den verschiedensten gefässen zusammengeschöpften gerinnsel. So wenig Luther die sorgfältig registrierten bibelstellen ad hoc nachgeschlagen haben wird, sondern mit ihnen als mit längst erworbenem eigentum aus dem vollen heraus operiert, so wenig wird er die meisten andern quellen, die hier aufgerechnet werden, überhaupt als seine litterarischen „quellen“ im bewusstsein gehabt haben. Und sollte alles wirklich entlehnt sein, weil frühere es auch schon einmal ähnlich gesagt

haben? Der nachweis, den Köhler hier antritt, hat eben in vielen fällen nur den wert, im allgemeinen kenntlich zu machen, aus wie mannigfachen quellen Luthers allgemeine kirchen- und profangeschichtliche bildung geflossen war. Eine derartige untersuchung will dann aber nicht an einer einzelnen schrift geführt werden, sondern verlangt die breite unterlage der gesamten schriftstellerischen erzeugnisse Luthers. Sie läuft aber auch gefahr, bei den einfachsten dingen nach litterarischen vorlagen zu haschen. Dieser gefahr ist Köhler nicht entgangen. Man vgl. z. b. s. 106, wo er zu Luthers satz „Vernünftige regenten neben der heiligen schrift wären recht übergenug“ bemerkt: „Man erkennt, hier ist Plato Luthers quelle!“ und sich nun bemüht, aus Luthers bekantschaft mit den ideen der republik Plato's nachzuweisen. Wie würde Luther wol gelacht haben, wenn ihm jemand gesagt hätte, dass er diesen gedanken von Plato entlehnt hätte! Mit recht hat Schäfer (a. a. o. s. 74 fgg.) der Köhlerschen arbeit ausser einer reihe von irrthümern im detail auch den vorwurf gemacht, dass sie bei den angeblich von Luther benutzten quellen nicht sorgfältig untersucht hat, ob dieselben überhaupt damals schon gedruckt waren und somit im bereich seiner lektüre liegen konnten, und dass sie andererseits ihre forschungen nicht breit genug über Luthers übrige schriften ausgedehnt hat, da diese ihm sonst manche quelle gezeigt haben würden, die Luther unzweifelhaft bekannt gewesen ist. So habe ich z. b. in der Weim. ausg. IV, 666 nachweisen können, dass Luther des Sabellius *Rhapsodiae historicae* schon früh gelesen und benutzt hat.

Doch wenden wir uns der interessantesten frage, der nach dem verhältnis Luthers zum humanismus und seiner schrift zum *Vadiscus* zu. Köhler macht Luther einfach zum humanisten (s. 254); denn humanismus bedeute ja nur die „formalthese des rückganges auf die urquellen“ (s. 24 fg.). Auch Luthers abschätziges urteil über Aristoteles zeige humanistischen einfluss. Zwar musste ihn seine theologische position zum gegner des Aristoteles machen — aber es sei doch nicht zufall, dass er sich in der polemik gegen ihn mit den humanisten berühre (s. 253 fg.). Nun wenn ihn seine theologie zu dieser stellungnahme führen musste, dann zeigte sich darin doch wol eben nicht humanistischer einfluss. Aber weiter: ist die frage nach Luthers stellung zum humanismus wirklich von jener „formalthese“ aus erfolgreich zu behandeln? gilt hier nicht: *qui nimium probat, nihil probat*? Köhler macht aus den studentischen berührungen zwischen Crotus und Luther trotz allem, was darüber schon gesagt worden ist, wider eine enge freundschaft (s. 268) und vergisst, wie viel bei dem briefstil der humanisten von ihren superlativen abgezogen werden muss, um den nüchternen sachverhalt zu eruieren. Verständig erkennt er an, dass die nationalen regungen in Luther durch die bundesgenossenschaft der humanisten nicht so sehr erst hervorgerufen, als nur gekräftigt und zu lebhafter äusserung gebracht worden seien (s. 284), aber er meint doch auch mit züversicht behaupten zu können, dass ohne die verbindung mit den humanisten der öffentliche bruch Luthers mit Rom „sicherlich nicht erfolgt wäre“ (s. 287). Das ist doch eine starke verkennung der — *sit venia verbo* — revolutionären kraft grade der religiösen gedanken Luthers der ganzen bestehenden kirchlichen autorität gegenüber. Viel vorsichtiger urteilt hier doch Kolde, wenn er meint, der bruch wäre sicher auch so erfolgt, aber vermutlich erst später — und wir dürfen hinzusetzen, wol auch in anderer form. Eine schiefe antithese scheint es mir auch zu sein, wenn Köhler die schrift An den christlichen adel dahin charakterisiert, dass hier „nicht der theologe, sondern der nationale reformator“ rede (s. 290); oder meint er, dass auch ein Hutten diese schrift hätte verfassen können? Sind denn nicht alle gravamina, die er vorbringt, von seiner theo-

logischen, oder richtiger religiösen anschauung zusammengehalten und von ihr durchsetzt, und bildet nicht diese religiöse fundamentierung die differentia specifica dieser schrift in der reihe der antrömischen streitschriften jener tage?

Nur im vorbeigehen will ich eine beweisführung streifen, die Köhler dafür bringt, dass Luther den „Pasquillus exul“ gekannt und benutzt habe. Er meint, sogar einen bestimmten druck desselben als von Luther benutzt erweisen zu können, nämlich den von 1520, der den auch von Luther citierten spruch (Weim. ausg. VI. 437): „Wer das erste mal gen Rom geht, der sucht einen schalk u. s. w.“ an der spitze trage; denn dieser spruch sei sonst nicht sonderlich bekannt gewesen und dem verfasser in keiner flugschrift weiterhin aufgestossen (s. 284 fg.). Aber wie? schreibt nicht Bebel, *Proverbia german. 1508* nr. 192: *Dicunt nostri: Si quis primo Romanam proficiscatur, visurum nequam; si secundo profectus fuerit, cogniturum nequam; tertio rediturum nequam et impostorem?* Und *Fabri de Werdea, Proverbia metrica* (bl. B vijj):

Wer zum ersten Rom beschawet,  
Der sieht eyn schalck mit seyn augen;  
Wil er zeum andern mal hyn rennen,  
So lernet er eyn schalck kennen.  
Kumbt er zum dritten mal do hyn,  
So brengt er eyn schalck mit ym.  
Also pflegen zeu sagen  
Die Rom besucht haben.

Es erhellt daraus zunächst, dass der fast wörtlich gleichlautende spruch im *Pasquillus exul* aus *Fabri* entlehnt ist; ferner dass es sich um ein allgemein bekanntes sprichwort handelte. Wer will nun erweisen, dass Luther ein solches überhaupt aus einer litterarischen quelle und nicht aus mündlicher überlieferung geschöpft hat?

Die frage, ob der *Huttensche Vadiscus* benutzt sei, fasst Köhler mit recht zunächst mit einer untersuchung darüber an, ob Luther den dialog schon in händen gehabt haben kann. Luther schrieb An den christlichen adel im juni 1520 nieder (von den ersten tagen an bis zum 23.); *Vadiscus* und *Inspicientes* erschienen im april in Mainz. Danach schiene also die benutzung der *Huttenschen* schrift von vornherein wahrscheinlich. Nun hatte aber *Knaake* dagegen geltend gemacht, dass *Cochleus*, damals in dem nahen Frankfurt a. M., der schon am 5. april die neuen dialoge erwartete, sie noch am 12. juni nicht gesehen hatte, dass auch in *Luthers* und *Melanchthons* briefen an *Hess* vom 7. und 8. juni, in denen sie über novitäten sprechen, dieser dialoge nicht gedacht wird. Daraus schloss er, dass Luther sie bei der niederschrift seiner reformationschrift überhaupt noch nicht zu gesicht bekommen haben werde. Diese ausführungen *Knaakes* haben etwas frappierendes; man erhielt den eindruck, als wenn durch irgend welchen zwischenfall in Mainz die versendung der dialoge aufgehalten worden sei. Diese instanz hat Köhler s. 304 fg. glücklich entkräftet. Er weist aus briefen von *Bernhard Adelmann* und *Heinrich Stromer* nach, dass die dialoge in den ersten tagen des mai sowol in Augsburg wie in Leipzig sicher bekannt waren. Somit wird die möglichkeit, dass sie auch Luther bereits im mai vorlagen, nicht ferner bestritten werden können; und diese möglichkeit ist hier zugleich das wahrscheinliche. (Dass *Crotus*, als er am 28. april von Bamberg aus an Luther schrieb, die dialoge noch nicht gehabt haben wird, scheint mir trotz Köhlers gegenbemerkungen gegen *Knaake* noch immer die natürlichste deutung seines schweigens über sie

zu sein.) Aber um so auffälliger ist es, dass Melanchthons und Luthers briefe vom mai und juni, trotzdem sie die neuen litterarischen erscheinungen mannigfach berühren, dieser schrift mit keiner silbe erwähnung thun. Um so verwunderlicher, wenn, wie Köhler behauptet, plan und grundidee bei Luther aus Huttens schrift stammen! Das setzt einen so mächtigen eindruck auf Luther voraus, dass sein schweigen über diesen eindruck in den briefen an die vertrauten freunde Spalatin und Hess kaum verständlich ist. Somit werden wir doch weiter nach einem zwingenden positiven beweis für die abhängigkeit begehren. Da legt nun Köhler nicht wie frühere forscher entscheidendes gewicht auf die redeform der triade bei Luther, die eine stilistische nachahmung der Huttenschen triadenform im *Vadiscus* sein müsse. Und das mit gutem grunde. Denn das bild von den 3 mauern bei Luther finden wir bereits in einem briefe Capitos an ihn vom 4. sept. 1518 auf Rom angewendet, und es geht, wie ich hier nochmals hervorheben möchte, letztlich auf *Virg. Aen. 6, 549* zurück: *Tartarus . . . triplici circumdata muro*, wie schon Hier. Emser richtig gesehen hat, vgl. den Hallischen neudruck Luther und Emser I, 20. Aber Köhler bietet uns s. 307 fgg. eine gegenüberstellung der sachlichen parallelen beider schriften, aus denen Luthers abhängigkeit zweifellos hervorgehe. Freilich muss er zugeben, dass dieser stoff in der hauptsache Luther auch aus andern quellen zugänglich war oder sein konnte, so dass im einzelnen sich durchaus nicht entscheiden lasse, was nun grade aus Hutten entnommen sei. Er behauptet zwar auch eine grosse formelle ähnlichkeit in der darstellung der gleichen stoffe. Hier scheint jedoch ein wörtlicher anklang an Hutten nur Weim. ausg. VI, 425 in dem in gleichem zusammenhang auftretenden: „so muss der allerheiligste vater sich entschuldigen“ — „et tunc aliquid caussabatur sanctissimus“ — vorzuliegen. Ist freilich für eine stelle die benutzung nachweisbar, so wird sie auch über diese eine stelle hinausreichen. Aber wenn ich das anerkenne, so muss ich doch zugleich nachdrücklich geltend machen, dass der parallele stoff bei beiden in einer völlig verschiedenen anordnung auftritt, vgl. die tabellen s. 307 fgg. 333 fg. Schon von hier aus erweist es sich als eine völlige verzeichnung des tatbestandes, wenn man gelegentlich Luthers schrift als einen auszug aus der Huttens bezeichnet hat. Aber es scheint mir daraus auch hervorzugehen, dass der eindruck des *Vadiscus* auf Luther gar nicht so bedeutend gewesen sein kann, als Köhler annimmt. Er hat mitgewirkt, der stimmung Luthers mit concretem anklagematerial zu hilfe zu kommen; er hat im allgemeinen ihm schon bekanntes neu bestätigt, hier und da den schon aufgehäuften indignationsstoff mit neuem detail vermehrt. Wäre das verhältnis so, dass der *Vadiscus* erst Luthers schrift hervorgerufen, plan, grundidee und im wesentlichen auch den stoff ihm erst geliefert hätte, dann würde dieser einfluss sich in seinen briefen und in der schrift selbst irgendwie widerspiegeln. Offenbar ist sich Luther selbst einer abhängigkeit, wie sie ihm imputiert wird, absolut nicht bewusst gewesen. Und wer will ausserdem ermitteln, wie viel von dem, was Luther aus der litteratur leicht hätte entlehnen können, trotzdem nicht auf litterarischem wege, sondern auf dem des verkehrs mit kollegen und freunden ihm *viva voce* zugeflossen ist? Man vergisst so leicht mit diesem faktor, der doch in fieberhaft erregter zeit eine so wichtige rolle spielt, gebührend zu rechnen. — Köhler kommt zu dem endergebnis, dass „Luthers schrift in allen ihren punkten nichts neues brachte“ (s. 325), denn er hat glücklich für alles irgend welche parallelen oder wenigstens „ansätze“ dazu aus früherer litteratur entdeckt. Dies facit seiner fleissigen und im einzelnen verdienstlichen arbeit vergisst, auf wie viel unsichere schlüsse im einzelfall es sich gründen musste, und beruht auf



dem tiefer liegenden irrtum, als wenn ein musikstück damit erklärt wäre, dass wir nachweisen, wo einzelne tonfolgen schon früher einmal verbunden worden sind.

BRESLAU.

G. KAWERAU.

Die mundart von Imst. Laut- und flexionslehre. Mit unterstützung der kaiserlichen akademie der wissenschaften in Wien. Von dr. **Joseph Schatz**. Strassburg, K. J. Trübner. 1897. XIII, 179 s. 4,50 m.

Eine längst mit missbehagen empfundene lücke wird durch das vorliegende werk in der befriedigendsten weise gedeckt. Die deutschen mundarten der österreichischen monarchie waren — von Böhmen abgesehen — bisher so gut wie völlig der wissenschaftlichen verwertung verschlossen. Ein besonders wichtiges gebiet hat jetzt in dr. Schatz einen berufenen, solid und vielseitig vorgebildeten bearbeiter gefunden. Er hat sich mit seiner gründlichen arbeit warmen dank verdient.

Imst liegt im tirolischen Oberinntal westwärts von Innsbruck. Die alemannischen nachbarmundarten sind uns im ganzen nicht mehr fremd. Es ist vom höchsten interesse nun einmal zu vergleichen und die weite des abstands zwischen alemannisch und bairisch zu constatieren. Wir sind gewohnt, nachbarmundarten einander möglichst nahe zu rücken. Schatz betont mit recht, dass wir es bei den bairischen mundarten mit wesentlich andern constitutiven faktoren zu tun haben, als wir sie gegenwärtig bei den alemannischen mundarten zu kennen glauben. Es wäre ein schönes ergebnis der modernen dialektforschung, wenn sich mehr und mehr die überzeugung Bahn bräche, dass die geschlossenen dialektgebiete — deren existenz nur von träumern bestritten werden kann — besser als selbständige sprachen denn als „untermundarten“ zu betrachten seien.

Die einleitenden §§ unter dem titel Zur phonetik der mundart sind der besprechung der eigentlichen cardinalfragen, die das verständnis bedingen, gewidmet. In vortrefflicher weise werden die punkte, die ich als constitutive faktoren in den vordergrund stelle, behandelt: articulationsart und accentverhältnisse. Alles ist anders wie in den alemannischen strichen. Diese tatsachen muss man zum einteilungsgrund der mundarten nehmen, nicht die accessorischen erscheinungen dieses oder jenes „lautwandels“. Ich freue mich, dass herr dr. Schatz in dieser beziehung ganz klar zu sehen gelernt und dem wichtigen entsprechenden raum gegönnt hat. Ich verweise z. b. auf die eingehende darstellung des expiratorischen und des musikalischen accents, an die man sich zunächst wenden möge, wenn man die verschiedenheit der constitution auf alemannischer und auf bairischer seite sich veranschaulichen will. Was die intensitätsverhältnisse betrifft, so möchte ich einen punkt herausgreifen. Schatz behauptet (§ 26), in der stellung nach pause, also im anfang eines satzes oder satzteiles werde jeder stimmlose consonant als fortis gesprochen; die mundart beginne den satz mit starker expiration. Stimmlose lenes werden folglich im satzanlaut zu fortes: z. b. *i denky* aber *tenky* (imperativ denke!). Das ist etwas wesentlich anderes als wir aus den Schweizermundarten kennen. Schild in seiner verdienstlichen darstellung der Brienzer mundart (Basel 1891 und Beitr. 18, 301) hat zuletzt darüber gehandelt. Im freien anlaut liegen auf alemannischem boden die dinge durchaus nicht so wie Schatz uns jetzt die tirolischen schildert. Im freien anlaut bleiben die schweizerischen lenes, steigern sich die bairischen lenes zu fortes. Andererseits liefern die Schweizermundarten im sandhi belege dafür, dass

die *leis* nur nach sonörlauten bleibt, nach stimmlosen consonanten zur *fortis* wird. Wir erhalten also den bekannten Notkerschen *canon* erst, wenn wir die ergebnisse der beiden getrennten dialectgebiete vereinigen. Ist das zulässig? Ist es nicht wahrscheinlicher, dass die erscheinungen in der mundart von Imst mit dem *canon* Notkers gar nichts zu schaffen haben? Ehe wir Schatz die berechtigung zugestehen, die orthographie Notkers auf grund der mundart von Imst historisch zu deuten, fordern wir andeutungen über historische zusammenhänge.

In seinem zweiten kapitel legt der verfasser „Die historische entwicklung der laute“ dar, ohne dass etwas für die grammatik der sprache Notkers abgefallen wäre. Ich denke z. b. an die entwicklung des diphthongs *eu* vor labialen und gutturalen. *ui* in der mundart von Imst (*flüig* fliege) verträgt sich mit dem regelmissigen *ie* Notkers nicht (vgl. bei Schatz § 54). Doch bezweifle ich, ob Schatz gut daran getan hat, drei verschiedene *iu* fürs ahd. vorauszusetzen. Er meint, die qualität des *iu* in *piugu* müsse eine andere gewesen sein als die des *iu* in *piugent*. Bedenklich lautet schon die andere formulierung derselben sache (s. 64 fg.): die veränderung, welche *iu* vor dentalen durch brechung erlitt, war grösser als die des *iu* vor labialen. Schatz erreicht nichts damit, dass er eine flexion construiert: *diub diubes diube diub*, d. h. dass er, wo wir sonst brechungsvokal ansetzen, offene qualität des grundvokals annimmt. Die heutige dialectform *dieb* zeigt uns, dass wir mit den üblichen annahmen nom. pl. *dieba*, dat. pl. *diubun* völlig auskommen. Notwendig ist für die mundart von Imst nur die unterscheidung zwischen umgelautetem und nicht umgelautetem *iu*: jenes erscheint als *ai* (z. b. *lait* < *liuti*), dieses als *ui* (z. b. *puit* < *piutu*). Nicht einverstanden bin ich mit der formulierung: der umlaut des *iu* trat nicht ein vor *w* (s. 65): *nui* neu (< *niiwi*) ebenso nicht vor *r*: *tuir* teuer (< *tiuri*). Das kann deswegen nicht zutreffend sein, weil auch „feuer“ in der mundart *fuir* und freund *früt* lautet. Der sachverhalt dürfte also der sein, dass es sich in den fällen, wo Schatz umlaut erwartet, um formen handelt, die ebenso wenig umlautsfähig gewesen sind als die von Schatz z. b. § 49 zusammengestellten fälle (*rukka* rücken). Man wird mit diesen tatsachen nur fertig, wenn man sich meiner auffassung anschliesst, wonach *-i* in diesen fällen bereits zu *-o* reduciert war, ehe die *u*, *iu* umgelautet worden sind. Die regel dürfte also zu fassen sein: *iu* vor *-u*, *i* > *ui*; umgelautetes *iu* > *ai*; nur in den letzteren fällen ist umlaut eingetreten; *nui* ist nicht anders zu beurteilen als *puit*. Der geschichte des umlauts hat Schatz eine auch sonst nicht ganz befriedigende fassung gegeben. Er hält an zwei verschiedenen umlautsperioden fest, meint aber die scheidung der perioden könne nur auf die qualität des umlauts von *a* bezogen werden, sei nicht eine chronologische. In der mundart von Imst ist eine doppelte qualität des *a*-umlauts vorhanden: *söpf* (< *seepfen*), aber *paly* (bälge), ebenso *tsāx* zähe, *sālig* selig usw. Schatz hat ganz richtig gesehen, dass die *a*, *ā* aus älterem *e*, *æ* entwickelt sind: „sicherlich hat auch das bairische in spät ahd. zeit noch den offenen *e*-laut gesprochen, der erst später zum heutigen *a* wurde . . . Die beiden umlautvocale (*e* und *ē*) sind wol zur gleichen zeit entstanden; nur qualitativ wurde ein unterschied hervorgerufen durch die bei Braune, Ahd. gr.<sup>2</sup> § 27 a. 2—4 genannten faktoren“ (s. 47). Das wäre doch nur denkbar, wenn es sich etwa nur um die kurzen *a*-laute handelte, so lange Schatz nicht den nachweis führt, dass der umlaut von *ā* derselben zeit angehört wie der von *a*, dürfte seine behauptung nicht ernsthaft zu nehmen sein. Er hat offenbar überschen, dass mit der parallelentwicklung

des umlauts von  $\bar{a}$ , der neben dem jüngerem  $a$ -umlaut hergeht, ein fester chronologischer anhaltspunkt gewonnen ist.

Gerne hätte ich gewünscht, herr dr. Schatz wäre den vielfachen historischen problemen, die sein material anregt, energischer nachgegangen. Er hat das urkuudenmaterial herangezogen, aber doch nur mehr zur decoration, als dass es zu einem lebendigen organischen glied seines aufbaus geworden wäre. So schönen anlauf er genommen hat, die quantitativsgesetze zu eruieren (§ 80 fgg.), so ist er doch zu früh erlahmt. Auch die flexionslehre, die sich durch ebenso sorgfältige ordnung auszeichnet wie die lautlehre, hätte durch stärkere verwertung historischer gesichtspunkte an innerer bedeutung gewonnen.

Im ganzen macht aber die arbeit einen vortrefflichen eindruck und lässt von ihrem verfasser noch manches hoffen. Indem ich ihn ermutige, auf dem wege, den er eingeschlagen hat, fortzufahren, statte ich ihm noch meinen persönlichen dank ab für die liebevolle versenkung in mein buch über die schwäbische mundart. Ich habe seiner zeit die bitte ausgesprochen, mein versuch möge auf anderm dialektgebiet nachfolger wecken. Herr dr. Schatz hat sich nicht bloss meine orthographie angeeignet, er ist völlig mit dem geist vertraut geworden, in dem ich jenes buch geschrieben habe.

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

---

## NEUE ERSCHENUNGEN.

**Arfert, P.**, Das motiv von der unterschobenen braut in der internationalen erzählungslitteratur, mit einem anhang: Über den ursprung und die entwicklung der Bertasage. Schwerin 1897. 76 s. (Rostocker dissert.)

(Nach s. 51 anm. ist „wahrscheinlich“ sogar Plautus den „nordischen skalden“ bekannt gewesen!!)

**Bax, K.**, Volksorthographie auf phonetischer grundlage. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer. 1897. 102 s.

**Ehrismann, G.**, Untersuchungen über das mhd. gedicht von der Minneburg. Habilitationsschrift von Heidelberg. Halle a. S. 1897. 81 s.

**Grundriss der germanischen philologie** . . . herausgegeben von **Hermann Paul**. Zweite verbesserte und vermehrte auflage. 1. band, 2. lieferung, s. 257—512. 4 m.

IV. abschnitt: Schriftkunde.

1. Runen und runendenkmäler (schluss) von Ed. Sievers.
2. Lateinische schrift von W. Arndt, überarbeitet von H. Bloch.

V. abschnitt: Sprachgeschichte.

1. Phonetik von Ed. Sievers.
2. Vorgeschichte der altgermanischen dialekte von Friedr. Kluge.
3. Geschichte der gotischen sprache (anfang) von Friedr. Kluge.

**Historia D. Johannis Fausti des zauberers** von **Gustav Milchsnek**. 1. teil. Wolfenbüttel, J. Zwissler. 1892—97. CCCXCIV, 124 s. 10 m.

**Jakobsen, Jakob**, Det norrøne sprog på Shetland. Kopenhagen, Wilhelm Prior. 1897. (II), X, 196 s. (Kopenhagener dissert.)

- Kaeding, F. W.**, Häufigkeitswörterbuch der deutschen sprache. Festgestellt durch einen arbeitsausschuss der deutschen stenographiesysteme. Lieferung 1 und 2. Steglitz bei Berlin. 1897. Selbstverlag des herausgebers. 96 s.
- Ordbok** öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 6. Sp. 753—912. afvira — alf. Lund, Gleerup (Leipzig, M. Spürgatis). 1897. à 1,50 kr.
- Piper, Paul**, Denkmäler der älteren deutschen litteratur. Erster band: die altsächsische bibeldichtung. Erster teil: text. Stuttgart, Cotta. 1897. CVI. 487 s. 10 m.
- Schneider, Max**, Die gelehrtenbriefe der Gothaer gymnasialbibliothek. Gotha 1897 (progr.). 26 s. 4.
- Schönbach, Anton E.**, Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. Erstes stück. Über Kelles „Speculum ecclesiae“. Wien 1896. II, 142 s. (Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften, philos.-histor. klasse, band CXXXV.)  
— — Das christentum in der altdeutschen heldendichtung. Vier abhandlungen. Graz, Leuschner und Lubensky. 1897. XXII, 267 s.
- Sproglig-historiske studier** tilegnede professor **C. R. Unger**. Kristiania, H. Aschehoug & co. 1896. VI, 226 s. 5 kr.
- Inhalt: A. B. Larsen, Om de norske dialekters forhold til nabosprogene. — S. Bugge, Oldnorske sammensætninger paa *-nautr.* — O. Rygh, Norske fjordnavne. — H. J. Huittfeldt-Kaas, Om falske diplomer. — A. Taranger, Ábúð jarðar heimilar tekju. — C. A. Gjessing, Sæmund frodes forfatterskab. — M. Nygaard, Den lærde stil i den norrøne prosa. — A. Torp, Bidrag til germansk, fornemlig nordisk ordforklaring [altn. *andofa*, *andinn*, *bil*, *brúdr*, *djarfr*, *drengr*, *flú*, *frekr*, *gammi*, *gá*, *geisli*; norw. *bringe*, *brusk*, *budda*, *flint*, *gaare*; germ. *dumba-*; nhd. *flau*; dán. *gimmer*]. — E. Hertzberg, Endnu et kristenretsudkast fra det 13de aarhundrede. — H. Falk, Om inskud af *j* med forsterkende og navnlig nedsættende betydning i nordiske ord. — G. Storm, En gammel gildeskraa fra Trondhjem.
- Vodskov, H. S.**, Sjaeledyrkelse og naturdyrkelse. Bidrag til bestemmelsen af den mytologiske metode. 1. bd., 3.—6. hefte. Kjøbenhavn, i kommission hos Lehmann & Stage. 1897. S. 81—432.
- Vos, B. J.**, The dietion and rime-technic of Hartman von Aue. New York and Leipzig, Lemcke & Büchner. 1896. 74 s.
- Weinhold, Karl**, Die deutschen frauen in dem mittelalter. 3. aufl. Wien, Gerold. 1897. 2 bände. VI, 393, (1) und IV, 353 s. 15 m.

---

## NACHRICHTEN.

Am 25. febr. 1897 verschied zu Karlsruhe der ehemalige ordentl. professor an der universität München, dr. Michael Bernays (geb. 27. november 1834 zu Hamburg). — Am 12. april 1897 verstarb zu Westend bei Berlin der ausserordentl. professor der nordischen philologie dr. Julius Hoffory (geb. 9. febr. 1855 zu Aarhus).

Der privatdocent dr. Arnold E. Berger in Bonn ist in die redaction der kritischen gesamttausgabe von Luthers werken nach Berlin berufen worden; die privatdozenten prof. dr. Th. Siebs in Greifswald und prof. dr. J. Stosch in Kiel übernahmen die mitarbeiterschaft am Grimmschen wörterbuch. — An der universität Heidelberg habilitierte sich dr. Gust. Ehrismann für germanische philologie.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theodor Echtermeyer,  
Auswahl deutscher Gedichte

für

höhere Schulen.



Zweihunddreißigste Auflage.

herausgegeben von Ferdinand Becker.

---

1897. gr. 8. (XXX u. 950 S.). Ungebunden 3,60 M.;  
cart. 4 M.; in eleg. Kalitoband 4,50 M.

---

Der langjährige und verdiente Herausgeber Echtermeyers, Professor Dr. Hermann Masius, starb, als die vorletzte Auflage, die 31., gerade erscheinen sollte. Längst war es die Absicht, das berühmte Buch — Lehrmittel und Hauschatz in einer Gestalt — einer Revision und Ergänzung zu unterziehen, bis schließlich der Tod dazwischen trat und damit eine Aufgabe ungelöst blieb, welche nach dem Vorbilde des verewigten Masius vor allem den fein fühlenden Aesthetiker erforderte und daneben den in der lebendigen Praxis des deutschen Unterrichts stehenden Schulmann wünschenswert machte. Diese Eigenschaften vereinigen sich in dem neuen Herausgeber, dem Kondirektor der Brandeschen Stiftungen, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Ferdinand Becker, welcher sich der Aufgabe mit aller Hingabe und Freudigkeit unterzogen hat. Den überlieferten Bestand Echtermeyers hat er in Rücksicht auf die Verwendbarkeit der älteren Auflagen mit schonender Hand gesichtet,

ohne jedoch den berechtigten Anforderungen an Berücksichtigung der neueren Dichtung und an Ausmerzung des von der Schulpraxis Abgestoßenen irgend etwas schuldig zu bleiben. Sodann legte der neue Herausgeber besonderen Nachdruck auf die Notwendigkeit einer gründlichen Textrevision des großen verbleibenden Bestandes Ehtermeyers, da das Buch auch in dieser Beziehung autoritativ sein müsse, — eine Specialaufgabe, für deren Lösung er eine hervorragende Kraft in dem Bibliothekar, Herrn Oberlehrer D. Tüfelmann in Jlfeld, gewann.

Indem wir zur genaueren Orientierung das Vorwort der 32. Auflage nachstehend folgen lassen, stellen wir den Herren Direktoren und Fachlehrern für eventl. Neueinführung ein Exemplar unberechnet zur Verfügung und erbitten die diesfällige Benachrichtigung durch Postkarte.

Halle a. S.

**Buchhandlung des Waisenhauses.**

## Vorwort

zur 32. Auflage von Ehtermeyers Auswahl deutscher Gedichte.



Der Gedanke eine neue Ausgabe des alten Ehtermeyer zu besorgen trat mir im vorigen Jahre nahe, als die Herzen voll waren der neu erweckten Erinnerung an die große Zeit, welche uns Kaiser und Reich wiedergegeben: und vollendet ward die Auflage unter den frisch haftenden Eindrücken der Centenariofeier. Das ist nicht ohne Einfluß auf die Auswahl der Gedichte geblieben. Die gewaltige Zeit und die Männer, die sie herangeführt haben: unser großer, guter alter Kaiser und sein herrlicher Sohn, „unser Fritz“, Bismarck, Moltke, die Paladine ihres kaiserlichen Herrn, „welche die Geschichte dahin schreiben wird, wo die Großen stehen“, sie mußten in dem Buche ihre poetische Verherrlichung finden. Und wenn es wahr ist, was ein geistvoller Festredner zum 27. Januar d. J. gesagt hat: „Als das Schönste, was das verwichene Jahr unserm Kaiser und unserm Volke gebracht hat, ist das Heldentum unserer Brüder zu preisen, die fern im Ozean im Kranze des Okeans, im Tojen der See, im Rachen des Todes mit den Klängen des deutschen Liedes der fernem Heimat Valet gesagt haben und von dem lieben Sonnenlicht geschieden sind mit dem Ruße der Irene: Es lebe der Kaiser!“ — wenn dies Urteil wahr ist, so war der neue Herausgeber eines Ehtermeyer so berechtigt wie verpflichtet, das Andenken dieser Tapferen durch die Aufnahme eines Gedichtes, wie es sich ihm in schöner Form darbot, zu ehren und lebendig zu erhalten. Überhaupt fand ich, daß dem patriotischen Empfinden des heranwachsenden Geschlechts in den bisherigen Auflagen nicht

hinreichend Genüge gesehen. Die Jugend verlangt danach, die Ruhmesthaten und Heldengestalten ihres Volkes in dem verklärenden Lichte der Poesie zu schauen. Kommen wir doch diesem Verlangen entgegen, machen wir ihr das Auge groß und die Brust weit für das, was vaterländische Größe und nationale Ehre ist. An Mitteln fehlt's uns nicht. Es kommt mir darauf an, daß wir sie richtig gebrauchen und daß wir uns — vor Aufdringlichkeit in acht nehmen. Freie ich nicht, so geht der Zug moderner Didaktik dahin, unter dem Aushängeschild vertiefender Gründlichkeit und vorbildlicher Gesinnungstüchtigkeit auch bei der Auslegung von Gedichten das religiös-sittliche wie patriotische Moment gewaltsam hervorzuföhren. Das ist vom Übel, das macht satt, amant hungrig zu machen: die Jugend merkt Absicht und ist verstümmt. Kein, ihr Lehrer und Lehre rechter Art, dann wächst so etwas von selbst aus dem Unterricht heraus, ohne viel Komment und Glossen, natürlich, notwendig wie des Baumes Frucht, und nur dann thut es die beabsichtigte Wirkung. Keine Hypertrophie, aber auch keine Atrophie — auch nicht im Stoffe! Die letztere wenigstens habe ich zu beseitigen versucht. Darum erheben Männer wie Ernst Moritz Arndt, der Tribun der Deutschen gegen weltliche Tücke, Theodor Körner, der Sänger und der Held, Emanuel Geibel, der Herold des neuen Reiches, häufiger als bisher ihre Stimme, und neu erscheint auf dem Plane Ernst von Wildenbruch. — Wie die patriotische Lyrik, so war überhaupt die Lyrik der letzten Jahrzehnte jämmerlich behandelt. Sollte darin ein Wandel eintreten und doch das Buch nicht über Gebühr aufschwellen, so müßten Streichungen vorgenommen werden. Das ist geschehen. Ich habe langatmige Gedichte wie z. B. des alten Pfarrers Woche von der Droste-Hülshoff, die Hirschjagd von Zimmermann gestrichelt, um für Martin Greif, Konrad Ferdinand Meyer, Rudolf Baumbach u. a. Platz zu gewinnen. Im ganzen treten 24 Namen neu auf, während 9 ausgeschieden sind (Diepenbrock, Jakob, Zimmermann, Friedrich Müller, Osterwald, Schücking, Sigismund, Falaj, Uleri). Daß ich Freis Meuter nicht vergessen habe, werden mir hoffentlich nicht bloß meine pommerischen Landsteuere danken. Auch Heinrich Heine ist etwas mehr als bisher herangezogen. Zwar ein Gedicht wie das dem Erlöser gewidmete, mit „Frieden“ überschriebene habe ich nicht ohne ein Gefühl von Genugthuung gestrichen. Wenn der Aufgesang die heiligsten Empfindungen, die es für uns Christen giebt, erweckt, bloß damit sie im Abgelaug mit bewußtem Mitleiden zerstört werden, so ist das keine Speise für unsere Jugend, selbst dann nicht, wenn das verdorbene und verderbliche Stück weggeschnitten wird. An Selbstparodie leidet freilich der ungezogene Liebling der Mäusen auch sonst. Wer sich dadurch den Blick nicht trüben läßt, findet doch manche Perle bei ihm. Welch ein Gedicht beispielsweise seine „Grenadiere“, welche prächtige, vorbildliche Gestalt dieser eine Krieger, der Weib und Kind vergessend für seinen Kaiser lebt und stirbt und waffengerüstet in vaterländischer Erde gebettet sein will, um, wenn Not am Mann ist, wieder emporzujagen und den Kaiser zu schützen! Ich weiß, daß auch dieses Heine'sche Gedicht angefeindet wird. Ich weiß, daß z. B. Freis Meuter zu seinen entschiedensten Gegnern gezählt hat. Warum? aus Patriotismus. Nun — ich wünschte auch, Friedrich der Große etwa wäre der Held des Liedes und nicht Napoleon I. Aber ich kann's nicht ändern, und dann vergesse man doch eins nicht: Ob ein Gedicht gut oder schlecht, darüber zu befinden steht in erster Linie dem Ästhetiker zu, nicht dem Patriot. Die Poesie ist wie das Schöne, das Wahre, das Gute überhaupt, nicht eines Volkes,

sondern der Welt. — Neben den Grenadieren durfte „Die nächtliche Heerschau“ von Zedlitz nicht fehlen. Auch aus Goethe und Schiller ist eine Nachlese gehalten. Um Beispiele anzuführen — ich habe die Mignonlieder vervollständigt: Tieferes hat Goethe aus seiner Dichterbrust nicht ans Licht gebracht; dem Epilog zu Schillers Glocke ist als Gegenstück „Das Glück“ beigegeben; es giebt nicht zwei andere Gedichte, welche die dichterische Individualität der beiden „hohen Männer“ und ihre persönliche Bedeutung für einander so klar aussprechen wie diese; und „das Ideal und das Leben“ wie „die Ideale“ sind aufgenommen, weil sie zum eisernen Bestande der Primalectüre gehören oder doch gehören sollten.

So zeigt das Buch hier und da ein stark verändertes Aussehen, und doch — der Stamm ist unangetastet geblieben: er hat an die 60 Jahre gestanden, er wird auch in Zukunft stehen in ungeminderter Frische und Kraft.

Bei der zeitraubenden und schwierigen Arbeit der Textrevision und bei der Auswahl neuer Gedichte hat mir Herr Oberlehrer Tüfelmann aus Jfeld a. S. getreulich beigegeben. Seiner Akribie wie Sachkenntnis verdankt die neue Ausgabe sehr viel. Ich freue mich, das hier ausdrücklich anerkennen zu können. Die Anhänge zu bearbeiten hat mein verehrter Kollege an der Latina Herr Rosenstock mit dankenswerter Bereitwilligkeit übernommen. Der erste Index ist neu: er giebt die Gedichte nach ihren Anfängen in alphabetischer Reihenfolge und wird — so hoffen wir — den Gebrauch der Sammlung wesentlich erleichtern. Den Anhang, der die Erläuterungsschriften in Auswahl aufzählte, habe ich gestrichen: Litteratur über die Litteratur zu geben ist der Echterneyer nicht da. Wer solcher Nachweise bedarf, wird sie heutzutage ohne Schwierigkeit anderswo finden.

Das Buch geht aufs neue in die Welt hinaus mit dem Wunsche, die Seelen der Jugend mit geimder Kost zu nähren und sie an musterghltigen Beispielen zu lehren, was Poesie sei: „Leben gefast in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache.“

Halle a. S., im April 1897.

Ferd. Becher.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

## Die rheinisch-schwäbischen Minnesinger.

Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Minnegefangs  
im südwestlichen Deutschland

von

Fritz Grimme.

(Geschichte der Minnesinger. I. Band.)

XVI u. 330 Seiten. gr. 8. br. 6 Mk



# BEITRÄGE ZUR QUELLENKRITIK DER GOTISCHEN BIBELÜBERSETZUNG.

## II. Das Neue Testament.

### 1. Über den codex Alexandrinus.

E. Bernhardt hat in seinen Kritischen untersuchungen über die gotische bibelübersetzung (Meiningen 1864. Elberfeld 1868) das ergebnis seiner textvergleichung dahin zusammengefasst, dass unter allen unsern griechischen handschriften keine dem gotischen text näher verwandt sei als A, die handschrift von Alexandria, welche sich jetzt im Britischen museum befindet. Schon weil die handschrift jünger sei, als die gotische bibelübersetzung, könne sie jedoch Wulfila nicht vorgelegen haben. In seiner ausgabe erklärte Bernhardt, er habe es bewiesen, dass die griechische handschrift, welche Wulfila bei der übertragung der evangelien benützt habe, dem Alexandrinus nahe verwandt gewesen sei. „Nicht ganz selten sind die stellen, wo sich als beleg für die gotische lesart nur jüngere griechische handschriften anführen lassen; indes habe ich mich nicht überzeugen können, dass solche übereinstimmung nicht auf rechnung des zufalls zu setzen und wirklich alte lesarten in diesen quellen enthalten seien, und in meinen griechischen text sind demnach nur lesarten der älteren uncialhandschriften aufgenommen worden“ (Wulfila p. XXXIX).

Dieser standpunkt kann heute nicht mehr verteidigt werden. Ich verweise im übrigen auf die arbeiten von D. Burgon (z. b. *The Quarterly Review* vol. 153, London 1882 s. 361 u. ö.) und erinnere nur an die wertschätzung, die man neuerdings nicht bloss den jüngeren uncialhandschriften, sondern vor allem den minuskulhandschriften hat angedeihen lassen; eine überlieferungsquelle, die Bernhardt bei seiner einseitig Tischendorfsehen richtung fast gar nicht in anschlag gebracht hat. Der text, der erst jüngst in der mit  $\phi$  bezeichneten uncialhandschrift des VI. jahrhunderts zu tage gekommen ist, war bisher durch die minuskulhandschriften 13. 69. 124. 346 vertreten; diese handschriften gehören dem 12.–15. jahrhundert an und wie wertvoll sie sind, davon überzeuge man sich aus dem von T. K. Abbott herausgegebenen buche: *A collation of four importants manuscripts of the gospels* by

W. K. Ferrar. Dublin 1877. Man ist heute nicht mehr in dem cultus einer einzigen, wenn auch noch so alten uncialhandschrift befangen. Von diesem textkritischen aberglauben ist die welt namentlich durch Lagardes Lucianstudien geheilt worden.

Die richtschnur bilden für uns die worte Lagardes, die er in seiner Ankündigung einer neuen ausgabe der griechischen übersetzung des alten testaments (Göttingen 1882) niedergelegt hat: „Ich halte fest an der durch mich zuerst ausgesprochenen ansicht, dass es sich nicht darum handeln kann, eine uncialhandschrift, heisse diese A oder B, nur darum, weil sie eine uncialhandschrift ist, als wertvollen text auszuposamen oder vorzulegen, sondern zunächst nur darum, denjenigen text zur anschauung zu bringen, welcher in einer kirchenprovinz oder welcher in mehreren kirchenprovinzen gegolten hat (s. 25). Die kritik hat, da die Bibel in der kirche stets unter der controlle der bischöfe gestanden und stets die gestalt gezeigt hat, welche die bischöfe sie fragen zu lassen für gut fanden, zuerst zu fragen, welches die gestalt der Bibel in den einzelnen verwaltungsbezirken der kirche gewesen ist: einzelne handschriften, seien dieselben noch so alt, haben wert nur, sofern sie sich als die wiedergabe kirchlich gültiger texte erweisen: gehen sie ohne genossen, so muss man sie bis auf weiteres ungeschätzt lassen und nur ihre lesarten verzeichnen (s. 29)<sup>1</sup>.

So geht es denn nicht mehr an, sich mit Bernhardt auf den cod. Alex. zu stützen. Es ist vielmehr zu bestimmen, welcher text im sprengel des Wulfila massgebend war.

Bernhardt ist ja in der bevorzugung von A so weit gegangen, dass er die lesarten der griechischen handschriften nur mit auswahl verzeichnet hat, vielfach nur dann, wenn der gotische text von A abweicht und auch dies mit beschränkung auf die ältesten und wichtigsten quellen, den Sinaiticus, BCDL. Dass dieses verfahren unzulässig ist, wird die folgende erörterung erweisen.

Der cod. Alexandrinus ist in der zweiten hälfte des 5. jahrhunderts geschrieben und enthält das Alte mit dem Neuen Testament. Es muss uns von vornherein stutzig machen, eine handschrift für das gotische Neue Testament zu grunde zu legen, deren Altes Testament zu den gotischen fragmenten des Alten Testaments in keiner näheren beziehung steht. Die einrichtung der handschrift ist beträchtlich von der des cod. arg. verschieden: A ist zweispaltig mit 49—51 zeilen auf der seite,

1) Nicht mehr benutzen konnte ich die jüngst erschienenen arbeiten von E. Nestle, Bibelübersetzungen (in der neuen auflage von Herzogs Realencyclopädie) und Einführung in das griechische Neue Testament. Göttingen 1897.

hat die sog. tituli, von interpunktionen zeigt sie nur den einfachen punkt, unter den Ammonianischen sectionen stehen die canones des Eusebius und die evangelien folgen in der herkömmlichen ordnung. Die handschrift ist in Ägypten geschrieben und bis in die neuzeit herein verblieben. Ich sehe keinerlei möglichkeit, die verbindung Wulfila's mit einem ägyptischen text zu erweisen und halte es von vornherein für unwahrscheinlich, dass die gotische Bibel in beziehung gebracht werden dürfe zu einer handschrift, die den brief des Athanasius an Marcellinus enthält: einen athanasianischen text dürften die gotischen Arrianer nicht wol zu rate gezogen haben. Man beachte ferner Joh. XIX, 40 *θεος* A für *ἡσος* der übrigen codd.: es fehlt zwar die gotische übersetzung, aber man darf mit sicherheit behaupten, dass hier der Gote es nicht mit A gehalten hat. Eine einzige stelle dieser art ist aber wichtiger als hundert andere. Es gibt noch eine zweite auffallende lesart in A. 1. Tim. 3, 16 lesen wir in der gotischen Bibel *jah unsahlaba ist gagaleius runa saci gabairhtips warþ in leika, garaihts galomips warþ in ahmin* usw. Dem entspricht in A *καὶ ὁμολογοῦμεν ὅτι μέγα εἶναι τὴν ἐπέβειαν μυστηρίων, θεὸς ἐφ' ἡρώων [ἡ] ἐν σαρκί, ἐδικαιώθη ἐν πνεύματι* usw. *θεος* steht in A, wie durch die sorgfältigste untersuchung der stelle über allen zweifel erhoben worden ist (vgl. Scrivener 2, 392; D. Burgon Quaterly Review bd. 152 (1881) s. 362) Hat es bei solchem sacheverhalt noch irgendwelche wahrscheinlichkeit, dass Wulfila einen A nächst verwandten griechischen codex zu rate gezogen haben sollte?

Bezüglich der stellung des cod. A innerhalb der gesamtüberlieferung verweise ich auf Hort, Introduction s. 152: by a curious and apparently unmotivated coincidence the text of A in several books agrees with the latin vulgate in so many peculiar readings . . . as to leave little doubt that a greek ms. largely employed by Jerome in his revision of the latin version must have had to a great extent a common original with A . . . A may serve us a fair example of the mss. that were commonest in the fourth century. Daraus erschen wir, dass wir durchaus nicht der hs. A bedürfen, um die übereinstimmungen zwischen ihr und der gotischen übersetzung zu begreifen.

Den übereinstimmungen stehen nun aber auch noch so zahlreiche und bedeutsame verschiedenheiten der textfassung wie der textteilung gegenüber, dass man sich nicht länger mit der behauptung Bernhards zufrieden geben kann. Ich habe eine genaue collation vorgenommen, begnüge mich jedoch, da ein abdruck derselben in extenso kein bedürfnis zu sein scheint, mit dieser kurzen formulierung des resultatcs.

Ich bemerke noch, dass von den im cod. arg. erhaltenen partien der synoptiker in A Matth. V, 15 — XXV, 38 und Joh. VI, 50 — VIII, 52 fehlen. In diesen stücken hat Bernhardt, wie es scheint, die codd. *K<sub>1</sub>* zu grunde gelegt. Er sagt nämlich s. LXVII der ausgabe er habe die lesarten der griechischen handschriften in der regel nur dann angegeben, wenn der gotische text des Matthäus, wo A nicht vorhanden, von *K<sub>1</sub>*, der des Joh. Luc. Marc. von A abweiche. In seinen Kritischen untersuchungen (s. 27 fg.) hatte Bernhardt *1* als dem gotischen text am nächsten stehend bezeichnet. Ich finde nicht, dass Bernhardt sich irgendwo über seinen griechischen text zu Joh. VI, 50 — VIII, 52 geäußert hätte; ebenso vermisze ich eine darlegung über das verhältnis von *K<sub>1</sub>* zu A in denjenigen partien, in denen sie A zur seite gehen. Auch darin steht Bernhardt mit seinen früher verzeichneten auslassungen im widerspruch, dass er sich mit *K<sub>1</sub>* für verhältnismässig junge handschriften entschieden hat, denn beide sind im 9. jahrhundert geschrieben. Man sieht also nicht ein, warum er in den hauptpartien des gotischen textes die jüngeren codd. von vornher-ein ausgeschlossen hat. Mit *K* hat Bernhardt auch insofern eine andere richtung eingeschlagen, als diese handschrift einen text repräsentiert, den Bernhardt selbst als asiatisch bezeichnet, von dem Gregory (Prolegomena s. 380) sagt: *prae plerisque codicibus textu Constantinopolitanis bonae notae est*. W. Bousset (Textkritische studien zum Neuen testament. Lpz. 1894) hat neuerdings im sinne Lagardes über die recension des Hesyehius gehandelt (a. a. o. s. 74 fgg.) und im besonderen über die stellung der codd. *KIM* in den evangelien (s. 111 fg.). Er macht darauf aufmerksam, dass diese gruppe vielleicht nach Palästina gehöre. Wie es sich nun auch damit verhalten möge, es gilt eine reihe von unklarheiten zu beseitigen und die untersuchung von neuem auf-zunehmen.

## 2. Die griechische vorlage des gotischen Matthäus-evangeliums.

Wenn man dem cod. Alexandrinus nicht die bedeutung für die gotische bibelübersetzung wird beimessen dürfen, die Bernhardt ihm vindiciert hat, wenn die von Piper (Germ. 20, 86 fgg.) gegebenen modifikationen die sachlage nicht verändert haben, erhebt sich die frage, auf welchem weg eine solidere textunterlage gewonnen werden könnte.

Man wird unmittelbar dort anzuknüpfen haben, wo Lagarde die quelle der alttestamentlichen fragmente gefunden hat. Nun sind aber die vorarbeiten, die Lucianische recension des Neuen Testaments zu

reconstruieren, über ansätze nicht hinausgediehen. Wir werden uns also an die quellenschriftsteller wenden müssen, welche die bibel Lucians benutzt haben. Unter diesen nimmt, wie bereits bemerkt worden ist (Zeitschr. 29, 312), Johannes Chrysostomus den ersten rang ein. Lagarde (*Librorum veteris Testamenti canonicorum pars prior p. VII fgg.*) hat constatirt, dass die von ihm mit dhmp bezeichneten codd. mit der von Johannes Chrysostomus benutzten bibel übereinstimmen. Er hat nach dem zeugnis des Hieronymus feststellen können, dass die bibel des Chrysostomus keine andere gewesen ist als die des Lucian, die von Antiochien bis Constantinopel in kirchlichem gebrauch gewesen ist. Schon geographisch liegt es nahe, den gotischen text an diese antiochenisch-constantinopolitanische recension anzulehnen. Dass wir damit auf der richtigen spur sind, wird bei genauerem zusehen zu nachhaltiger überzeugung. Das von Johannes Chrysostomus benutzte Neue Testament (d. h. die in den sprengeln von Byzanz und Antiochien massgebende recension des Lucian) ist in der tat quelle der gotischen bibel.

Johannes ist in Antiochia um die mitte des 4. jahrhunderts geboren; als sein geburtsjahr pflegt man 347 anzusetzen. Im jahr 369 oder 370 ist er christ geworden, hat sich taufen lassen und ist in einen kreis streng orthodoxer, die Arrianer lebhaft befehrender männer eingetreten, unter denen uns Diodorus von Tarsus genauer bekannt ist. Von seinen gegnern ist der in des Philostorgius kirchengeschichte gefeierte Aetius der bemerkenswerteste, der vater derjenigen secte der Arrianer, welche als Anhomoianer bezeichnet zu werden pflegen. Aetius stammte gleichfalls aus Antiochia und war durch die schule des Arrianerbischofs Paulinus gegangen, des freundes des Eusebius, der in der geschichte des Wulfila eine rolle gespielt hat. Nach dem tode des Paulinus wurden Athanasius von Anagastus, Antonius von Tarsus und Leontius seine lehrer, männer, die wir aus Philostorgius als unmittelbare schüler des Lucian von Antiochien kennen. Die orthodoxen Antiochener, Diodorus voran, protestierten, als Aetius a. 350 diacon wurde. Er musste daraufhin Antiochien verlassen, wandte sich nach Alexandrien und hat hier in Eunomius den wirksamsten vertreter seiner glaubenslehre gefunden (daher die Anhomoianer auch Eunomianer genannt werden). Nächst dem paganismus wurden die Anhomoianer in Antiochien, als Johannes Chrysostomus im jahre 381 diacon, im jahre 386 presbyter geworden war, der hauptsächlichste zielpunkt seiner angriffe. 397/98 ist er bischof in Constantinopel geworden. Die grosse rolle, die er hier nicht bloss als prediger und seelsorger, sondern auch

als politische persönlichkeit — unter anderem auch in der geschichte des Goten Gainas — gespielt hat, ist hier nicht weiter zu schildern. Das wichtigste für uns ist seine fürsorge für die Gotengemeinde in Constantinopel. Wir haben hierüber nachrichten in der kirchengeschichte des Theodoret V, 30: ὁρῶν δὲ καὶ τὸν Σαυθιζὸν ὄμιλον ἐπὶ τῆς Ἀρμενικῆς θρησκείας σαγήνης, ἀντιμαχανίσαι καὶ αὐτὸς καὶ πόρον ἔργου ἐξήρθεν. ὁμογλώτιους γὰρ ἐκείνων πρεσβυτέρους καὶ διακόρους καὶ τοὺς τὰ θεῖα ἐκπαινεύοντος λόγια προβάλλόμενος μίαν ἰστίοις ἀπέπειμεν ἐκκλησίαν καὶ διὰ ἰστίων πολλοὺς τῶν πλανομένων ἐθάρρουν. αὐτὸς τε γὰρ τὰ πλεῖστα ἐκείσιν ἰστίων διελέγει, ἐρημητικῆ γρόμιμος τῷ ἐκατέρω γλώσσῃ ἐπισιαιμένῳ τινι, καὶ τοὺς λέγειν ἐπισιαιμένους ἰστίοι παρεσεύαζε δοῦν. ταῦτα μὲν οὖν ἔρδον ἐν τῇ πόλει διετέλει ποιῶν καὶ πολλοὺς τῶν ἐξηγιασμένων ἐξώργισεν τῶν ἀποστολικῶν κληρικῶν ἐπιδεικνὺς τὴν ἀλήθειαν. Genauere sind wir über diese kurz nach ostern 398—99 fallenden dinge durch Chrysostomus selbst unterrichtet. Ich verweise auf seine *Ὁμιλία λεχθεῖσα ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ τῇ ἐπὶ Παύλου Γότθων ἀναγνόντων καὶ πρεσβυτέρων Γότθου προομιλιαντος* (Migne XII, 499). Die homilie beginnt: ἐβουλόμην παρεῖναι Ἑλλήνας σήμερον ὅστε τῶν ἀεγρωσμένων ἐκοῦσαι καὶ μαθεῖν ... καὶ ἐν τῇ τῶν βαρβάρων γλώττῃ καθὼς ἰχοῦσαι σήμερον ἡλίου φανότερον διαλάμπει .. καὶ Στέφαι καὶ Θραῖες .... πρὸς τὴν οἰκίαν ἕκαστος μεταβαλόντες γλώτιαν τὰ εἰρημένα φιλοσοφοῦσι ταῦτα usw<sup>1</sup>.

Dass diese stellen bereits von graf Castiglione (Specimen s. XIV fg.) auf die gotische bibelübersetzung bezogen worden sind, ist von mir Zeitschr. 29, 312 hervorgehoben worden. Seine bemerkungen enthalten jedoch manches unrichtige. So ist es ganz verkehrt, aus diesen beziehungen des Chrysostomus zur gotischen gemeinde in Constantinopel den schluss zu ziehen, die gotische kirche überhaupt sei orthodox gewesen: das ist ebenso verkehrt, als wenn jemand aus der tatsache, dass Chrysostomus den Luciantext des Neuen Testaments benutzt hat, schliessen wollte, folglich müsse Chrysostomus Arrianer gewesen sein.

1) Vgl. die note zu der homilie bei Migne a. a. o. s. 469: Homilia (octava) rem prorsus insolitam nobis exhibet atque inauditam. Tunc Gotorum pars maxima qui vel Constantinopoli vel circum erant, Arianismum sectabantur. Erant tamen Catholici gentis ejusdem non pauci. Cum autem in ecclesiam Sancti Pauli convenissent, jussit Chrysostomus Gotos aliquot loca quaedam scripturarum quae in Gothicam linguam conversae fuerant Gotice legere et postea Gotum presbyterum Gotice concionari. Cur autem ita jusserit satis declarat in concione quam ipse continenter post Gotum presbyterum eadem in ecclesia habuit, ut videlicet graecos philosophos eorumque religionis sequaces et Iudaeos quoque pudore suffunderet.

Mit der verschiedenheit der bekenntnisse hat der bibeltext an sich nichts zu schaffen.

Aber noch ein anderes factum ist von geschichtlichem interesse. Die Paulskirche, in der die Goten ihren gottesdienst hielten, war nicht die dem apostel Paulus geweihte kirche, die apostelkirche, in der Chrysostomus häufiger gepredigt hat, sondern jene Arrianerkirche, die erst unter Theodosius umgeweiht und nach dem in ihr bestatteten bischof von Constantinopel Paulskirche genannt worden ist. Wir sind hierüber sehr gut unterrichtet durch Sokrates V, 9 und Sozomenos VII, 10. Der gegner des Paulus, der semiarrianische bischof von Constantinopel, Macedonius, hatte diese kirche in grosser pracht aufführen lassen: offenbar ist es dieselbe kirche, in der zuvor die arrianischen, nunmehr die zum catholicismus bekehrten Goten ihren gottesdienst abgehalten haben. Diese kirche lag in der VII. region der stadt. In derselben region standen noch zwei andere kirchen: *ecclesia Irene* und *ecclesia Anastasia* (vgl. Du Cange, Constantinopolis Christiana p. 64. Banduri, Imperium Orientale II, 621). Diese letztgenannte Anastasiakirche (über die man Sozomenus VII, 5 nachlesen möge), war vermutlich arrianische Gotenkirche, denn wir wissen aus der einen der gotischen urkunden (Marini no. 119 s. 180 fgg.), dass die Goten in Ravenna als hauptkirche eine Anastasiakirche gehabt haben, von der schon Marini gesagt hat, dass sie offenbar nach der gleichnamigen kirche in Constantinopel (nicht nach der märtyrerin) ihren namen erhalten hat.

Damit sind aber die beziehungen des Chrysostomus zur gotischen kirche nicht erschöpft. Wir haben noch aus der zeit seiner verbannung zwei wichtige briefe, die sich mit kringotischen angelegenheiten beschäftigen, nämlich Epist. XIV (bei Migne 3, 2, 618), aus der wir erfahren, dass Chrysostomus den Hunila zum bischof geweiht und ins Gotenland geschickt habe, und Epist. CCVII (bei Migne 3, 2, 726) mit der adresse *τοῖς μονάζουσιν Γότθοις τοῖς ἐν τοῖς Ἠγορότοις* (vgl. zu diesen beiden briefen F. Braun, Die letzten schicksale der Kringgoten s. 7 fg. R. Loewe, Die reste der Germanen am schwarzen meere s. 70 fgg.).

Von den werken des Chrysostomus kommen für die quellenkritik der gotischen bibelübersetzung nach dem heutigen stand der dinge in erster linie seine predigten über das Matthäusevangelium und seine predigten über die Paulinischen briefe in frage. Nur von diesen besitzen wir strengeren anforderungen genügende ausgaben.

Wir haben uns zunächst mit dem Matthäusevangelium zu beschäftigen. Noch zu Antiochia hat Chrysostomus wie über andere biblische bücher so auch über dieses gepredigt (nach der herkömmlichen

annahme zwischen a. 390 - 397). In seiner art behandelt er den bibeltext nicht bloss als thema seiner oratorischen künste, sondern zugleich als bibelexeget. Non concionatorem modo, sed etiam interpretem agit Chrysostomus. Sieubi enim series verborum evangelii quam explanationi suae praemittere solet sanctus doctor, aliquam prae se ferre videtur difficultatem circa tempus vel occasionem rerum gestarum aut circa evangelistarum eadem ipsa narrationem dicendi inter se varietatem, ex illa omnia sagaciter excutere solet, mit diesen worten beginnt Montfaucon seine charakteristik (bei Migne 7, 1, 4). In den 90 predigten, welche Chrysostomus dem Matthäusevangelium gewidmet, hat er fast den vollständigen wortlaut desselben mitgeteilt, es ist also ein leichtes, seinen bibeltext zu reconstruieren. Immerhin ist dies nicht mit absoluter vollständigkeit zu erreichen, wie in der natur der sache gelegen ist, denn der prediger wird mancherlei, was seinen homiletischen zwecken nicht dient, bei seite lassen und manches mal den bibeltext in einer form citieren, die nicht die urkundliche ist. Um ein beliebiges beispiel herauszugreifen, so beginnt Chrysostomus seine 22. predigt damit, dass er Matth. cap. VI, 28. 29 im wortlaut vorausschiekt: *καταμάθετε τὰ κρίνα τοῦ ἀγροῦ πῶς ἀξάνει. οὐ κοπιᾷ οὐδὲ νύθει· λέγω δὲ ὑμῖν, οὐτι οὐδὲ Σολομῶν ἐν πάσῃ τῇ δόξῃ αὐτοῦ περιβάλλειο ὡς ἐν τοῖσιν;* im verlauf der predigt citiert er die worte *ἐν πάσῃ τῇ δόξῃ αὐτοῦ* einmal als *δι' ὅλης τῆς βασιλείας αὐτοῦ*, das andere mal als *ἐν πάσῃ τῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ*. Vgl. auch die unten folgende bemerkung zu Matth. 9, 20. Lagarde (Ankündigung einer neuen ausgabe der griechischen übersetzung des alten testaments s. 26) hat bezüglich des in den homilien des Chrysostomus vorliegenden bibeltextes bemerkt: ein prediger wird auf der Kanzel das recht haben bibelverse zu verkürzen und gelegentlich in sie seiner vorlage fremde wendungen einzutragen. Der wert der evangelienpredigten für die bibelkritik wird aber dadurch nicht beeinträchtigt. Denn wir besitzen ja in unseren bibelhandschriften eine ausreichende controlle. Diese controlle kann selbstverständlich nie und nirgends entbehrt werden. Ist dann aber, so fahre ich mit Lagarde (a. a. o.) fort, durch eine induction der bei Chrysostomus vorkommenden citate ausgemacht, dass gewisse handschriften zu der für die gotische bibel vorauszusetzenden recension gehören, so werden jene handschriften als massgebend anzusehen sein. Sie werden es auch da sein, wo Chrysostomus anders citiert.

Ich benütze im folgenden die ausgabe: *Sancti Patris Nostri Joannis Chrysostomi archiepiscopi Constantinopolitani Homiliae in Mat-*



thaeum, textum ad fidem codicum mss. et versionum emendavit praecipuam lectionis varietatem adscripsit adnotationibus ubi opus erat et novis indicibus instruxit Fridericus Field (Tomus I. II Homiliae. III Adnotationes et indices Cantabrigiae MDCCCXXXIX). Ich bemerke, dass der text Fields auch bei Migne Patrologiae cursus series graeca tom. 57 (= Joannes Chrysostomus tom. 7, 1. 2) zu finden ist.

Um zu zeigen, wie evident das resultat einer vergleihung des griechischen Matthaeus des Chrysostomus mit dem gotischen Matthäusevangelium ist, wird das einfachste verfahren sein, die beiden texte nebeneinander zum abdruck zu bringen. Die identität dürfte auf diese weise am frappantesten zu tage kommen. Dem text des gotischen cod. arg. stelle ich die bei Field (und Migne) verzeichneten bibelverse gegenüber, wähle stillschweigend<sup>1</sup> unter den varianten diejenige aus, die mit dem gotischen wortlaut sich deckt, verzeichne genau die abweichungen und mache unter dem zeichen Eveodd. (d. h. sämtliche bibelhandschriften) auf diejenigen abweichungen aufmerksam, die allein darin begründet sind, dass wir eine predigtsammlung, nicht eine evangelienhandschrift vor uns haben, die also durchaus nebensächlich sind, und bei der übereinstimmung sämtlicher codd. des Matthaeus ohne weiteres ausscheiden. Wo sich tatsächliche differenzen der textfassung ergaben, sind jeweils diejenigen codd. verzeichnet (nach Tischendorf), welche gegen Chrysostomus mit der gotischen bibel sich decken.

#### Matth. 5.

15 . . . ak ana lukarnastafin jah liuhteiþ allaim þaim in þamma garda.

*ἀλλ' ἐπὶ τῆν λυχνίαν καὶ λίαναι πᾶσι τοῖς ἐν τῇ οὐλίᾳ.*

16 swa liuhtjai liuhaþ izwar in andwairþja manne, ei gasaihraina izwara goda waurstwa jah hauh-jaina attan izwarana þana in himinam.

*οὐτὼ λαμπράτω τὸ φῶς ἐμῶν ἕμικροσθῆν τῶν ἀνθρώπων, ὅπως ἴδωσιν ἐμῶν καὶ κατὰ ἔργα καὶ δοξάσωσι τὸν πατέρα ἐμῶν τὸν ἐν τοῖς οὐρανοῖς.*

17 ni hugjaiþ ei qemjau gatairan witof aiþþau prauftetuns; ni qam gatairan ak usfulljan.

*μηὲν νομίσητε ὅτι ἦλθοι κατεκῆσαι τὸν κόσμον ἢ τοῖς κροσφύλας· οὐκ ἦλθοι κατεκῆσαι ἀλλὰ κληροδοῦσαι.*

1) Ich bin hiervon nur in ausnahmefällen abgegangen und habe, wo es gesehen musste, so weit nur möglich, nicht nach der schwer zugänglichen, in Deutschland fast nur den lesern Lagardes bekannt gewordenen ausgabe von Field, sondern nach Migne citiert.

18 amen auk qīpa izwis und p̄atei usleipīp himins jah airpa jota ains aīp̄pau ains striks ni usleipīp af witoda unte allata wairpīp.

19 ip saei nu gatairip aina anabusne p̄izo minnistono jah laisjai swa mans, minnista haitada in p̄iudangardjai himine; ip saei taujip jah laisjai swa, sab mikils haitada in p̄iudangardjai himine.

20 qīpa auk izwis p̄atei nibai managizo wairpīp izwaraizos garaih-teins pau p̄ize bokarje jah faroisaie ni pau qimip in p̄iudangardjai himine.

21 hausidedup̄ p̄atei qīpan ist p̄aim airizam: ni maurp̄rjais; ip saei maurp̄reip̄, skula wairpīp stauai.

22 ap̄pan ik qīpa izwis p̄atei hrzuh modags brop̄r seinamma sware skula wairpīp stauai; ip saei qip̄ip brop̄r seinamma raka, skula wairpīp gaqum̄pai; ap̄pan saei qip̄ip̄i dwala, skula wairpīp in gai-aiman funins.

23 jabai nu bairais aibr p̄ein du hunslastada jah jainar gamuneis p̄atei brop̄ar p̄eins habaip̄ hra bi p̄uk

24 aflet jainar p̄o giba p̄eina in andwairp̄ja hunslastadis jah gagg faurp̄is gasibjon brop̄r p̄einamma jah bip̄e atgaggands atbair p̄o giba p̄eina.

ἀμὴν γὰρ λέγω ἑμῖν· ἕως ἄν παρέλθῃ ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ, ὅτι ἐν ἡμίᾳ κερταία οὐ μὴ παρέλθῃ ἀλλὰ τοῦ νόμου ἕως ἄν πάντα γένηται.

ὅς ἐὰν οὖν λέσῃ μίαν τῶν ἐπιτολῶν τούτων ἢ τῶν ἐλαχίστων καὶ διδάξῃ οὕτω τοὺς ἀναγνώστους, ἐλάχιστος κληθήσεται ἐν τῇ βασιλείᾳ τῶν οὐρανῶν (das weitere fehlt).

λέγω γὰρ ἑμῖν ἐὰν<sup>1</sup> μὴ περισσεύσῃ ἡ δικαιοσύνη ἑμῶν<sup>2</sup> πλέον τῶν γραμμάτων καὶ γραμματίων οὐ μὴ ἐισελεῖσθῃτε — εἴσεσθε εἰς τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν.

1) Evccodd. οὐ εἰν.

2) ἑμῶν ἢ δικαιοσύνη (mit ausnahme von SU).

ἰχοῦσατε ὅτι ἐρρέθη τοῖς ἀρχαίοις· οὐ φανεροί εἰσθε (das weitere fehlt).

ἐγὼ δὲ λέγω ἑμῖν ὅτι ὁ δογματισμένος<sup>1</sup> τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ εἰς ἡ ἔνοχος ἐστὶ τῇ κρίσει. ὅς δ' ἂν εἴπῃ τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ ῥάκα ἔνοχος ἐστὶ τῷ συνεδρίῳ· ὅς δ' ἂν εἴπῃ μορὴ ἔνοχος ἐστὶ εἰς τὴν γέενναν τοῦ πυρός.

1) Evccodd. πᾶς ὁ οογισόμενος.

ἐὰν<sup>1</sup> προσφέρῃς τὸ δῶρόν σου ἐπὶ τὸ θρυσιαστῆριον, καὶ κεῖ μνησθήσῃς ὅτι ὁ ἀδελφός σου ἔχει τι κατὰ σοῦ.

1) Evccodd. εἰν οὐν.

ἄφες<sup>1</sup> τὸ δῶρόν σου ἔμπροσθεν τοῦ θρυσιαστῆριον καὶ ἔπελθε πρῶτον διαλλάγηθι τῷ ἀδελφῷ σου καὶ τότε ἐλθὼν πρόσφερε τὸ δῶρόν σου.

1) Evccodd. ἄφες ἐκεῖ.

25 sijais waila hugjands anda-stauin þeinamma sprauto, und þatei is in wiga miþ imma, ibai h'ran usw.

27 hausideduþ þatei qīþan ist: ni horinos.

28 aþþan ik qīþa izwis þatei h'razuh saei sailriþ qīnon du luston izos ju gahorinoda izai in hairtin seinamma.

29 iþ jabai augo þein þata tail-swo marzjai þuk, usstigg ita jah wairp af þus; batizo ist auk þus ei fragistnai ains lipiwe þeinaize jah ni allata leuk þein gadiusai in gajainnan.

31 qīþanuh þan ist: þatei h'razuh saei afletai qen<sup>1</sup> gibai izai afstassais bokos.

1) *seina* durch versehen ausgefallen? vgl. v. 32.

32 iþ ik qīþa izwis þatei h'razuh saei afletīþ qen seinu inuh fairina kalkinassaus, taujiþ þo horinon, jah sa izei afsatida liugaiþ, horinoþ.

33 aftra hausideduþ þatei qīþan ist þaim airizam: ni ufarswarais, iþ usgibais frauþin aiþans þeinans.

34 aþþan ik qīþa izwis ni swaran allis ni bi hūmina unte stols ist guþs,

35 nih bi airþai unte fotubaurd ist fotiwe is nih bi Jairusaulymai unte baurgs ist þis mikilins þiudanis;

Ἰσοθι εὐνοῶν τῷ ἀντιδίκῳ σου ἰαχὴ ἕως οὐρα εἶ ἐν τῇ ὁδοῦ μετ' αὐτοῦ (das weitere fehlt, doch vgl. s. 291).

ἰζοῦσαιε οὐτι ἐροῦθῃ τοῖς ἀρχαίοις<sup>1</sup> οὐ μοιχεύσαιε.

1) fehlt SinBDEKSUVTH al plus 100; vgl. v. 21. 33.

ἐγὼ δὲ λέγω ἡμῖν οὐτι πᾶς ὁ ἐμβλέπων γενναῖα πρὸς τὸ ἐπιθυμῆσαι αὐτὸν, ἴδῃ ἐμοίχευσεν αὐτὸν ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ.

ἐὰν<sup>1</sup> ὁ ὀφθαλμὸς σου ὁ δεξιὸς σκανδαλίῃ σε, ἐξέλε αὐτὸν καὶ βάλε αὐτό σου: συμμέρει γὰρ σοι ἵνα ἀποληται ἐν τῶν μελῶν σου καὶ μὴ ὄλων τὸ σῶμά σου βληθῆ ἕς γένναν.

1) Evccodd. ε δε.

ἐροῦθῃ δέ· ὁ<sup>1</sup> ἂν ἀπολίση τὴν γενναῖα αὐτοῦ, δότω αὐτῷ βίβλιον ἀποσιτίσιον.

1) *οι ος* EGKMSUV. III.

ἐγὼ δὲ λέγω ἡμῖν οὐτι ὁ<sup>1</sup> ἂν ἀπολίση τὴν γενναῖα αὐτοῦ, καρζιὸς λόγον πορνείας, ποιῆ αὐτὸν μοιχευθῆναι· καὶ ὁ<sup>1</sup> ἂν ἀπολέληκε τὴν καρδίαν, μοιχεύει.

πάλιν ἰζοῦσαιε οὐτι ἐροῦθῃ τοῖς ἀρχαίοις· οὐκ ἐπιπορεύσαιε, ἀποδώσαιε δὲ τῷ νεώτῳ τοῖς ὄφθαλμοις σου.

ἐγὼ δὲ λέγω ἡμῖν, μὴ ὀμῶσαι ὄλω<sup>1</sup> μῆτε κατὰ τοῦ οὐρανοῦ οὐτι θρόνος ἐστὶ τοῦ Θεοῦ.

μῆτε ἐν τῇ γῆ ὅτι ἐπιτοδιδόν ἐστὶ τῶν τοδῶν αὐτοῦ, μῆτε κατὰ Ἱερουσαλὴμ<sup>1</sup> ὅτι λόγος ἐστὶ τοῦ μεγάλου βασιλέως.

1) Evccodd. Ἱεροσολύμα.

36 nih bi haubida þeinamma swarais unte ni magt ain tagl h'eit aifþau swart gataujan.

37 sijaiþþan waurd izwar ja ja ne ne, iþ þata mauagizo þaim us þamma ubilin ist.

38 hausideduþ þatei qiþan ist: augo und augin, jah tunþu und tunþau.

39 iþ ik qiþa izwis ni andstandan allis<sup>1</sup> þamma unseljin. ak jabai hras þuk stautai bi taihswon þeina kinnu, wande i imma jah þo anþara.

1) vgl. v. 34.

40 jah þamma wiljandin miþ þus staua jah paida þeina niman, aflet imma jah wastja.

41 jah jabai hras þuk ananauþ-ja i rasta aina, gaggais miþ imma twos.

42 þamma bidjandin þuk gibais jah þamma wiljandin af þus leihran sis ni uswandjais.

43 hausideduþ þatei qiþan ist: frijos neh undjan þeinana jah fiais fiand þeinana;

44 aþþan ik qiþa izwis: frijoþ fijands izwarans, þiþþjaiþ þans wri-kandans<sup>1</sup> izwis, waila taujaiþ þaim hatjandam izwis jah bidjaiþ bi þans usþriutandans izwis.

1) vgl. Bernhardtts anm. zur stelle.

μήτε καιά τῆς γεγάλης σου<sup>1</sup> ὅτι οὐ δέγνωσα μίαν τράχη λενζην ποιήσια ἢ μέλαιναν<sup>2</sup>.

1) Evceodd. σου ομοσης.

2) λενζην η μελαιναν ποιησια EKMS UV.III.

ἔστω δὲ ὁ λόγος ἐμῶν τὸ καιά καιά καιά τὸ οὐ οὐ<sup>1</sup>, τὸ δὲ περισσὸν τοῦτων ἐξ τοῦ πορησοῦ ἐστίν.

1) Evceodd. και και ου ου.

ἠκούσατε ὅτι ἐρρέθη· ἐφθαλμὸν ἀντι ἐφθαλμοῦ και ὀδόντια ἀντι ὀδόντιος.

ἐγὼ δὲ λέγω ἐμῶν μὴ ἀντιστήγαι τῷ πορησοῦ, ἀλλ' ὅστις σε ἠαυῖζει εἰς τὴν δεξιὰν σιαγόνα<sup>1</sup>, στρέψον ἀντὶ και τὴν ἄλλην.

1) σου σιαγοσε EGKLSUV.III.

και τῷ θέλοντί σου χοιθήγαι και τὸν χιτῶνά σου λαβεῖν, ἄφες ἀντὶ και τὸ ἡμῶν.

ἐάν<sup>1</sup> τίς σε ἀγαρεεῖση μίλιον ἐν, ἔταγε μετ' αὐτοῦ δύο.

1) Evceodd. και εαν (οστις).

τῷ αἰτοῦντί σε δίδου και τὸν θέλοντια ἀπὸ σοῦ δανεῖσασθαι μὴ ἀποστραφηῖς.

ἠκούσατε ὅτι ἐρρέθη· ἀγαπήσεις τὸν πλησίον σου και μισήσεις τὸν ἐχθρόν σου.

ἐγὼ δὲ λέγω ἐμῶν· ἀγαπᾶτε τοὺς ἐχθροὺς ἐμῶν<sup>1</sup> γὰρ εἴχεσθε ἐπεὶ τῶν ἐτηρεάζοντων ἐμας (και διωκόντων E), ἐλλογεῖτε τοὺς καταρωμένους ἐμας, καλῶς ποιεῖτε τοῖς μισοῦσιν ἐμας.

1) es wird fortgefahren ελλογετε τους καταρωμενους εμας καλωσ ποιεετε τοις μισουσιν εμας DEKLMSU.III.

45 ei wairþaiþ sunjus attins izwaris þis in himinam unte sunnon seinu urranneiþ ana ubilans jah godans jah rigneiþ ana garaihtans jah ana inwindans.

46 jabai auk frijoþ þans frijon-dans izwis ainans<sup>1</sup> hvo mizdono habaiþ? niu jah þai þiudo þata sama taujand?

1) fehlt im griech.

47 niu jah motarjos þata samo taujand.

48 sijaiþ nu jus fullatojai swaswe atta izwar sa in himinam fullatojis ist.

*ὅπως γένησθε υἱοὶ τοῦ πατρὸς ἑμῶν τοῦ ἐν τοῖς οὐρανοῖς ὅτι τὸν ἥλιον αὐτοῦ ἀνατέλλει ἐπὶ πονηροῦς καὶ ἀγαθοῦς καὶ βρέχει ἐπὶ δικαίους καὶ ἀδίκους.*

*ἔὰν γὰρ ἀγαπήσῃτε τοὺς ἀγαπῶντας ἑμᾶς, τίνα μισθὸν ἔχετε; οὐχὶ καὶ οἱ τελῶναι τὸ αὐτὸ ποιοῦσιν; (ἐθνηχοί p. 272. 301).*

(eingang fehlt) *οὐχὶ καὶ οἱ τελῶναι τὸ αὐτὸ ποιοῦσιν;*

*γένεσθε οὖν<sup>1</sup> τέλειοι ὡς ὁ πατήρ ἑμῶν ὁ οὐράνιος<sup>2</sup>.*

1) Evccodd. οὐν ἡμεῖς.

2) ο ἐν τοῖς οὐρανοῖς τέλειος εἶσιν ΕἴΚΜΣ. III.

#### Cap. 6.

1 Atsaiþiþ armaion izwara ni taujan in andwairþja manne du sailran im; aiþþau laun ni habaiþ fram attin izwaramma þamma in himinam.

*Ἠροσέχετε τὴν ἐλεημοσύνην ἑμῶν μὴ ποιεῖν ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων, πρὸς τὸ θεαθῆναι αὐτοῖς; οὐκ ἔχετε γὰρ<sup>1</sup> μισθὸν λατὰ τῷ πατρὶ ἑμῶν τῷ ἐν οὐρανοῖς.*

1) Evccodd. εἰ δὲ μηγε, μισθὸν οὐκ εχετε.

2 þan nu taujais armaion, ni haurnjais faura þus swaswe þai liutans taujand in gaqumþim jah in garunsim ei hauþjaindau fram mannam. amen qiþa izwis, andne-mun mizdon seinu.

*Ὀὐα οὖν ποιῆς ἐλεημοσύνην μὴ σαλπύσης ἔμπροσθέν σου, ὅσμιε οἱ ἐλοζρηιά (das weitere fehlt).*

3 iþ þuk taujandan armaion, ni witi hleidumci þeina hra taujiþ taihswo þeina,

(eingang fehlt) *μὴ γνώω ἢ ἀοιστερά σου ἢ ποιεῖ ἢ δεξιέ σου.*

4 ei sijai so armahairþia in fullsnja jah atta þeins saei sailriþ in fullsnja usgibiþ þus in bairhtein.

(eingang fehlt) *ὁ πατήρ σου ὁ βλῆπων ἐν τῷ ζουλιῷ, ἀλοδοσει σοι ἐν τῷ φαιρεῷ*

5 jah þan bidjaiþ, ni sijaiþ swaswe þai liutans; unte frijond in gaqumþim jah waihtam þlapjo stau-

*καὶ ὅτω προσέχησθε, οὐκ ἔσισθε ὅσμιε οἱ ἐλοζρηιά, ὅτι φιλοῦσιν ἐν ταῖς συνερωγαῖς καὶ ἐν ταῖς*

dandans bidjan, ei gaumjaindau mannam. amen qīpa izwis, patei haband mizdon seina.

6 iþ þu þau bidjais, gagg in hefjon þeina jah galukands haurdai þeina bidei du attin þeinamma þamma in fullsnja jah atta þeins saei sailriþ in fullsnja usgiþiþ þus in bairhtein.

7 bidjandansuþ þan ni filuwardjaiþ swaswe þai þiudo; þugkeiþ im auk ei in filuwardein seinai andhausjaindau.

8 ni galeikoþ nu þaim; wait auk atta izwar þizei jus<sup>1</sup> þaurbuþ, faurþizei jus bidjaiþ ina.

1) fehlt im griech.

9 swa nu bidjaiþ jus: atta unsar þu in himinam, weilmai namo þein.

10 qimai þiudinassus þeins, wairþai wilja þeins swe in himina jah ana airþai.

11 hlaif unsarana þana sinteinan gif uns himma daga.

12 jah aflet uns þatei skulans sijaima swaswe jah weis afletam þaim skulam unsaraim.

13 jah ni briggais uns in fraistubnjai ak lausei uns af þamma ubilin, unte þeina ist þiudangardi jah mahts jah wulþus in aiwins amen.

γωνίας ὠν πλαιτιῶν ἐσιτῶνες προσεχέσθαι ὅτιως (ἄν) γινῶσιν τοῖς ἀνθρώποις. ἀλλ' ἔγω ἱμῶν, ἀπέχουσι<sup>1</sup> τὸν μισθὸν αὐτῶν.

1) οὐ ἀπέχουσι EKIMSU.III.

σὺ δὲ διὰν προσεχέῃ, εἰσέλθε εἰς τὸ ταμιεῖόν σου καὶ κλείσας τὴν θύραν σου προσεῖξαι τῷ παιδί σου τῷ ἐν τῷ χορτιῷ, ὁ πατήρ γὰρ<sup>1</sup> σου ὁ βλέπων ἐν τῷ χορτιῷ, ἀποδώσει σοι ἐν τῷ φατρῷ.

1) Evccodd. καὶ ὁ πατήρ.

προσεχόμενοι γὰρ μὴ βατιολογήσῃτε ὥσπερ οἱ ἐθνητοὶ ποιοῦσιν<sup>1</sup>, δοχοῦσιν γὰρ διὰ ἐν τῇ πολυλογίᾳ αὐτῶν εἰσαχοσθήσονται.

1) fehlt in den Evccodd.

μὴ ὄν ὁμοιωθήτε αὐτοῖς, οἷδε γὰρ ὁ πατήρ ἱμῶν ὧν χρεῖαν ἔχετε πρὸ τοῦ ἡμᾶς αἰτῆσαι αὐτόν.

ὅτιως οὖν προσεχέσθε ἑμεῖς· πᾶτες ἱμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς ἀγασθήτω τὸ ὄνομά σου.

ἐλθέτω ἡ βασιλεία σου, γενηθήτω τὸ θέλημά σου ὡς ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ τῆς γῆς.

τὸν ἄρτον ἱμῶν τὸν ἐπιούσιον δὸς ἡμῖν σήμερον.

ἄφεσι<sup>1</sup> ἡμῖν τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν ὡς καὶ ἡμεῖς ἀφίεμεν τοῖς ὀφειλέταις ἡμῶν.

1) Evccodd. καὶ αφεσι.

καὶ μὴ εἰσενέγκῃς ἡμᾶς εἰς πειρασμὸν ἀλλὰ ὅσα ἡμᾶς ἀπὸ τοῦ πονηροῦ, διὰ σοῦ ἐστὶν ἡ βασιλεία καὶ ἡ δόξα καὶ ἡ δόξα εἰς τοὺς αἰῶνας ἀμήν.

14 unte jabai afletip mannam missadedins ize afletip jah izwis atta izwar sa ufar himinam.

15 ip jabai ni afletip mannam missadedins ize ni þau atta izwar afletip missadedins izwaros.

16 aþþan biþe fastaiþ ni wairþaiþ swaswe þai liutans gaurai, frawardjand auk andwairþja seina ei gasailvaindau mannam fastandans. amen qþa izwis þatei andnemun mizdon seina.

17 ip þu fastands salbo haubiþ þein jah ludja þeina þwah.

19 ni huzdjaiþ izwis huzda ana airþai þarei malo jah nidwa frawardeiþ jah þarei þiubos ufgraband jah hlifand.

21 þarei auk ist huzd izwar, þaruh ist jah hairto izwar.

22 lukarn leikis ist augo. jabai nu augo þein ainfaþ ist, allata leik þein liuhadein wairþip.

23 ip jabai augo þein unsel ist, allata leik þein riqizein wairþip. jabai nu liuhaþ þata in þus riqiz ist, þata riqiz hvan filu?

24 ni manna mag twaim frauþam skalkinon, unte jabai fijaiþ ainana

ἐὰν γὰρ ἀφῆτε τοῖς ἀνθρώποις τὰ παραπτώματα αὐτῶν ἀφήσει ἑμῖν καὶ<sup>1</sup> ὁ πατήρ ἡμῶν ὁ οὐρανός.

1) Evēodd. za vmar.

ἐὰν δὲ μὴ ἀφῆτε<sup>1</sup> οὐδὲ αὐτὸς<sup>2</sup> ἑμῖν ἀφήσει.

1) τοῖς ἀνθρώποις τα παραπτώματα αὐτῶν BEGKLM SUV. III.

2) Evēodd. ο πατήρ ἡμῶν αφήσει τα παραπτώματα ἡμῶν.

ὅταν δὲ ἠσθενήητε, μὴ γίνεσθε ὥσπερ οἱ ἐποχρηταὶ σκεθρωτοί, ἀφανίζονται γὰρ τὰ πρόσωπα αὐτῶν ὅπως φανῶσι τοῖς ἀνθρώποις ἠσθεύοντες (das weitere fehlt, vgl. v. 5, desgl. v. 17. 18).

ὅταν ἠσθεύης<sup>1</sup> ἄλειψά σου τὴν κεφαλὴν καὶ τὸ πρόσωπόν σου τίψα.

1) Evēodd. σὺ δε ἠσθεύων.

μὴ θησαυρίζετε ἑμῖν θησαυροὺς ἐπὶ τῆς γῆς ὅπου σὴς καὶ βροῦσις ἀφανίζει καὶ ὅπου κλέπται διορῆτοισι καὶ κλέπτιοσι.

ὅπου γὰρ<sup>1</sup> ὁ θησαυρὸς τοῦ ἀνθρώπου<sup>2</sup> ἐρεῖ καὶ<sup>3</sup> ἡ καρδία αὐτοῦ<sup>2</sup>.

1) Evēodd. γὰρ ὅπου.

2) ἡμῶν EGKLM SUV. III.

3) Evēodd. εἶσα za.

ὁ λόγος τοῦ σώματος ἐστὶν ὁ ἀφθαλμός. ἔαν οὖν ὁ ἀφθαλμός σου ἐλθῶς ἦ, ὅλον τὸ σῶμά σου φανερὸν ἔσται.

ἐὰν δὲ ὁ ἀφθαλμός σου λογιρὸς ἦ, ὅλον τὸ σῶμά σου σοτεινὸν ἔσται. εἰ δὲ τὸ φῶς τὸ ἐν σοὶ σκότιος ἐστί, τὸ σκότιος λόσων;

οὐδεὶς δύναται δυνὰ ζεφύοις δολεῖν ἢ γὰρ τὸν ἔνα μισήσει καὶ

jah anþarana frijof aiþþau ainam-  
ma ufhauseiþ iþ anþaramma frakann.  
ni maguþ guþa skalkinon jah mam-  
monin.

25 duþþe qiþa izwis ni maur-  
naiþ saiwalai izwarai hra matjaiþ  
jah hra drigkaiþ nih leika izwa-  
ramma hve wasjaiþ. niu saiwala  
mais ist fodeinai jah leuk wastjom?

26 insailriþ du fuglam himinis  
þei ni saiand nih sneiþand nih  
lisand in banstins jah atta izwar  
sa ufar himinam fodeiþ ins; niu jus  
mais wulþrizans sijuþ þaim?

27 iþ hvas izwara maurnands mag  
anaaukan ana wahstu seinana aleina  
aina?

28 jah bi wastjos hra saurgaiþ?  
gakunnaiþ blomans haiþjos hraiwa  
wahsjand; nih arbaidjand nih spin-  
nand.

29 qiþnh þan izwis þatei nih  
Saulaumon in allamma wulþau sei-  
namma gawasida sik swe ains þize.

30 jah þande þata hawi haiþjos  
himma daga wisando jah gistrada-  
gis in auhn galagiþ guþ swa was-  
jiþ hraiwa mais izwis leitil galaub-  
jandans?

31 ni maurnaiþ nu qiþandans:  
hra matjam aiþþau hra drigkam  
aiþþau hve wasjaima?

32 all auk þata þindos sokjand,  
waituh þan atta izwar sa ufar hi-  
minam þatei þaurbuþ ....

*τὸν κτερον ἀγαπήσει ἢ τὸς ἀνθρώ-  
πινα καὶ τὸν κτερον καταφρονήσει.  
οὐ δύνασθε θεῷ δουλεύειν καὶ μα-  
μωνῶι.*

1) μαμωνῶνα εἰσὶν ἡ γ.

*διὰ τοῦτο λέγω ἑμῖν μὴ μερι-  
μνήσητε τῆ ψυχῆ ἑμῶν τί φάγητε  
(das weitere fehlt) οὐ γὰρ πλέον ἐσιν  
ἢ ψυχῆι<sup>1</sup> τῆς τροφῆς καὶ τὸ σῶμα  
τοῦ ἐνδύματος;*

1) Evccodd. η ψυχη πλέον ἐσιν.

*ἐμβλέψατε εἰς τὰ πειτεῖνά τοῦ  
οὐρανοῦ ὅτι οὐ σπεύρουσιν οὐδὲ  
θροῖζουσι.*

*τίς γὰρ ἐξ ἑμῶν μεριμνῶν δύνα-  
ται προσθεῖναι ἐπὶ τὴν ἡλικίαν  
αὐτοῦ πῆχυν ἓνα;*

(eingang fehlt) *καταμύθετε τὰ  
κοίνα τοῦ ἀγροῦ πῶς ἀξιάει, οὐ  
κοιτιᾶ οὐδὲ (οὐτε) κήθει (bezw. οὐ  
κοιτιῶσιν οὐδὲ κήθουσιν).*

*λέγω δὲ ἑμῖν ὅτι οὐδὲ Σολομὼν  
ἐν πάσῃ τῇ δόξῃ αὐτοῦ περιεβά-  
λειο ὡς ἐν τούτῳ.*

*εἰ γὰρ τὸν χόροτον τοῦ ἀγροῦ  
σήμερον ὄντα (καὶ αἴριον) εἰς κλί-  
βανον βαλλόμενον ὁ θεὸς οὕτως ἀμ-  
φιένῃσι πολλῶι<sup>1</sup> μᾶλλον ἑμῶς ὀλι-  
γόπιστοι;*

1) ποσῶ 1 (vgl. Matth. 7, 11 ποσῶ  
sämtliche codd. des Chrys. mit ausnahme  
von zweien, die πολλῶ lesen, auch die  
Evccodd. bieten ausnahmslos ποσῶ).

*μὴ οὖν μεριμνήσητε λέγοντες τί  
φάγωμεν ἢ τί πίωμεν ἢ τί περι-  
βαλλόμεθα;*

*πάντα γὰρ ταῦτα τὰ ἔθνη ἐπι-  
ζητεῖ, οἷδε γὰρ ὁ παῖρ ἑμῶν ὁ  
οὐράνιος ὅτι ζητεῖτε ...*



## Cap. 7.

12 (tan)jaīna izwis mans swa jah jus taujaiþ in; þata auk ist witoþ jah praufeteis.

13 inngaggaiþ þairh aggwu daur, unte braid daur jah runs wigs sa brigganda in fralustai jah managai sind þai inngaleiþandans þairh þata.

14 hvan aggwu þata daur jah þraihans wigs sa brigganda in libaimai jah fawai sind þai bigitan-dans þana.

15 atsaihrīþ sweþauh faura liugnapraufetum þaim izei qimand at izwis in wastjom lambe iþ innapros sind wulfos wilwandans.

16 bi akranam ize ufkunnaīþ ins. ibai lisanda af þaurnum weinabasja aiþþau af wigadeimom smak-kans?

17 swa all bagme godaize akrana goda gataujīþ, iþ sa ubila bagms akrana ubila gataujīþ.

18 ni mag bagms þiurþeigs akraua ubila gataujan niþ bagms ubils akraua þiurþeiga gataujan.

19 all bagme ni taujandane akran god usmaitada jah in fon atlag-jada.

20 þaunu bi akranam ize ufkun-naīþ ins.

21 ni brazuh saci qīþīþ mis frauja frauja, inn galeiþīþ in þindangardja

... ποιῶσιν ἑμῖν οἱ ἀνθρώποι καὶ<sup>1</sup> ἑμεῖς ποιῶμεν αὐτοῖς, οὕτως γὰρ ἔστιν ὁ νόμος καὶ οἱ προφηταί.

1) Eveodd. (mit Ausnahme von L) οὕτω καί.

εἰσέλθειε διὰ τῆς σιενῆς πύλης οὐκ ἔστιν ἐν τῇ πόλει καὶ ἐν τῷ ὄρει ἐν ὁδῷ ἐν ἀπέχοντα εἰς τὴν ἀπό-λειαν καὶ πολλοὶ εἰσὶν οἱ ἐπιερχό-μενοι δι' αὐτῆς.

τί<sup>1</sup> σιενῆ ἐν πύλῃ καὶ τεθλίμ-μένη ἐν ὁδῷ ἐν ἀπέχοντα εἰς τὴν ζωήν, καὶ ὄλοι αἶσιν οἱ ἐπίεζον-τες αὐτήν.

1) Vgl. hierzu die note bei Field 3, 56: sic legendus est iste locus.

προσέχετε<sup>1</sup> ἀπὸ τῶν ψευδοπρο-φητῶν, ἐλεύσονται γὰρ<sup>2</sup> πρὸς ἑμᾶς ἐν ἐντέλειᾳ προβέβαιον ἔσονται δὲ εἰς ἕξοι ἔσπραγς.

1) προσεχετε δε CEGKLSUXX III.

2) Eveodd. οἰωνες εσονται.

ἀπὸ τῶν ψευδῶν αὐτῶν ἐπιγνώ-σεσθε αὐτούς. μή τι συνλέγονσιν ἀλλ' ἀκαρθῶν σιχαφῆλῶς ἢ ἀπὸ τριβόλων σῆνα:

οὕτω αἶν δένδρον ἀγαθὸν καρ-ποῦς καλοῦς ποιῶν, τὸ δὲ σαλιρὸν δένδρον καρποῦς λογιροῦς ποιῶν.

ἀδ δέναια δένδρον ἀγαθὸν καρ-ποῦς λογιροῦς ποιῶν οὐδὲ δένδρον σαλιρὸν καρποῦς καλοῦς ποιῶν.

αἶν δένδρον μὴ ποιῶν καρπὸν καλὸν ἐξζώουια καὶ εἰς αὐτὸ βάλ-λαια.

ἄρα οὖν ἀπὸ τῶν ψευδῶν αὐτῶν ἐπιγνώσεσθε αὐτούς.

οὐκ αὖς ὁ λέγων μοι τίποτε τίποτε εἰσελεύσεται εἰς τὴν βασιλείαν τῶν

himine ak sa taujands wiljan attins meinis þis in himinam.

22 managai qifand mis in jainamma daga: frauja frauja niu þeinamma namin praufetidedum jah þeinamma namin umhulþons uswaurpum jah þeinamma namin mahtins mikilos gatawidedum?

23 jah þan andhaita im þatei ni þranhun kunþa izwis, afleiþiþ fairra mis þus waurkþandans unsibja.

24 sa þrazuh nu saei hauseiþ waurda meina jah taujiþ þo, galeiko ina waira frodamma saei gatimrida razn sein ana staina.

25 jah atiddja dalaf rign jah qemun alvos jah waiwoun windos jah bistugqun bi þamma razna jainamma jah ni gadraus unte gasuliþ was ana steina.

26 jah þrazuh saei hauseiþ waurda meina jah ni taujiþ þo, galeikoda mann dwalamma saei gatimrida razn sein ana malmin.

27 = 25 + jah was drus is mikils.

28 jah warþ þan ustauh Iesus þo waurda biabridgedun manageims ana laiseinai is.

29 was auk laisjands ins swe waldufni habands jah ni swaswe bokarjos.

οὐρανῶν ἀλλ' ὁ ποιῶν τὸ θελημα τοῦ πατρὸς μου τοῦ ἐν οὐρανοῖς.

πολλοὶ ἐροῦσίν μοι ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ ζήτε ζήτε οὐ τῷ σῶ ὀνόματι προσηγυρέσαμεν, καὶ τῷ σῶ ὀνόματι διαμόνια ἐξεβύλλομεν καὶ<sup>1</sup> δυνάμεις πολλὰς ἐποιήσαμεν; (s. 388).

1) Evesodd. καὶ τὸ σὸ ὀνοματι.

καὶ τότε ὁμολογήσω αὐτοῖς, ὅτι οὐκ οἶδα ἡμᾶς, ἀποχωρεῖτε ἀπ' ἐμοῦ οὐδέποτε ἔργων ἡμᾶς<sup>1</sup> (vgl. auch s. 388).

1) Evesodd. οὐ ὀφειλετε εἰργων ἡμᾶς ἀποχωρετε ἀπ' ἐμου οἱ ἐργαζόμενοι τὴν αἰσῶμων.

πᾶς ὅν ὕστις ἀκούει μου τοὺς λόγους καὶ ποιεῖ αὐτοὺς ὁμοιωθήσεται<sup>1</sup> ἀνθρὶ φρονίμῳ (das weitere fehlt).

1) ὁμοιωσῶ αυτον CEGKILMSUVX. III.

κατέβη γάρ<sup>1</sup> ἡ βροχὴ ἡλθον<sup>1</sup> οἱ ποιηταί, ἔπνευσαν<sup>1</sup> οἱ ἄνεμοι καὶ προσέτεσον τῇ οὐκίᾳ ἐκείνῃ καὶ οὐκ ἔπεσε, τεθεμελίωτο γὰρ ἐπὶ τὴν πέτραν.

1) Evesodd. καὶ κατεβη ... καὶ ἡλθον ... καὶ ἐπνευσαν.

καὶ πᾶς ὁ ἀκούων μου τοὺς λόγους καὶ μὴ ποιῶν αὐτοὺς ὁμοιωθήσεται ἀνθρὶ μορῶν ὕστις φροδόμησε τὴν οὐκίαν αὐτοῦ ἐπὶ τὴν ψάμμον,

καὶ ἦν ἡ πτωῶσις αὐτῆς μεγάλη.

καὶ ἐγένετο ὅτε ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς τοὺς λόγους τούτους ἐξέπλήσσαντο οἱ ὄχλοι ἐπὶ τῇ διδασκίᾳ αὐτοῦ.

... ὡς ἐξουσίαν ἔχων ... (das weitere fehlt).

## Cap. 8.

1 Dalap þan atgaggandin imma af fairgunja laistidedun afar imma iumjons managos.

2 jah sai manna þrutsfill habands durimands inwait ina qifbands: frauja jabai wileis magt mik gahrainjan.

3 jah ufrakjands handu attaitok imma qifbands: wiljau wairþ hrains. jah suns hrain warþ þata þrutsfill is.

4 jah qaþ imma Iesus: sailv ei manni ni qifais ak gagg þuk silban ataugei gudjin jah atbair giba þoei anabaup Moses du weitwodiþai im.

5 afaruh þan þata imatgaggandin imma in Kafarnaum duatiddja imma hundafaps bidjands ina.

6 jah qifbands: frauja, þiumagus meins ligiþ in garda usliþa, harduba balwiþs.

7 ... ik qimands gabailja ina.

8 ..... ni im wairþs ei uf hrot mein imgaggais ak þatanei qif waurda jah gabailniþ sa þiumagus meins.

9 jah auk ik manna im habands uf waldufnja meinamma gadrauthins jah qifa du þamma gagg jah

zaiarþianu gar<sup>1</sup> aivō ātō toō þrouz iþolouþiþan aivō þōgloi þol-  
loī.

1) Evccodd. δε.

(eingang fehlt bezw. *zai þrouz-  
iþlþe leiþrōz*) *lēþon zērie ēan þē-  
liþz dēnaþā me zaþarōiþai.*

*zai iþr xēiþa ēkaiēna<sup>1</sup> iþþaiō ...  
þēlwo zaþarōiþiþi* (das weitere  
fehlt).

1) Evccodd. *ekaiēnas iþr xēiþa.*

(eingang fehlt) *þlaxe þaiōn dēi-  
þon iēreī zai þrouzēreþze to dōþon  
ð þrouzētaþze Moioþiþ<sup>1</sup> ēiþz maþi-  
riōn aivōiþz.*

1) Moioþiþ EIMUÞXCI.

*ēiþelþōni dē<sup>1</sup> aivōiþ ēiþz Kaiē-  
raoþi<sup>2</sup> þrouzēlþen aivōiþ ēkaiōniþ-  
þoz þarōzalkōn aivōn.*

1) *post haec autem cum introisset* be  
fg<sub>1</sub> h<sub>q</sub> und DLQRE der Vulgata; doch  
beachte die parallelstelle Luc. 7, 1.

2) *eapharnaum* it. vg.; vgl. Tischendorf  
zu Matth. 4, 13.

*zai lēþon zērie ð aiþz moþ þē-  
þliþia ēn iþō ðaiþe maþaiēniþōz di-  
riþōz þaiþaiþōmeþōz.*

*ēþō ēlþōn þeþaiēiþō aivōn.*

*... oþz iþā iþarōz (ēþiōz) iþai  
moþ ēiþō iþr siēþþr iþēlþiþz āll-  
ēiþē lōþw moþon<sup>1</sup> zai iþāþēniþai  
ð aiþz moþ.*

1) Evccodd. *alla moþon eiþe loþw.*

*zai gar ēþō ēnþrouiōz iþai ēi-  
ēþarōiþ ēþon ēi- ēmaioþ<sup>1</sup> siþe-  
niōiþz zai lēþw toivþ loþiþon*

gaggiþ jah anþamma qim jah qimip jah du skalka meinamma tawei þata jah taujiþ.

10 ... ni in Isracla swalanda galaubein bigat.

11 ... managai fram urruusa jah saggqa qimand jah anakumbjand miþ Abrahama jah Isaka jah Jakoba in þiudangardjai himine.

12 ip þai sunjus þiudangardjos uswairpanda in riqis þata hindumisto ...

13 ... gagg jah swaswe galau-bides wairþai þus. jah gahailmoda sa þiumagus is in jainai hreilai.

14 jah qimands Iesus in garda Þaitrans gasahr swailhron is ligandein jah in heitom.

15 jah attaitok handau izos jah affailot ija so heito; jah urrais jah andbahtida imma.

16 at andanahtja þan waurþamma atherun du imma daimon-arjans jah uswarp þans ahmans waurda jah allans þans ubil habandans gahailida.

17 ei usfullnodedi þata gamelido þairh Esaian praufetu qipandan sa ummahtins unsaros usnam jah sauh-tins usbar.

18 gasaihtrands þau Iesus managans hiuhmans bi sik haihait galeiþan [siponjans<sup>1</sup>] hindar marcín.

1) offenbar glosse zu *managans hiuhmans* aus v. 21. Luc. 8, 22; irrümlicher-weise in den text geraten.

(προεΐθητι) καὶ πορεύεται καὶ ἐφ' ἄλλω ἔρχοι καὶ ἔρχεται καὶ ἐφ' ἑτέρῳ μου πορεύοι τοῦτο καὶ ποιῆ.

1) vgl. Tischendorf zu dieser stelle.

οὐδὲ ἐν τῷ Ἰσραὴλ ἰσαήτιν πύ-  
ειν ἔχον.

πολλοὶ ἀπὸ ἀνατολῶν καὶ δυσμῶν ἦζονσι καὶ ἀπεκλιθῆσοντι μετὰ Ἀβραάμ καὶ Ἰσαὰκ<sup>1</sup> καὶ Ἰακώβ (das weitere fehlt, vgl. die note Field 3, 62).

1) *isak* Sin abhk.

οἱ δὲ υἱοὶ τῆς βασιλείας ἐκβλη-  
θήσοντι εἰς τὸ σκότος τὸ ἐξώτερον  
(s. 611; das weitere fehlt).

ἔπαυε καὶ ὡς ἐπίστευσας γενη-  
θήτω σοι. καὶ ἰάθη ὁ παῖς αὐτοῦ  
ἐν τῇ ὄρῃ ἐκείνῃ.

καὶ ἰθὺν ὁ Ἰησοῦς εἰς τὴν οἰκίαν Πέτρον εἶδε τὴν πενθερὰν αὐτοῦ βεβλημένην καὶ περὶσσοισαν.

καὶ ἤψατο τῆς χειρὸς αὐτῆς καὶ ἄψῃγεν αὐτὴν ὁ περὶτὸς καὶ ἀνέ-  
στη (ἠγγέρθη) καὶ διηκόνει αὐτῇ.

ὁψίας δὲ γενομένης προσήγγεν αὐτῷ διαμονιζόμενος πολλοὺς καὶ ἐξέβαλε τὰ πνεύματα λόγῳ καὶ πᾶν-  
τας τοὺς κακῶς ἔχοντας ἐθεράπευ-  
σεν.

ὅτιως πληρωθῆ τὸ ἐπὶ τοῦ προ-  
φήτου Ἠσαίου λεχθὲν ὅτι<sup>1</sup> τὰς ἀσθενείας ἡμῶν (ἀν)έλαβεν καὶ τὰς νόσους ἐβάστασεν.

1) Evceodd. το ριθεν δια Ησαίου του προφητου λεγοτος αυτος.

ἰδὼν δὲ ὁ Ἰησοῦς πολλοὺς ὄχ-  
λους περὶ αὐτὸν ἐκέλευεν ἀτελ-  
θεῖν<sup>1</sup> εἰς τὸ πέραν.

1) discipulos it pler.

19 ... laisari laistja þuk þishraduh þadei gaggis.

20 ... fauhous grobos aigun jah fuglos himinis sitlans ip sunus mans ni habaiþ hrar haubiþ sein ana-hmaiþjai.

21 ... frauja uslaubei mis frumist galeiþan jah gafilhan attan meinana.

22 ... let þans dauþans fillan seinans dauþans.

23 jah imatgaggandin imma in skip afariddjedun imma siponjos is.

24 jah sai wegs mikils warþ in marc in swaswe þata skip gahuliþ wairþan fram wegim, ip is saislep.

25 ... frauja nasei unsis fraqistnam.

26 ... hra faurhteip leifil galaubjandans? ... jah warþ wis mikil.

27 ip þai mans sildaleikidedun qþandans hrileiks ist sa ei jah windos jah marci ufhausjand imma?

29 ... hra uns jah þus Iesu sunau guþs? qamit her faur mel balwjan unsis.

διδάσκαλε ἀπολογίῳ σοι ὕπον ἄν ἀπέρχη.

ἀ ἀλώμετες φολιοὺς ἔχονσι καὶ ἐὰν πεπειθῆ ἰοῦσθε οὐρανῶσ κατισχυρόσεταισ ὁ δὲ εἶσ τῶσ ἀποθρόνονσ οὐκ ἔχει ποδὶν ἐν γεαλίῃ<sup>1</sup> κλίση.

1) *caput suamabeg.*, EQT u. a.; vgl. überigeus Luc. 9, 58.

ζῆτε ἐπίτερόν μοι προτον ἀλεθριν καὶ θάψα τὸν λαίερα μου.

ἄφες τοὺσ νεκροὺσ θάψα τοὺσ ἐαυτῶν νεκροὺσ.

ἐμβάνι δὲ<sup>1</sup> αὐτῷ εἰσ τὸ πλοῖον ἔχολοθῆσαν αὐτῷ οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ.

1) *Evscodd.* κα ἐμβανι.

καὶ ἰδοὺ χειμῶν μέγας ἐγένετο ἐν τῇ θαλάσῃ ὅσπερ τὸ πλοῖον καλύπτεσθαι ἐπὶ τῶν νεμάτων, αὐτὸσ δὲ ἐκάθευδεν.

ζῆτε ὁσσον ἡμῶσ ἀποκλήμεθα.

τί δειλοὶ ἐσσε ὀλιγόπιστοι; ... καὶ ἐγένετο καλέρη μεγάλη.

ἐθαύμαζον γὰρ<sup>1</sup> λέγοντες, ποταμός ἐστιν ὅστος ὅτι καὶ οἱ ἄγγελοι καὶ ἡ θαλάσσω ἐλασθόνονσιν αὐτῷ;

1) *Evscodd.* οἱ δε ἀθροσσι εθαυμασεν.

τί ἡμῶν καὶ σοὶ Ἰησοῦ εἰδὲ τῶσ θεοῦ; ἡλθες ὅδε ἀρὸ καροῦ βίωσ νόστω ἡμῶσ.

## Cap. 9.

1 Jah atsteigands in skip ufarlaiþ jah qam in seinai baurg.

2 þanuh atberun du imma usliþan ana ligra ligandan, jah gasai-

Καὶ ἐβῆσ εἰσ τὸ πλοῖον διαλέσασσε καὶ ἦλθεν εἰσ τὴν ἰδίαν πόλιν.

καὶ ἰδοὺ προσήγγισαν αὐτῷ μαθηταὶ τινὸσ ἐπὶ κλίης βεβημένονσ

h'ands Iesus galaubein ize qap du þamma usliþin: þrafstei þuk barnilo afletanda þus frawaurhteis þeimos.

3 þaruh sumai þize bokarje qe- þum in sis silbam: sa wajamereipþ.

4 jah witands Iesus þos mitonins ize qap: duhre jus mitoþ ubila in hairtam izwaraim?

5 h'apar ist ruhtis azetizo qi- þan afletanda þus frawaurhteis þau qiþan urreis jah gagg.

6 aþþan ei witeip þatei waldufni habaiþ sa sumus mans ana airþai afletan frawaurhtins þanuh qap du þamma usliþin: urreisands nim þama ligr þeinana jah gagg in gard þei- nana.

8 gasailrandeins þan manageins ohtedun sildaleikjandans jah miki- lidedun guþ þana gibandan walduf- ni swaleikata mannam.

9 jah þairhleipands Iesus jain- þro gasah mannan sitandan at motai Maþþaiu haitanana jah qap du imma laistei afar mis jah us- standands iddja afar imma.

καὶ ἰδὼν ὁ Ἰησοῦς ἐν ἑλίῳ τῶν ἀποστόλων λέγει ἑαυτῷ· ἴδου ἡ παραδειγματὴρ θάρασι ἐξόνος ἀφένονταί σοι (σοί) αἱ ἁμαρτίαι<sup>1</sup>.

1) σοὶ ἁμαρτίαι σοῦ EFKLSUVXII.

ἰδοὺ τινες τῶν γραμματέων ἐν ἑαυτοῖς ἔπιον<sup>1</sup> σῆτος βλασφημῶν.

1) Evccodd. εἶπον ἐν ἑαυτοῖς.

καὶ εἰδὼς ὁ Ἰησοῦς πρὸς ἐνθρημέ- σεις ἀποστόλων λέγει· ἴναί ἐνθρημῶσθε ἑμεῖς<sup>1</sup> ποιεῖσθε ἐν ἑαυτοῖς κακοδίασας ἑμῶν;

1) εἶμεῖς ἐνθρημῶσθε EFKLMSUVX. III.

αἱ γὰρ ἐκζητιώτερον ἐσιν<sup>1</sup> ἐπιπύ- ρωνονταί σοι αἱ ἁμαρτίαι ἢ ἐπιπύ- ρωνονταί μοι καὶ περιπατεῖ.

1) Evccodd. εἶσιν ἐκζητιώτερον.

ἴνα δὲ εἰδῆτε οὗτοι ἐξουσίαν ἔχει ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ἐπὶ τῆς γῆς ἀφιέναι ἁμαρτίας· τότε λέγει πρὸς παραδειγματὴν ἐξόνος ἄρασι τὸν κατὰ- βατόν σοι καὶ ἔπαυε εἰς τὸν οὐρανόν σου.

ἰδόντες γὰρ οἱ ὄχλοι ἐθαύμασαν<sup>1</sup> καὶ ἐδόξασαν τὸν θεὸν τὸν δόνα ἐξουσίαν τοιαύτην τοῖς ἀνθρώποις.

1) admirantes timuerunt. εφορηθησαν SinBD. ohtedun beruht auf den parallell- stellen Mc. 2, 12. Luc. 5, 26, was um so sicherer ist, als haukidedun mikil- jandans Marc. 2, 12 auf demselben wege sich erklärt: man kann nicht für Matth. 9, 8 auf den cod. Brixianus verweisen und Mc. 2, 12 unerklärt lassen: beide stellen müssen auf ein und dieselbe weise ihre aufklärung finden.

καὶ παράγων ὁ Ἰησοῦς ἐκείθεν εἶδεν ἄνθρωπον ἐπὶ τὸ τελῶνιον καθήμενον<sup>1</sup> Ματθαῖον<sup>2</sup> λεγόμενον καὶ λέγει αὐτῷ ἀκολούθει μοι (das weitere fehlt).

1) Evccodd. καθήμενον ἐπὶ τὸ τελῶ- νιον. 2) Ματθαῖον SinBD.

11 ... duhre miþ motarjam jah fra-  
waurhtaim matjiþ sa laisareis izwar?

12 ... ni þaurbun hailai lekeis  
ak þai unhaii habandans.

13 aþþan gaggaiþ ganimih hra  
sijai: armahairtiþa wiljau jah ni  
hunsli, niþ-þan qam laþon uswaurh-  
tans ak frawaurhtans.

14 ... dubre weis jah Fareisai-  
eis fastam filu iþ þai siponjos þei-  
nai ni fastand?

15 ... ibai magun sunjus bruf-  
fadis qainon und þata hreilos þei  
miþ im ist brufþafs.

iþ atgaggand dagos þan afni-  
mada af im sa brufþafs jah þan  
fastand.

16 aþþan ni hrashun lagjiþ du<sup>1</sup>  
plata fanan þarilis ana snagan fairn-  
jana ....

1) *du*: hat der Übersetzer fälschlich  
*eu-* als präposition gefasst? vgl. den ir-  
tum v. 15. 18.

17 niþ þan giutand wein niu-  
jata in balgins fairnjans ...

18 miþþanei is rodida þata du  
ima þaruh reiks ains qimands inwait  
ina qiþands þatei dauhtar meina nu  
gaswalt, akei qimands atlagei handu  
þeina ana ija jah libaiþ.

διαιτὶ μετὰ ἐλεωνῶν καὶ ἰματιο-  
λῶν ἐσθίει ὁ διδάσκαλος ἱμῶν;

οὐ χροίαν ἔχουσιν οἱ ἰσχύοντες ἁ-  
τροῦ ἀλλ' οἱ κακῶς ἔχοντες.

πορευθέντες δὲ μάθετε τί ἐστιν  
ἐλεος θέλω καὶ οὐ θυσίαν οὐκ<sup>1</sup> ἠλ-  
θοῦν καλέσαι δικαίους ἀλλ' ἰμια-  
τιολοῦς εἰς μεινῶσαι<sup>2</sup>.

1) Evceodd. *ov γαρ*.

2) beruht auf Luc. 5, 32\*); vgl. Mc. 2,  
17 (a quo ad Matthaeum et Marcum trans-  
ferre iam antiquitus adamarunt *Tischen-*  
*dorf*).

διαιτὶ ἱμεῖς καὶ οἱ φαρισαιοὶ  
νηστεύομεν πολλὰ οἱ δὲ μαθηταί  
σου οὐ νηστεύουσι;

μη δύνανται οἱ υἱοὶ τοῦ νημφῶ-  
τος<sup>1</sup> νηστεύειν<sup>2</sup> ἐφ' ὅσον μετ' αὐτῶν  
ἐστὶν ὁ νημφίος; = Mc. 2, 19.

1) *νημφωv* D itvg.

2) Evceodd. (mit ausnahme von Dit-  
pler.) *πεθεv*.

ἐλεῦσονται<sup>1</sup> ἡμέραι ὅταν ἀταραθῇ  
αὐτ' αὐτῶν ὁ νημφίος καὶ τότε νη-  
στεύουσι.

1) Evceodd. *ελεῦσονται δε*.

οὐδέεις γὰρ ἐπιβάλλει ἐπιβλήμα  
ἡέτοις ἀγράφων ἐπὶ ἡμαίωv μαλαῶv.

οὐδὲ βάλλουσιν οἴνον νέον εἰς  
ἄσποδες παλαιούς.

ταῦτα αὐτοῦ λαλοῦντος αὐτοῖς ἰδοῦ  
ἄρχων εἷς ἐλθὼν προσελθόντι αὐτοῦ  
λέγων οὐ ἐθγάγω μωv ἄρι ἐπι-  
λέγειν ἀλλὰ ἐλθὼν ἐπίθες ἵνῃ  
χειρὰ σου ἐπ' αὐτῶν καὶ ζῆσεια.

\*) Der fall ist genau derselbe wie Matth. 11, 2, wo es sich gleichfalls um  
änderung nach der parallelstelle handelt, welche in der dem got. übersetzer vorlie-  
genden griechischen hs. nicht vollzogen war.

20 jah sai qino bloparimunde  
ib. wintruns duatgaggande  
attaitok skauta wastjos is.

21 qapuh auk in sis: jabai pat-  
ainei atteka wastjai is ganisa.

22 ... prafstei puk dauhtar ga-  
laubeins peina ganasida puk ...

23 jah qimands Iesus in garda  
pis reikis jah gasaihrands swigl-  
jans [jah haurnjans haurnjandans<sup>1</sup>]  
jah managein auhjondein qap du im.

1) als glossem zu *swigljans* in den  
text geraten.

24 afleipib unte ni gaswalt so  
mawi ak slepib. jah biblohun ina.

27 jah hcarbordin Iesua jainpro  
laistidedun afar imma twai blind-  
dans hropjandans jah qibandans  
armaj uggekis sunau Daweidis.

28 qimandin pan in garda duat-  
iddjedun imma pai blindans jah  
qap im Iesus gaulaubjats patei  
magjau pata taujan? qepun du im-  
ma jai frauja.

29 panuh attaitok augam ize qi-  
pands bi galaubeimai iggqarai wair-  
pai iggqis.

30 jah usluknodedun im augona.  
jah imagida ins Iesus qipands sai-  
hrats ei manna ni witi.

καὶ ἰδὸν γενῆ ἐν ῥήσῳ ἀήματος  
δόδεζα ἐν ἔχονσῳ προσῆλθεν ὄλι-  
σθεν καὶ ἤψαιτο τοῦ ζωσπέδου  
τοῦ ἡμαιῶν αὐτοῦ.

1) Evccodd. γενῆ ἀμορροσῶα δώδεζα  
ἐν προσῆλθοσῳ οὐσθεν (vgl. hiezu die  
note Field 3, 71 fg.); Chrysostomus de suo  
dedit γενῆ ἐν ῥήσῳ ἀήματος (ex Marci  
relatione) δώδεζα ἐν ἔχονσῳ ex loco  
Joannis sumsisse videtur. Tam diligen-  
tes ergo sunt patres Graeci cum locum  
ex professo ut ajuunt interpretantur.

ἔλεγε γὰρ ἐν ἐπιτοῇ ἐὰν μόνον  
ἐψομαι τοῦ ἡμαιῶν αὐτοῦ σωθί-  
σομαι.

Ἰάσῳ θρηάτηρ ἢ πίσις σου  
σῶσκέ σε.

ἔθρον δέ<sup>1</sup> εἰς τὴν οὐλίαν τοῦ  
ἄχουτος καὶ ἰδὸν τοὺς ἀλίητας  
καὶ τὸν ὄχλον θορυβοῦμενον ἔλε-  
γεν<sup>2</sup>.

1) Evccodd. καὶ εἶθον ο ἰθους.

2) λέγει αὐτοῖς CEFGLMSUF.III.

ἀποθορεῖτε οὐ γὰρ ἀπέθατε τὸ  
ζωάσιον ἀλλὰ καθεύδει. καὶ κατε-  
γέλιον αὐτοῦ.

καὶ παρόρουι ἐξεῖθεν τῷ Ἰησοῦ  
ἠζολούθησαν αὐτῷ δύο τυγλοὶ ζοά-  
ζοιτες καὶ λέγοιτες ἐλέησον ἡμᾶς  
ὡς Δαβὶδ.

ἔθρονι δέ αὐτῷ<sup>1</sup> εἰς τὴν οὐλίαν  
προσῆλθον αὐτῷ οἱ τυγλοὶ καὶ λέ-  
γει αὐτοῖς ὁ Ἰησοῦς πιστεύετε οὐ  
δέναμαι τοῦτο ποιῆσαι; λέγουσιν  
αὐτῷ καί, κέριε.

1) fehlt in Evccodd.

οἷτε ἤψαιτο τῶν ὀφθαλμῶν αὐτῶν  
λέγων καὶ τὴν πίστιν ἐμῶν γενῆ-  
θῆτω ἐμῖν.

καὶ ἀπέχθησαν αὐτῶν οἱ ὀφθαλ-  
μοί. ἐνεβρωμήσατο γὰρ<sup>1</sup> αὐτοῖς ὁ

1) Evccodd. καὶ ἐνεβρωμήσατο.



31 ip eis usgaggandans usmeri-  
dedun ina in allai airpai jaimai.

32 panuh biþe ut usiddjedun  
eis sai atberun imma mannan bau-  
dana daimonari.

33 jah biþe usdribans warþ un-  
hulþo rodida sa dumba jah silda-  
leikidedun manageins qifþandans:  
ni aiw swa uskunþ was in Israela.

34 ... in fauramaþlja unhulþono  
usdreibip unhulþons.

35 jah bitauh Iesus baurgs allos  
jah haimos laisjands in gaqumþim  
ize jah merjands aiwaggeljon þiu-  
dangardjos jah hailjands allos sauth-  
tins jah alla unhailja.

36 gasailtrands þan þos mana-  
geins infeimoda in ize unte wesun  
afdauidai jah frauaurpanai swe  
lamba ni habandona hairdeis.

37 panuh qap du siponjam sei-  
naim asans railhtis managa ip  
waurstwjans fawai.

38 bidjip nu frauþan asanais ei  
ussandjai waurstwjans in asan seiua.

### Cap. 10.

1 Jah athaitands þans twalif si ..

23 ... þizai baurg þliuhaip in  
aþþara amen auk qifþa izwis ei ni  
ustiuhiþ baurgs Israelis unte qimip  
sa sunus mans.

Ἰησοῦς λέγων δοῦτε μηδεὶς γινω-  
σκέτω.

οἱ δὲ ἐξελθόντες διεγίμισαν αὐ-  
τὸν ἐν ὄλῃ τῆ γῆ ἐκείνῃ.

αὐτῶν δὲ ἐξερχομένων ἰδοὺ προσ-  
ήγγισαν αὐτῷ ἄνθρωπον ζωγρὸν  
δαίμονιζόμενον.

ἐκβληθέντος γὰρ<sup>1</sup> τοῦ δαίμονος  
(δαίμονιον) ἐλάλησεν ὁ ζωγρὸς, οἱ  
δὲ ὄχλοι ἐθαύμασαν<sup>2</sup> λέγοντες οὐ-  
δέποτε ἐγένη οὕτως<sup>3</sup> ἐν τῷ Ἰσραὴλ.

1) Evseodd. και εκβληθειςτος.

2) Evseodd. και θαυμασαν οι οχλοι.

3) ουτως εγενη D itpler. vg.

ἐν τῷ ἄρχοντι τῶν δαιμονίων ἐκ-  
βάλλει τὰ δαιμόνια.

(και περιηγεν ο Ιησους) τὰς πό-  
λεις πάσας και τὰς χώρας διδάσ-  
ζων ἐν ταῖς συναγωγαῖς αὐτῶν και  
καρτίσων τὸ ἐκτελέειν τῆς βασι-  
λείας και θεουαλείων πασῶν νόσων  
και πασῶν μαλακίαν.

ἰδὼν γὰρ τοὺς ὄχλους ἐπιλεγ-  
χρίσθη περὶ αὐτῶν οὗ ἦσαν ἐστυλ-  
μένοι και ἐθαυμάζοντες ὡς λόγια  
μη ἐχοντα ποιμένα.

τότε λέγει τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ  
ὁ μὲν θερισμὸς πολὺς, οἱ δὲ ἐργά-  
ται ὀλίγοι.

διήθηνε οὖν τοῦ πρῶτον τοῦ θε-  
ρισμοῦ ὅπως ἐκβάλλῃ ἐργάτας πρὸς  
τοὺς θηρισμὸν αὐτοῦ.

και προσκαλισάμενος τοὺς δύο  
δευα μαθητάς ..

(οὗτοι δε διώκωνται ἑμαῖς ἐν) τῆ  
πόλει καὶ τῆ γειτονίᾳ ἐξέρχονται  
ἀλλῶν γὰρ λέγει ἑαὐν οὐ μὲν πλεῖστοι  
τὰς πόλεις τοῦ Ἰσραὴλ ἕως ἂν ἐλ-  
θῇ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου.

24 mist siponeis ufär laisauja nih skalks ufär frauin seinamma.

25 ganah siponi ei wairpai swe laisareis is jah skalks swe frauja is. jabai gardawaldand Baiailzaibul haihaitum und hvan filu mais þans innakundans is.

26 ni numu ogeiþ izwis ins. ni waiht auk ist gabulip þatei ni andhljaidau jah fulgin þatei ni ufkunnaidau.

27 þatei qifa izwis in riqiza qifaiþ in liuhada, jah þatei in auso gahauseiþ merjaiþ ana hrotam.

28 jah ni ogeiþ izwis þans usqimandans leika þatainei ip saiwalai ni magandans usqiman, ip ogeiþ mais þana magandan jah saiwalai jah leika fraqistjan in gaimannan.

29 niu twai sparwans assarjau bugjanda? jah ains ize ni gadriusip ana airþa inuh attins izwaris wiljan.

30 aþþan izwara jah tagla haubidis alla garafama sind.

31 ni numu ogeiþ; managaimu sparwam batizans sijuþ jus.

32 sa hrazuh nu saei andhaitip mis in andwairþja manne andhaita jah ik imma in andwairþja attins meinis saei in himinam ist.

οὐκ ἔσσι μαθητὴς ἐπέθ τοῦ διδασκάλου οὐδὲ δοῦλος ἐπέθ τοῦ ζυγίου αἰτιοῦ.

ἀρκετιὸν τῷ μαθητῇ ἕνα γένηται ὡς ὁ διδασκάλος αἰτιοῦ καὶ ὁ δοῦλος ὡς ὁ ζῆμιος αἰτιοῦ. εἰ τὸν οἰζοδεσποτιν Βεελζεβοὺλ ἐκάλεισαν πῶσθ (πολλῶ) μᾶλλον τοὺς οἰζειζοὺς αἰτιοῦ;

μηδὲν φοβεῖσθε αἰτιοῦς. οὐδὲν γάρ ἐστι ζεζαλιμμένον ὃ οὐκ ἀποζαλιγθῆσεια οὐδὲ ἰ ζρητιὸν ὃ οὐ γνωσθῆσεια.

1) Eveodd. κα.

ὃ λέγω ἔμῃν ἐν τῇ σοιῖα εἴπατε ἐν τῷ φωτι καὶ ὃ εἰς τὸ οὐδὲ ἀκούετε ζηριῖζαε ἐπὶ τῶν δομιέτων.

μηδὲ φοβηθῆτε ἀπὸ τῶν ἀποζτερότιων τὸ σῶμα, τὴν δὲ ψυχὴν μηδὲν δεινόμενον ἀποζτεῖναι, φοβηθῆτε δὲ μᾶλλον τὸν δεινόμενον καὶ ψυχὴν καὶ σῶμα ἀπολέσαι εἰς γέενναν (vgl. p. 402).

1) Eveodd. κα μη.

οὐχὶ διτό στρουθία ἀσσαρίορ πωλειται; καὶ ἐν ἐξ αἰτιων οὐ πεσεια ἐπὶ τὴν γῆν ἄρευ τοῦ πατρος ἔμῶν τοῦ ἐν οὐρανοῖς<sup>1</sup>.

1) Eveodd. fehlt; sine voluntate patris vestri itpler. u. a. vgl. Wordsworth-White zur stelle.

ἔμῶν δὲ καὶ αἱ τριῖες τῆς ζεραλῆς πασαι ἡριθμημένα εἰσι.

μηδὲν φοβηθῆτε πολλῶν στρουθίων διαφέρετε ἔμεις.

πᾶς οὐδὲν ὅστις ὁμολογίσει ἐν ἐμοὶ ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρόπιων ὁμολογίσω καὶ ἐν αἰτιῷ ἔμπροσθεν τοῦ πατρος μου ἐν οὐρανοῖς (vgl. v. 33).

33 ip þisvanoh saei afaikiþ mik in andwairþja manne afaika jah ik ina in andwairþja attins meinis þis saei in himinam ist.

34 nih ahjaiþ þatei qemjau lagjan gawairþi ana airþa, ni qam lagjan gawairþi ak hairu.

35 qam auk skaidan mannan wiþra attan is jah dauhtar wiþra aiþein izos jah bruþ wiþra swailron izos.

36 jah þijands mans innakundai is.

37 saei frijof attan aiþþau aiþein ufar mik, nist meina wairþs; jah saei frijof sunu aiþþau dauhtar ufar mik nist meina wairþs.

38 jah saei ni nimiþ galgan seinana jah laistjai afar mis nist meina wairþs.

39 saei bigitiþ saiwala seinana fraqisteiþ izai jah saei fraqisteiþ saiwala seinai in meina bigitiþ þo.

40 sa andnimands izwis mik andnimiþ jah sa mik andnimands andnimiþ þana sandjandan mik.

41 sa andnimands praufetu in namin praufetaus mizdon praufetis nimiþ jah sa andnimands garaihtana in namin garaihtis mizdon garaihtis nimiþ.

42 Jah saei gadragkeiþ ainana þize minnustane<sup>1</sup> stikla kaldis watins þatainci in namin siponeis amen qiþa izwis ei ni fraqisteiþ mizdon seinai.

1) vgl. Math. XXV, 42.

ὅς δ' ἂν ἀρνῆσθῆται με ἐμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων, ἀρνῆσομαι καὶ ἔμπροσθεν τοῦ πατρὸς μου τοῦ ἐν οὐρανοῖς.

μὴ νομίζετε ὅτι ἦλθον βαλεῖν εἰρήνην ἐπὶ τὴν γῆν, οὐκ ἦλθον βαλεῖν εἰρήνην, ἀλλὰ μάχαιραν.

ἦλθον γὰρ διχάσαι ἄνθρωπον κατὰ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ καὶ θυγατέρα καὶ μητέρα αὐτοῦ καὶ νόμον αὐτοῦ καὶ νόμον πενθερᾶς αὐτοῦ.

ἐχθροὶ τοῦ ἀνθρώπου οἱ οὐκ εἰσὶν αὐτοῦ.

1) Eycodd. *zai* *ezþroai*.

ὁ φίλων παιτέρα ἢ μητέρα ἐπέθ' ἐμὲ οὐκ ἔστι μου ἄξιος καὶ ὁ φίλων εἶδον ἢ θυγατέρα ἐπέθ' ἐμὲ οὐκ ἔστι μου ἄξιος.

καὶ ὅς οὐ λαμβάνει τὸν στανθὸν αὐτοῦ καὶ ἀζολοῦθαι δόξω μου οὐκ ἔστι μου ἄξιος.

ὁ εἶθρον τὴν ψυχὴν αὐτοῦ ἀλλολέσει αὐτὴν καὶ ὁ ἀλλολέσας τὴν ψυχὴν αὐτοῦ ἔνεζεν ἐμοῦ εἰρήσει αὐτὴν.

ὁ δεχόμενος ἐμὰς ἐμὲ δέχεται καὶ ὁ ἐμὲ δεχόμενος δέχεται τὸν ἀποστείλαντά με.

ὁ δεχόμενος προφήτην εἰς ὄνομα προφήτου μισθὸν προφήτου λήψεται καὶ ὁ διχόμενος δίκαιον εἰς ὄνομα δικαίου μισθὸν δικαίου λήψεται.

ἢ<sup>1</sup> ὅς ἐὰν ποιῶσι ἕνα τῶν μισθῶν<sup>2</sup> τούτων ποιήτων ψυχροῦ<sup>3</sup>

1) Eycodd. *zai*.

2) *eiachwion* Ditzg.

3) *apwac frigidac* itvg. *ψυχρον ρθαιος* D; aber auch Chrysostomus selbst führt fort: *καὶ ποιήτων ψυχρον ρθαιος* δθς; ... vgl. got. *watins* Marc. 9, 41.

μόνον εἰς ὄνομα μαθητοῦ, ἀλλ' ἂν  
λέγω ἡμῖν οὐ μὴ ἀποπέσει ἰὸν μισ-  
θὸν αὐτοῦ.

## Cap. 11.

1 Jah warþ bipe usfullida Iesus  
anabiudands þaim twalif siponjam  
seinaim ushof sik jainþro du lais-  
jan jah merjan and baurgs ize.

2 ip Johannes gahausjands in  
karkarai waurstwa Xristaus insand-  
jands bi<sup>1</sup> siponjam seinaim.

1) Was bedeutet in Bernhardts note  
die Berufung auf Chrysostomus?

3 qaf du imma þu is sa þimanda  
þan anþarizuh beidaima?

4 ... gaggandans gateihþ Jo-  
hanne þatei gahauseiþ jah gasai-  
hriþ.

5 blindai ussaiþrand jah haltai  
gaggand þrutstillai hrainjai wair-  
þand jah bandai gahausjand jah  
dauþai urreisand jah unledai wai-  
lamerjanda.

6 jah audags ist hrazuh saei ni  
gamarzjada in mis.

7 at þaim þan afgaggandam du-  
gann Iesus qiþan þaim manageim  
bi Johannen: hra usiddjeduþ ana  
aupida saiþran? raus fram winda  
wagidata.

8 akei hra usiddjeduþ saiþran?  
mannan hnasqjaim wastjom gawa-  
sidana? sai þatei hnasqjaim wasi-  
dai sind in gardim þiudane sind.

καὶ ἐγένετο ὅτε ἐπέλεσεν ὁ Ἰησοῦς  
δικαιώσωσαν τοῖς δόδοιμα μαθηταῖς  
αὐτοῦ, μετέβη ἐξείθην τοῦ διδάσ-  
κειν καὶ κηρύσσειν ἐν ταῖς πόλεσιν  
αὐτῶν.

ἀκούσας δὲ Ἰωάννης<sup>1</sup> ἐν τῷ δεσμω-  
τηρίῳ τὰ ἔργα Χριστοῦ πέμψας δύο<sup>2</sup>  
τῶν μαθητῶν αὐτοῦ (= Luc. 7, 19).

1) Evcoodd. ο δε Ιωαννης εκουσας.

2) δια SimB<sup>U</sup>\*DPZ.4.

ἤρῳα αὐτὸν λέγων<sup>1</sup> σὺ εἶ ὁ ἐρ-  
χόμενος ἢ ἔτερον προσδοκῶμεν;

1) Evcoodd. ελεπ ατω.

πορευθέντες ἀταγγέλιτε Ἰωάννη  
ὃ ἀκούετε καὶ βλέπετε,

τυφλοὶ ἀναβλέπουνσι καὶ χωλοὶ  
περιλατοῦσι, λεπροὶ καθαρῶνται  
καὶ κωφοὶ ἀκούουνσι καὶ νεκροὶ ἐγεί-  
ρονται καὶ πτωχοὶ εὐαγγελίζονται.

καὶ μακάριος ὁς ἐὰν μὴ σκανδα-  
λισθῇ ἐν ἐμοί.

τοῦτων δὲ πορευομένων ἤρξαι ο  
Ἰησοῦς λέγειν τοῖς ὄχλοις περὶ  
Ἰωάννου· τί ἐξήλθετε εἰς τὴν ἔρη-  
μον θεάσασθαι (ἰδεῖν); κάλαμον  
ἢ τὸ ἀνέμον σαλευόμενον.

ἀλλὰ τί ἐξήλθετε ἰδεῖν; ἄνθρω-  
πον ἐν<sup>1</sup> μαλακῶς ἡμαίτοις ἡμυρεσ-  
μένον; ἰδοὺ οἱ τὰ μαλακὰ σφοδρῶ-  
ντες ἐν τοῖς ὄχοις τῶν βασιλέων  
εἰσὶ.

1) fehlt D\* itvg.

9 akei lva usiddjedup sahran?  
praufetu? jai qiba izwis jah mana-  
gizo praufetau.

10 sa ist auk bi panei gameliþ  
ist: sai ik insandja aggilu meinana  
faura þus saei gamanweiþ wig þei-  
nana faura þus.

11 amen qiba izwis ni urrais  
in baurim qinono maiza Johanne  
þamma daupjandin; iþ sa minniza  
in þudangardjai himine maiza  
imma ist.

12 framuh þan þaim dagam Jo-  
hannis þis daupjandins und hita  
þudangardi himine anamahtjada jah  
anamahjtjandans frawilwand þo.

13 allai auk praufeteis jah witoþ  
und Johanne fauraqepun.

14 jah jabai wildedeiþ miþni-  
man sa ist Helias saei skulda qi-  
man.

15 saei habai au ..... haus-  
ja ..

16 ....

17 ... swiglodedum izw(is jah)  
ni þliusidedup huf ..... ni qai-  
nodedup.

18 qam railhtis Johan ..... jands  
nih drigkand ..... þand unhuþþ  
.....

19 ... sa sunus mans .... drig-  
kands j ..... na afetja jah af...  
kja . . . tarje frijonds jah frawaurhtaizo  
jah uswaurhta gadomida warþ han-  
dugei fram barnam seinaim.

*ἀλλὰ τί ἐξήλθει εἰδῆν; προφη-  
τιν; καὶ λέγω ἑμῖν καὶ περισσό-  
τερον προφητίον.*

*οὗτος γὰρ ἐστὶ περὶ οὗ γέγραπ-  
ται ἰδοὺ<sup>1</sup> ἀποστέλλω τὸν ἄγγε-  
λόν μου πρὸ προσώπου σου ὃς  
κατασκευάσει τὴν ὁδόν σου ἔμπροσ-  
θέν σου.*

1) Evcoodd. ἰδου εγω.

*ἀμὴν λέγω ἑμῖν οὗκ ἐγγίσει  
ἐν γεννητοῖς γενναίων μεῖζον Ἰω-  
άννου τοῦ βαπτιστοῦ, ὃ δὲ μικρό-  
τερος ἐν τῇ βασιλείᾳ τῶν οὐρανῶν  
μεῖζον αὐτοῦ ἐστί.*

*ἀλλ' ὃ ἐ τῶν ἡμερῶν Ἰωάννου τοῦ  
βαπτιστοῦ ἕως ἄρτι ἡ βασιλεία τῶν  
οὐρανῶν βιάζεται καὶ βιασιὰ ἐκ-  
πάζουσιν αὐτὴν.*

*λίαντες γὰρ οἱ προφήται καὶ ὁ  
νόμος ἕως Ἰωάννου προεφήτευσαν.*

*εἰ<sup>1</sup> θέλει δεξιῶσαι, αὐτὸς εἶπεν  
Ἡλίας ὁ μέλλον ἔρχεσθαι.*

1) Evcoodd. κα ε.

*ὁ ἔχων ὄτια ἀκούειν ἀκούειτω.*

*ἠρτίσαμεν ἑμῖν καὶ οὗκ ὠρχή-  
σασθε, ἐθρηνησαμεν (ἑμῖν) καὶ οὗκ  
ἐδόψασθε.*

*ἦλθε γὰρ Ἰωάννης μήτε ἐσθίων  
μήτε λίνων καὶ λέγοντο διαμώμιον  
ἔχει.*

*ἦλθεν ὁ εἰς τὸ ἀνθρώπων ἐσ-  
θίων καὶ λίνων καὶ λέγουσιν ἰδοὺ  
ἄνθρωπος γάργος καὶ οἶνον, οὐκ  
εἰκῶτων φίλος καὶ ἀγαπωτῶν καὶ  
ἐδιδασάθη ἡ σοφία ἀπὸ τῶν ἐκ-  
των αὐτοῦ.*

20 þanuh dugann idweitan baur-  
gim in þaimci waurþau þos mana-  
gousts mahteis is ....

21 ..... mah(teis þos  
waurþanons in izwis (airis þ)au  
in sakkau jah azgon .... odedeina.

22 sweþauh qi.....Tyrin jah  
Seidonim ..... irþiþ in daga  
stau .....

23 jah þu Kafarna..... min  
ushauhida ..... a galeifis .....  
..... Saudaumjam .... þe... ahteis  
þos waurþanons in izwis<sup>1</sup> aiþþau  
eis weseina und hina dag.

1) vgl. v. 21.

24 sweþauh qiþa izwis þatei air-  
þai Saudaumje sutizo wairþiþ in  
daga stauos þau þus.

25 inuh jainamma mela andhaf

τότε ὁ Ἰησοῦς<sup>1</sup> ἤρξατο διειδέειν  
τὰς πόλεις ἐν αἷς ἐγένοντο αἱ πλι-  
σια δυνάμεις αὐτοῦ.

1) fehlt Sin BDEFGMSUVXZL.

αἱ δυνάμεις αἱ γενόμενα ἐν ἐμῶν  
πάλαι ἂν ἐν σάκκῳ καὶ σποδῶ με-  
τενόησαν.

πλὴν λέγω ἐμῶν Τύρον καὶ Σι-  
δῶν ἀνεπίστερον ἔσται ἐν ἡμέρας  
ζορίσεως.

καὶ σὺ Καπερναοὺμ<sup>1</sup> ἡ ἕως τοῦ  
οὐρανοῦ ἐψωθεῖσα ἕως ἕδου και-  
βιβασθήσῃ (καιαβίση) οὐ εἶ ἐν  
Σοδόμοις ἐγένοντο αἱ δυνάμεις αἱ  
γενόμενα ἐν σοί, ἔμειναν ἂν μέχρι-  
(τῆς) σήμερον.

1) καφερανεμ SinBD itvg.

πλὴν λέγω ἐμῶν οὐ γῆ Σοδόμων  
ἀνεπίστερον ἔσται ἐν ἡμέρας ζορίσεως  
ἢ σοί.

ἐν ἐκείνῳ τῷ καιρῷ ἀποκριθεῖς

### Cap. 25.

41 gaggiþ fairra mis jus fraqi-  
þanans in fon þata aiweino þata man-  
wido unhulþin jah aggilum is.

42 unte gredags was jan ni ge-  
buþ mis matjan afþaursiþs was  
jan ni dragkideduþ mik.

45 ... jah þanei ni tawideduþ  
ainamma þize leitilane mis ni  
tawideduþ.

προερέσθε ἀπ' ἐμοῦ οἱ καιηρα-  
μένοι εἰς τὸ πῦρ τὸ αἰώνιον τὸ ἕτοι-  
μασμένον τῷ διαβόλῳ καὶ τοῖς ἄγ-  
γέλοις αὐτοῦ.

ἐπιίνασα γὰρ καὶ οὐκ ἐδώκατέ  
μοι φαγεῖν, ἐδίψων καὶ οὐκ ἐποιί-  
σατέ με (p. 736).

ἐφ' ὅσον γὰρ οὐκ ἐποιήσατε ἐνὶ  
τούτων τῶν ἐλαχίστων οὐδὲ ἐμοὶ  
ἐποιήσατε.

### Cap. 26.

1 jah warþ biþe ustauh Iesus  
alla þo waurda qaf siponjam sei-  
naim.

καὶ ἐγένετο ὅτε συνετέλεσεν ὁ  
Ἰησοῦς τοὺς<sup>1</sup> λόγους τούτους, εἶπε  
τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ.

1) παντας τοὺς sämtliche codd. mit  
ausnahme von EG.

2 wituþ þatei afar twans dagans paska wairþiþ jah sa sunus mans atgibada du ushramjan.

3 þanuh ...

66 Iva izwis þugkeiþ ... skula dauþaus ist.

67 þanuh spiwun ana andawleizn is jah kaupastedun ina sumaiþ þan lofam slohum.

68 qifandans praufetei unsis Xristu Iwas ist sa slahands þuk.

69 iþ Þaitrus uta sat ana rohsnai jah duatiddja imma aina þiwi qifandei: jah þu wast miþ Iesua þamma Galeilaiu.

70 iþ is laugnida faura þaim allaim qifands: ni wait Iva qifis.

71 usgaggandan þan iua in daur gasaln ina anþara jah qaf du þaim jainar jah sa was miþ Iesua þamma Nazoraiau.

72 jah aftra afaiak miþ aiþa swarands þatei ni kann þana mannan.

73 afar leitil þan atgaggandans þai standandans qefun Þaitrau bi sunjai jah þu þize is jah auk razda þeina bandweiþ þuk.

74 þanuh dugann afdomjau jah swaran þatei ni kann þana mannan jah suns hana hrुकida.

75 jah gamunda Þaitrus waurdis Iesuis qifanis du sis þatei faur hanins hrúk þrim sinþam afakis mik. jah usgaggands ut gaigrot baitraba.

*οἴδατε ὑμεῖς μετὰ δέο ἡμέρας τὸ πάσχα γίνεται καὶ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου παραδίδοται εἰς τὸ στανρωθῆναι.*

*τότε ...*

*ὡς ἐμὴν δοκεῖ; ἔνοχος θανάτου ἐστί.*

*τότε ἐνέπλευσαν εἰς τὸ πρόσωπον αὐτοῦ καὶ ἐκολάφισαν αὐτὸν, οἳ δὲ ἐρρόαπισαν*

*λέγοντες προφήτευσον ἡμῖν Χριστέ, τίς ἐστιν ὁ πάσας σε;*

*ὁ δὲ Πέτρος ἐκάθιστο ἐν τῇ ἀρῇ ἔξω<sup>1</sup> καὶ προσήλθεν αὐτῷ μία πικρὸν λέγουσα καὶ σὺ ἴσθαι μετὰ Ἰησοῦ τοῦ Γαλιλαίου.*

1) εἶω εσαθηιο ACXΓ. III.

*ὁ δὲ ἠρνήσατο ἔμπροσθεν αὐτῶν πάντων λέγων οὐκ οἶδα, τί λέγεις.*

*ἔξελεθόρια δὲ αὐτὸν εἰς τὸν κλῶνα εἶδεν αὐτὸν ἄλλη καὶ λέγει ἐκεῖ<sup>1</sup> καὶ οὕτως ἦρ μετὰ Ἰησοῦ τοῦ Ναζωραίου.*

1) τοις εσα Sim BDE<sup>3</sup> GKSII<sup>8</sup>.

*καὶ πάλιν ἠρνήσατο μεθ' ὄρον (das weitere fehlt).*

*μετὰ μικρὸν δὲ προσελθόντες οἱ ἐπιστοῖτες εἶπον τῷ Πέτρῳ ἀληθῶς καὶ σὺ ἴξ αὐτῶν εἶ καὶ γὰρ ἡ λαλιὰ σου δηλὸν σε ποιεῖ.*

*τότε ἤρξιστο καιαθηματιζῆν καὶ ἀντίειναι ὑμῖν οὐκ οἶδα τὸν ἄνθρωπον καὶ εὐθέως ἀέκτιστος ἐγινώσκει.*

*καὶ ἐμνήσθη ὁ Πέτρος τοῦ ῥήματος τοῦ Ἰησοῦ εὐρηκότος αὐτῷ ὑμῖν κριν ἀέκτιστος γινώσκω τρέξω ἀλιουρήσῃ με. καὶ ἐξελθὼν ἔξω ἔκλωσεν μικρῶς.*

## Cap. 27.

3 þanuh gasailhunds Iudas sa galewjands ina þatei du stauai gatauhans warþidreigondsgawandida þans þrins tīgums silubreinaize gudjam . .

4 qīþands frawaurhta mis galewjands bloþ swiku iþ eis qeþun hra kara unsis þu witeis.

5 jah atwairþands þaim silubram in alh aftaiþ jah galeiþands ushaihah sik.

6 iþ þai gudjans nimandans þans skattans qeþun: ni skuld ist lagjan þans in kaurbanaun unte andawairþi bloþis ist.

7 garuni þan nimandans usbauhtedun us þaim þana akr kasjins du usfilhan ana gastim.

8 duþþe haitans warþ akrs jains akrs bloþis und hina dag.

9 þanuh usfullnoda þata qīþano þairh Jairaimian praufetu qīþandan: jah usnemun þrins tīgums silubreinaize andawairþi þis wairþodins þatei garahnidedun fram sunum Israelis.

10 jah atgebun ins und akra kasjins swaswe anabauþ mis frauja.

11 iþ Iesus stoþ faura kindina jah frah ina sa kindins qīþands: þu is þrudans Judaie? iþ Iesus qaþ du imma: þu qīþis.

*τότε ἰδὼν Ἰούδας ὁ παραδιδὸς αὐτὸν οὕτως αἰτιολογεῖ μιταμιληθεῖς ἀλέσθησε τὰ κρίματα ἀργήρια τοῖς ἀρχιερεῶσι . .*

*καὶ λέγει ἡμαρτιον παραδοῖς αἷμα ἀθῶον οἱ δὲ εἶπον τί πρὸς ἡμᾶς; σὺ ὄφει.*

1) Evceodd. λεγων.

*καὶ ἠρώσας τὰ ἀργήρια εἰς τὸν κῆδον ἀνεχώρησε καὶ ἀπελθὼν ἀπήγγελλε.*

*οἱ δὲ ἀρχιερεῖς λαβόντες τὰ ἀργήρια εἶπον οὐκ ἔξεστι βαλεῖν αὐτὰ εἰς τὸν κόρυμβον ἐπεὶ τιμὴ αἱμάτων ἐστίν.*

*καὶ συμβούλιον λαβόντες ἠρώρουν ἐξ αὐτῶν τὸν ἀργὸν τοῦ ζεραμέως εἰς τὰς τρεῖς ξένους,*

1) συμβουλιον δε sämtliche eodd. mit ausnahme von HM.

*διὸ ἐκλήθη ὁ ἀργὸς ἐκεῖνος ἀργὸς αἱματος ἕως τῆς σήμερον.*

*τότε ἐπληρώθη τὸ ἠηθὲν διὰ Ἱερουσόμ του προσηγῆτου λέγοντος καὶ θλασον τὰ κρίματα ἀργήρια τὴν τιμὴν τοῦ τετιμημένου (das weitere fehlt).*

*καὶ ἔδωκαν αὐτὰ εἰς τὸν ἀργὸν τοῦ ζεραμέως κατὰ συντάξιν μου κύριος.*

*ὁ δὲ Ἰησοῦς ἔστη ἐμπροσθεν τοῦ ἡγεμόνος καὶ ἐπερώτησεν αὐτὸν ὁ ἡγεμὼν λέγων σὺ εἶ ὁ βασιλεὺς τῶν Ἰουδαίων; ὁ δὲ Ἰησοῦς ἔφη σὺ λέγεις.*

1) εφη ατω ABXΓ. III unc 9.



12 jah miþþanei wrohiþs was fram þaim gudþam jah sinistam ni waiht andhof.

13 ... niu hauseis þran filu ana þuk weitwodþand?

19 sitandin þan imma ana stauastola insandida du imma qens is qifþandei ni waiht þus jah þamma garaibtin ...

42 ... Israelis ist atsteigadau nu af þamma galgin ei gasaihþaima jah galaubþam imma.

45 fram saihston þan þreilai warþ riqis ufar allai airþai und þreila niundon.

46 iþ þan bi þreila niundon ufþropida Iesus stibnai mikilai qiþands: Helei Helei lima sibakþanei þatei ist guþ meins guþ meins dulve mis bilaist?

47 iþ sumai þize jainar standandane gahausjandans qeþun þatei Helian wopeiþ sa.

48 jah suns þragida ains us im jah nam swamm fullþands aketis jah lagjands ana raus draggkida ina.

50 iþ Iesus aftra þropþands stibnai mikilai aftailot abman.

52 ... managa leika þize ligan-dane weihaize urrisun.

53 jah usgaggandans us hlaiwas-nom afar urrist is inn atgaggandans in þo weiþon þaurg jah ataugide-dun sik managaim.

καὶ ἐν τῷ κατηγορεῖσθαι αὐτὸν ἐπὶ τῶν ἀρχιερέων καὶ πρεσβυτέρων οὐδὲν ἀπεκρίνατο.

οὐκ ἀζούεις πόσα σοῦ καταμαρτυροῦσιν οὗτοι;<sup>1</sup>

1) fehlt in den Evceodd.

καθήμενον δὲ αὐτοῦ ἐπὶ τοῦ βήματος ἐπειψε πρὸς αὐτὸν ἡ γυνὴ αὐτοῦ λέγουσα· μηδὲν σοι καὶ τῷ δικαίῳ τούτῳ.

ἐ βασιλεὺς Ἰσραὴλ ἐστι καταβάτω νῦν ἀπὸ τοῦ σταυροῦ.

ἀπὸ δὲ ἑκτῆς ὥρας σκότος ἐγένετο<sup>1</sup> ἐπὶ πᾶσαν τὴν γῆν ἕως ὥρας ἐνάτης.

1) εγενετο σκοτος U.L.

περὶ δὲ τὴν ἐνάτην ὥραν ἔραξεν ὁ Ἰησοῦς φωνῇ μεγάλῃ καὶ εἶπεν<sup>1</sup>· ἤλι ἤλι λιμα σαβαχθαν<sup>2</sup> τοῦτ' ἐστὶ· θεέ μου, θεέ μου ἵνατί με ἐγκατέλιπες;

1) Evceodd. λεπων.

2) sibacthani q (vgl. Mc. 15, 34).

τινὲς δὲ τῶν ἐκεῖ ἐσιωπῶν ἀκούσαντες ἔλεγον οὕτως· Ἡλιαν φωνεῖ οὗτος.

καὶ ἐν θείῳ δραμῶν εἰς εἴς αὐτῶν καὶ λαβῶν σπλόγγον πλῆσας τε ὕδατος καὶ περιθείς καλίμῳ ἐπότιζεν αὐτόν.

ὁ δὲ Ἰησοῦς κραζῶν<sup>1</sup> φωνῇ μεγάλῃ ἔφη· εἰς ἡν ἔρχομαι.

1) παλιω κραζας sämtliche Evceodd. mit ausnahme von FL.

πολλὰ σόμματα τῶν ζεζοιμημένων ἀγίων ἐγγέθη.

εἰς τὴν ἀγίαν λόβην καὶ πολλοῖς ἐνεφανίσθησαν<sup>1</sup>.

1) Evceodd. ενεφανισθησαν πολλοις.

55 wesunh þan jainar qinons managos fairraþro sailvrandeins þozei laistidedun afar Iesua fram Galeilaia andbaltjandeins imma

56 in þaimeī was Marja so Magdalene jah Marja so lakobis jah Iosez(is) aiþei jah aiþei suniwe Zai-baldaiiaus.

61 wasuh þan jainar Marja Magdalene jah so anþara Marja sitandeins andwairþis þamma hlaiwa.

62 iftumin þan daga saci ist afar paraskaiwein gaqemun auhumistans gudjans jah Fareisaieis du Peilatan

63 qijþandans frauja gamundedum þatei jains airzjands qaþ nauh libands afar þrins dagans urreisa.

64 hait nu witan þamma hlaiwa und þana þridjan dag ibai ufto qimandans þai siponjos is binimaina imma jah qijþaina du managein urrais us danþaim jah ist so spedi-zei airzifa wairsizei þizai frumein.

65 ... habaiþ wardjans gaggif witaiduh swaswe kunnuþ.

66 iþ eis gaggandans galukum þata hlaiw fausigljandans þana ...

Ἰῶσαν δὲ ἐκαὶ γυναῖκες πολλὰι μεζούθων θεουροῦσαι αἰτίνας ἰζο-λόθῳθισαν ... διαζουροῦσαι αὐτῶ.

(ἐν αἷς ἦν) Μαρία ἡ Μαγδαλένη καὶ Μαρία ἡ Μαζούθων καὶ Ἰωσή μήτηρ καὶ ἡ μήτηρ τῶν τῶν Ζεβεδαίου

ἦν δὲ<sup>1</sup> Μαρία ἡ Μαγδαλένη καὶ ἡ ἄλλη Μαρία καὶ θήμενα ἀπέναντι τοῦ τάφου.

1) δε εζει sämtliche Evccodd. mit ausnahme von T.

τῆ δὲ ἐπαύριον ἦμεις ἐστὶ μετὰ τῆν παρασκευῆν, στήχθῳθισαν οἱ ἀρχιερεῖς καὶ οἱ φαρισαιοὶ πρὸς Πιλάτον.

λέγοντες· τίριε ἐμνήσθῳθισαν ὅτι ἐκεῖνος ὁ πλάτος εἶπεν· ἔτι ζῶν μετὰ τρεῖς ἡμέρας ἐγείρομαι (ἀναστήσομαι).

κέλευσαν οὖν ἀσφαλισθῆναι τὸν τάφον ἕως τῆς τρίτης ἡμέρας μήποτε ἐλθόντες οἱ μαθητὰ αὐτοῦ κλέψουσιν αὐτὸν καὶ εἴπωσι τῷ λαῷ, ὅτι<sup>1</sup> ἠγέρθη (ἀπέστη) ἀπὸ τῶν νεκρῶν καὶ ἔσται ἡ ἐσχάτη πλάτη χειρῶν τῆς πρώτης.

1) fehlt Evccodd.

ἔχετε κοιτωδίαν,<sup>1</sup> ἀσφαλισασθε ὡς οἴδατε.

1) + υπαγετε Evccodd.

καὶ<sup>1</sup> ἰσφαλισαντο τὸν τάφον σφραγίσαντες τὸν λίθον ...

1) Evccodd. οἱ δε πορευθεντες.

Die vorstehende textform gibt noch zu einigen bemerkungen anlass. Man wird bemerkt haben, dass im Matthäus die entsprechung zwischen gotisch und griechisch ebenso weit geht wie bei den alttestamentlichen bruchstücken. Einige wenige einzelheiten bleiben als eigenart der gotischen übersetzung unauferklärt hier wie dort, aber diese differenzen verschwinden auf der breiten fläche der identitäten.

Die abweichungen des griechischen textes von dem, den Bernhardt seiner ausgabe beigegeben hat, sind nicht von grossem belang. Bernhardts verfahren war ja darauf gerichtet, unter allen umständen eine griechische version zur darstellung zu bringen, die möglichst genau der gotischen übersetzung parallellaufe. Er brachte die seinige so zu stande, dass er unbekümmert um die herkunft und den charakter der einzelnen codices eklektisch die mit dem gotischen wortlaut übereinstimmenden lesarten aufgriff, wo immer sie sich boten. Er fand (vgl. zu Matth. 6, 1), der regel nach gehe der gotische text mit den griechischen codd. *AK*. Bousset hat zuletzt (in der oben s. 148 citierten schrift) über die durch K vertretene recension gehandelt. Die handschrift stammt aus Cypern und ist um die mitte des 9. jahrhunderts geschrieben. *A* ist der bekannte Graeco-Latinus aus St. Gallen (herausg. von Rettig, Zürich 1836) und vermutlich ein werk irischer mönche des 9. oder 10. jahrhunderts. Häufig genug ist Bernhardt von *KA* abgegangen (vgl. z. b. 7, 29. 8, 3. 5. 20. 26. 9, 4. 8. 9. 15. 33 usw. usw.), er hat dann die codd. SinBCD bevorzugt, aber ganz nach freier wahl ohne geschichtlich begründetes textkritisches princip.

Der bibeltext des Chrysostomus bietet jetzt eine grundlage für die gotische bibelübersetzung, welche uns aller jener willkürlichkeiten überhebt, offenbar eine einheitliche recension darstellt und noch dazu in einigen fällen genauer als der Bernhardtsche griechische text dem gotischen entspricht, z. b. *haxuh saei afletai gen, gibai i:ai afstassais bokos* 5, 31:  $\delta\varsigma \dot{\alpha}\nu \dot{\alpha}\pi\omicron\lambda\epsilon\upsilon\eta\tau\grave{\alpha} \tau\eta\varsigma \gamma\upsilon\gamma\alpha\iota\alpha \alpha\iota\omicron\upsilon\delta\acute{\alpha}\tau\omega \alpha\epsilon\tau\eta\grave{\alpha} \dot{\alpha}\pi\omicron\sigma\tau\acute{\alpha}\sigma\iota\omicron\nu$ . Da *afstassais bokos* nicht auf  $\dot{\alpha}\pi\omicron\sigma\tau\acute{\alpha}\sigma\iota\omicron\nu$  als quelle zurückgeführt werden kann, zog Bernhardt die lateinische übersetzung des cod. f und der Vulgata heran (*libellum repudi*). Wir sehen jetzt, dass es dessen nicht bedarf, denn auch die bibel des Chrysostomus lautete an der betreffenden stelle  $\delta\acute{\omicron}\tau\omega \alpha\epsilon\tau\eta\grave{\alpha} \beta\acute{\iota}\beta\lambda\iota\omicron\nu \dot{\alpha}\pi\omicron\sigma\tau\acute{\alpha}\sigma\iota\omicron\nu$ . Ebenso überflüssig ist es, sich fernerhin für 5, 46 auf f zu berufen, wenn für *Jai jindo* auch dem Chrysostomus  $\omicron\acute{\iota} \xi\theta\upsilon\tau\omicron\iota$  geläufig war. was allerdings nicht über allen zweifel erhaben ist. *weinubasja* 7, 16 geht nicht auf  $\sigma\tau\alpha\upsilon\tau\eta\lambda\acute{\iota}\nu$ , sondern auf  $\sigma\tau\alpha\upsilon\tau\eta\lambda\acute{\alpha}\varsigma$ , *uf waddufnja mecinamma* 8, 9 geht nicht auf  $\epsilon\tau\acute{\alpha} \xi\zeta\omicron\nu\sigma\acute{\iota}\omega\upsilon \xi\chi\omega\nu \epsilon\tau\acute{\alpha} \xi\eta\mu\alpha\tau\acute{\iota}\omicron\nu$  bezw. auf den lat. cod. Brixianus, sondern auf  $\epsilon\tau\acute{\alpha}\delta \xi\zeta\omicron\sigma\acute{\iota}\omega\upsilon \xi\chi\omega\nu \epsilon\tau\acute{\alpha} \xi\eta\mu\alpha\tau\acute{\iota}\omicron\upsilon$  zurück, *paruh* 9, 3 geht auf  $\dot{\iota}\delta\omicron\acute{\alpha}$ , nicht auf  $\kappa\alpha\acute{\iota} \dot{\iota}\delta\omicron\acute{\alpha}$ , *ana hrotam* 10, 27 nicht auf  $\alpha\lambda\omicron \tau\omicron\nu\delta \delta\omicron\mu\acute{\alpha}\tau\omega$ , sondern auf  $\epsilon\tau\acute{\alpha} \tau\omicron\nu \delta\omicron\mu\acute{\alpha}\tau\omega$  (doch liegt vermutlich hier wie an andern stellen, die ich nicht berücksichtige, druckfehler vor), *saci in himinam ist* 10, 32 geht nicht auf  $\tau\omicron\delta \acute{\epsilon}\tau \omicron\acute{\epsilon}\rho\alpha\tau\omicron\iota\varsigma$ , sondern auf  $\acute{\epsilon}\tau \omicron\acute{\epsilon}\rho\alpha\tau\omicron\iota\varsigma$  zurück (wie v. 33 beweist).

Ein widerstreit zwischen Chrysostomus und der gotischen bibel besteht zunächst 5, 27. 31. 39. 48. 6, 21. 7, 15. 24. 8, 4. 20. 9, 2. 15. 23. 10, 42. 11, 8. 20. 25, 45. 26, 71. 27, 6.

Eine grössere anzahl dieser abweichungen hängt jedoch damit zusammen, dass wir es mit bibelsprüchen zu tun haben, die aus dem zusammenhang heraus vom prediger citiert worden sind. Der gotische text findet in diesen fällen seine entsprechung in uns erhaltenen bibelhandschriften. Ich mache auf folgende liste aufmerksam.

5, 27	entspricht der gotischen fassung die lesart der codd.	ESUV.
5, 39	" " " " " " " "	EGSUV.
5, 48	" " " " " " " "	E <sup>2</sup> S.
6, 21	" " " " " " " "	EGSUV.
7, 15	" " " " " " " "	EGSUV.
7, 24	" " " " " " " "	EGSUV.
8, 4	" " " " " " " "	EUV.
9, 2	" " " " " " " "	EFSUV.
9, 23	" " " " " " " "	EFGSU.
11, 20	" " " " " " " "	EFGSUV.
26, 71	" " " " " " " "	E <sup>2</sup> GS.

Nehmen wir die durch die handschriftengruppe EFGSUV vertretene bibel zur hülfe, so reduciert sich die zahl der abweichungen von 18 auf 7. Verfolgen wir aber die herkunft der durch die codd. EFGSUV dargestellten bibel, so ergibt sich das verblüffende resultat, dass wir gerade mit dieser bibel wiederum nach Constantinopel geführt werden. Seit Semler und Griesbach ist es gemeingut der neutestamentlichen bibelkritik, dass wir in den genannten codd. einen constantinopolitanischen text zu sehen haben (Gregory, Prolegg. s. 189 fgg.), der uns allerdings nur in verhältnismässig später überlieferung zugänglich ist. E stammt aus dem 8., FV aus dem 9., GU aus dem 9.—10., S aus dem 10. jahrhundert (ist 949 geschrieben).

Wir haben also in dieser handschriftengruppe EFGHSUV den wichtigsten anhalt, wenn es darauf ankommt, die constantinopolitanische bibel des 4. jahrhunderts mit hilfe der homilien des Chrysostomus zu reconstruieren.

Es dürfte jetzt über allen zweifel hinaus erwiesen sein, dass der Gote, dem wir den Matthäus verdanken, als vorlage den griechischen text benützt hat, der in der diöcese von Byzanz üblich war.

Die abweichungen, welche nach einer andern richtung weisen könnten, kommen nicht in betracht. Vermutlich ist 5, 31 nur aus

verschen *qen* statt *qen seina* (wie 5, 32 steht) geschrieben oder *qen* statt *qen seina* beruht auf einer freiheit des übersetzters wie umgekehrt *haubiþ sein* : *ζεγαλιþ* 8, 20<sup>1</sup>; zweifellos ist *korbauann* 27, 6 für *korbauann* verschrieben, welches, wie ich mit bezug auf Zeitschr. 29, 311 bemerke, auch die bei Josephus belegte form des wortes ist.

Nicht in anschlag zu bringen sind jene leichten differenzen in der wortstellung, die ich nur der vollständigkeit halber anführe: 5, 20. 36. 9, 33. 26, 69. 27, 45 u. ähnl.

Eine genauere erörterung soll noch denjenigen stellen gewidmet werden, deren klarstellung nicht bereits im text gegeben ist. Matth. 9, 15 zeigt in der griechischen vorlage eine unterscheidung zwischen *ρεύγων* und *ρεύγιος*, die im gotischen sich nicht findet. Beide wörter sind durch *bruffafs* wiedergegeben. Ebenso liegt die sache Luc. 5, 34. Marc. 2, 19. Bernhardt erklärt, das beruhe darauf, dass der gotische übersetzer die lesarten der lateinischen bibel, und zwar der Itala, herangezogen habe, in der nur *sponsus* steht. Man könnte sich eventuell damit zufrieden geben, wenn die schwierigkeiten gehoben wären. Das ist aber nicht der fall: denn die Itala liest *jejunare*, die gotische bibel *qainon*! Mit der berufung auf die Itala wird also auch in diesem fall nichts geleistet, indem eine schwierigkeit eine neue gebiert<sup>2</sup>. Aller wahrscheinlichkeit nach hat der gotische übersetzer den unterschied zwischen *ρεύγων* und *ρεύγιος* nicht beachtet und gerade so darüber geurteilt wie Augustin, der zu Marc. 2, 19 bemerkte: *Marcus filios nuptiarum appellavit quos Mattheus sponsi quod ad rem nihil interest* (vgl. Wordsworth-White zu Marc. 2, 19). Ein ganz analoger fall ist der folgende. 10, 42 entsprechen sich *þize minnistane*: *ἰὼν μισθῶν* und 25, 45 *þize leitilune*: *ἰὼν ἐλαχίστων*. Zu jener stelle bemerkt Bernhardt: vielleicht ist nach dem lateinischen geändert, zu dieser: „ungenau“ und an der dritten analogen stelle Luc. 16, 10 *in leitilamma*: *ἐν ἐλαχίστοις*: „schwerlich nach der Itala

1) Nicht ausgeschlossen ist, dass für *qen* 5, 31 die parallelstelle Marc. 10, 2 verantwortlich; Luc. 9, 58, parallelstelle zu Matth. 8, 20, bietet auch der Gote *haubiþ*: *ζεγαλιþ*. Bernhardt vermutet bei Matth. 8, 20 einfluss von seiten der Itala: *caput suum* finde sich in den codd. a b e g<sup>1</sup>; ich bemerke, dass es auch in einer anzahl von Vulgatahandschriften belegt ist. Luc. 9, 58 findet sich *suum* aber desgleichen in einzelnen Itala- und Vulgatahandschriften: man wird also auf diese gotische variante kein gewicht legen dürfen.

2) Ähnlich verhält es sich mit Matth. 11, 8, wo Bernhardt, ohne Luc. 7, 25 zu berücksichtigen, sich für die Itala entscheidet, während die sache so liegt, dass im einen fall genauer anschluss an die griechische vorlage, im andern gotischer sprachgebrauch vorliegt (vgl. Matth. 6, 31).

geändert<sup>4</sup>. Ganz anders ist sein verfahren Luc. 19, 17 in *leitilamma: ἐν ἑλαχίστω*: „vielleicht lag dem übersetzer in seiner griechischen hs. eine nach Matth. 25, 21 (*ἐπὶ ὀλίγα*) geänderte lesart vor.“ Welcher von diesen vier verschiedenen erklärungen wird man beipflichten? Ich denke: keiner. Marc. 9, 42 lesen wir in der gotischen bibel *μὴτε leitilane: τῶν μικρῶν*, die parallelstellen Matth. 18, 6. Luc. 17, 2 fehlen uns leider, aber man nehme zu den genannten diese hinzu, verfolge die entsprechungen in den lateinischen texten (*pauca, minora, minima*) und man wird dann willig auch den griechischen cod. ein schwanken in synonymis zugestehen (vgl. auch *so spedizeī: ἡ ἐσχάτη* Matth. 27, 64).

Eine besondere bewandtnis hat es meiner ansicht nach mit den stellen:

6, 24 *manmonin* : *μαμωνῆ*.

8, 5 *Kafarnaum* : *Καπερναούμ*.

8, 11 *Isak* : *Ἰσαάκ*<sup>1</sup>.

27, 46 *sibakþani* : *σαβαζθαρί*.

Es handelt sich in diesen fällen um orthographie der fremdsprachlichen eigennamen. Die mit der gotischen schreibweise identischen formen finden sich nur in lateinischen handschriften, wie zu den einzelnen stellen bemerkt worden ist. Auf diese rein orthographischen merkmale, die offenbar erst in italienischer zeit, d. h. im 6. jahrhundert von der hand des jüngsten schreibers in die gotische bibel gekommen sind, scheint sich der einfluss lateinischer bibeltexte zu beschränken. Es ist namentlich übereinstimmung mit der im 6. jahrhundert geschriebenen hs. q der Itala bemerkbar (herausgegeben von White in den *Old Latin biblical texts* vol. III. Oxford 1888). Dass wir aber auch in diesem fall uns nicht an eine einzige handschrift klammern dürfen, liegt auf der hand. Ich bin der ansicht, dass auch die form *Maþþaius* 9, 9 italienischer herkunft ist, kann sie allerdings in Italahandschriften nicht belegen, wol aber in dem bekanntlich gleichfalls in Italien entstandenen cod. D; *Matþaius* Marc. 3, 18 ist vermutlich die zufällig erhaltene originalform des übersetzers.

Es liegt durchaus keine nötigung vor, irgend eine textliche veränderung auf einfluss der Itala zurückzuführen, denn die stelle, die allein in betracht käme, Matth. 8, 5 wird ebenso leicht durch beeinflussung der parallelstelle Luc. 7, 1 erklärt; über 8, 20. 9, 8. 15. 11, 2

1) Ich bemerke jedoch, dass wie *Kαπερναούμ* durch cod. X so *Isak* durch Josephus (ed. Niese) 1, 191 bezeugt ist.

ist bereits gehandelt; auch 10, 42. 11, 8 ist die übereinstimmung im wortlaut zufällig.

Als hauptresultat der quellenkritischen untersuchung darf schon an dieser stelle ausgesprochen werden, dass wir bei den bisher behandelten alttestamentlichen fragmenten und bei dem Matthäusevangelium eine und dieselbe übersetzungstechnik gefunden haben und dass diese technik durchaus derjenigen verwandt erscheint, die wir aus der alt-hochdeutschen Evangelienübersetzung zur genüge kennen. Die schriftstellerische leistung des übersetzers ist nicht so hoch anzuschlagen, wie sie bisher veranschlagt worden ist.

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

## ZUR ALTSÄCHSISCHEN GRAMMATIK.

### 3. *gikilla* oder *ikilla*?

Vergil. glossen 89<sup>b</sup> Georg. 3, 366 findet sich „stiria i. e. *ihilla*“ (Ahd. gl. 2, 726, 36). An derselben stelle steht in den Pariser Vergilglossen (Ahd. gl. 2, 703, 20) *kichilla*. Im jüngeren niederdeutschen ist das wort nicht mehr belegt; wol aber erscheint es im englischen *ieicle*, mittellengl. *ikel*, *isckel*; md im hochdeutschen vgl. Diefenb. gloss. i. v. stiria *hichela* (für *ichela*); *ichel rou yse*, *ihila* wol verdorben aus *isichila*. Ags. lautet das wort *gicel*, *isgicel*, adj. *gicelig* (glacialis) mit derselben bedeutung. Was hat man für das altsächsische anzunehmen, *ikilla*, *jikilla* oder *gikilla*?

Im mnd. findet sich in dieser bedeutung *jokele*, *isyokele*, nom. pl. *isyokelen* entsprechend altn. *jokull* (woneben *jaki*), schwedisch (dial.) *ikkil*.

Im altnordischen kann anlautendes *j* nicht ursprünglich sein, die wortform weist also auf ein älteres *\*ekul* hin, woneben *\*ikkil* als ablautsform im schwed. belegt ist, doch auch in mdd. engl. *ikel*, hochd. *ichel* sich widerfindet. Wenn dieses richtig ist, so muss mnd. *jokel*, md. *jochele* davon getrennt werden.

Auf älteres *ek-* geht auch altnord. *jaki*, *jakafar* usw. zurück. Das verhältnis von *jaki* zu *jokull*, *\*ekau-* zu *ikilla* kann sein das von simplex zu deminutivum.

Es bleibt noch ags. *gicel*. Vielleicht ist das wort nicht direkt verwandt, sondern nebst dem oben angeführten md. *jokel* u. a., wie Stokes-Bezenberger im keltischen sprachschatz zu Ficks Wörterbuch s. 222 angeben, mit kelt. *iagi* zusammenzubringen (mit anlau-

tendem etymologischen j). Nicht unmöglich ist es aber auch, dass das *gi* in *gicel* auf dieselbe weise entstanden ist wie ags. *gi* in *gif*, alts. *ef*. Ist dies der fall, dann sind alle germanischen wörter identisch, ausgenommen ahd. *kichilla*. Hierfür wird man wohl eine verbindung mit mnl. *kekele*, Diefenb. *kikele*, *kekcl*, *kechel* annehmen dürfen; auch diese bedeuten *stiria*, eiszapfen. Diese gehören wol zu einer andern, selbständigen familie, über welche im Deutschen wörterbuch s. v. kegel (eiskegel sp. 38 fg.) gehandelt ist.

#### 4. tandstuthli oder tanstüthli?

Prudent. gl. (Düsseldorf) s. 56<sup>c</sup> Pass. Romani 934 wird *dentium de pectine* im altsächsischen durch *fän thëmo tãnstüthliu* übersetzt. Letzteres wort ist, soviel ich weiss, noch nicht erklärt. M. Heyne in seinem glossar nennt es nicht und auch Schade, Ahd. wb. hat es nicht aufgenommen.

Es handelt sich hier weniger um die bedeutung des wortes, als um die etymologie. Es muss ein collectiv von zahn sein, die obere und untere reihe der zähne = gebiss. Etymologisch kann man es nehmen als ein compositum von *tan* und *stuthil*: „pfosten der zähne“. Dagegen könnte man anführen, dass im älteren hochdeutsch in den mit *zand* zusammengesetzten wörtern das *d* meist geblieben ist (ich citiere nur diejenigen, wo das zweite wort mit *s* anfängt) wie mhd. *zantsiechtuom*, *zantsmerze*, *zantsmer*, ahd. *zandswero*. Wenn es also ein auf solche weise gebildetes compositum wäre, so würde man erwarten, dass auch as. das *d* bewahrt wäre.

Dem gegenüber stehen mnd.: *tenensere*, *tenenslach* und *tenenworm* neben *tand*. Es ist also eine altndd. nominativform *tan* neben *tand* denkbar. Dagegen spricht, dass *tan* in compositis nur erscheint in der jüngeren form *tenen* (*sere*). Ferner macht es für die übersetzung doch immer einen unterschied, ob das wort bedeutet „die stütze, der pfosten der zähne“, oder „das gebiss“, „die beiden zahnreihen“, wie es bei Prudentius heisst:

„Vis vocis expressa intimo  
Pulmone et oris torta sub testudine  
Nunc temperetur dentium de pectine.“

Eher werden wir also annehmen dürfen, dass wir in dem wort ein collectivum von *zahn* zu suchen haben. Solche collectiva können gebildet werden durch reduplication mit oder ohne ablaut, wie z. b.



ahd. *querkula*, *muoma*, an. *kuoykuer*, niederd. *kerckwe*, griech. *ἀζωρί*, ind. *gargaras* u. a. So könnte *tanstüthli* entstanden sein aus \**tanstundli* < *dont dyltio* (vgl. Osthoff, Zur gesch. des perfekts, 506; Norcen, Abriss, s. 174, 225), also eine zusammenstellung, wobei der wiederholte begriff zahn erst in starker stammform als \**dont*, dann in schwacher als \**dylt* erscheint. Letztere form erscheint ausser in got. *tuipus* auch Ahd. gl. 3, 430, 31 Cod. Marburg. *thes mannes gethunge*, Cod. Amplon. *gethunc'e*, was wol mit Steinmeyer (l. c.) gelesen werden muss *getunthe*; (und in ags. afri. *tusk* aus *tüðsk*, mit ausfall von *ð* vor *s* + cons., obwol es möglich ist, dass hiermit auch die zwei augenzähne gemeint sind, als urspr. *tusk* aus *twusk*).

Die frage, warum bei *tanstüthli* in der ersten silbe *n* vor spirant nicht ausgefallen ist, während das der zweiten ausfiel, wage ich nicht zu entscheiden. Das niedersächsische (resp. mittel- und neuniederdeutsche) hat mehrere solche abweichungen, wie z. b. *gans* neben *gos* im nom. sg. in einigen dialecten, in anderen hat der sg. *gans* einen plural *gōre*, oder *genre*, *ganse* neben sich, während ableitungen, wie *genserik*, *genzemucken* häufig sind. Das simplex lautet im as. *tand* (Hel.); altfri. *tond* neben *töth*, ags. *töth* (*toul* nur in *Tondbere* bei Beda, s. Kluge, Angels. lesebuch 6, 24), vgl. as. *odar* neben *andar*, *aulari*. Es kann sein, dass der ausfall des *n* nur in einem der niederd. dialecte vollständig durchgeführt und in andere dialectgebiete übernommen ist; oder dass er ursprünglich nur unter bestimmten umständen stattgefunden und sich auf dem wege der formübertragung ausgebreitet hat.

## I

**A 1** § Signvm magnum apparuit in celo mulier amicta sole et luna sub  
 (ab) äine frówn div we vmbe elédit m<sup>t</sup> dem sýnnen. v<sup>h</sup> háte den manen  
 vf ir hoibit von zvelf st'nen vñ het in ir libe vn schre als div gibérn  
 svlnit ir m'kin driv dñg. div gyt zi wizine sīt. Der máne líihtet in d  
 5 er hat o'ch ain flekin in zme er ist o'ch vnstéte. wan e' wandilt  
 biz an ain vóllvn schibyn. So nímit e' ab v<sup>h</sup> biginet ab' ziwáhlen  
 ist kált v<sup>h</sup> líihtet in d' naht. kált is siv als d' gyt iob sp'chit De

*Latcinischer text*

1 Apoc. 12, 1. Stark abgekürzte citate wurden aufgelöst. 5 fgg. vgl. 114 fgg  
 lücken. da das pergament hier abgerieben ist. 22 fgg. 1. Cor. 2, 9. 25 Matth. 25, 11  
 wol durch die aussprache veranlasst: irstim = ir ez dem.

## REDIGTBRUCHSTÜCKE.

## I

dibus eius et in capite eius corona stellarum XII. sante iohanes sach **A 1**

dir ir fñizen. ¶ aine erone

l. Nota tria ī lvna. an dem mānen

ht āne hīze. wan e' ist kalt' nat'e

le die zīt. er bigīnīt wahzīn von aneenge. 5

iem<sup>t</sup> ist bizūchint div svndigiv welt div

ius utero egressa est glacies? et gelv de celo quis genvit?

wez brūsten ist de iz kómen. ¶ wer gibār den

róst von hīmel. De ist also gimāinet als ob e' sp'che.

on grózem iām'. Ei h're got dv gischvfe die wélt. in 10

em fivre ¶ in d' hīze dīn' hāligvn mīnne. wie ist div

on dir gifallen in den fróst d' svnd. dez ewigen dódīs

on dem frost sp'chit salo. propter frigus piger arare noluit et e.

vrech die kólti wólte d' trégo nit ze ágger gan. dez

áz e' betela ze sým' so in git man im nit. Mit d'm 15

gg' gänge sīt bizūchīt gv̄itiv w'ke. de ist wachen vñ

sten. fr' vñ sten. sin ebine'sten mīnen. den nakend'n

edin. den hvngerend'n spīsen. ¶ die síchen bīschówen.

' w'ke wil *dir* svndigiv welt nit dvn. Des mvz siv

. . . . . m'. da ez niem' naht 20

irt da . . . . . da d' riphe noch d'

ne noch d' frost *kain* giwalt hat. da div froyde ist

ie nie *öge* gisach *die* nie ore *gihorte* noch ka'n mōsche

*trahen* mohte. De ist de ewige ríche. Da sol div

vndigiv welt beteln. als da gischribin stat Domine, domine 25

peri nobis h're got svlu die svnd' sp'chin am ivngesten da-

e. h're got dv vns vñ. ¶ laze vns in. So sol in iam'lich

irseit w'den. Amen dico vobis, nescio vos. Ich sāge iv fvr war

p'ch' got. ich irkene iwvir nit. Mich hvng'te ¶ gabit

ir nit zessen. mich dvrste. ¶ in tranctēt mich nit. ich 30

re sieche. ¶ insāhīt mich nit. So bigīnnēt si zilōgen

sp'chint h're got wenne sāhen wir dich hvng'e ¶ astan

ich nit. dvrstie ¶ tranedan dich nit. So sp'ch' e'. Do irst

im dvrtigen nit datēt. do indatent ir mirs nit.

*Job* 38, 29. 13 *Prov.* 20, 4; *Schönbach Altd. pred.* 1, 175, 18 fgg. 20, 21

8 *Matth.* 25, 12. 29—35 *Matth.* 25, 41—44. 33 rest *die schreibung ist*

*Latvinischer text*

60 in d' welt. De sp'ngen háizit d'rnieren. dánzan. hárphan v̄ videlin  
 mēschin sine sinne nimit v̄ in trvkin machit v̄ zivhit z̄v d' ypikait  
 in slafen in den svnd'n. So ist e' worden ain spize d' tivfil war  
 bizen. ī d' helle. Die als<sup>o</sup> trvkin sint in dem gilvste v̄ sláfint ir  
 also d' pph'e sp'ch' ys. Ad me elamat ex seir. Custos quid de nocte?  
 65 z̄v mir r̄vifet d' wáht' von d' cinnen v̄z d' r̄we. Wie sprichit e'  
 z̄v mit'naht also die livte slafint. v̄ die viende kóment v̄ die stat  
 ziserigen von d' cinnva v̄ wekie die livte de si fliehen vom dode  
 v̄f die cinnen an de e'ce v̄ r̄vifit iem'liche vz d' r̄we de ist vz dem  
 war r̄vifit e'. In die welt z̄v d'n svnd'ne. Die slafint im dode. We  
 70 naht. komīt. svchīt ir so svchīt. als e' sp'eche. Ez ist nv dac. wellin

38 vgl. *Gold. schmiede* 672. v. d. Hagen MS. 2, 224<sup>a</sup>. Seuse *ed. Denifle* 1, 227  
 in der welt. vgl. 60. 51 fgg. über die sirenen s. A. Salzer *Die sinnbilder und*  
*mir sonst nicht begegnet.* 53 lies ain? nach 59 eine unbeschriebene zeile

int ir virflvicheten in de ewige fvir. also wirt in  
 reseit ze svm'. D' nv dvr die kelti nit zi agge' gan wil  
 also ist div welt kalt' nat'e. also d' mane. v lvtit in d'  
 iht. de ist in den svnd'n; als de f'le holz de lvtit i d'  
 iht. Als ab' d' dac kvmit. so siht man de ez fvil ist. de  
 schain. Ain naht. v ain vinst'nisse. ist elliv div zit  
 40  
 re welte. von dirre naht sp'eh' sante pavl<sup>9</sup> Qui dor-  
 ivnt, nocte dormiunt: et qui ebrii sunt, nocte ebrii sunt. Die da sla-  
 afet du nahtis. v die trvngen sīt. die sīt nahtis [fent die  
 vngen. Ain g'ldin trane schēkit div welt dem svd'  
 45  
 e trane de háizit ir gilvst. de ist also svize. de ez d'm  
 eschen sine sinne nimet. v in trvngin machat  
 slafin tvt in den svnd'n. von dem svizen slafe sp'eh'  
 pph'e ysa. ain hohez wort. Syrene et honocentavri salie-  
 unt in babilone. et habitabāt demonia in domibus eius. Div  
 50  
 tier div da haizent syrene die sp'ngent d' welte. ain' hād  
 tier sint vf dem mer. div haizint syrene. div hant  
 nefrowen antlvte v mēschlichen lip biz an den  
 abil. nid' báz gilvehēt si ain vogil. Diz essint nit wā  
 eschen fláiz v sint d' nat'e de si als wol singent  
 55  
 vel vogil im lvte ir stimme hórit. d' mvz sich da nid'  
 in v mit in bilibin. Swel schif da fyr gat v den sane  
 hórit de mvz da gistan. v von d' svizi wirt d' lvite  
 n trvngen v inslátet. so cerrint si die dier v fres-  
 nt si. Disiv tier mainet d' pph'e v sp'eh'. Si springēt  
 60  
 div stūme ist also svize de siv dem  
 allirmáist zv d' vnkvzi v dvt  
 die svln fem' die sele v sinen lip nagen v  
 en svnd'n die wekit got m' sin' stimme  
 ustos quid de nocte? Venit mane et nox: si quaeritis, quaerite  
 65  
 lz ist dage v nahte sviehint ir. so sviehint  
 n stózint. so bigīnit d' waht' iam'liche  
 Dirre waht' ist got vns' h're d' ist gistigī  
 per. vz den nageln. v vz d' dvrnivn e'ne  
 vifit e'. venit mane et nox. Ez ist dage vn  
 70  
 r got gisvehin v sin riche so sviehint ez

1 1. *Thessal.* 5, 7. 48 *ungenaues citat.* vgl. *Isai.* 13, 22. 34, 14. 50 *lies*  
*eivorte Mariens in der deutschen litt. s. 527 ann. 1; der inhalt von 55 fg. ist*  
 4 ys = *Isai.* 21, 11. 12. 67 *lies wekit.* 69 *lies sunderen? vgl. 108.*

- A 1** nv. wan hēr nache kvmit ain naht des ewigen dodis in d' ez ni  
 (ed) div svndigiv welt nit. warvbe. furor illis secundum similitudinem se  
 haude slage ist. d' ist gvt zv erzindie. e' hailit die misilsvht. Dizi  
 so d' slange de irhorit. so biginnet e' doben v' stekit ain ore in di  
 75 wispiis it hóre. also ingát er dem arzat. also dyt öch div welt. Si  
 ehes d' gitikait in de and' stekit si den zagil de ist d' gilust d  
 stime gotis niht div da iam'liche rvifit von dem e'ce von dez pr  
 hodie si vocem eius et cetera. Owi sp'eh' e' irhorint ir hivte sin  
 got selbe. Laboravi clamās. Ich han gisruwn de  
 80 mine gwmen haisir sint. vnde han giwainet  
 de miniv ögen virsigen sint. v' horit ez div welt  
 nit. also ist div welt kaltir natvre. als d' máne.  
 v' k'htit in den svnden im golde im silbir in  
 den schonen cleidirn als de fylte holz in d' naht.  
 85 Mvd<sup>o</sup> lveet ī peccatis v' put'dv lignū ī nocte. vn als d'  
 dac kvmit des ivngesten vrtailis d' allis de offint  
 de ie virborgen wart. so siht d' svnd' de ez allis ain  
 felhait v' ain vnrainekait ist allis de e' ie giminnet  
 vf d' erde. also k'htit dez manen helle. § der mane  
 90 hat öch ainen flekin in im. also hat div welt ain  
 nen flekin d' wirt niemir abgiwesehen. D' fleke  
 háizit e'sten gilöbe. den hat siv t'phanen von e'sto.  
 xpc sp'ehit gisalbat. wan er hat die welt gisalbet  
 § mit sin' martyr v' m' sínem hailigem bl'ite. § fides  
 95 sine opb<sup>o</sup>. wan ab' div welt d' w'ke nit dyt. v' doch  
 gisalbet mit dem glöbin ist. dez m'z siv im' mere  
 vn sérer b'mnen denne siv nit gisalbet w'e als si  
 got nie irkant heite. D' haiden hat gotis kai-  
 ne k'nd. e' bétet an stáin v' holze. d' b'mnet in d' hel  
 100 le. D' ivde hat gotis bessir kvnd. d' b'mnet me  
 d'ene d' haiden. d' cristen hat gotis rehte kvd  
 v' vollen gilovben. d' b'mnet diefir d'ene d' ivde

72 Ps. 57, 5. 73 lies släge; über den wurm aspis s. Schönbach z  
 predigten in Ms. 1663 der Leipziger universitätsbibliothek rom j. 1385 bl. 122<sup>c</sup> sy si  
 dy slange ist gut den crezten, wanne ir abir der arezt ruffit mit der (122<sup>d</sup>) phiffin un  
 dem zaile, das sy den ruf icht hore; so tut auch der s'nder. Meyenberg 26:  
 Vaterunser 4147 fgg. Lauchert Gesch. des Physiologus s. 22 anm.: über die heilm  
 s. 192. 76—83 am rande der länge nach, jedoch durch fortschneiden nur zu  
 Grieshaber 2, 77. 90 ff. ain nen lies ainen 93 egl. Schönbach zu den Atl. pred.

un vindin mac dez seriendez ī horit  
 ntis. Si gibārēt sp̄chit d' pph'e als d' doben<sup>di</sup> slāge. ain<sup>f</sup>  
 ſichet der arzat m<sup>t</sup> ainem wispil.  
 le. in de andir den zagil de e' dez  
 ekit ain ore in die mīne dez ertri-  
 nd. † virgiscit ir endis. also horit si d'  
 gers m̄vd. Dar̄be sp̄ch' d' pph'e.  
 m̄e. so bistópent iwiriv oren nit v̄n sp̄chit

A 1

75

*Lateinischer text*

*en Altd. pred. 1, 33, 35 fgg. Grieshaber Deutsche pred. 1, 20 fg. Deutsche*  
*ub also dy slange und vorstopphin ere oren. nu worumme spricht er das? truwin*  
*r wil van, so leit sy ein ore hart uf dy ordin und vorstopphit das ander ore mit*  
*l fgg. v. d. Hagen MS. 2, 325<sup>a</sup>. Martina 46, 21 fgg. Heinrich von Krolow:*  
*es aussatzes durch schlangengenuß s. Wackernagel-Toischer Der arme Heinrich*  
*il noch erhalten: M̄d<sup>9</sup>, lucet īp̄cc̄is (85). 78 Ps. 94, 8. 79 Ps. 68, 4, vgl.*  
*11, 3. 94 fg. Jac. 2, 20, 26.*

**A 1** odir der haiden. De mainet div salbe gotis blvte  
 de im an gitrichen ist. Dar̄be sp̄ch' got in dem  
 105 pph'en Nvnq' avis discolor h'editas mea m' Sol ain  
 missivar vogil sp̄chit got. min h'bi sin. Als er  
 spreche. Nāin. De allentalp nit vertie ist. de ist  
 misse war. De ist div sele des svnderis. d' allain  
 eristen gilovbin inphangen hat. v̄ cristenlich' w'ke  
 110 nit dvt d' ist ōch gotis erbe nit. ab' d' rechten gi  
 löben hat. v̄ rehtiv w'ke dvt. d' ist in gotis blvte  
 giverwet. den bikēnet e' ōch. d' sol ōch sin riche bi-  
 sizin iem' ane ende. Diz ist d' fleke in dem máne.  
 § de ist d' gilöbbe in d' welt. § D' máne ist ōch vnstete  
 115 er wandilt sich zi allen citen. v̄ wāhsit von anegē-  
 ge biz an ain vollvn schibvn. danach so biginit er  
 zirgan v̄n biginit ab' danach wahsen. also ist es ī d'  
 welt. Siv ist vnstete siv wāhsit von aneenge bis  
 an ain vollum schibvn. Nv sehen wir welches diz  
 120 aneenge si. Nach got ist vnsir iecliches anegēge  
 sin vat'. w' ab' dirre vat' si. de seit vns d' ḡfte job  
 § pvtredini dixi pat' meus es. Mvnd<sup>o</sup> instabilis īstar rot<sup>o</sup>  
 Ich sp̄ch z̄ d' fvli. dv bis min vater. Merkint ob ez nit  
 ain fvle v̄n ain vnrainikait si von dem d' mēsche  
 125 inphangen wirt in sin' m̄ter libe. von dem iam'-  
 lichen aneenge wāhsit d' mēsche bis an aine vol-  
 le scibvn. doch ist me sciben deñe ainiv. si sīt ab'  
 niht vol. In allen den sciben lovit div welt v̄be  
 biz siv kvmit an die vollvn scibvn. § Ez ist ain  
 130 seibe dirre zit von d' sp̄chit salo. vidi afflictionē  
 svb sole q<sup>m</sup> dedit d<sup>o</sup> filijs hominū vt distātant<sup>r</sup> ī rota. Ich sach vnd  
 div ist gebin in d' scibun. Als man den diep marteran wil. s  
 also dvt d' divvil d' welt. wēlis ist disiv seibe. Nach ōstern kómin  
 nahten. div vasaht. nah den kóment abir ōst'n. Diz sint die dāg  
 135 v̄mbe. v̄ lidet des dievils martyr. siechetagen. drvrikait. zorn. nit.  
 āngestet wie si ez gihalte. lidet grozen sm'zen so siv ez virlivzi

104 lies gistrichen. 105 Jerem. 12, 9. 106–113 am rande der lāng  
 5 fgg.; über den mondwan del s. Schönbach zu priester Arnolts Juliana, Wien  
 rande der lānge nach: M̄v<sup>o</sup> instabilis īstar rote in xvi seilen (122). 122 Job 17, 1  
 132). 130 Ecele. 3, 10. 131 lies distendantur. 132 lies und zunit in  
 166, 23 fgg.



*Lateinischer text*

svm̄vn aine martyr. die lāit div welt  
 nt man in. ǃ z'nit in die seibvn.  
 phingestín. nach d' érnde. h'best. nach winhē  
 wóchen. ǃ div iar. In den loffit div welt  
 z. Arbeit vmme gvt. wie si ez giwinne.  
 o loffet siv vmbe also d' wétirhan. an

135

ch: lyna instabilis (114). 108 war: also var zu lesen. 114 fgg. rgl.  
 wungsber. 101, 476. 482. 484 und Altd. pred. 1, 125, 19 fgg. 115 -- 121 am  
 1 -- 143 am rande der lünge nach: Rota tpris ī q<sup>a</sup> 'fringvntur mb' latrois (130.  
 sc? oder so dent man und z. in in d. se. 136 rgl. Joh. Veghe ed. Jostes

A I dem winde. ʒ kvmit doch von d' stat niht. von den svnden. d' spehit salo. Sic hostiv v'tit' ī cardine svo. sic pig' ī lecto svo. Ad  
 sich d' drēge in dem bētte. Diz ist div seibe d' zit in d' div we  
 140 et molaris § Ez ist ōch ain and' seibe. div haizit d' gilvst div gilich  
 m'lrade. De m'lrat gat fōrnan nīdir ʒ vāhit de wass' ʒ hīndin  
 ʒ ist doch lere. d' arbaite ginīvsit ez nit. wan de ez sich selb  
 ist bīzai d' gilvst d' svnde. De wass' trānken die von egypte land

**B**

(1 a)

wan dez dages do got an dem e'ce hī'ne we ain mēsche nit  
 5 d' rechten gilovbin hetī. ane vns' frow̄ s. Meriv. div we  
 ain svil div den gilovbin ʒ die c'stinhait vf ir h'eb. Dar  
 nach kan de fiver von himel d' hailigēaist ʒ star-  
 kiti die apostln de si niem' me gizwiveln mohton. wan si  
 wrdin do ain fellim' d' des gilovben ʒ d' c'stinhait. § Oriones.  
 10 Do bigv'd'n vf gan die and'n st'ne oriones die den svden  
 wint b'ngēt de waren die hailigen martyrere die  
 kamin nach den apostoln. Do die giborn wrdin in die  
 c'stinhait do bigvde d' zorne des dievils wegur doben.  
 ʒ witen. īme lyfte ī d' erde ʒ vf d'm mer. wan wie. si  
 15 dobiten ʒ witen vbir die hailigen. de ī kvdint gi-  
 sagin alle die ie wrdin ir heitint ez deñe selbe  
 gisehin. si smalzitan si in bli. si brietē si ī olei. si  
 rostan si vf den kolon. si ho'ptatan si. si schvndin si.  
 si slygen si m' striken dvrel den lip. si hiegen si an  
 20 galgen. si hīēgen in staine an d'n hals ʒ wurfin si

(1 d)

. . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .

138 *Prov.* 26, 14. 143 *lies* bizaichint, *vgl. unten* II, 35. B 6 *vgl. Sal*  
*lium lib. 9 c. 11 (Migne 75, 866 fg.), wo es unter beuutzung von S. Eucherii*  
*in ipso pondere temporis hiemalis oriuntur. — quid igitur post Arcturum per Orio*  
*coeli faciem quasi in hieme venerunt. — bene autem protinus Hyadas subdit, q*  
*ostenduntur. — qui itaque post Orionas Hyadum nomine nisi doctores sanctae Eccles*  
*quo fides clarius elucet et, repressa infidelitatis hieme, altius per corda fidelium*  
*tatis, tunc sanctae Ecclesiae exorti sunt. cum ei iam per credulitatis vernum lucio*  
*112, 1013. 1087) und desselben De universo lib. 9 c. 14 (Migne 111, 273 fg.). 10.*  
*c. 8 (Migne 76, 406) possunt quoque per stellas pluviae sancti apostoli design*  
*nes und Hyades vorhergeht. Nach andern (Migne Indices 2, 177) hiess es Pleia*  
*buch Altd. pred. 3, 251, 9 fgg. und Wiener sitzungsberichte 94, 216, 21 fgg.*

m'ke we si lide. ¶ ir schépher irkeñe. Darv̄be  
 v d'êr sich wéndit in dem ángen. also wéndit  
 v̄be lovfet. div ist niht vol. § Rota volvptatis  
 div in dem wass' v̄be lovfit. bi dem  
 ¶ lát ez varn. ez schépfít alle wege  
 lit von d' fvihtin. Mit dem wasser  
 si got gislágen hete mit zéhen

A 1

140

B

*Zwischen B 7 und B 8 fünfundzwanzig zeilen lateinischer text*

. 328, 33. 576, 20. *Migne Indices* 2, 505. 9 fgg. vgl. *S. Gregorii M. Moralium formularum spiritalis intelligentiae c. 3* (*Migne* 50. 742) *heißt*: Oriones quippe nisi martyres designantur? qui — pondus persequentium molestiasque passuri ad juvenescente verno ad coeli faciem prodeunt et cum iam sol caloris sui vires exerit, designantur? qui subductis martyribus eo iam tempore ad mundi notitiam venerunt, veritatis calet. qui remota tempestate persecutionis, expletis noctibus longae infidelitatis aperitur. *Vgl. auch Rabani Mauri Allegoriae in sacram scripturam* (*Migne* in erster stelle waren die apostel behandelt; von ihnen sagt Gregor a. a. o. lib. 27 während lib. 9 c. 11 (*Migne* 75, 865 f.) Arcturus qui Ecclesiam significat den Orion designant electos. 17 fgg. vgl. *Wackernagel Alttd. pred. XXVIII*, 23 fgg. Schön-

**B** ̅ holze ̅ and' creat'ē nit wolt an beten. Also vaht d' dievil  
 25 vf d' erde do die st'ne oriones vf g'igen do die mart'ere  
 giborn wrdin. § Do d' st'rn gilag ̅ die martyr'e fvr  
 kamen. ̅ d' gilovybi gibreitet wart. do bigvnden vf gan  
 die driten st'nen yades. die d'n svmir bringēt ̅ die hai  
 svn svnv ̅ den sv'izen regen. de waren die hailigen  
 30 biht'e. bredig'e. ̅ die hailigen lerere gaistliches lebens  
 ̅ die hailigen megide. Diz bigvdan leren div sv'iziv  
 wort von d' himilsvn ir'm. vn datin grvnen vn  
 blygen von gotis m'ne. allis de gotis minne hate. Diz  
 sit die svnd'lichē frīvd gotis. Die pat'arche. die pph'en.  
 35 die apostyl'n. die martyrere nvnvn mynebi. megid.  
 biht' die frowēt sich alle hivte. ̅ div hailige c'stinhait  
 in dem brinnindem chor S'raphyn.  
 § Mvlier amicta sole et c. Also ist div frowe die. s. ioh's  
 sach vmmeledit mit d' svnv. m' d' engilschvn natvre  
 40 in dem himel ̅ d'n manen d' welte vnd' ir frīzen v'sma<sup>hit</sup>  
 (2ab) . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 nie gilvstis sat wart vf d' erde. de sol in dem schonem padysi all  
 45 horen d'n sv'izen sengir d' alle die sv'izen stīme gisphafin hat. die  
 wrd'n in menegem clainem fogilin. div elliv wol singent als di  
 vf d' fid'lv' ̅ d' flōtvn. ̅ ī menegem wol singed'm mēschen. I

*Latinischer text*

38 *Apoē. 12, 1.*      40 *lies frizen.*      45 *lies gischafin.*      47 *lies fidelu*  
*dunivm. § ad quinque sensus V pertinent [ad, hierauf aia unterstrichen, also getilg*  
*trotz vielem suchen die quelle dieser symbolik zu ermitteln.*      59 *das pergame*

## B

Zwischen B 27 und B 28 fünfundzwanzig zeilen lateinischer text

.....	
.....	
.....	
houbait. v̄ fr̄ōd sat w'den. De ore sol do	
m himel v̄ vf d'm ertriehe ie gihorit	
ehiv. vñ div nachtigal. vf d' harphvn vñ	45
e dise sv̄ize stime gischafin hat. d' singet sel-	
vil wol de ist d' himilsche hailige gaist. den sol de	
ore da horen. d' draht sol da han ainen wrzigartin v̄o	
sen. von violn. vñ von lilien. den smac sol saten	50
v frowe dez vat's v̄ dez synis v̄ dez hailigen gaisti <sup>s</sup>	
Div birv̄irde sol han die senftikait die niemer	
ēschen h'ce irtrahten mac. De sīt die fvnf gy-	
en die fvnf groze selikait d' fvnf sinne.	
tres dotes anime. Dar nach gant die ob'sten dri	55
e horent z̄v̄ d' sele. Div sol got sehen. Minnen	
vchen. Brvchen sp'ch ich. wan seht si in also	
thonen v <sup>n</sup> m̄inet in also sere. v̄ heite si sin dēne	
.....	

*figg. links auf der seitenlänge steht: De corona stellarum XII id est XII beatum quinque sensus], tres ad animam, quatuor ad corpus. Ich vermochte nicht zerstört.*

## B

*Latéinischer text*

64 Recipe] Rz 69 *fg.* lies kyndi iv oder kundiv [iv]? doch vgl. 46 diu lerchiu (**ur**) *In festo omnium sanctorum sermo IV* (Migne 183, 475), wo über corporis gloriam non moritur. mors illi ultra non dominabitur. sed quid proderit, si forte continentes corruptibile hoc corpus affligitur; et si non semel, utique semper moritur? habet nostrum etiam levitatem, secundum eam nimirum quam habet ex aere portionem, neque beatorum, ut possint, si velint, absque omni mora seu difficultate ipsam quoque corporis beatitudinem? sola utique pulchritudo. — sic ergo replebit animas nostras Domini maiestate eius omnis terra, cum fuerit corpus incorruptibile, impassibile, agile, confidenter. *Deutsche pred.* 36, 4 *fgg.* u. a. mit berufung auf S. Gregorii M. *Moralium lib.* XXXVIII, 29 und *Salzer* s. 71 *fgg.* S5 *fg.* vgl. 1. *Corinth.* 15, 42. *Lexer* 1, 3 *Altd. pred.* 3, 77, 16. *Grieshaber* Ältere noch ungedr. deutsche sprachdenkmale s. 8 *fgg.* in illa vita pulchritudo iustorum solis pulchritudini quum (cui?) septempliciter quibus

Z martyr d' mir ain schone dinc zögiti de B  
 i sere münnete. ʋ ez mir dēne nit gebe. de 60  
 lti min h'ce. Darʋbe sol div sele got sehen  
 o schonen. wie schonen. we also menie s̄vne  
 e'. Recipe igitur. Also schonen sol siv in ʋch sehın ʋ mī  
 n also sere. wan als groz div schonhait ist 65  
 o groz ist ʋch div minne. Siv sol in ʋch brv-  
 en giwaltlich. wie allis de siv wil. de wil er.  
 y nit and's. de ist ain groz dinc de d' almehtigot  
 e andirs wil wan de d' sele liep ist. wer kvn-  
 v iv iemer nv gisagen die frovde d' sele so siv 70  
 tis riche hat ʋ alle sine h'schaft. ʋ darʋbir in  
 lben also schonen ʋ also sere mīnet. vñ nach  
 willen brvchen<sup>t</sup>. De sīt dri selikait d' sele. got  
 hen. mīnen. ʋ brvchen. § Qvatuor dotes corpus  
 Der lip sol vier han. D' sol werdın vnlidic. also 75  
 e' niem' me smerzen irlid<sup>n</sup> mac. ietime dēne  
 m lvfte we d̄t ob dv in m<sup>t</sup> aime swerte wndes.  
 time mac d' lip smerzen irlid<sup>n</sup>. De ist ain groz  
 likait. Er sol ʋch w'din listic als div s̄vne div dvrech  
 e glaz schinet ʋ de glaz doch ganz bilibit. also 80  
 ac d' lip varin dvrech aine stehlinvñ want. de  
 doch ganz bilibit. de ist ain groz selikait.  
 r sol ʋch w'd<sup>n</sup> snel else d' blic. d' bigīnet da div  
 ne v̄f gat ʋ ist zihant da si vndir gat menie  
 vsint mile. De ist è gischehen dēne ain ʋge 85  
 rawe die and' birv̄re. also snel sol d' lip w'din.  
 e ist ʋch ain groz selikait. § Er sol ʋch w'den  
 vbinwarbe schönir dēne div s̄vne. Nv m'kīt

3 lies brvchet. 75 fgg. es wäre hier allenfalls zu verweisen auf S. Bernardi

quatuor dotes folgendermassen gehandelt wird: Resurgens enim corpus nostrum  
 aeternum vivere in miseris et aerumnis passibilitatis huius, qua nimirum inces-  
 serte etiam aliquando omnimodam impassibilitatem. — sed iam desiderat corpus  
 suo onere sit molestum. tanta itaque futura credenda est corporum levitas et agili-  
 tationum nostrarum sequi ad omnia velocitatem. quid ultra deest ad perfectam  
 um perfecta in eis scientia fuerit, perfecta iustitia, perfecta laetitia, sic replebitur  
 tum denique corpori claritatis suae. Vgl. auch den schluss einer predigt bei Leyser

57 (Migne 75, 1080). 76. 78 ietime = ilt me. 79 fg. vgl. zu Denkm.

erm. 11, 501. Zs. f. deutsches altertum 41, 76. Denkm. XXX<sup>b</sup>, 6, 6. Schönbach

7 fgg. vgl. Grieshaber Deutsche pred. 1, 151 da von spricht S. Anshalmus (wo?):

modo sit splendor erit adequabitur.

## B

## Lateinischer Text

- 100 scriet si drier lüge stīme. Div ersti ist von frōd'n. div and' vo  
 hat giborn iezent alle die hailigen sele die sich hvite frowent i  
 frōden. wie als man singet ʋ lizet ī d' e'stinhait von dem s'vize  
 so inwart nie kain h'ee also herte ez inmvizi iameren. also scriet  
 si zem himel giborn hat. Si hat ōch die giborn die iezent in
- 105 Da sp'chit iob Desperavi nequaquam consolabor. Ich han virzwivel  
 niem' gitrostit. wan ir wirt niem' rat. an dem karfritage so man  
 hait iem'liche ʋ bitet fvr alle die vf ertriche sīt. fvr die ivden. f  
 dem gilō'bin. Ab' fvr die armen die in d' helle sīt bit si nit. noc  
 von in virzwifilt ʋ<sup>n</sup> owi h're gotis svn. werin si slangen adir cretē
- 110 Darŕme sp'chit d' verdānot in d' helle als giscriben stat in iob. pere  
 wlva mortuus svn. D' dag in dem ich giborn wart m'vize virderbe  
 r'riche ʋ gid'nki sin niem' mer. Die naht in d' ich inphangen wa
- (2ed) . . . . .  
 . . . . .
- 115 . . . . . starb ich in dem . . . . .  
 me wart ich inphangen vf div eniwe. ʋ gisevget von den brvste  
 helle ist. den div e'stinhait nit scriet noch elaget in d' welte. § I  
 die frowe div e'stenhait. We gibirt siv. Den flvche vron even. I  
 do sp'eh got zv ir. In dolore paries. In dolore maledictio est. pari
- 120 spreche. Dv solt m' gilvst inphahin dez m'vst dv m'  
 sm'ze gibern. Also gibirt div e'stinhait nv m' grozem  
 sm'zen de si wilon mit gilvstin inphiene. We we de. Sv̄d  
 ʋ vpikait schoniv cleid' tragen. Ezen ʋ trinken. spiln  
 ʋ danzon. f'rdiron. ʋ h'ron. ʋ sinen willen han. De in
- 125 phiene si m' groizem gilvste. darŕme gibirt si nv  
 haize r'we mit groizem sm'ze. Si scriet ʋ wainet.



a groz wndir. Div s̄vne hat alle die w'lt ir-	<b>B</b>
htit ꝥ irfvillit mit ir schine. Sol nv ains ie-	90
chen menschen antlvhte sviben warbe schon'	
d'n dēne div s̄vne. wie groz div schonhait si. so al-	
die libe zisamme komēt die daz ewige riche gotis	
sizen svln. De ist div crone m <sup>t</sup> d'n zwelf ḡimen	
d' frowen hoibit. Z̄v d' crone ꝥ z̄v d' selikait m̄v-	95
n wir kom̄. p̄ante d̄no n̄ro ih'v x̄ AM̄.	
ē de eod'm. Dar nach gat de si im libe hat ꝥ scri-	
als div gibern wil. Si hat giborn ꝥ gibirt ie-	
nt. ꝥ hat im libe ꝥ sol nôch gibern. Darv̄be	
we. div dritte von vorhten. Si	100
em ewigen riche. Die scrient v̄o	
ode d' hailigen martyre	
von fr̄d'n die selen. die	
elle br̄nēt. d' scriet si nit. warv̄be?	
ch wird niem' gitrostit. an d'n wirt si	105
nnit d̄vt so wainet div c'stī	
e haiden de si got bikeri z̄v	
d'c'kit ir nit warv̄be? Da hat siv	
ordin do si giborn wrden	
tes in qua natus svm et c'. vsque: quare non in	110
vinst' w'd'n. got hab sin kaine	
v̄ize virflvchet sin. Si w'de	
. . . . .	
. . . . .	
. . . . . <i>warv̄</i>	115
so scriet d' arme d' in d'	
artv eve. Si gibirt ōeche iezōt	
ro eve virwort hat de padysi	
enedictio Dv solt m <sup>t</sup> sm'zen gibern. als er	

*Latcinischer text*

**B** wachet ꝥ vastet. si treit grawe rēcke an. ꝥ lidet gro  
ze pin. Darvme sp<sup>ch</sup> d' wize salo. Brevis in volatilibus  
est apīs et initium dulcoris habet. Div bin ist ain kvrzes vogili vn  
130 hat ain aneenge d' svzikait wan si treit de hōnce  
. . . . . wan si treit den angel in dem zagil  
de ist de ende. Dize bin mainet die welt wan si ist  
curze. wan si wert nit lange. D' gilyst hat ain svize  
135 aneenge. waizgot de end<sup>e</sup> ist ab<sup>e</sup> vil bit<sup>e</sup>. So de h'ze rivve  
inphahit ꝥ bvize vñ d' lip arnet allis de im ie zi gimache  
wid' fver. Darvme sp<sup>ch</sup>it d' pph<sup>e</sup> von d' svnd<sup>e</sup>. In manv eius  
statera dolosa. Div svnde ist ain vnreht chovf wip. wie.  
Da git si ain elaine maze. ꝥ nint si ain groze widir.  
140 Si schenkit d<sup>m</sup> svnd<sup>e</sup> ainen kvrzen gilyst an d' hōbet  
svnde div schiere zigangin ist. die m<sup>viz</sup> e' doch lāge  
serien vñ wainen. bihten ꝥ bvizen. Also gibirt div  
frowe div e<sup>st</sup>inhoit iezont m<sup>t</sup> sm<sup>z</sup>en an den rivw'n.  
de si mit gilyst inphiene an d<sup>n</sup> svnd<sup>n</sup>. § Si hat ōch im  
145 libe ꝥ sol noch mer gibern biz a<sup>n</sup> d<sup>n</sup> ivngesten dag menic  
dvzent mensehe. darvme scriet si von vorhten. Si mac  
wol. wan h're salo. sp<sup>ch</sup>. Driv dinc sint. div mir vnkunt  
sint ꝥ vmme de vierde waiz ich ōch nit. De erste ist der  
wee des slangen vf dem staine. war d' gange. De and' ist  
150 d' wee des schifes in dem mer wa de gilende. De dritte  
ist d' wee des arn in d<sup>m</sup> lyfte. Disiv driv dinc sint mir  
vnkunt. De vierde ist d' wee des mensehen in sin' ivgēde.  
da von inwaiz ich bitalle niht. De erste sp<sup>ch</sup> e' ist d' slāge  
vf d<sup>m</sup> staine. Mit d<sup>m</sup> slāgen ist bizaichēt d' dievil. M<sup>t</sup> d<sup>m</sup>  
155 staine. sin vestinōge. wels ist div. De ist sin listigiv nature  
wan e' wart im himel gischafin. ꝥ sach die wishait  
des almechtingotis ꝥ lernete die. Als d' pph<sup>e</sup> eze. sp<sup>ch</sup>it  
ain groz wort. Tv signaculum similitudinis plenus sapientia. Dv bis  
ain sloz. gotis gilichenvzze. De man allir liebest hat de bi-  
160 haltet man vnd' d<sup>m</sup> slosse. Diz liebest de d' himelsehe vater  
hete alde ie giwan. de ist sin svn ihe x<sup>e</sup>. d' ist sin bilde ꝥ sin

128 *Eceli.* 11, 3. 131 *fy.* das pergament ist zerstört. 133 so geläu-  
fälligkeit der welt ist, so vermag ich doch nicht aus der patristischen litteratur  
schlagen der *Migne Indices* 4, 555 citierten stellen versagte. Vgl. auch *Salzer a. a.*  
1, 92 wird der sündler mit der biene verglichen. 137 *Osee* 12, 7. 147 *Pro.*

**B***Lateinischer text*

nach der damaligen litteratur die beziehung von honig und stachel auf die hin-  
leitung der biene auf die unbeständige welt direkt nachzuweisen. Ein nach-  
s. 490; Lauchert *Gesch. des Physiologus* s. 182. Bei Grieshaber *Deutsche pred.*  
10, 18 fg. 151 vgl. A 2, 4. 157 *Exech.* 28, 12.

**B** gilichnisse. wan e' ist alle m' im. v' m' d'm hailigin gaiste ain nat' v' ain wesin. wie ab' d' himilsche vat' disen svn gibere v' giwne de wisse lveif' allaine. v' bisloiz die kvnst vor allem  
 165 den engeln die in d'm himel sīt. v' vor allen d'n hailigon die v' de ertriche ie giborn wr'd'n. wan allir dirre kainir bi vandes nie dikain' gerliche. wie de si. de got von sin' got-hait ainen svn giwne. v' giborn hat. ie v' ie. vor d' zit v' ane aneenge. v' dis gischehin ist. v' doch nie bigvnen  
 170 wart. De himel v' erde gischafin ist. de ist war. des wart ðeh bigvnen. de got ainen svn giborn hat v' giwnen de ist war. ez wart ab' nie bigvnen. an den worten ist manie sin u wisse lveif' v' virstvnt ez wol. v' von d' kvnst het e' alle die glorig wan de we im allis vndirtanie. hie von sp'eh' sante g' ain hoch  
 175 litudinis d'i similis fvit. We selikait het nit sprich'. s. g'. von lve svn v' allis sin golt v' sin silb' bislossen in miner giwalt so moht also hete lveif' alle die selikait die im himel ist. do e' gotes wishaiti me v' wolte got sin. Do d' gidanc giborn wart. do we sin v' schaft v' die seligvyn kvnst. Er bihielt ab' d'n list d' kvnst wan al  
 180 kait v' allir wishait. also ist e' nv ain sloz v' ain gilichenisse all' v' kait ist sin vestinvnge. m' d' e' v'bit v' schafat de sinen wee. niema te wishait. wan allis de ie gifloz od' giflōie. des nat'e irkand e' lis de ie gischah v' noch gischehin sol. er wisse de div welt v'lore w'den wolte von ain' megide. v' an ain e'ce irhangen w'den wolt

**A 2** de wissen wir ðeh wol. wan si gilendint alle am dode die  
 (a) nieman. wan aine gat v' den galgen. d' and' v' die hvrt te irtrinkit. d' sehste wirt lebende bigrabin. als iam'lich nit irkād § Er irkād ðeh nit d'n wee dez ár in d'm kft  
 5 an die erde zv d'm aze. v' bizaichēt vnsim h'ren ih'm xpm als d' pph'e sp'eh' Qui sedes super chervbin. et e'. h're got dv sici gidanc so snel noch so vol wishait d' dar gilagin mohte. d

(z. 8—59 lateinischer text)

60 m'gēt ir vragē we mīne sie. de wil ich iv sagen. v' ne. ain mīne ist zwischen wip v' man. ain zwischen

164 lies allen. 174 vgl. S. Gregorii M. *Moralium lib.* 32 c. 23 (*Mign.* der länge nach via aqle. 1—4 scheinen anzuknüpfen an Proc. 30, 19 viani navis i Grimm RA 682. 699. 696. 694; zu hurt ausserdem J. Grimm Kl. schr. 2. 247 7 lies gilāgin. 9 von A2<sup>b</sup> sind nur folgende buchstaben am zeileneingang erhalten: tplici/amore.

B

Lateinischer text

mic word<sup>n</sup> ¶ menic sel v'dāpnit. De wort  
 e got ie gischv̄f in d<sup>m</sup> himel v̄n v̄f d<sup>r</sup> erde.  
 i groz wort. Quid boni non habvit qui signaculo simi-  
 . d<sup>r</sup> gotis wishait bislossen hete. hete ich des kaiz<sup>s</sup> 175  
 i wol sprechin. de ich allis de heiti de e<sup>r</sup> hat.  
 slossen hete. De bignūgite im allis nit er wol-  
 raite ¶ viel ¶ virloz alle die gl'e ¶ die her-  
 do we ain sloz ¶ ain gilichenisse allir seli-  
 i<sup>r</sup>chi ¶ all<sup>r</sup> schalkait. Div listigiv schal- 180  
 cēnet. herre adam hete all<sup>r</sup> d<sup>r</sup> wel-  
 b im sinen namen. Er wisse ōch al-  
 den solte. ¶ darv̄me got giborn  
 gimartiret. Diz wisse e<sup>r</sup>. e<sup>r</sup> inwis-

A 2

(b)

5

si . . . . .  
 (s. 9—59 sind fortgeschnitten)

60

, 665). 175 lies kaizers. 178 gl'e - glorje vgl. 173. A2 1—4 am rande  
 edio mari, vgl. B 150. 2 d<sup>r</sup> aine? zu den hier genannten strafen vgl.  
 lies d<sup>r</sup> fvnfte intrinkit 4 Pror. 30, 19, vgl. B 151. 6 Daniel 3, 55.  
 v: 12 § 14 n 16 d<sup>r</sup> vor s. 60 am rande des lat. textes: De



A 2

65

70

(d)

75

n. mīn kām' han ich bisprāitit m<sup>t</sup> dépid<sup>n</sup>. k<sup>em</sup> m<sup>t</sup> mir. †  
 e svndigvn welt. div bigegīt aine ieclichen affen d' si mīnet  
 . svnd<sup>n</sup> ainiv vnd' allen svnd<sup>n</sup>. Div gitekait warf den engel  
 se ervállin. Si warf ðeh d<sup>n</sup> mēschin ýz d<sup>m</sup> padysi. si virriet  
 ad die vf d<sup>m</sup> erdriche ie gischáhe. de gotis svn ie gimar-  
 t'e bi d<sup>m</sup> mér gisáz mit sinen ivngern. do kan Maria  
 e also édil. de von ir smáke de hýz allis irfullit wart.

*Latēinischer text*

gegint? 73 *Pror.* 7, 16. 76 *lies* m<sup>se</sup>? 77 *lies* gimart<sup>t</sup>. 78 *fj.* *Joh.* 12, 2. 3.

A 2  
100

. . . . . d<sup>e</sup>  
 . . . . . l  
 . . . . . 68  
 . . . . . i  
 . . . . .  
 105 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 110 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . . m ( )  
 . . . . .  
 115 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 120 . . . . . v  
 . . . . .  
 . . . . . á  
 . . . . . t  
 . . . . .  
 125 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 130 . . . . . ai  
 . . . . . r l  
 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 135 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . . pa

132 *Tob.* 2, 21.

137 *lies* paradyso.



*Lateinischer text*

t von kere de ðge von d' vpikait. war̄me. Quia non licet  
 vstē. de ist ðch dir angestlich zischīne. wan vro eve  
 in sis giluste. darūme az sin. Darūme ist ðch hiyte menie  
 z sint alle vz dem padysi givarn als d' rappe vz d' arke 135  
 padyso. ¶ sahen de az d' welte die svnd' sp'ch ich ¶ sit ir  
 o. adir in d'm himel. heite vro eve de ðge kerit von

A 2 . . . . .

140 . . . . .

138 *Thren.* 3, 51.141 *fyg. Ecclesiasticus* 27, 24? Denudare autem an

## II

II [solis substant] sive via

- (A 1<sup>n</sup>) **De occultis iudiciis**] de ain girihti, ist gihaizin sin girihtikait. secunda via est. sive iusticia sva mis' cordia. *sin girihtikait* ist also reht. de si
- 5 nieman. birefzin mac als d' pph'e sp'eh' Quis est qui posset die'e eur *ita* facis. w' ist d'. d' zi got gi-sp'chin *mac war'be dr'ist* dv de Breche e d' himel <sup>v</sup> de *ertriche* . . . . von niwem ald' liez e' es vnge . . . . it . ez insp'che nieman. h're got
- 10 *war* r'be dvst dv de. Er west vor de adam vallē selte <sup>v</sup> alle die welt virliezen <sup>v</sup> mohte es safte *han* irwert <sup>v</sup> *gilamete* es im *v* inmac doch nieman insp'chin h're war z<sup>v</sup> dethe dv de.
- Die *selen die* hvite b'nment *v* d' helle
- 15 die irkante e' alle ê si ie giborn wrdin <sup>v</sup> wisse wol de ir wrd <sup>v</sup> gischvf si doch z<sup>v</sup> d' ewigvn marter <sup>v</sup> sp'eh doch nieman h're war zv det dv de. h're *isac* hef zwene svn. ain' hiez iacob. d' and' esav

1 unmittelbar nach den letzten (oben eingeklammerten) worten der lat. interlinearrersion, welche einige griechische worte im Boethiustexte (Peiper III. 29 var. singularis subsistunt) commentiert, setzt II ein; nach via ein freier unbeschriebener raum; De occultis iudiciis ist als überschrift zu fassen, democh ist der eingang fragmentarisch und es fällt auf, dass der schreiber nicht den zur verfügung stehenden zeilenzwischenraum oberhalb der erwähnten lat. interlinearrersion verwendete; man muss annehmen, dass der eingang auf dem A 1 voranfgehenden blatte stand. 3 sive iusticia kann doch wol nur an falscher stelle stehende glosse zu sin girihtikait sein und es folgt dann secunda via est sua misericordia. 5 Job 9, 12. II selte, o wol weniger wahrscheinlich. 16 nach ir hat ein rielleicht mit w beginnendes wort gestanden.

lin ðge hat mich biroubet mîn' sele. D' lip des mōschen **A 2**  
 isen cinnen sizit ain ivncfrowe. haizit div sele. div brýt  
 aht ʋ dag. ʋ frigit im selben die gotis gimahelvn ob e' mag. 140  
 l. d' dievil. an d'n vz'en gib'dū des libes. Darūme ist da gisc'bē  
 is. Es ist dihāin dine angestlich' zischad'n. dene d' hainlich  
 tragen. d' v'mēldet ʋ rviget die sele d'm dievel zi allen  
 êr. swez in giluste. sīt im alles wid'. warūme. Septē  
 hysteria, desperatio est animae infelicis. 142 *lies dēne.*

A 1<sup>d</sup>) Esav s'hte gotis gnad<sup>e</sup> mit wainēd'n ðgen vil inni- **II**  
 liche ʋ invant ir nit. Warvbe? Got sp'eh Jacob dilexi, Esav avtem 20  
 dio abvi. De sp'eh'. Ich het iacobin liep. ʋ hazzat esav.  
 ōwi h're got w' gitar dich nv birefsen ʋ sp'ehin we  
 zisse dv den armen d'n dv hassetost e e' ie giborn  
 rd. Darvbe sp'eh' d' pph'e iudicia tua abissus multa.  
 iotis vrtail ist ain abgrvnd<sup>e</sup> als e' sp'eh'e Ez ist ain 25  
 rvnt. wan ez inmae dikain sin ingrvid'n. Sapientia  
 bi invenitur? non invenitur in terra swaviter viventium. Abissus dicit:  
 non est in me:  
 t mare loquitur: non est mecum. Die wishait div gotis  
 rtail irkeñet. wa vint man die. Nit in dem  
 md<sup>e</sup> da man sauffte lebit. Er sp'eh' wāre. wan 30  
 ie senfte lebin hant. die angestent wenic. wed'  
 i got hassen od' minen. Diz abgrvnd<sup>e</sup> sp'eh' ðch sin  
 st ī mir nit. De abgrvnd<sup>e</sup> mainet e' die helle. da ī ist  
 lisiv wishait nit. De mēr sp'eh' ðch si ī ist m<sup>t</sup> mir nit.  
 De mēr ist bit' ʋ bizai. die iezont zi gotis fyzen 35  
 igent ʋ ir svnd<sup>e</sup> wainēt ʋ gnad<sup>e</sup> svehēt. m<sup>t</sup> d'n ist ðch  
 lisiv wishait nit de si wissin ob ir got girvehe  
 van er sp'eh' ī d'm pph'en. Ego dominus misereor cuius voluero et  
 econvertero.  
 eh he'e mīne d'n ich wil. ʋ dyn d'n gnad'. ʋ hasse d'n  
 eh wil. ʋ dyn d'n dikaīne. De ist ain angistlich wort. 40

20 *Malach. 1, 2* [f]. (*Rom. 9, 13*). Jacob dilexi *übergeschrieben mit cerucis.*  
 21 h're: re *übergeschrieben.* 24 *Ps. 35, 7.* 26 *Job 28, 12.* 27 *Job 28, 13* [f].  
 35 *lies bizaichint, vgl. A 1, 143.* 38 *Ezod. 33, 19?* dominus] d<sup>e</sup>.

## III a

(B<sup>1a</sup>) Una mulier hebraea et cetera. Magnum nomen sibi acquireret quod nunquam posset oblivioni tradi si quam parvus et modicus et debilis fortissimum adletham et astudissimum et nominatissimum superaret in campo certaminis: hoc facit virgo quaelibet, quia diabolum in mundo  
 5 superat. Augustinus dicit Quanto fragilior sexus quanto infirmius vasculum quod reportat ab hoste triumphum tanto maior approbatio confusionis diabulo induitur, tanto mirabilior deus in sanctis suis agnoscitur. propterea sibi magnum nomen [sibi] faceret, qui pro amico suo delicias divicias et honores magnos pro nichilo reputaret et pro ipso paupertati  
 10 et vilitati se subiceret. Sic faciunt virgines. unde ab ipsis cantatur Regnum mundi et omnem ornatum saeculi contempsi.

1 *Jud.* 14, 16, *vgl. Satzer* s. 492, 29 *fyg.* 4 q<sup>4</sup> 5 Augustinus] Ag; *ich habe das citat nicht ausfindig machen können.* 11 Regnum — contempsi (propter amorem domini mei Jesu Christi): *worte bei der benedictio et consecratio virginum nach dem Pontificale romanum.*

## III b

(B<sup>1a</sup>) bescentia ex qua turbata viso et audito angelo. Quarta fuit ex qua cognate elizabeht servivit et vino in nuptiis deficiente filio suo dixit: vinum non habent. propter has quatuor virtutes dicitur: Dominus tecum. alias quatuor virtutes habuit ex parte corporis. prima fuit maternitas  
 5 sine corruptione. secunda virginitas cum fecunditate seu fecunditas cum virginitate. Tercia fuit gravitas sine gravamine. Quarta fuit partus sine dolore. propter has dicitur: Benedicta tu in mulieribus. Sequitur et in utero habens filium dei spiritaliter et corporaliter quia statim ut credidit et consensit ipsum concepit et in utero habuit. § Moraliter.  
 10 Mulier amicta sole potest dici religio induta celesti conversatione. unde paulus ad phi. Nostra conversatio in celis est. Et luna sub pedibus eius id est mundus quem religio contempnendo conculcat. De quo iterum beatus paulus dicit Omnia arbitratus sum ut stercora, ut xristum lucrifaciam. Et igitur de bene vivere quasi nichil abere et omnia  
 15 posse id est sub pede tenentes. § Et in capite eius corona stellarum xij id est quatuor cardinales virtutes, quarum quaelibet triplicata in species. fiunt xij. prima videlicet prudentia. tres habet species id est

1 *vgl. Schönbach Altd. pred.* 3, 30, 31 *fyg.* *Zs. f. deutsches altertum* 38, 341 *fy.*; *lies* erubescencia? 3 *Luc.* 1, 28. 7 *Luc.* 1, 28. 31. 9 Moraliter] Moz'. 10 *Apoc.* 12, 1. 11 *Phil.* 3, 20. 13 *Phil.* 3, 8. 14 *be' nich' abē.* 15 *pos.* 16 *vgl. Augustini De diversis quaestionibus octoginta tribus lib. 1 cap. 31 (Ciceronis De inventione rhetorica lib. 2, 159 fyg.; Migne 40, 20 fy.).*

memoriam intelligentiam et providentiam. prima respicit vitam praeteritam, secunda praesentem, tertia futuram. Item temperantia tres habet species scilicet abstinentiam, continentiam, modestiam. prima gulam <sup>20</sup> moderatur. secunda renes. tertia lagunam. Item fortitudo tres habet species. scilicet magnanimitatem in aggressu bonorum, patientiam in tolerantia malorum, longanimitatem (B 1<sup>d</sup>) in expectatione premium. Item iusticia habet tres species id est humilitatem, equitatem et benignitatem. prima ordinat ad superiores, secunda ad equales, tertia ad <sup>25</sup> inferiores. § Et habens in utero duas filias, congratulationem et compassionem. Et clamabat orando vigilando ieiunando consolando quasi parturiens suspirando et gemendo cruciatur ieiunando vigilando ut pariat filios et filias servientes xristo.

20 gyla.

21 lagvā.

27 vigilado

osolado.

28 vigilado.

*Im jahre 1893 übergab mir bei gelegenheit eines besuches auf der Münchener staatsbibliothek herr dr. Keim; die im vorhergehenden zum abdruck gebrachten, aus egm. 257 abgelösten predigtenfragmente, die jetzt mit der signatur egm. 5250, 6<sup>b</sup> versehen sind. Ich durfte dann, dank dem mir nun schon so oft erwiesenen entgegenkommen der direction der staatsbibliothek, die zum teil stark abgebliebenen und deshalb schwer lesbaren (namentlich gilt dies von B 2<sup>cd</sup>) stücke in Tübingen entziffern, sie auch mit nach Halle wandern lassen und will nun nicht länger mit der veröffentlichung säumen, obwohl ich bekennen muss, durchaus nicht in allen punkten befriedigende auskunft über die bruchstücke geben zu können. Es handelt sich um zwei zwispaltige pergamentdoppeltblätter in 4<sup>o</sup> (AB), doch hat sich von B1 und A2 nur eine spalte (B 1<sup>ad</sup>, A 2<sup>ad</sup>) erhalten, wodurch die ursprüngliche blattbreite von 18,6 cm. (so bei A1, B2) auf 9,7 resp. 9,4 cm. reduziert wurde. Die ursprüngliche höhe betrug 23,3 cm.; sie musste aber erst wiederhergestellt werden, denn die buchbinderschere hat oben ein stück von 5,4 cm. abgeschnitten und zu fünf falzen verwandelt; die höhe der in einem stück vorliegenden blätter beträgt daher nur 17,9 cm. Bei B gieng ausserdem ein falz und zwar der, welcher den seitenumfang bot — es sind die drei ersten zeilen — verloren, so dass hier nur vier falze, zusammen 4,2 cm. hoch, bewahrt geblieben sind. Die blätter zeigen als ältesten eintrag das fragment eines lateinischen textes, der schön und deutlich von einer hand des ausgehenden 11. jahrhunderts geschrieben ist. Aus dem inhalt ergibt sich,*

dass B das mittelste doppelblatt einer lage bildete: der textanfang auf B 2<sup>n</sup> knüpft unmittelbar an den schluss von B 1<sup>n</sup> an; dagegen besteht zwischen A und B keine direkte verbindung: zwischen A und B lag ursprünglich ein weiteres, nun abhanden gekommenes doppelblatt, wie aus dem lateinischen texte hervorgeht. Dieser umfasst 25 zeilen auf der seite, doch ist immer nur eine spalte beschrieben: A 1<sup>n</sup>, B 2<sup>n</sup>, und so auch bei den jetzt fragmentarischen blättern B 1, A 2; trotz ihrer halbierung ist der lateinische text auf ihnen vollständig bewahrt geblieben, B 1<sup>n</sup> setzt B 1<sup>n</sup>, A 2<sup>n</sup> A 2<sup>n</sup> fort. — Ausserdem ist oben und unten ein breiter rand gelassen. Was den inhalt des lateinischen textes betrifft, so gehört er, wie dr. G. A. Wolff in München fand und mir freundlichst mittheilte, zu des Boethius Liber contra Eutychen et Nestorium (ed. Peiper. Boethii Philosophiae consolationis libri quinque, Lipsiae 1871, s. 186 fgg.). A 1 enthält cap. III 28 — 55, B cap. III. 87 — IV 55, A 2 cap. IV 86 — 118. Das abhanden gekommene doppelblatt zwischen A und B bot cap. III 55 — 86. IV 55 — 86. Über das früher mit unrecht dem Boethius abgesprochene werk, s. Teuffel-Schwabe Gesch. der römischen litteratur<sup>5</sup> 1234<sup>1</sup>. Die abweichungen von Peipers text sind unbedeutend, höchstens verdient ein einschub in roter majuskelschrift nach subiecta (III 54) erwähnung: Greis non deesse verba et ab ipsis quoque substantiam prosopa nuncupari et solis eam rationabilibus tribui.

Aus diesen bemerkungen wird deutlich geworden sein, dass der schreiber des lateinischen textes nicht mit dem pergament kargte; es ist bei seiner eintragsweise viel freier raum übrig geblieben, den eine andere hand nachträglich gut auszunutzen verstanden hat und dies gibt den fragmenten für uns erst ihre bedeutung. Von einer hand des 12. jahrhunderts sind in enger schrift deutsche predigten (I) auf dem oberen rande über beide spalten hin fortlaufend, dann auf dem mit den 25 zeilen des lateinischen textes correspondirenden, frei gelassenen spaltenraum und endlich auf dem unteren rande, wider über beide spalten sich fortziehend eingetragen und zwar in 72 zeilen auf der seite, die sich folgendermassen verteilen: der obere rand gestaltete raum für sieben langzeilen, dann folgen 52 zeilen zur ausfüllung der freigeblichenen spalte, endlich wider 13 langzeilen auf dem unteren rande. Bei B, dem der obere, fünfte fol: abhanden kam, fehlen mithin die drei ersten zeilen auf der seite. Da von A 2

1) Die a. a. o. erwähnte abhandlung von C. Krieg steht im Jahresbericht der Görres-gesellschaft für 1884 (Köln 1885) s. 23 fgg.

sich nur die spalten <sup>ad</sup> mit lateinischem text erhalten haben, fehlen hier A. 8—59 und die zeilen 1—7. 60—72 liegen in A 2<sup>a</sup> nur in ihrer ersten, in A 2<sup>d</sup> nur in ihrer zweiten hälfte vor. Von den zeilenausgängen auf A 2<sup>c</sup> haben nur einige buchstaben der schwere widerstand geleistet. B 1, an umfang A 2 gleich, muss schon, bevor der deutsche text eingetragen wurde, seiner einen blatthälfte (B 1<sup>b</sup>) verlustig gegangen sein, da inhaltlich nichts fehlt: die erste zeile am unteren rande (B 8. B 28) schliesst unmittelbar an die letzte des oberen (B 7. B 27) an.

Von derselben hand, jedoch mit anderer feder geschrieben, stammt ein weiterer, dem Boethius eingefügter interlinearer text auf bl. A 1<sup>ad</sup>, eine deutsche predigt (II), 18 zeilen auf A 1<sup>a</sup>, 22 zeilen auf A 1<sup>d</sup> füllend; diese muss auf dem A 1 vorangehenden blatte begonnen haben, denn sie setzt fragmentarisch ein in unmittelbarem anschluss an die lateinische interlinearübersetzung einer griechischen stelle des Boethiustextes (III 30—32, vgl. das variantenverzeichnis bei Peiper).

Endlich findet sich noch ein dritter, lateinischer eintrag, wider von derselben hand des 12. jahrhunderts, wol gleichzeitig mit II gemacht, auf bl. B 1<sup>a</sup>. Er steht der länge nach an inneren zeilenrände (auf sechs zeilen von ungleicher ansdehnung, IIIa), sodann zwischen den zeilen des alten lateinischen textes (auf 24 zeilen) und kommt auf B 1<sup>d</sup>, wo er sich an gleicher stelle in sieben zeilen fortsetzt, zum abschluss (IIIb); IIIb beginnt auf bl. B 1<sup>a</sup> mitten im wort — (eru?)besentia — ein beweis, dass dies stück bereits auf dem B 1 vorangehenden, nun verlorenen blatte begonnen hatte, was übrigens auch aus dem inhalt hervorgeht.

Zum inhalt der fragmente weiss ich nur folgendes beizubringen. Der deutung von Apoc. 12, 1. 2 sind drei deutsche predigten oder lectionen (vgl. B 97 im eingang eines neuen stückes Dar nach gut usw.) gewidmet: A 1, 1—143 befasst sich mit drei eigenschaften des mondes, B 38—96 ist eine allegorische auslegung der zwölf sterne, B 97—184 lässt sich über die mulier pariens (Apoc. 12, 2) aus. Auch das lateinische auf Mariäe verkündigung bezügliche fragment IIIb knüpft an den eingang von Apoc. 12 an. Es scheint sich also um eine systematische commentierung der Offenbarung Johannis zu handeln und es mag daran erinnert werden, dass man vom ostermontag bis zur pfingstocture in den klöstern in den horen die apostelgeschichte und die katholischen briefe oder die Offenbarung Johannis zu lesen pflegte, oder auch, wie z. b. in Alemannien, alle drei nach einander; nach einem andern monument der alemannischen liturgie wurde die Apo-

*calypse schon in den zwei letzten wochen vor osteren zusammen mit Jeremias zur lectüre gewählt und dann wider nach himmelfahrt. Vgl. E. Ranke Das kirchliche pericopensystem (Berlin 1817) s. 15, 25, 20, 21. Nach dem Comes Theolinchi (s. ebenda s. 144 fgg. und s. LXXXIII fgg. des anhangs) las man von der zweiten woche nach pfingsten ab acht wochen hindurch die Offenbarung und hierauf den Hebräerbrief abschnitt für abschnitt (s. 117), insbesondere Apoc. 12, 1—13, 10 an der feria quinta hebdomadae VI post Pentecostem (s. LXXXIX). Unsere stücke weisen nun aber in eine andere zeit. B 97—184 dürfte wegen des hutes in v. 101 eine predigt auf Allerseelen (2 nov.) sein und dann auch B 38—96 (vgl. B 97 Item de eodem, und ebenfalls II 14?), die unmittelbar vorhergehende B 1—37 dagegen sich auf Allerheiligen (hinte B 36) beziehen. Aus dem hute A 2, 134 wage ich nicht einen irgendwie sicheren schluss zu folgern.*

*Die glücklichste ältere deutung der mulier in der Apocalypse c. 12 ist die als Ecclesia, die der zwölf sterne ihrer krone auf die apostel. Vgl. S. Victorinus (Migne 5, 336), Ambrosius (17, 875), Augustin (35, 2434; mulier = civitas Dei 37, 1846), Primasius 68, 872 fg.), Paterius und Alulfus (79, 1111, 1410), Beda (93, 165 fg.), Walafrid Strabus (114, 732), Haimo (117, 1081), Anselmus Lautanensis (162, 1543), Bruno Astensis (165, 667), Richard von S. Victor (196, 798 fg.), Martinus Legionensis (209, 365). Bei Alenu (100, 1152 fg.) findet sich auch schon die beziehung von mulier auf Maria, eine deutung, die dann durch die entwicklung des Mariencults, aber freilich erst viel später, die verbreitetste wurde, vgl. A. Salzer Sinnbilder und beiworte Mariens s. 373 fgg. Rupert von Deutz (169, 1041) identifiziert die zwölf sterne zunächst mit den patriarchen, dann mit den aposteln, aber auch mit den zwölf stämmen Israels. Der dem S. Hildesfousus zugeschriebene Libellus de corona Virginis, in dem die zwölf sterne ihrer krone zwölf edelsteine bezeichnen (vgl. Kohn. meisterl. VI, 765 fgg.), nimmt nicht Apoc. 12, 1, sondern Ecclesiasticus 45, 11 zum ausgangspunkt. Der h. Bernhard handelt in der predigt Dominica infra octavam assumptionis beatae virginis Mariae auf grund von Apoc. 12, 1 de duodecim prerogativis beatae virginis Mariae (183, 429 fgg.). Für Petrus Cantor sind die zwölf sterne duodecim opera misericordiae (Pitra Spicil. 3, 106, 20 fgg.). Aus der deutschen predigtliteratur sei auf die allegorische auslegung bei Grieshaber 1, 152 fgg. verwiesen; vgl. auch Myst. 2, 342, 34 fgg. Mit luna sub pedibus ist die welt gemeint: mundus quem Ecclesia despiciendo calcat, ut liberius ad coelestia tendat (Ambrosius, der aber, quia luna*



noctem illuminat *die deutung auf scriptura sacra berorzugt*, sine cuius lumine in nocte huius saeculi per vias rectitudinis incedere non valemus); quia (luna) mortalitatem crescentis et decrecentis carnis virtute calcabat (*Augustinus* 37, 1846, luna = homines ficti et mali Christiani 35, 2434); luna = mutabilitas mortalitatis, temporalitatis (*Hul-fus, Paterius, Beda, Alcuin* 100, 1152 *fg.*, *Haimo*); = mundus quia deficit et crescit (*Anselmus Laudunensis*); luna mundi huius bona mutabilia significat (*Rupert von Deutz*); *vgl. noch Petrus Cantor (Pitra Spicil.* 3, 106, 14 *fgg.*), *Pitra u. a. o.* 3, 474 *und Schönbach Altd. pred.* 1, 125, 19 *fgg.*

*Der mond als symbol der welt ist auch den deutschen bruchstücken bekannt (A 1—143), doch wissen diese noch nichts von der deutung der mulier und ihrer sternbesetzten krone auf Maria und deren tugenden oder auf die seele (Jostes M. Eckhart und seine jünger 101, 33 fgg.). Die apokalyptische frau (B 97—184) ist die christenheit (B 118, 121, 143, so auch bei Grieshaber Deutsche predigten 1, 153). Den zwölf sternem entsprechen B 38—96 zwölf seligkeiten, die unser im paradiese warten, von denen fünf auf die fünf sinne, drei auf die seele und vier auf den körper verteilt sind, eine auslegung, deren quelle ich ebenso wenig habe auffinden können wie die direkten vorlagen der anderen stücke. [Nachträglich (9, VI, 97) schreibt mir Schönbach: „die technik der fragmente weist meines erachtens sicher auf die blüte der franz.ösischen predigt. Alle einzelnen sachen sind mir bekannt, den zusammenhang vermag ich nicht nachzuweisen.“]*

*Über die alemannische herkunft der fragmente gibt die folgende grammatische übersicht auskunft.*

*Die vokale in stammsilben.* a für o (AG 11): adir B 109. A 2, 137 *urben* odir A 1, 103. — *Umlaut des a:* e: menic B 84, 172. A 2, 134 *neben* manic B 172. menegem B 46, 47. megide B 31, 35. 184. Meriun B 5. sengir B 45. kelti B 62. zwiveltic A 2, 63. giverwit A 1, 112. senftikait B 52. schepflit A 1, 111. gerliche B 167. erzindie A 1, 73. stehilinum B 81. elliu A 1, 40. B 16. abgiweshen A 1, 91 *vgl. Paul Mhd. gr.*<sup>1</sup> § 40 *anm.* 10; *aber ohne umlaut* starkiti B 7 *fg.* smalzitan B 17. — *Umlaut des à:* e: drege A 1, 139. lere A 1, 142. unstete A 1, 114. wegur B 13. martyre B 11, 102. iemerliche A 1, 68. B 107 *neben* iamerliche A 1, 67, 77. — e für i (AG 14): seht B 57. ë - ö s. o. e für ei (AG 36. *Braune Mhd. gr.* 44 *anm.* 4); ummededit A 1, 2. B 39. cledin A 1, 18. e für ie (AG 37): we B 63 *neben* wie. — i für e *in der pronominalform* dim A 1, 34 (*vgl. Wackernagel AP IV, 33*) *in folge der*

*unbetontheit im satze.* i für ie (AG 40): sichen A 1, 18 (*sonst* siech).  
 flihen A 1, 67. gingen B 25. i aus ihe : git B 139. A 1, 15. —  
*Der umlaut der kurzen o erscheint einmal in der schreibung e:* rücke  
 B 127, *der von ö in der schreibung oi* (AG 69): boize A 2, 63; *sonst*  
*aber ist letzterer nicht bezeichnet:* schonen B 63. schoniu B 123. horen  
 B 45. grozer groste A 2, 62. o für ou *in* frouwe *vor eigennamen:*  
 vro A 2, 65. 133. vron A 2, 66. — u (ü) für i *durch labialen ein-*  
*fluss in* subin B 88 (suiben B 91), *vgl. Beitr.* 14, 474 *fg.* *Der umlaut*  
*des u bleibt meist unbezeichnet:* upic upikait antlutte sunden funt  
 brusten durminun, *er begegnet in der schreibung vi* (AG 31. *Beitr.* 11,  
 292) *in* irvillet B 90 *neben* flit A 1, 142. u für o *in* du A 1, 43  
*ist vermittelt durch* uo (AG 78). u für uo (AG 48): dat A 1, 133.  
 grunen B 32. slugen B 19. muz A 1, 57. fluche B 118. virfluchet  
 B 112. gwmen A 1, 80. u für üe: blugen B 33. gischufe A 1, 10.  
 u für iu (AG 47): unkuzi A 1, 61 (*neben* ui). luhtit A 1, 37. 38 (*neben*  
 ui). irluhtit B 90. fule A 1, 123. 124. zunit A 1, 132. — ai für ei  
 (AG 49) *durchgehends in stamm- und ableitungssilben, nur* B 27 *gi-*  
*breitet.* ai für ä (AG 49): laizin A 2, 67. — ei aus age (AG 56):  
 treit B 127. 130. 132. virseit A 1, 28. 36. seit A 1, 121; *über* heite  
*s. unten bei der conjugation.* — eu umlaut von ou (AG 61): giseuget  
 B 116, *sonst aber ist der umlaut von ou nicht ausgedrückt:* froude  
 B 44. 70. frowent B 101. — ie: dievil *allgemein, nur* A 1, 62. 133  
 tiufil; — ietime = iht me B 76. 78. — oi für œ *s. oben bei o;* für  
 ô: bisloiz B 164. groizem B 125. 126; für ou: hoibit A 1, 3. B 95;  
 für ei: cristinhoit B 143; — *die schreibung öi in* giflöie B 182. —  
 ou *im lehnwort* flötun B 47. — ŷ = uo: birvre B 86. sŷchint A 1, 70.  
 dŷt A 1, 75. B 106. lŷdiron B 124; ŷ = iu (AG 78): rŷwe B 100. 126  
 (*neben* iu B 135. 143). — ŷe = uo (AG 77) hŷeb B 6. fŷer B 137. —  
 vi = ü (AG 76): brvit A 2, 139. svil B 6. fvil A 1, 39 *neben* fvle  
 A 1, 38. 84. fvlhait A 1, 88. — vi (AG 76) und ŷi = iu: unkvishi B 180  
 (*neben* u). fviltin A 1, 142. lviltet A 1, 4. 7. lvite A 1, 57. hvite  
 B 101. — vi (AG 76. *Beitr.* 11, 298) und ŷi = uo üe: virfvicheten  
 A 1, 35. rvifit A 1, 77. rvigit A 2, 143. svichet A 1, 73. innvizi  
 B 103. fvizen A 1, 2. B 40. svize A 1, 45. 47; svichit A 1, 65. dŷit  
 A 1, 110. mŷiter A 2, 67. 69. rŷiche B 112. bŷize B 136. mŷiz  
 B 141. wŷiten B 14. 15. mŷize B 111. sŷiziv B 31. 45. sŷizikait  
 B 130. birŷirde B 52. bŷizen B 142. — *Vgl. auch* fŷir A 1, 35 *neben*  
 fiver B 7. finre (*dat.*) A 1, 11. — *Lautschwächung:* sis, sin = sie es,  
 si in A 2, 134. sin ist = si inist II, 32 *fg.* — mirs A 1, 34. irst  
 dim = ir ez dem A 1, 33 *fg.* — druz A 2, 65. — in(de)me B 14. im

A 1, 83. B 97. 144. 156. 177. A 2, 64. am A 2, 1. vom A 1, 67. zem B 104.

*Die vokale in nebensilben. 1. praefixvokale. Ausnahmslos erscheint i in den praefixen:* in(t)-, ir-, bi-, gi-, vir-, zir; *auch heisst es immer zi:* zi A 2, 72. zihant A 2, 69. zischinne A 2, 133. — dihain dikain B 167. A 2, 142. — *Die negation lautet in-:* inkundit B 15. inmuizi B 103. — 2. *In ableitungs- und bildungssilben begegnet i ebenfalls ausserordentlich häufig:* zagil A 1, 74. B 132. edil A 2, 79. dievil A 2, 141. 143. nabil A 1, 53. wispil A 1, 73. 75. vogil A 1, 53. fogil(n) B 46. 129. misilsuht A 1, 73. stehillum B 81. himilsche B 48. 163. engilschun B 39. virzwifilt B 109. wandilt A 1, 5. 115. — silbir A 1, 83. sumir B 28. wundir B 89. sengir B 45. cleidirn A 1, 84. wetirhan A 1, 136. haisir A 1, 80. andir A 1, 74. andirs B 69. unsir A 1, 120. unsirn A 2, 5. iuwir A 1, 29. iwiriu A 1, 78. adir B 109. A 2, 137. abir A 1, 134. niemir A 1, 91. ubir B 15. 71. undir B 84. 174. widir B 139. nidir A 1, 141. gimartiret B 184 (martyr B 60). — subin B 88. dusint B 85. ebincristen A 1, 17. cristinhait B 13. 36. A 2, 68. cristinlicher A 1, 109. hindinan A 1, 141. bigegin(t) A 2, 72. 74. bizaichint A 1, 6. 16. offint A 1, 86. — ammit B 106. — depiden A 2, 73. megide B 31. 35. 184. hoibit A 1, 3. B 95. — fullimund B 9. — gitikait A 1, 76 *neben* gitekait A 2, 75. sūzikait B 130. unrainikait A 1, 124. drurikait A 1, 135. — wurzigartin B 49. ictime B 76. 78. — *i der ableitung ist unterdrückt in* himilsche B 48. 160. 163. himilsun B 32. engilschun B 39. — *Vgl. auch* apostln B 8 *neben* apostoln B 12. apostylu B 35. 3. *Vokale der endsilben in der conjugation. Auch hier ist i nächst e der häufigste vokal, vgl. Beitr. 14, 504.* 2. *sing. ind. praes.* sieis A 2, 6. 3. *sing. ind. praes.* sizit haizit A 2, 139. 1, 45. sprichit A 1, 65. virgiseit A 1, 76. vabit A 1, 141. implahit B 136. loufit A 1, 128. zihit A 1, 61. irtrinkit A 2, 3. bilibit B 80. 82. kumit A 1, 39. 71. nimit A 1, 61. mainit A 2, 66. rüfit A 1, 77. fülit A 1, 142. wekit A 1, 63. 67. stekit A 1, 74. 75. 76. frigit A 2, 110. schenkit B 110. horit A 1, 55. 76. machit A 1, 61. häilit A 1, 73. gidenkit B 108. biginnit A 1, 5. 66. 2. *plur. ind. praes.* süichint A 1, 65. 70. irhorint A 1, 778. 3. *plur. ind. praes.* gilendint A 2, 1. sprechint A 1, 32. haizint A 1, 50. 51. essint A 1, 53. fressint A 1, 58 *fy.* slafint A 1, 63. cerrint A 1, 58. 3. *sing. conj. praes.* gidenki B 112. bikeri B 107. 3. *sing. ind. pract.* starkiti B 7 *fy.* wolti B 177 *fy.:* *vgl.* bignugite B 177. 2. *plur. ind. pract.* gabint A 1, 29. sahint A 1, 31. 3. *plur. ind. pract.* wurdin B 9. 12. 16. kamin B 12. wurfin B 20. schundin B 18. datin B 32; *vgl. auch*

dobiten B 15. 1. *sing. conj. pract.* heiti B 176. 3. *sing. conj. pract.* hefi B 5. 2. *plur. conj. pract.* heitint B 16. 3. *plur. conj. pract.* werin B 109. kundint B 15. 2. *plur. imp.* komint A 1, 70. merkint A 1, 123. B 88. suochint A 1, 70. *Infinitiv:* sprechin A 1, 26. slafin A 1, 47. wahzin A 1, 5. lauzin A 2, 67. ervallin A 2, 76. schin B 64. werdin B 75. 79. 86. varin B 81. inphahin B 120. bisizin A 1, 10. vindin A 1, 71. bilibin A 1, 56. wesin (*subst. inf.*) B 163. gisnochin A 1, 70. videlin A 1, 60. merkin A 1, 4. cledin A 1, 18. gilangin A 2, 7. gisagin B 16. zischinne A 2, 133. zi wizinne A 1, 4. *Part. praes.* dobendi A 1, 72. *Part. pract.* gischafin B 45. 47. 156. 170. bigrabin A 2, 3. gebin A 1, 132. gistigin A 1, 67. gischribin A 1, 25. gischin B 17. wordin B 109. gischelin B 169. zirgangin B 141. trunkin (*adj.*) A 1, 46. 61. bispraitit A 2, 73. inswebit A 2, 64. gihorit B 45. irfullit A 2, 79. irluhtit B 90. gitrostit B 105 *fy.* kerit A 2, 137. verdampnit B 172. versmahit B 40. — *Vgl. auch* kundiu in B 69 *fy. und lesarten.* — a *vgl.* AG 10. *Beitr.* 14, 505. 3. *sing. praes.* schafat B 181. machat A 1, 46. 1. *sing. pract.* hazzat II, 21 (*mit ableitungs-a = ô*). 1. *plur. pract.* astan A 1, 32. tranedan A 1, 33. 3. *plur. pract.* smalzitan rostan höptatan B 17. 18 (*aber* brien schundin slugen hieftngen wurfin B 17. 18. 19. 20, *vgl. Braune Abh. gr.* 320 *ann.* 2. *Beitr.* 7, 552). bigundan B 31. *Infinitiv:* danzan A 1, 60. harphan A 1, 60. marteran A 1, 132. *Part. pract.* gisalbat A 1, 93. • *vgl.* AG 26. *Beitr.* 14, 500 *fyg.* 2. *sing. pract.* hassetost II, 23. 3. *plur. pract.* mohton B 8. *Infinitiv:* danzon lfdiron bñron B 124. *Part. pract.* verdampnot B 110. *Volle vokale sind also erhalten geblieben im plural der schwachen praeterita und bei den verben auf -ön; die starken verbalformen sowie die der ersten und dritten schwachen conjugation :eigen e resp. i (s. oben), die übrigens ebenso und nicht minder häufig in denselben formen auftreten, die die rolleren vokale a und o bieten.* *Vgl. Beitr.* 7, 551 *fyg.* 13, 469 *fyg.* 14, 497 *fyg.* — 4. *Vokale der endsilben in der declination.* i *vgl. Beitr.* 14, 509. *Feminalabstracta auf i:* unkiuschei A 1, 61. B 180. suizi A 1, 57. fuli A 1, 123. kelti A 1, 14. 36; *ausserdem nom. sing.* herbi A 1, 106. giloubi B 27. kainir B 166. welis A 1, 133. diu ersti B 100. *Gen. sing.* gotis A 1, 77. B 33. 34. 71. A 2, 77. 140. sunis gaistis B 51. sunderis A 1, 108. gilustis B 34. dodis A 1, 12. urtailis A 1, 86. endis A 1, 76. nabtis A 1, 43. kaltir A 1, 82. allir B 44. *Dat. sing.* menschin A 1, 61. giloubin B 108. hailigin B 162. *Vgl. auch* paradysi B 44. A 2, 76. 135 *neben* paradyso A 2, 136. *Acc. sing.* flekin A 1, 5. 90. wurzigartin B 49. menschin A 2, 76. gilou-

bin A 1, 109. B 5. 6. dizin A 1, 73. allis B 33. 67. 136. *Vgl.* paradysi B 118. *Nom. plur.* munchi B 35. phingestin A 1, 133. *Gen. plur.* allir B 159. 166. *Dat. plur.* gilustin B 122. — *Vgl. noch* diu lerehiu (und) B 46, s. B 69 *fy. lesarten.* o *vgl. Beitr.* 14, 508. *Dat. plur.* kolon B 18. hailigon B 165. u (AG 404 *vgl. Beitr.* 13, 485). *Gen. sg. fem.* hailigun A 1, 11. *Dat. sing. fem.* harphun B 46. fidelun B 47. flötun B 47. summun A 1, 131. B 39. cinnun A 1, 67. scibun A 1, 132. himilsun B 32. engilschun B 39. durminun A 1, 68. *Acc. sing. fem.* gimahelun A 2, 140. Merium B 5. haisun summun B 29. vollun scibun A 1, 6. 116. 119. 127. 129. hailigun A 2, 68. sundigun A 2, 74. stehilinun B 81. seligun B 179. *Nom. plur. fem.* (AG 405) nunun B 35. — *Ausserdem wären noch zu verzeichnen (vgl. Beitr.* 14, 498 *fy.):* fornan, hindinan A 1, 141. — allis (*adv.*) A 2, 79; *die comparative* diefir A 1, 102. schonir B 88. bessir A 1, 100. — wilon (*adv.*) B 122. iezont B 117. 143 (*neben* iezent B 98 *fy.* 101. 104). 11, 35. — wegur (*comp.*) B 13. — *Eudlich ist der gelegentlichen unechten aufügung von e erwähnung* (AG 20) *zu tun.* Sie liegt vor in: öche B 117. nahe A 1, 71. — zorne (*nom.*) B 13. bluote (*nom.*) A 1, 103. dage (*nom.*) A 1, 65. 69. nahte (*nom.*) A 1, 65. fluche (*acc.*) B 118. holze (*acc.*) A 1, 99? B 24? *Vgl. Beitr.* 14, 515. — gischahe A 2, 77. *Dem gegenüber steht synkope des e:* gibern B 119. 145. arn B 151, *doch vgl.* sunderis A 1, 108; — hungere A 1, 32. apostln (apostoln apostyln) B 8. 12. 35. violn B 50. gezwiveln B 8. virzwivelt B 105. spiln B 123. sulnt A 1, 4. suln A 1, 62. beteln A 1, 15. 25. nagehn A 1, 68. — gisruwn A 1, 79. frown A 1, 2. B 95. — 3. *sing.* rvift A 1, 68. bit B 108. ar bait(et) A 1, 135; — aime A 2, 72. 74. B 77. zisamme B 93.

*Consonanten. Labiales.* bredigere B 30 *neben* predigers A 1, 77 (AG 153). — *Inlautendes p steht für zu erwartendes ph* (AG 151. *Beitr.* 14, 512) *in* bistopent A 1, 78. p *eingeschoben* (AG 149): verdampnit B 172 *gegenüber* B 110. *Gegenüber pp, der verhärtung von b* (AG 152) *in* rappe A 2, 135 *vereinfacht sich* pp zu p *in* upie A 2, 72. upikait A 1, 61. B 123. A 2, 132. ph (AG 158): riphe A 1, 21; f (AG 158): schafat B 181. gischafin B 47. 156. schifes B 150. — v — w (AG 163): zvelv A 1, 3. — w *bildungshaut* (AG 164): gisruwn A 1, 79. mu *für* mb (AG 167): ammit B 106. umme A 1, 135. B 39. 118 *neben* umbe A 1, 2. 136. warumme A 2, 132. 141 *neben* mb A 1, 72. B 104. 108. darumme B 110. 125. 128. 137. 146. 183. A 2, 134. 141 *neben* mb B 62. 99.

*Dentales.* Fast ausnahmslos steht im anlaut d für t (AG 179): dode B 102. A 2, 1. diefir A 1, 102. depiden A 2, 73. dae, dag A 1, 39. B 111. 115. A 2, 140. dages B 4. dage A 1, 26. dievil B 13. A 2, 111. 143 *neben* tiufil A 1, 62. dier A 1, 50. 51. 58 *neben* tier A 1, 59. dur A 1, 138. oben A 1, 74. B 13. 15. obenendi A 1, 72. danzon A 1, 60. B 124. durnieren A 1, 60. dut A 1, 75. 133. B 106. datin B 32. datent A 1, 34. drurikait A 1, 135. drege A 1, 139. — dusint B 85. 146; *aber* trinken B 123. trunkin A 1, 46. 143. tranctent A 1, 30. tranedan (*inlautend d nur hier, vgl. AG 180*) A 1, 33. trane A 1, 44. 45. — *Vgl. auch* irtrahten B 53. gitrostit B 105 *fg.* — *Anslautend d* (AG 183): irkand B 182. A 2, 4. bivandes — bivand es B 166 *fg.* — t *unverschoben* (AG 171): anlutte A 1, 52. t für später gewöhnliches tt: biter B 135. H, 35. drite B 28. A 2, 62 *neben* tt B 100. 150. miternacht A 1, 66. — t *an die* 3. *plur. pract. unorganisch angefügt s. unter conjugation.* Abfall (AG 177): mer A 2, 78 für mert merôt. — z *steht für* tz: hize A 1, 4. 11; *nach kurzem vokal für später gewöhnliches* zz: wizinne A 1, 4. ezen B 123; für s (AG 189): lizet B 102. wize B 128. aze A 2, 5. dizin A 1, 73. virliuzit A 1, 136. duzent B 146 (*neben* s B 85). spize A 1, 62. kaizers B 175. wahzin A 1, 5. 6. glaz B 80. virloz B 178. iz A 1, 8. wez A 1, 8. diz A 1, 53. A 2, 135 *und oft.* dez A 2, 4. huz A 2, 79. zz für ss: gilichenuzze B 159 (ss: B 162. 179. 180). z für sch: flaiz A 1, 54. unkuzi A 1, 61 (*neben* sch B 180). — *Andererseits e für z* (AG 184): cerrint A 1, 58. eiten A 1, 115. einnen A 1, 65. 67. 68. 2, 139. de. we (B 122) = daz waz; für tz (AG 186): sicis A 2, 6; für s: we = was B 4. 122. A 2, 65. 79 *und öfter.* — s für z (AG 187): haisun B 28 *fg.* bis A 1, 118 (*neben* z A 1, 116). giniusit A 1, 142. welis A 1, 133. ss für zz slosse B 160. bislossen B 175. 176. essint A 1, 53. bessir A 1, 100. wisse H, 23. — se, s für sch (AG 192. 190): seibun A 1, 127. 129. 132 (*neben* sch A 1, 6. 116. 119). himilsun B 32; ser, sr für sehr: seri(g)en A 1, 67. B 142. seriet B 97 *fg.* 100. seriendez A 1, 71. gisruwn A 1, 79 *neben* schre A 1, 3. giseriben B 110. A 2, 141. — se für zz (AG 187): virgiscet A 1, 76. — l für ll: fulit A 1, 142 *neben* irfullit A 2, 79; ll für l (AG 162): allaine B 164. — n für m (AG 203. *Beitr.* 14, 511): kan B 7. A 2, 78. nint B 139. hainlich A 2, 142. sturn B 26. *Ausfall des n* (AG 200): hiegen B 19 *neben* hiëgen B 20, *vgl. Kraus zu Tundalus* XI, 455. safte H, 11 *neben* sanfte H, 30; *in unbetonter silbe* singedem B 47 *vgl. Beitr.* 14, 512; *in erzindie* A 1, 73 *liegt wol eher eine mischung von arzedie und erzenie als einschub eines n vor, in winhēnachten* A 1,

133 (AG 201) *vermutlich ein Schreibfehler. Über die 2. plur. auf ent s. unter conjugation.*

*Gutturales.* curze B 134 *neben* kurzen B 140. eniwe B 116. elaine B 139. creten B 109. choufwip B 138. — k für ek: flecke flekin A 1, 5. 90. 91. smake A 2, 79. stricken B 19. nakenden A 1, 17. wekit A 1, 63. 67. stekit A 1, 74 *fy.* — *Anslautend g neben e* (AG 213): dag A 2. 140. mag A 2, 140. gilag B 26 *neben* wee A 2, 4. gg (AG 209): agger A 1, 14. 16. 36. g *im anlaut nach vokalen an stelle von j* (*Branne Abd. gr.* 117. AG 215): frigit A 2, 140. serigen A 1, 67 *neben*. serien B 142. blugen B 33. laige B 100; *vgl. auch* glorige B 173. — *Vortritt des hauchlautes h vor vokalischen anlaut* (AG 230): herbi A 1, 106 *neben* erbe A 1, 110, *vgl. Garke QF* 69, 49 *fyg.* 97 *fy.* h *ist phonetisch bedeutungslos eingeschoben in* antluhte B 91 (*neben* antlutte A 1, 52), *einer schreibung, die auch in Grieshabers predigten und in Rudolfs Barluam ed. Pfeiffer* 96, 30 *lesat. vorkommt, vgl. Beitr.* 14, 513. h *ist unterdrückt* (AG 234) *in:* swel A 1, 55. 56. welis A 1, 133. wels B 155. dur A 1, 36. virwort B 118. nit A 2, 4 *und oft, nur* B 153. A 1, 128 *steht* niht. it A 1, 75, *vgl. ietime* B 76. 78. — allentalp A 1, 107.

*Zur conjugation.* 2. *sing.* wundes B 77. — 2. *plur. auf ent* mt (*Beitr.* 14, 517): komint A 1, 70. gant A 1, 35. merkint A 1, 123. B 88. irhorint A 1, 78. suochint A 1, 65. 70. bistopent A 1, 78. mugent A 2, 60. sulnt A 1, 4. wellint A 1, 70. gabint A 1, 29. trancent A 1, 30. sahint A 1, 31. datent A 1, 34. heitint B 16. — 3. *plur. praet. mit t* (*Beitr.* 14, 517): kundint B 15. — *Participialformen ohne ge:* gebin A 1, 132. wordin B 109. kerit A 2, 137. — *Von serien* B 142. serigen A 1, 67 *sind zu belegen:* 3. *sing. praes.* seriet B 97 *fy.* 100; 3. *plur. serient* B 101. 103; *part. praes.* dez seriendez A 1, 71; *praet. schre* A 1, 3; *part. praet. gisruwn* A 1, 79. *versihen:* *part. versigen* A 1, 81. — *Verbum substantivum:* du bis A 1, 123. 3. *sing. conj.* sie A 2, 60. — tuon: 2. *sing. praet.* dethe H, 13. det H, 17. — haben: 3. *plur. hant* A 1, 51; *inf. han* B 49; *die praeteritalformen hate* A 1, 2. B 33. hete A 1, 143. B 161. 175. 181. heti B 5. het B 175. heiti B 176. heite A 1, 98. B 58. A 2, 137. heitint B 16. *Vgl. Weinhold Mhd. gr.*<sup>2</sup> s. 425. *Kraus Vom rechte* s. 7. *Jüng. Julith* 161, 18. — gan (AG 336. *Branne Abd. gr.* 382): 3. *sing. gat* B 81. 97. 3. *plur. gant* B 55. 3. *sing. conj. gange* B 149. 2. *plur. imp. gant* A 1, 35. — 3. *sing. stat* B 110. — du solt B 119 *fy.* sulnt (2. *plur.*) A 1, 4. wellint (2. *plur.*) A 1, 70. — *Praet. wisse* B 161. 173. 182 *fyg.* — 1. *plur. muozen* B 95 *fy.*; *praet. muose* A 2, 76.

*Zur declination.* Plur. die libe B 93. — der slange A 1, 72. B 149. 153. 154. — dem mane A 1, 113. *soust immer schwach*, z. b. A 1, 3. — sunne (*masc.*) A 1, 2. (*fern.*) B 39. 79. 84. — Plur. sterne (*slark*) B 10. 25. sternen (*schwach*) B 28. — mit smerzen B 119. 122. 143. mit smerze B 121. 126. dem brinnendem chor B 37. dem schonem paradysi B 44. — in menegem clainem fogilin B 46. in menegem wol singedem menschen B 47.

*Wortbildung.* gilichenuzze B 159 *neben* gilichenisse B 162. 179. 180. vinsternisse A 1, 40 (AG 252. *Weinhold Mhd. gr.*<sup>2</sup> 268). *Wortsch.* ab weschen A 1, 91. affe = thor A 2, 74. ze agger gan A 1, 14. 36. aggergane A 1, 16. alde B 161, *vgl. Weinhold Mhd. gr.*<sup>2</sup> 331. *Kauffmann Gesch. d. schwäb. mundart* s. 258. *Schweiz. idiot.* 1, 187 *fg.* der almehtigot B 68, des almehtingotes B 157, *vgl. Denkm.*<sup>3</sup> 2, 449. *Kraus, Deutsche ged. des 12. jhs. zu* 1, 107. daz ammit duon B 106. anegenge A 1, 5. 115 *fg.* 118. 120. 126. B 130. 135. ange *schw. masc. türangel* A 1, 138. angel B 132. angesten A 1, 136. II, 31. angestlich A 2, 133. 142. II, 40. die stat an stozen A 1, 66. antlutte, antluhte A 1, 52. B 91. arnen B 136. arzat A 1, 73. 75. æzen: *praet.* astan A 1, 32. beteln A 1, 15. 25. bigeginen A 2, 72. 74. bignügen B 177. birefsen II, 5. 22, *vgl. Spec. eccl. s.* 119. birürde B 52. bispreiten A 2, 73. bistop(f)en A 1, 78. bivinden B 166 *fg.* bitalle B 153, *vgl. Gramm.* 3, 106. *Mhd. gr.*<sup>2</sup> 161. *Wilmanns Deutsche gramm.* 2, 620 *ann.* 1. blie B 83. bruchen B 57. 66 *fg.* 73 *fg.* denen *foltern* A 1, 132. draht *geruch* B 49, *vgl. J. Grimm Kl. schr.* 7, 199. durin A 1, 68. ebimeristen A 1, 17. inslafen A 1, 62. insweben A 2, 64, *vgl. Diemer zum Joseph* 223. erbe herbi „hereditas“ A 1, 106. 110. ernde A 1, 133; *die form ist später beim Murner und in der Martina belegt, vgl. auch Schweiz. idiot.* 1, 464 *fg.* irtrahten A 1, 24. B 53. ervallen A 2, 76. erzindie A 1, 73. galge B 20. A 2, 2. gi-berde A 2, 141. gilangen A 2, 7. gilenden B 150. A 2, 1. gilichenusse gilichenisse B 159. 162. 179 *fg.* gelust A 1, 45. 140. B 44. 120 *u. öfter.* gelusten A 2, 133 *fg.* 144. gimechit A 2, 67. 68. gerliche B 167. gimme B 53 *fg.* 94. girihtikait II, 2 *fg.* 4. gitekait A 1, 76. 2, 75. glorige B 173 *vgl.* 178. grunen B 32. gwmen = guomen (*plur.*) A 1, 80, *vgl. Beitr.* 11, 297 *fg.* harphan *verb.* A 1, 60. hailigaist B 7, *vgl. oben* :u almehtigot. hainlich = heimlich A 2, 142. hindinan A 1, 141. horen *c. gen.* A 1, 71. 76. houpten B 18. huoron B 124. hurt A 2, 2. *Himml. Jerusalem* B 32. ietime B 76. 78. iezent iezont B 98 *fg.* 101. 104. 117. 143. II, 35. kelten B 62. ehoufwip B 138. creten B 109, *plur. von krete s. Lexer* 1, 1750; *nachtr. s.* 284.



*Deutsches wb.* 5, 2414. kund *st. fem.* A 1, 99 *ffg.* Die *bienne* ain kurzes vogili „brevis in volatilibus“ B 129. im libe han „in utero habere“ A 1, 3. B 97. 99. listie B 79. 155. lougon A 1, 31. luodiron B 124. mer(t) = meröt merâte *abendmahl* A 2, 78, *vgl. Mhd. wb.* 2, 1. 139<sup>a</sup>. *Lexer* 1, 2108. 2115; *nachtr.* s. 314. misilsuht A 1, 73. missivar „discolor“ A 1, 106. 108. mulrat A 1, 141. nagen A 1, 62. in olei braten B 17. ougebrawe B 85 *ffg.* owi B 109. II, 22. phingestin A 1, 133. riuware B 143. uf den kolon rostan B 18. ruoche *sorge*, *acht* B 112. ruogen *mit dem dat. der person und acc. der sache* A 2, 143. sat werden B 44. saten B 50. schalkait B 180. schinden B 18. scrien *e. acc.:* drier laige stimme B 100, *beklagen, bejammern* B 117. 142; *e. gen.* B 104. sengir B 45. serer A 1, 97. subin warbe B 88. 91. siechetage A 1, 135. smac A 2, 79. B 50. smelzen in bli B 17. stehilin B 81. sterken B 7 *ffg.* sudenwint B 10 *ffg.* depit A 2, 73. doben A 1, 72. 74. B 13. 15. trenken A 1, 30. 33. durnieren A 1, 60. undirtanic B 174. unkiuschi B 180. A 1, 61. unlidic „impassabilis“ B 75. unreht „dolosus“ B 138. unsinnic B 172. upic A 2, 72. upikait A 1, 61. B 123. A 2, 132. daz iungeste urtail A 1, 86. vanaht A 1, 134. vermelden A 2, 143. versihen A 1, 81. vertic A 1, 107. verwen A 1, 112. virzwifeln: ich han virzwivelt (von) B 105. 109. vestinunge B 155. 181. videlin A 1, 60. fiuhtin? *vgl. Lexer* 3, 376, *dat.* fiuhtin A 1, 142. flecke A 1, 5. 90 *ffg.* flöte B 47. frigen *freien* A 2, 140. fulhait A 1, 88. fule = viule A 1, 123. 124. sich fu(l)len A 1, 142. fullimund B 9. wachen und vasten A 1, 16 *ffg.* B 127. wegur = wæger (*comp.*) B 13. wetirhan A 1, 136. waizgot B 135. sinen willen han B 124. wispil A 1, 73. 75, *vgl. Schmeller* 2, 1042. wizen *e. dat.* II, 23. wüeten B 14. 15. wurzigarte B 49. zagil A 1, 74. B 132. cinne A 1, 65. 67 *ffg.* 2, 139. ziunen *flech-*ten A 1, 132. zougen B 60. zwiveltic A 2, 63.

HALLE, MÄRZ 1897.

PHILIPP STRAUCH.

## BEMERKUNGEN ZU SCHÖNBACHS STUDIEN ZUR GESCHICHTE DER ALTDEUTSCHEN PREDIGT.

Wie in seinen Altdeutschen predigten hat Anton Schönbach auch in seiner neuesten schrift: Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. Erstes stück. Über Kelles „Speculum ecclesiae“ (= Sitzungsber. der kaiserl. akad. d. wissenschaften in Wien, philos. histor. klasse. Bd. CXXXV) eine altdeutsche predigtsammlung des XII. jahrhunderts auf ihre quellen und vorlagen hin zu prüfen gesucht. Zu dem Speculum ecclesiae oder, wie es auch sonst noch citiert wird, zu den Benediktbeurer predigten war schon von dem herausgeber Kelle auf Honorius von Autun hingewiesen worden als vorlage für einige kleinere stücke (vgl. Specul. eccl. einleitung VI fg.). Eine gründlichere forschung nach den quellen wurde aber erst vorgenommen von Cruel in seinem trefflichen werke: Geschichte der deutschen predigt im mittelalter s. 169 fg. In noch umfassenderer weise hat nun Schönbach in seinen Studien I die untersuchung fortgesetzt. Er hat Cruels ermittelungen nicht nur durch erschliessung neuer quellen überboten, sondern auch hie und da berichtigt. Überhaupt ist hier Schönbach in das studium der ältern lat. litteraturdenkmäler, aus denen der verfasser des Speculum bald längere, bald kürzere abschnitte übersetzte oder nachahmte, eingedrungen wie kaum ein zweiter unter den lebenden germanisten. Alles, was er auf diesem beschwerlichen wege entdeckte, finden wir in seinem buche ausführlich angegeben.

Damit haben wir gleichsam einen sachlichen commentar erhalten, der für den künftigen leser des Specul. unentbehrlich sein wird. Denn nun erst wird es möglich sein, über den wert dieser redegattung in litterarischer und kulturhistorischer beziehung zu einem festen und sichern urteile zu gelangen.

Neben der sachlichen seite ist von Schönbach natürlich auch die sprachliche nicht ausser acht gelassen worden. Auch hier hat er gelegenheit gehabt, den deutschen text an vielen stellen theils zu bessern, theils zu erklären.

Auf diese sprachliche seite des buches ist in den vorliegenden bemerkungen vorzugsweise rücksicht genommen. Es sollen deshalb mehrere stellen, in denen ich mit der deutung oder vermuthung des verfassers nicht ganz übereinstimmen kann, im folgenden einer nähern erörterung unterzogen werden.

Schönb. s. 8 würde die hübsche vermuthung *sunfteeliche* (hs. *sunteglische*) *bösheit* (Spec. eccl. 11, 22) entsprechend dem lateinischen

*lutum luxuriae vel alicujus voluptatis felidae* noch annehmbarer scheinen, wenn in den vorhergehenden zeilen (Spec. 11, 18) auch *lutosa* mit *sunflich* und nicht mit *lettlich* übersetzt worden wäre.

Schönb. s. 10, Spec. 13, 27 fgg. *Zuo der lösunge wolte er (= got) deheinin engel sentin, waude er wol wisti, dax die engel onch è geualtin wäru. von ir ubirmuote. niemen wolte er sentin, von diu dax er wol wisti, dax der armi mennische brôdir natâre wâre. dax er lihli sunti; damin was sin nôtdurft, dax er den sauti, der nimmir suutin mahti.* Hierzu bringt Schönb. s. 18 den wortlaut der lat. vorlage aus Hildebert: *Adam purus homo fuit et ideo ex humana fragilitate tentationibus diabolicis succubuit; et propterea purus homo ad redemptionem mittendus non foret, qui vel per se, vel, cum tentaretur, peccare potuisset. Angelus tamen non erat mittendus in hac militia, quia peccare poterat, qui prius peccavit in superbia. Necessario igitur mittendus erat, qui peccare non poterat. Missus est ergo Filius.* Hiernach erwartet man statt *niemen* im deutschen texte einen andern ausdruck, wie Schönb. nach meiner auffassung richtig erkannt hat. Nur will mir das, was er dafür einsetzt: *deheinen reinen menschen* nicht recht einleuchten. *Purus homo* bedeutet doch nach dem zusammenhange bei Hildebert so viel als: bloss ein, nur ein, nichts weiter als ein mensch; *purus* entspricht in diesem sinne dem mhd. *itel*, für das seit dem ende des 15. jahrhunderts auch *pür* aufkam, wie man an den beispielen wahrnehmen kann, die Lexer im Dwb. VII. 2252 aus Keisersberg und Luther vermerkt hat. Das naheliegende wort *rein* hat aber der übersetzer wol absichtlich vermieden, sei es, dass es ihm hier zweideutig erschien, oder dass es ihm in diesem sinne noch nicht geläufig war; er redet nur von einem armen menschen: *rein* in dem sinne, den hier das wort *purus* hat, finde ich erst in einer stelle bei Graf Wernher von Honbere in den Schweizer minnesängern XXVI, 6, 9 *der eine, der des niht curare wert, dax er laege uf reinem strô.* Ich schlage daher vor zu lesen *deheinen man*, woraus sich die verkürzung *niemen*, die sich der schreiber erlaubt hat, leicht erklären lässt. *Mau* = mensch im gegensatze zu *engel* und dem der *wâr got unde wâr mensehe* ist, war ohnehin hier an seinem platze; vgl. Spec. 20, 1—2; 26, 20.

Schönb. 13, Specul. 16, 3. *des andern morgins wart, dô hete diu gerte Aarons blumin unde este — givunnin.* Dazu bemerkt Schönb. 13 „wahrscheinlich: *do iz des andern morgins wart.*“ Hierbei ist wol übersehen, dass es auch Spec. 123, 17 heisst: *Vil seiere wart, der è nil uinster unde nil sundiger in dax munster giene. der selbe giene*

wrölichen wider drüz; ferner 76, 31 *Dò wart anc dem vierzigistim tage* —, *do ruochte er mit in ze ezzin*; 87, 25 *dò des morgins wart, dò chom ein bati*; 89, 30 *Danüch wart ze cinir uespir zit, dò der herre Zacharias rouch hete geleit in ein rouchraz* — —, *do erschein dem quotim éwarti der gotis boti*, und vielleicht hiess es auch 107, 29 *dò des morgens wart*, — — *dò hete diu durre gerte Aarones este* usw., wo *wart* in der handschrift ausgefallen sein kann. *Ex* ist (wie das relative *dò*) in solchen die rede einleitenden zeitbestimmungen in dem erzählenden stil des mittelalters entbehrlich, wie ich an einer reihe von beispielen in der German. 22, 34 nachgewiesen habe. Ich füge hinzu Kunrat v. Ammenhausen ed. Vetter 3584: *dò in der nuht wart*, — — *dò slief er niht*; 8894 *dò ze einem mäle wart*, — — *do entschuldiget er sich dümite*; Wisse und Colin, Parz. 281, 28 *richt an der nône zit wart, sach er einen ritter uf der vart*; R. Merwin, Buch von den zwei mannen ed. Lauchert 21, 16 *des andern tages des morgens rehte früge wart, do koment aber dise zwei*; 40, 30 *des êrsten in der nuht wart, do viel ich nider*; Des Bühelers K. tochter 3297 *als morgen wart, do reit ich hin*; 6601 *in derselben nacht da wart, macht man do der künigin zart leider*; Aleman. 13, 72 *darnach über fünfzig tage wart, do vant man*; 15, 156 *do ains tages wart, do hatt si grosse begird*; 158 *do nach der complet ward, do ward si gar müd von den arbeiten*; 160 *do einer nacht ward, do kam neisswas zuo ir bett*; 161 *do mornund ward, do sehied si süliklich von dirr welt*; 162 *do eines tages ward, do kam ein swester*; 166 *do in einer nacht ward, do was ir vor wie neisswas zuo ir kême*; 175 *do eines tages ward, do hueget si*; 177 *do mornund ward, do fragt ich*; 179 *do in dem tag ward, do gieng sin swester zuo ir bett* usw.

Schönb. 15, Specul. 17, 27 *dax er die erlöste, die untir der ê wâr, dax ouch wir den wunsch siner kinde enphiengin* (= Römerbrief 8, 15; Galater 4, 5). Zu dem „seltsamen“ ausdruck *den wunsch siner chinde*, womit *adoptionem filiorum* (εἰσθεοίαν, ankündigung) übersetzt ist, konnte von Schönb. 15 noch verwiesen werden auf die unter Keros namen gehende interlinearversion der Regula S. Benedicti cap. 2, aus der Graff Sprachsch. I, 905 *wunsk chindo* citiert hat. Dieselbe stelle lautet nach der Engelberger Benedictinerregel ed. Troxler 16, 19 *ir hânt — — impfangin den geist dix wunschêz dir chindon*; nach der Hohenfurter (Ztschr. f. d. a. 16, 228) II, 6 *ir habet phammen den geist kint wunschunge*; nach der Münchener (Schönbachs Mitth. IV, 15) *den geist der erwunschten sunn*; nach der Admonter (ed. Kaeferbeek) *ein geist der erwunschten chinde*; nach der Oxforder (ed. Sie-

vers 3) *den geist der irwunchter kinder*; vgl. *gewünschte kint*, ausgewählte kinder gottes bei Preger Gesch. d. d. mystik II, 438; vielleicht ist auch *wunsch* in dem worte *wunschmutter* hierher zu ziehen, das Vilmar in seiner abhandlung über Rudolfs Weltchronik s. 26 mit „pfliegermutter“ übersetzt hat.

Schönb. 18, Spec. 19, 20 *daz schulîn wir geloubin unde gedingen, daz unsich niwet eine nôt heilet von den sunten sunder ioch von dem ewigen tôde*. Schönb. 18 will *daz (er) unsich niwet einost heilet* usw. Aber was sollte hier *einost* bedeuten? Ausser bei Heinrich d. Gleissner 774 (*einost noch*) ist mir diese wortform nur noch in Lassbergs LS. II, s. 27, 103 (*ainost oder zwir*) und im Schwabensp. nach Schilteri Thesaur. tom. II, 64, 13 (neben *anderst*) begegnet = *einest*, lat. *semel*. Gemeint ist doch wol *einigenöte* — *sunder*, wie Kelle schon gesehen hat im glossar zum Spec. s. 206. Der ausdruck kehrt hier noch öfter wider, so *niht aingenote* — *sunder* 41, 22; *niht eine genöte* — *sunder* 107, 20; *niht eingenöte* — *ouch* 121, 30 — 32; *eine genöte niht, sunder* 181, 34; *daz enhilfit einiginöte niht* — — *dane sîn ouch dei quotin werch* 74, 3; auch 59, 4 *niwet einiginöte* (hs. *einigmüte*) — *sunder* gehört hierher; vgl. Lexer I, 524 aus Reg. des H. Benedict ed. Troxler 62, 29 *eingnote mit* — *wan* und 63, 1 *mit eingnote* — *want ioch*; Schönbach Predd. III, 128, 12 *niht eingenöteclich* — *sunder*, und 212, 16 *niht aingenötlichen* — *sunder*. Bei *niwet eine nôt* — *sunder ioch* im Spec. 19, 27 lässt sich übrigens auch denken an Williram ed. Seemüller 48, 22 *niet ze einero nōto* — *nobe* (var. *sunder*) *ioh*; 61, 3 *niet zeiner gnöte* (var. *note*) *sunder*; Spec. 42, 16 heisst es *niht eine lebet der memisk des brötes, sunder von dem gotes worte*; hier könnte man versucht sein anzunehmen, der schreiber habe *genöte* nach *eine* ausgelassen, zumal da 181 zeile 2 v. unten derselbe gedanke widerkehrt mit den worten *der menesece lebet eine genote des brötes niht, sunder des gotes wortes*. Indessen schon bei Notker liest man nach Graff Sprachsch. I, 313 *nicht ein* — *nobe (nūbe)* sowie *nicht ein* — *sunder*; *nals ein* — *nube nūr* und bei Troxler l. I. 11, 18 *nurit einē* — *sunder*; dem schliesst sich an, dem ahd. entsprechend, bei Leyser, D. predd. 7, 7 *aleine niht* — *halt*; im Passionale und im Väterbuch findet sich öfters *niht alleine* — *sunder ouch*, vgl. C. Franke Das veterbuch s. 84 und Gesta Rom. ed. Keller 45, 30.

Schönb. 22, Spec. 22, 6. *ze tröste allen den, die heinen gedingen heten*; Schönbach will *deheinen* für *heinen*. Die verkürzte form *hein* tritt im 12. jahrhundert nicht so selten auf als es nach dem Mhd. wb.

1, 422<sup>a</sup>, 32 scheint und bedarf wol der schonung; ausser den dort herangezogenen stellen vgl. Set. Trudberter II. lied 62, 26 *ze heimec wersetse dinge*; Antierist 123, 40 *ir heinis wirt rit*; Roland 81, 6 *ze heiner stunde*; 113, 34 *ze heinen sinen suchen*; Altd. predd. von St. Paul ed. Jeitteles 20, 18 *ze heiner wile*; Altd. predd. ed. Schönb. III, 52, 29 *ze heinen untriuwen noch ze heiner unkinsche*; Kaiserkr. s. 6739 und 10123 *ze hainer nôt*; 8174 *ze hainer stunde*; 8483 *ze huiner rede*; 15189 *ze haim tagelinge*; 16963 *ze hainen grôzen arbeiten*; II. v. Veldeke in MSFr. 57, 16 nach der Heidelb. hs. *dur heinen boesen krank*; Hartmanns Klage 1636 *ze heime huxze*; Gregor 838 *ze heiner stunde*; Schönb. Predd. III, 48, 25 *ze heim dienste*; Weist. IV, 636 a. 1374 (aus Niederflörsheim, westlich von Worms) *heuirley schade*. Auch Spec. 64, 30 lautete vielleicht ursprünglich: *dax er dem schûchære ê sin paralyse ûftet den heinim* (hs. *deheinum*) *sinem heiligin*, wenn nicht *ê* vor *deheinem* zu ergänzen ist, wie es Spec. 71, 15 heisst: *der sich selbin ê hungirn lie ê sine schalche* und 85, 29 *umbe waz der heilige yeist ê ûf der erdi gegeben wurde ê uon himele*. — Ebenso verhält es sich mit *enphâhen*, auch davon findet sich eine verkürzte form *phâhen* im Spec. 119, 26 und 125, 35, die Schönb. 101 (wie schon Schaper § 37, 6) beanstandet hat; vgl. die beispiele, welche Lexer II, 222 angeführt hat, und Hohenfurter B. regel 2, 6 *ir habet phannen*; 2, 86 und 92 *dax er phanen hat*; 2, 24 *swer einis abbetis namen phêhit*.

Schönb. 48, Spec. 45, 5 heisst es, dass *Nabuchodonosor* Jerusalem einnahm und *ersluoch die [I]uweristen alle die dà wârñ*, blendete den kônig, tötete seine kinder *unde ruorte in do blintin mit allin den die da frume wârñ ze babylonia*. Für *die dû frume wârñ* vermutet Schönb. 48 *die da vore wâren*. Die *principes Judaeorum qui remanserant* = *die tuweristen*, von denen kurz zuvor die rede war, können aber damit nicht wider gemeint sein. Ich verstehe: die da tauglich, brauchbar, verwendbar waren, die besseren gegenüber dem gewöhnlichen *volch*, das, wie es in den folgenden zeilen heisst, erst später durch *Nabuzardan* nach Babylon übergeführt wurde. Die darstellung des, wie es scheint, bloss aus dem gedächtnis referierenden predigers deckt sich hier nicht genau mit dem wortlaut der erzählung bei Ivo S77 C, den Schönbach zur vergleichung herangezogen hat; auch nicht mit den biblischen schriften Regum lib. IV, 25; Paralip. II, 36; Jerem 39 u. 52.

Schönb. 49, Spec. 47, 1: *alle die immer geschen wellent die himelischen Jerusalem, die muoxin vleische britteln von suntichlichen girdin, die dax vleisch ûil gerne hünt*: für *vleische* vermutet Schönb. 49 mit Kelle *dax vleische*; wahrscheinlicher ist mir *ir vleisch ê*.

Schönb. 49. Ohne durch eine lateinische vorlage genötigt zu sein, will Schönb. s. 49 die worte *der daz ane denchet* in Spec. 46, 14 in *der dar ane denchet* verändert wissen, ebenso s. 53 was im Spec. 51, 24 steht *denchet daz ani ir da* verändert in *denchet dar ane di ir da*. Daneben ist gegen Spec. 27, 29 *dò er die kraft sines gròzes gewaltes andähte* und 71, 19 *nu denchit daz an* sowie 123, 29 *nu denchet daz ane* und 130, 25 *wir seulu ane denchen wie* usw. von Schönbach kein einspruch erhoben.

Über das zeitwort *andenken* und seine construction findet sich leider in den mhd. wörterbüchern nichts vermerkt; von *angedenken* kennt Lexer I, 591 nur eine stelle aus Dietrichs flucht 8723 *ob got liht die saelde mìn angedenket*; beiden begegnet man aber, zumal im 12. jahrhundert, nicht ganz selten. Schon althochd. ist *andenken* vorhanden bei Graff V, 158 *anadenehin diner gnâde* und *anatenchi, atende*. Öfter in der D. interlinearvers. der Psalmen ed. Graff, so in den Windb. ps. 16, 1 *ane denche (intende) dige mîne* und St. Gall. ps. *sih ana mîna digi*; Wind. ps. 39, 1 *er andähte mir (intendit mihî) = Tr. ps. anegedate mir*; Wind. ps. 60, 1 *andeneche gebete mîncme (intende orationi meae) = Tr. ps. andenke gebede mîne*; Wind. ps. 68, 22 *andeneche sêle mîner = Tr. ps. anegedenche sêlen mîne*; Wind. ps. 85, 5 *andeneche dere stimme dige mîner = Tr. ps. anegedenche stimmen gebetis mînes (intende voci deprecationis meae)*. Wie hier so wechselt die construction der genannten verba zwischen dat. und acc. auch in den Trebnitzer psalmen ed. Pietsch, vgl. dort die einleitung s. XXV. Ausserdem siehe Kraus DG. XIII, 14 (Andreas) *da: sie ane denkinde sin die stimme der dige mîn*; Breviarien v. St. Lambrecht in Ztschr. f. d. a. 20, 142 *swaz ir ouch gûtes haber gefrumet, daz sult ir andenchen*; Urkd. v. Meissen II, nr. 517 (a. 1366) *wir haben angedacht unsir heil*; der mystiker Albrecht (der lesemeister) in Ztschr. f. d. a. 8, 237 *da: er muge andenken unsers herren wâchheit*. Durch diese reihe von beispielen ist *andenken* mit acc., wie es die überlieferung hier an mehreren stellen bezeugt, im Spec. hinlänglich gedeckt und eine änderung des textes, wie ich glaube, unnötig geworden.

Schönb. 53, Spec. 51, 24: *Denchet da: ani. ir da nil verre uon gode uon iuvern suntin entwichen birt*. Schönb. glaubt bessern zu dürfen durch ergänzung des relativpronomens *di* vor *ir*. Dass vielmehr dies pronomens *ir* zur bildung relativer sätze im 12. jahrhundert ausreichend war, habe ich schon einmal hervorgehoben unter berufung auf Grimm, Pfeiffer und Behaghel in der Ztschr. 25, 258 — 259. Auch

im Spec. 53. 17 liest man noch *gesegeut sistu herre, dū dā komeu bist in dem gotes namen*; 68, 4 *bistu chomiu, heilant, du deu lebentigen in der werell anllā: ir sundin gist*; vgl. auch 18, 25 *wir dā* usw. (?).

Schönb. 61, Spec. 63, 27 *rīl fruo dō der tac curan*; Schönb. 61 will gelesen haben *erran* statt *curan*, obwol diese form noch zweimal im Spec. erscheint: 103, 24 *ist curumuen*, 14, 30 *iurumūn*; vgl. auch das citat aus den Monseer gl. bei Graff II, 515 *iurūnūt, generatur*; H. lied v. St. Trudbert 78, 6 *alsō enrūmuen wir unde wōhsen*; dazu das subst. *enrūnst* = *ortus, origo* in den Windb. ps. s. 151, 222 und 534.

Schönb. 65, Spec. 67, 22 *alle die, die ē gewirvelēt hetin, die uarnt nū in die froude*. Schönb. fordert hier *verzwīvelet hetin*, weil in der vorlage steht *qui auteu fuerant desperati*. Gleichwol muss er s. 4 bekennen, dass in dem Spec. 8, 12 und 11, 11 die einfachen worte *zwīveln* und *zwīvel* gebraucht sind, um *desperare* und *desperatio* zu übersetzen. Demnach liesse sich auch hier die überlieferung halten.

Schönb. 68, Spec. 70, 20 *Dax gotis ingebot wart geseit dem kunige*; Schönb. will hier lesen *dax got in gebot*. Indessen *ingebot* kann echt sein, vgl. *inbot, imbot* bei Graff Sprachsch. 3, 79 und im Mhd. wtb. I, 183; in der Kaiserchron. 11854 ed. Schröder, in den Windberger psalmen nach Wallburg s. 29 kann es *mandatum, commonitorium* bedeuten; in dem Rechtsbuch Joh. Purgolds ed. Ortloff V, 23 steht es im sinne von *rurbot, rurgebot* (md. *vorgebot*): *ab ich* (d. i. der gerichtsbüttel) *das ingebot mit rechte gethūn mochte* und weiter ebenda *umb das ungerichte ingebot mus her dem gerichte wetten*; ebenso in den varianten zu dem Rechtsb. nach distinktionen ed. Ortloff III, 2, 7; bei Schröer, Voc. 1249 *induccio* (l. *indictio*) *ingebot*.

Schönb. 68, Spec. 71, 9 steht *gehugte sines gewaltis*, wo die lat. vorlage bei Maximus hat *nec potentiae suae meminit*; Schönb. 68 setzt daher *er ne gehugte s. g.*, vielleicht liegt auch eine falsche lesung des schreibers vor für *gedagte*.

Schönb. 74, Spec. 79, 3 fg. *mīn trehtin ze himele ruor vor allin sinin iungirn unde vor manigim wibe unde manne — — die des urchunde wārū, dax er in deme selbim bilde so er zwīmīle ruor, dax er alsō chunflich ist zerteilin tōtin unde lebintigin al nāch ir werchin*. Die verwirrung in diesem texte ist, wie Schönb. 74 bemerkt, dadurch entstanden, dass ein grösserer passus ausgefallen. Der ausfall fand aber nicht nach *urchunde wārū*, sondern erst nach den darauf folgenden worten *dax er in deme selbim* statt, wie man deutlich ersieht aus der überlieferung dieser predigt nach der Leipz. hs. bei Schönb.



Altd. predd. I, 209, 35 fg. *die des urkunde wärn, dax er an deme selbin libe als er irstanden was vonne töde, dax er ouch also wider ruor zu himele und wart ouch da gekunligt den heiligen engelen, die da zu gegenwortlich wärn, dax er noch also chumen soli in dem selbin bilde als er zu himele ruor zu irteilende al menschlich kunne, töt und lebende, al nâch sin werken.* Der schreiber des Spec. ist, wie Schönb. hier schon gesehen hat, von *an demselben libe* auf *in dem selbin bilde* überggesprungen. Darnach hat man also nicht mit Schönb. anzunehmen, dass nach *dax er* mindestens ein sätzchen fehlt wie: *wir gelouben — wixzen.*

Schönb. 75, Spec. 80, 18 *do chom der heilige geist unde erschein den herin botin mit viererin zungin. allir zungin.* Die lücke zwischen *zungin* und *allir zungin* auszufüllen verweist Schönb. auf Spec. 86, 33—87, 2; was aber ursprünglich hier ausgefallen, lässt sich viel sicherer erschliessen aus 83, 4, wo der redner sich auf obige stelle ausdrücklich bezieht und das hier gesagte recapituliert mit den worten: *nu habit ir uernomin, vil liebin, dax der heilige geist erschein — ob den zwelf botin unsers herrin in vierin zungin unde gab in da: gewizzin allir slakte zungin.*

Schönb. 75, Spec. 79, 25 *Von diu selbin liute. iz ist ein vil michel diu. dax gehezzin ist: uns ist gehezzin da: himitriche.* Schönbach vermutet *lieben liute* für *selbin l.*, wofür ich früher *seht lieben l.* vermutet hatte (vgl. 87, 7 *seht liebin*); *selgin* (= *saeligin*) *l.* würde die verderbnis noch besser erklären, auch dem sinne der folgenden worte durchaus nicht widersprechen. In der auredede findet man es auch Spec. 173, 15 und 21, 9; bei Hartmann im Gregor 3563 *ir vil saeligen liute*; in Grieshab. Predigten II, 46 z. 27 *säligen kint*, vgl. auch Spec. 110 z. 4 v. u. Wegen *é* = *ae* siehe auch Schaper s. 15, wo die formen *unselig* und *selecheit* vermerkt sind; vgl. *seleckeit* Spec. 164 und *die unseligen* 174.

Schönb. 76, Spec. 81, 33 *Diu zewei bröt dei veghugedi dem tage usw.* Dazu bemerkt Schönb. s. 76: nach *gehugdi* ist einzuschalten *gesetzit wären*: hier ist ausser acht gelassen die lesart des Münchener bruchstückes nach Strauch 208 *zwei br. diu si si gihugide opherten.*

Schönb. 77, Spec. 82, 23 *dax sie dà geriwestin, dax: rirugezzint si danne* = Gregor Homil. i. evang. 30 nach Schönb. s. 77: *hoc ipsum, quo compuncti fuerant, obliuiscuntur.* Schönb. will *geriwestin*: aber *geriwestin* ist doch ein alt und gut bezeugtes wort, vgl. ausser Berthold Predd. 67, 23 noch Graff, Windb. ps. 34, 26 *compuncti, riuwesente*; St. Trudberter II. lied 66, 1 *siu riuweseton same siu offene*

*saudare waren*; im Spec. 135, 21 *der* — *sinc saude riuset*; Schönb. Predd. III, 237, 30 *die dā wainent unde riäsent*; *riäsen* in den Altd. predd. ed. Stranch II, 41; dazu *beräsen* bei Diemer Beitr. IV, 61; Schönb. Predd. II, 57, 11. Ottokar 32934; 36244.

Schönb. 78, Spec. 83, 27 ist *omnis virtus coram* nach der hs. übersetzt mit *alli dri tugind*; Schönb. s. 78 will *die* für *dri*; das Münchener bruchstück (Ztschr. f. d. a. 38, 208) hat *ir* für *dri*; daher vielleicht *die ir* statt *dri* zu setzen ist.

Schönb. 78, Spec. 84, 6 *an den schächäre an dem cruce erhan- givir dingite, des lougenote uf der erde der nu da vil wochliches genuolis was*. Mit recht vermisst Schönb. vor *schächäre* ein *der* (wie schon Kelle Einleit. X sah), aber das vorbergehende relativpronomen *den* kann nicht in *dem* verwandelt werden, da bei *dingen* die praeposition *an* nur den acc. nach sich hat; auch bedarf die folgende rede keines *er* nach *lougenote*, da der folgende satz *der nu* — *was* die stelle des subjektes vertritt, vgl. Spec. 110, 22. Mit dieser auffassung stimmt auch die von Schönb. selbst angeführte vorlage: *Petrus ugarit in terra, cum latro confiteretur in cruce*.

Schönb. 79, Spec. 85, 19 *ze alleröste wart er* (der heilige geist) *in uf der erde gegeben von gote. dō er lieblichin mit samit in wonte* = Gregor 1227 B. bei Schönb. 79 *spiritus* — *legitur discipulis datus, prius a Domino in terra degente, postmodum a Domino coelo praesidente*. Darnach will Schönb. *liplichen* für *lieblichen*; wahrscheinlicher ist mir *lebetichen*.

Schönb. 82. Wenn Spec. 90, 25 *der altin ē unde der niuwīn ē ein wāriū swegile* zurückzuführen ist auf die lat. vorlage in Pseudo-Augustin 2117: *Legis et Gratiae fibula, quae diploidem summi sacerdotis sancto Patri jungebat in corpore*, so hat die annahme Schönbachs s. 82, dass der bearbeiter *fibula* trotz des beisatzes für *fistula* gehalten hat, ihre gute berechtigung, doch ist die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass erst der schreiber ein in seiner vorlage stehendes *spengele* = *spengel*, *spengelīn* misverstanden und so *wāre: spengele* geändert hat in *wāriū swegile*. Sonst könnte man auch an *spenele*, f., denken, das bei Graff ebenfalls mit *fibula* übersetzt wird. Den des lateins kundigen übersetzer möchte ich für eine so gedankenlose verwechslung nicht verantwortlich machen. Für *surgite* bei Schönb. 82 muss es heissen *swegile*.

Schönb. 89, Specul. 100, 17: *same luzzel helfen den suntaere! unde vil quoter werche, der ni einen āne ist*. Schönb. ändert *ni einen* in *nie einer*, besser wol Schaper s. 24 anm. in *niemen*. Statt des

unverständlichen *unde wil g. w.* liesse sich *ein teil g. w.* vermuten, was der lat. vorlage *aliqua bona opera* entsprechen würde.

Schönb. 90, Spec. 101, 30 fg. *an disue taye ist cruollet din scrift des wisen salemonis. dure des munt der heil. geist löt unser erowen: Veni proxima mea, speciosa mea* usw. (Cantic. 6, 3). Für *löt* will Schönb. *lobet*. Allein wenn man erwägt, dass es gleich darauf heisst: *mit den worten norderote der heil. crist sine trüt muoter, er sprach: chum her zuo mir*, oder dass im weitem verlauf der rede (102, 18) mit ausdrücklichem bezug auf obige stelle gesagt wird: *non sò getauer angest unde truobesatunge ladet unser herre sine trüt muoter mit den worten also wir è sprachen: Veni amica mea!* — so wird man gegen *luot* als starkes prät. zu *laden* (*invitare*) kaum noch ein bedenken hegen. *Luot* = *ladete* kommt viel früher vor, als die beispiele bei Weinhold, Gr.<sup>2</sup> § 426 vermuten lassen.

Schönb. 98, Spec. 114, 27 *Driu leben. als uns seit din heilige scrift sint. in eineme lebenne lebten die lüte. ananie. von abime. unze an moysen. Von moyse unze an christes geburt. was dar: ander leben. mit sturher è beuangen. Dar: dritte leben werte von christes geburt unze anz urtaile. dar: heisset dar: leben under der gnade.* Schönb. will, dass man *dar: eine* für *ananie* lese. Allein das liegt doch von dem überlieferten texte zu weit ab. Auch scheint der logische zusammenhang damit noch nicht wider hergestellt, denn man vermisst hier die angabe eines merkmals, durch welches sich das erste leben von den beiden andern unterscheidet. Das dritte leben (= *tertium mundi tempus* nach der lat. vorlage bei Schönb.) stand unter der gnade, das zweite war unter einem starken gesetz, das erste war — man kann kaum etwas anderes für den zusammenhang erwarten — noch unter keinem gesetz. Ich vermute daher: *In eineme lebenne lebten die lüte an ain è (âne ein è) von A. unze an M.* Ausserdem möchte *wert* für *werte* zu lesen sein. Zu der bedeutung, welche *leben* hier hat, vgl. Thomasin von Zirclaria 5236 *noch wil ich in des bible geben im alten und im niuwen leben.*

Schönb. 103, Spec. 121, 10 *der abele ticuel der tagelichen ruoete*, ebenso 18 *ein ander engel nor gote ubellichen ruoete*: Schönb. will dafür *ruogte*; aber Schaper s. 41 bringt noch andere beispiele aus dem Spec., in denen das *g* vor *t* zu *e* geworden ist.

Schönb. 99, Spec. 115, 32 *din lunge bezeichent, dar: wir lau-staete seuten sin mit guoten werchen: wan leider der eine wile guot tuot, dar: uehilfet niemen, ent er uol staete wird dar ane.* Für *lau-staete*, das auch 105, 13 überliefert ist, verlangt Schönb. *col staete*:

in der lat. vorlage liegt keine nötigung dazu; auch wird das *lunestacte sîn* gestützt durch den gegensatz *eine wile got tuon*, vgl. übrigens Bliſiger von Steinach in den Deut. liederl. ed. Bartsch XVII, 14 *der site müeze ouch lunestacte sîn* und die anm. dazu.

Schönb. 103, Spec. 122, 18 *ein wirt phlanxete einen wingarten unde zûnte darumben einen zûn. Der win ist der almalrige got.* Mit recht wird *wîn* von Schönb. beanstandet; aber statt *winzurt*, das er vorschlägt, scheint mir *wirt* (*puterfamilias* nach Matth. 21, 33) noch angemessener.

Schönb. 130, Spec. 173, 21 *Can der eit sô er chumet, so churzent die tuge.* Für *Can* verlangt Schönb. *Van*. Aber diese form für *von* ist im Spec., wenn ich recht beobachtet habe, mit ausnahme der corrupten stelle 63, 16 nicht gewöhnlich. Wahrscheinlicher ist mit Schaper § 11.3; § 18, 3; § 22, 9 *cân = gîn, gagen, gegen* zu nehmen; derselbe verweist noch auf die hier vorkommenden schreibweisen *kahes, ca:, cöcklare, hûschnö:re*.

Schönb. 131, Spec. 174, 12 *da: er erhangen wart unde niunf wunden wunt wart;* Schönb. nimmt an, dass vor *niunf* die präp. *von* ausgefallen sei; doch vgl. Suchenwirt 9, 9 *da: er ward vir wunden wunt;* Paul Mhd. Gr.<sup>3</sup> § 259 *drier wunden wunt;* Mhd. wb. III, 823<sup>b</sup>, 36.

Schönb. 136. Zu *teillumftech* Spec. 180, 7 verlangt Schönb. zu lesen *teilumftech*; die form *teilumftech* scheint mir näher zu liegen wie sie Spec. 78, 31 überliefert und schon von Schaper § 15, 6 beanstandet ist; vgl. *teilnūftie* in den Predd. III, 8, 32; ebenso hat dort 25, 11 und 13 der herausg. statt des überlieferten *tailūnftie* gebessert; *teilnūftie* bietet auch die hdsehr. bei Lamprecht v. Regensburg in St. Franc. 4011 statt des in den text gesetzten *teilnūmftie = teilnūftich*, ferner die Admonter Benedictinerregel ed. Käferbeck s. 12.

Zum schluss bemerke ich noch folgendes zu dem text von Kelle. 15, 23 lies *der guote wille* statt *din guote wile*; — 21, 9 lies *Saelich sit ir geborn, ob ir in nû (hs. rîn) sô getriuelichen zuo in geiadet*, vgl. 21, 16 *da: wir in nû zuo uns geladen*; — 55, 14 lies *dû wir erstên subn mit sêle unde libe ze (fehlt in hs.) den ewigen gnâden*; — 76, 14 lies *die heiligen poten — gertin (hs. gereitin) andirs niht, wan da: si in habin mit in muosin*; — 76, 21 *sone wunschit ir niht wan (hs. wâr) mine gesprâche*; — 81, 16 lies *unsir herri erist (hs. ist) der ist da: wære lamp*; — 82, 23 *da: verâge:zint si danne*; hier ist das zwischen den beiden gliedern des compositums *verâge:zint* stehende *a* schwerlich mit Schaper s. 29 als svarabhakti zu fassen; die

beispiele bei Braune Ahd. gr. § 69 gewähren dafür streng genommen keine analogie. Ich bleibe daher bei meiner auffassung in der Germ. 4, 499 und verweise jetzt noch auf *âgexôn* = *oblivisci* in den beispielen aus Boeth. de consolat. philos. bei Graff IV, 280; *âgexelon* im Ged. v. himmelreich 326, herausg. von Schmeller in Haupts ztschr. 8, 145 fg.; *âgexlunge*, *oblivio* in Windb. Ps. s. 411; *verâgexles*, *oblivisceris* ebenda s. 35; *âgexelheit*, Münch. B. regel bei Schönb. Mitth. IV. 22 und 63; *abgexzel* = *âgexzel* adj. bei Schönbach, Über eine Grazer hs. lat. deut. predd. s. 95; — 88, 32 lies *dar sich der man* (fehlt in hs.) *süner sundin inneclich beclagin mach*; dieselben worte kehren wider 89, 2; doch könnte auch *sünder* ausgefallen sein. — 98, 19 ist *von de* zu streichen. — 175, 6 lies *bihete* für *bite*.

ZEITZ, MÄRZ 1897.

FEDOR BECH.

## ZU LESSINGS HAMBURGISCHER DRAMATURGIE.

(Lessing und Rapin.)

### 1.

Die erklärungs, die Lessing im 78. stück der Hamburgischen dramaturgie von der lehre des Aristoteles von der tragischen katharsis gibt, hat lange ein fast uneingeschränktes ansehen genossen. Mag aber auch jetzt, namentlich seit dem erscheinen der epochemachenden schrift von Jakob Bernays der glaube an ihre richtigkeit, trotz der immer wieder auftauchenden rettungsversuche, erschüttert sein: an ihrer selbständigkeit hat meines wissens bisher noch niemand zu zweifeln gewagt. Max Zerbst wies zwar 1887 in seiner Jenaer dissertation „Ein vorläufer Lessings in der Aristotelesinterpretation“ auf spuren derselben auffassung bei Heinsius<sup>1</sup> in der übersetzung der poetik und in der abhandlung „De tragoediae constitutione“ hin, erkannte aber doch s. 52 an, dass Lessing unabhängig von ihm zu seinen resultaten gelangt sei. Auch betrifft die übereinstimmung beider mehr die bestimmung des gegenseitigen verhältnisses von furcht und mitleid, die auch Heinsius durch heranziehung der Aristotelischen rhetorik gewann, als die erklärungs der katharsis selbst, bei der Heinsius recht unklar die begriffe *expiatio* und *purgatio* vermischt.

1) Ohne bedeutung ist die ähnllichkeit in der erklärungs des Castel vetro (1570), die Döring, Die kunstlehre des Aristoteles (Jena 1876) s. 267 anführt.

Lessing stellt seine auffassung in schärfen gegensatz zu der herrschenden französischen, wie sie durch Corneille vertreten ist, nach der „uns die tragödie vermittelt des schreckens und mitleids von den fehlem der vorgestellten leidenschaften reinigen soll“ (St. 77). Zwar erkennt er an, dass Dacier in seiner 1692 erschienenen übersetzung der poetik die reinigung der leidenschaften bereits richtig auf furcht und mitleid selbst bezogen habe. Aber er vermisst die klare und consequente durchführung dieser erklärung. Dacier war doch wider auf Corneilles standpunkt zurückgeglitten, indem er „der tragödie neben der reinigung von furcht und mitleid auch die reinigung aller übrigen leidenschaften beilegte.“ Vor allem aber hat er nicht erkannt, wie jene erstere und nach der richtigen deutung des Aristoteles einzige wirkung der tragödie sich vollzieht. Dacier hatte angeführt, dass der anblick der furchtbaren tragischen schicksale, in die „unserglichen durch nicht vorsätzliche fehler gefallen sind“, uns vorbereite, die allerwidrigsten zufälle mutig zu ertragen, und auch die allerleudesten noch geneigt mache, sich in vergleich zu dem dargestellten unglück noch für glücklich zu halten. So hat er höchstens gezeigt, wie „das tragische mitleid unsere furcht reinigen“ könne. Seine nachfolger haben, wie Lessing ausdrücklich betont, „was er unterlassen, auch im geringsten nicht ergänzet.“

Die forderungen, die Lessing hier erhebt, hatte aber unmittelbar vor Dacier bereits ein anderer, vielgenannter französischer ästhetiker erfüllt. Ja es ist mir nicht zweifelhaft, dass Dacier, dessen commentar zur poetik mir leider nicht zur hand ist, seine neue auffassung der Aristotelischen definition, nur unvollständig und unklar, diesem vorgänger entlehnt hat. 1671 hatte der jesuitenpater René Rapin seine „Réflexions sur la poétique d'Aristote et sur les ouvrages des poètes anciens et modernes“ Paris 12<sup>o</sup> veröffentlicht. Die originalausgabe kenne ich nicht. Sie sind abgedruckt in den Oeuvres du P. Rapin, Amsterdam 1709 Tome II; wonach ich im folgenden citiere. Bald nach ihrem erscheinen wurden sie sehr heftig von einem anderen jesuiten Vavasseur in seinen „Remarques sur les nouvelles Réflexions du R. P. Rapin Jésuite touchant la Poétique“ angegriffen (abgedruckt mit der Réponse du R. P. Rapin in Francisci Vavassoris Opera omnia in unum volumen collecta, Amstelodami 1709 fol. s. 680—712).

Wie Lessing<sup>1</sup> ist Rapin von der höchsten bewunderung gerade dieses teils der poetik erfüllt; er nennt ihn s. 159 denjenigen „qu'Arisote

1) Vgl. namentlich VII, 420 L.-M. (St. 101—4).

a traitée le plus à fond, et où il paroît le plus exact.“ Um so mehr bedauert er, dass seine lehre von dem „dessein de la tragédie ... n'a point été expliqué comme il le mérite par ses interprètes: qui n'en ont pas peut-être assez compris le mystère, pour le bien démêler.“ Auch für ihn handelt es sich in der definition des Aristoteles ausschliesslich um die reinigung von mitleid und furcht — auch er übersetzt „crainte“, wie bekanntlich schon Corneille getan hatte, und nicht „terreur“, wogegen Lessing St. 74 polemisiert. Was aber das wichtigste ist: auch er versteht unter dieser reinigung eine quantitative umänderung dieser affekte, eine zurückführung des zuviel oder zuwenig von mitleid und furcht auf das rechte mass.

Und nun ergeben sich ihm ganz consequent — wie Lessing — daraus für die tragische katharsis vier mögliche fälle. Die tragödie kann den menschen zunächst aus seiner sicherheit aufschrecken und 1) die furcht vor dem allgemeinen menschenschicksal in ihm erwecken, 2) die fähigkeit des mitgeföhls in ihm entwickeln. „Car elle rend l'homme modeste, en luy representant des Grands humiliez; et elle le rend sensible et pitoyable, en luy faisant voir sur le theatre les étranges accidens de la vie, et les disgraces imprévües auxquelles sont sujettes les personnes les plus importantes.“ Sie kann aber auch umgekehrt 3) das übermass der furcht wie 4) das des mitleids beschränken. „Parce que l'homme est naturellement timide, et compatissant, il peut tomber dans une autre extrémité, d'être ou trop craintif, ou trop pitoyable: la trop grande crainte peut diminuer la fermeté de l'ame, et la trop grande compassion peut diminuer l'équité. La Tragedie s'occupe à regler ces deux foiblesses: elle fait qu'on s'apriveoise aux disgraces, en les voyant si frequentes dans les personnes les plus considerables, et qu'on cesse de craindre les accidens ordinaires, quand on en voit arriver de si extraordinaires aux Grands. Et comme la fin de la Tragedie est d'apprendre aux hommes à ne pas craindre trop foiblement des disgraces communes, et à ménager leur crainte: elle fait état aussi de leur apprendre à ménager leur compassion, pour des sujets qui la méritent. Car il y a de l'injustice d'être touché des malheurs de ceux qui meritent d'être miserables.“

Mit dieser von Rapin gegebenen zerlegung der wirkung der tragödie vergleiche man die combination der in betracht kommenden begriffe, die Lessing s. 329 (L.-M.) aufstellt! Beide stimmen im wesentlichen überein; dass Lessing die hier denkbaren verhältnisse mit mathematischer genauigkeit scheidet, war sicher kein vorzug, da dadurch, wie schon mit recht bemerkt ist, der organische zusammenhang von

furcht und mitleid zerrissen wird. — Rapins erklärung, wie die reinigung beider affecte in jedem falle sich vollzieht, erscheint uns heute zum teil recht trivial; Lessing ist auf diese frage überhaupt nicht eingegangen.

Wenn beide auch, wie wir sahen, von einer bessernden wirkung der tragödie mit bezug auf die in ihr dargestellten leidenschaften nichts wissen wollen, sondern diese wirkung streng auf die von ihr im zuschauer geweckten empfindungen der furcht und des mitleids beschränken, so halten beide doch an dem moralischen charakter dieser wirkung fest, und beide bestimmen ihn in ganz gleicher weise. Schon Rapin fasst nämlich diese beiden affecte als „passions“ auf, und durch ihr „régler“, durch das zurückführen ihrer „extrémités“ auf das rechte mass wird ihm die tragödie zu einer „leçon publique, plus instructive, sans comparaison, que la philosophie: parce qu'elle instruit l'esprit par les sens, et qu'elle rectifie les passions par les passions mêmes, en calmant par leur émotion le trouble qu'elles excitent dans le coeur.“ Von da aus war dann der schritt nicht mehr weit, den Lessing tat, indem er mit diesen vorstellungen die begriffe der Aristotelischen Ethik kombinierte: Tugend ist die mitte zwischen zwei extremen, mithin das endziel der tragödie: die verwandlung der leidenschaften in tugendhafte fertigkeiten. Er glaubte dadurch, dass er die wirkung in diese form presste, sie tiefer, klarer, schärfer zu erfassen; wie gewaltsam aber diese hereinziehung der ethischen terminologie des Aristoteles war, wie verschwommen der begriff der extreme wie der der tugendhaften fertigkeit ihm blieb, wie unlebendig, ja im grunde unfassbar seine ganze definition schliesslich ist — das alles braucht heute nicht erst ausgeführt zu werden.

## 2.

Hat Lessing Rapins Reflexions benutzt oder nicht?

Dass ihm die schrift des französischen ästhetikers bekannt war, lässt sich nachweisen. Im 16. der kritischen brieve von 1753 erwähnt er, dass Klopstocks anrufung seiner „unsterblichen seele“ bereits in Dante's Inferno eine analogie finde, und bemerkt dazu: „Hat nicht einer der grössten französischen kunstrichter, Rapin, ihm deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: Ja, hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meyer! so zucke ich die achseln und gehe weiter.“ Der herausgeber der Hempelschen ausgabe gesteht (bd. VIII s. 209), er habe die betreffende stelle in den beiden bänden der Oeuvres de Rapin vergebens gesucht. Sie steht aber vol. II p. 135 — also nicht weit von den oben citierten ausführungen über die tragödie. Rapin tadelt an



Dante den mangel an bescheidenheit, weil er „*invoque son propre esprit pour sa divinité.*“

In den untersuchungen über das epigramm beschäftigte Lessing sich auch mit der schrift von Rapins leidenschaftlichem gegner, dem „wortreichen“ Vavasseur. Er zog damals auch dessen „*Remarques sur les Reflexions du P. Rapin*“ mit heran. Und diese scheinen ihm dann auf Rapin selbst zurückgeführt zu haben. Zu anfang der abhandlung über Catull bemerkt er: „Es kommen unter seinen kleineren gedichten allerdings verschiedene vor, welche den völligen gang des sinngedichtes haben. Allein darum alle seine kleineren gedichte zu epigrammen zu machen, da er selbst diesen namen ihnen nicht gegeben; von ihnen ohne unterschied eine besondere gattung des epigramms zu abstrahieren und es als ein problem aufzuwerfen, ob diese Catullische, wie man sie nennet, feinere gattung der Martialischen spitzfindigen gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.“ Es ist bisher noch nicht gefragt, wer der ungenannte ästhetiker sei, gegen den Lessing hier polemisiert. Es ist Rapin. Dieser unterscheidet II, 188 zwischen dem griechischen epigramm, das „*roule sur un tour de pensée naturel, mais fin et subtil*“, und dem lateinischen, das „*par un faux goût ... cherche à surprendre l'esprit par un mot piquant, qu'on apella une pointe.*“ „*Catulle suivit la premiere maniere qui est d'un caractere plus fin .... Martial fut en quelque façon auteur de l'autre maniere, savoir est, de terminer une pensée ordinaire par quelque mot surprenant. Après tout, les gens du bon goût preferent la maniere de Catulle à celle de Martial: parce qu'il y a plus de vraye delicatesse dans l'une que dans l'autre.*“

### 3.

Auch von anderer seite wurde Lessing die auffassung der Katharsis bei Rapin nahe gebracht. In Lyon's Ztschr. bd. XI, s. 442 - 461 habe ich gezeigt, welchen tiefgehenden einfluss auf Lessings tragik, besonders in der Emilia Galotti, die behandlung des tragischen problems in der Clarissa gehabt hat. Wie er in seinem schafften durch Richardson, den er unter allen zeitgenössischen dichtern am höchsten bewunderte<sup>1</sup>, sich bestimmen liess, so wird er selbstverständlich auch an dessen theorie des tragischen, die er in dem postscript zur Clarissa vol. VIII p. 365 fg.<sup>2</sup> aussprach, nicht achtlos vorübergegangen sein. Richardson kämpft gegen „*the chimerical notion of poetical justice.*“ Er folgt

1) Vgl. Muncker, Lessings persönliches und litterarisches verhältnis zu Klopstock s. 201. 2) Ich citiere nach der Londoner ausgabe von 1785.

dabei im wesentlichen dem vorgange Addisons in nr. 40 und besonders in nr. 548 des Spectator, geht aber am schluss s. 374 fg. auf Rapins erklärung der Aristotelischen lehre von der wirkung der tragödie zurück.

Wie aufmerksam Lessing diese ausführungen las, mag man u. a. daran erkennen, dass eine eigentümliche bemerkung Addisons über die zur erregung der tragischen wirkung notwendige beschaffenheit der tragischen charaktere in seiner dramaturgie widerkehrt. In der von Richardson s. 371 ausgehobenen nr. 548<sup>1</sup> verwirft er zunächst mit Aristoteles die einführung ganz vollkommener oder ganz lasterhafter menschen, nicht bloss weil „ein solcher charakter nicht nur kein mitleid erregen kann, sondern — setzt er hinzu — weil es auch in der ganzen natur dergleichen nicht gibt.“ Er findet aber „dass die lehre und moral viel feiner sein muss, wenn ein ziemlich tugendhafter held in not gerät und am ende des trauerspiels in unglück verfällt: als wenn man ihn glücklich und siegend vorstellt.“ „Auch der vollkommenste mensch hat noch laster genug an sich, sich strafen auf den hals zu ziehen und die vorsehung bei allem elende, was ihm befallen kann, ausser schuld zu setzen .... Ein solches beispiel bringt den hochmut der menschen zu rechte, es erweicht die gemüter der zuschauer mit erbarmen und mitleiden.“ Ich lege selbstverständlich keinen wert darauf, dass Lessing in st. 74 zweifelt, dass einen vollkommenen bösewicht wie Richard III. „die erde wirklich getragen habe.“ Wol aber ist zu beachten, dass er in st. 82 die lehre des Aristoteles, man solle den helden eher besser als schlimmer wählen (Poetik XIII s. 1453, 17), ganz in der weise Addisons begründet: „Die ursache ist klar; ein mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine schwachheit haben, mehr als einen fehler begehen, wodurch er sich in unabsehliches unglück stürzt, das uns mit mitleid und wehmut erfüllt, ohne im geringsten grässlich zu sein, weil es die natürliche folge seines fehlers ist.“

Ob Lessing, als er die betreffenden kapitel der Hamburgischen dramaturgie schrieb, seine vorgänger — ich denke namentlich an Rapin — vor augen gehabt habe oder sich auch nur der abhängigkeit von ihnen bewusst gewesen sei, muss natürlich zweifelhaft bleiben. Aber unzweifelhaft hat er durch ihre ausführungen, die er nachweislich gelesen hatte, wesentliche „fermenta cogitationum“ (um seinen bekannten ausdruck zu gebrauchen) empfangen, die in seinem geiste weiter keimten.

1) Ich citiere die stelle nach der übersetzung des Zuschauers von der Gottschedin (Leipzig, Breitkopf 1739—42) bd. VII s. 367.

## MISCELLEN.

## Ein brief Gleims an Klopstock.

In meinem besitze befindet sich folgender brief Gleims an Klopstock, den ein studienfreund im ersten bande einer ausgabe der werke des Halberstädter kanonikus<sup>1</sup> eingeklebt fand und mir gütigst zur verfügung stellte. Ich habe den brief noch nirgend veröffentlicht gefunden, und so mag er denn jetzt seine auferstehung feiern. Er verdient es jedesfalls, denn im gegensatz zu dem nichtssagenden gefändel, das sonst die meisten briefe Gleims anfüllt, bringt er manche interessante facta und erwähnt eine fülle von personen.

Herr dr. Schüddekopf war so liebenswürdig, auf meine anfrage hin, mich mit rat und tat zu unterstützen. Ich gebe den brief in der originalschreibung, nur die abkürzungen löse ich auf.

Z

Halberstadt den 10<sup>ten</sup> Jan. 1771.

Herr Dohm, ein hoffnungsvoller Jüngling gehet nach Altona zu seinem Lehrer Basedow! Wie könt' ich, mein lieber Klopstock, ihn reisen lassen, ohne diese zwey zeilen ihm mit zugeben? Voll Veragens, unsern Milton-Homer zu sehen, wird er eilen sie Ihnen einzuhändigen, und Sie, mein [lieber] Freund, bitt' ich mit ihrer Antwort zu eilen, und, in zweyem Zeilen mir zu sagen, was aus dem Geh. R. Wassersleben in Coppenhagen geworden ist! Sein hiesiger Bruder hat keine Nachricht von ihm, und ich habe ihm versprochen, ihm welehe zu schaffen.

Von Berlin hab' ich seit meinem letzten keine Briefe gehabt, und weis also nicht, ob die Abtey zu Closterbergen dem Steinbart noch ertheilet ist<sup>2</sup>; vielleicht waren Spaldings Nachrichten aus der dritten Hand; weil sie bisher sich nicht bestätigt haben, so hab' ich noch einige Hoffnung für unserm Cramer!

Was macht er? Sie wissen, wie sehr ich ihn liebe! Vor einigen Tagen war ich bey unserer Mama Klopstock; Einen Abend und einen Tag und zweene Nächte war ich mit der Tante-Nichte<sup>3</sup> bey ihr. Der Oheim und die Nichte sangen der vortrellichen Mutter das neue Jahr. Ich war krank, aber doch sehr aufgeräumt, nach alter Weise, denn Sie wissen doch noch, dass ich, mit einem Fuss' im Grabe der lustigste Mensch bin. Die vortrelliche Mutter klagte, dass sie von Ihrem geliebtesten Sohn in langer Zeit keine Briefe gehabt hätte. Gesunder, als das letzte mahl, da ich sah<sup>4</sup>, fand ich sie! Schreiben Sie doch der unvergleichlichen Mutter öfterer. Sie wird dann noch gesunder.

Was macht unser Alberti? hat er seinen Gleim nicht ganz vergessen, so grüssen sie Ihn von Ihrem Gleim!

Basedow will nach Russland gehen? Und warum? Der grossen Kayserin die Hand zu küssen? Wenn die grosse Kayserin ihn nur dem Vaterlande wiedergiebt!

1) J. W. L. Gleim's sämtliche werke. Erste originalausgabe aus des dichters handschriften durch Wilhelm Körte. 8 bände. Leipzig 1811—1813.

2) Darauf spielt Klopstock an in einem briefe an Gleim vom 16. 11. 1770, den Pawel veröffentlicht hat Viertelj. f. Litt. 11, 128; über Steinbart vgl. A. D. B. 15, 687.

3) Glemünde.

4) Das objekt *sie* ist ausgelassen.

Ich kan es nicht leiden, dass unsere grossen Leute nicht lieber in ihrem Vaterlande verhungern<sup>1</sup>.

Wann wird doch einmahl eine Hamb[ur]gische Post meine liebsten Oden? mir mitbringen? Herr Bode schrieb neulich an Herrn Jacobi, sie wären unter der Presse, Jacobi stünde mit auf der Liste derer, die diese meine liebsten Oden Bogenweise bekommen sollten. Steht auf dieser Liste nicht auch Gleim, dann m[ei]n [lieber] Klopstock Krieg mit Bode, Krieg mit Ihnen!

Empfehlen sie mich Ihrem jüngsten Herrn Bruder. Man erwartet ihn in Quellin[ur]g]. Wenn Sie mich ihm empfehlen, dann reist er nicht vorbey.

Ewig Ihr

Gleim.

BERLIN, FEBRUAR 1897.

WILHELM LUFT.

1) Diese worte nehmen sich im munde des in den behaglichsten verhältnissen lebenden kanonikus besonders gut aus! In den biographien über Basedow habe ich übrigens nichts über diese seine beabsichtigte reise nach Russland gefunden.

2) Oden ist unterstrichen.

### Homunculus in Goethes Faust.

Von hause aus ein gebilde der alchemistischen speculation, erfährt der homunculus im verlaufe der laboratoriumsscene eine völlige umgestaltung seines wesens. Er wird nämlich zur verkörperung der gedanken des schlafenden Faust, die nach dem in Helena offenbarten griechischen schönheitsideale hinstreben, und vermittelt damit den übergang zur klassischen walpurgisnacht. War diese humanistische seite des männleins, wie wir sie nennen möchten, von vornerein mit der alchemistischen vereinigt? Die frage lässt sich auch so wenden, ob die homunculuscene erst als einleitung und vorbereitung zur walpurgisnacht gedichtet wurde oder bereits vor dieser und unabhängig von ihr bestand. Die lösung des schon öfters gestellten problems ermöglicht nach unserm dafürhalten der älteste entwurf zu den antecedentien der Helena aus dem jahre 1826<sup>1</sup>, wo es unter ziffer 8—11 heisst: „8. Fausts leidenschaft zur Helena bleibt unbezwinglich. Mephistopheles sucht ihn durch mancherley zerstreungen zu beschwichtigen. 9. Wagners laboratorium. Er sucht ein chemisch menschlein hervorzubringen. 10. Verschiedene andere ausweichungen und ausflüchte. 11. Antike Walpurgisnacht in Thessalien auf der Pharsalischen ebene.“

Der teufel führt also Faust in das laboratorium, um ihn durch vorführung des homunculus von der liebe zur Helena zu heilen. Die anregung zur fahrt nach Griechenland kann nach diesem entwurfe um so weniger von dem männlein ausgegangen sein, als zwischen die laboratoriumsscene und die walpurgisnacht noch andere versuche des Mephisto, Faust von seinem vorhaben abzubringen, eingeschoben sind. Erst als Goethe diese weiteren ausflüchte fallen liess und die erschaffung des männleins unmittelbar an die classische wundernacht heranrückte, schien der kleine seiner natur nach die geeignete persönlichkeit zu sein, um den schwierigen übergang auf die folgende scene zu vermitteln. War er doch nach der „ankündigung“ vom december 1826<sup>2</sup> als ein allgemeiner historischer weltkalender gedacht, der in

1) Weimar. ausg. 15<sup>2</sup>, 99 s. 189.

2) A. a. o. 123, 81 fgg. s. 201.

jedem augenblicke anzugeben wisse, was seit Adams bildung bei gleicher sonn-, mond-, erd- und planetenstellung unter menschen vorgegangen sei. Aus solchem wissen des zwerges ergab sich leicht die möglichkeit, den hinweis auf die in der nacht seiner entstehung stattfindende thessalische feier durch ihn erfolgen zu lassen.

Merkwürdig ist es, wie der homunculus, eigentlich dazu bestimmt, Faust zu zerstreuen und von der Helena abzulenken, später in das gegenteil unschlägt und das streben nach dem klassischen ideale verwirklicht. War aber die ganze scene ursprünglich unabhängig von der walpurgisnacht, so spricht alle wahrscheinlichkeit dafür, dass sie vor ihr gedichtet ist. Denn die walpurgisnacht gehört bekanntlich zu den jüngeren bestandteilen der dichtung; nach der urskizze des zweiten teiles, die Goethe im jahre 1816 für das achtzehnte buch von „Dichtung und wahrheit“ niederschrieb, sollte die gewinnung der Helena durch Mephisto selbst erfolgen. Schon damals aber waren versuche des teufels, den erhaltenen auftrag zu vereiteln, vorgesehen<sup>1)</sup>. Wir weisen also den homunculus einer früheren phase der dichtung zu, etwa dem letzten jahrzehnte des vorigen jahrhunderts. Und wirklich hatte Goethe schon in jener zeit die absicht, seinen helden im verlaufe des zweiten teiles einmal in das alte gelehrtenheim zurückzuführen: damals wurde ja die baccalaureusscene gedichtet, die jetzt den anfang des zweiten aktes bildet. Nichts kann gegen solches alter unserer scene beweisen die bezugnahme auf die von dem Würzburger professor Wagner im anfang unseres jahrhunderts aufgestellte theorie, dass es der wissenschaft noch einmal gelingen müsse, menschen durch crystallisation zu bilden. Denn da die anspielung auf diese lehre nur beiläufiger art ist und nichts mit dem alchemistischen probleme von der künstlichen zeugung zu tun hat, so wird sie erst bei der weiteren ausführung der scene hinzugefügt sein.

Mit der humanistischen wesenserweiterung war die entwicklung des homunculus noch nicht abgeschlossen. Freilich führt bereits die schon oben erwähnte ankündigung zur Helena vom december 1826 den kleinen in der walpurgisnacht vor, aber dennoch besteht zwischen ihr und der abgeschlossenen dichtung ein tiefgreifender unterschied über das wesen des münchleins. In unserem Faust ist der homunculus ein noch nicht zu vollkommener menschwerdung gelangtes wesen, das in seiner phiolen daherschwebt und bei dem nicht einmal das natürliche geschlecht bestimmt ist. An geistigen eigenschaften fehlt es ihm nicht, wol aber an greiflich tüchtighaften, daher ihn denn Eckermann später, angeblich nach andeutungen Goethes, als die reine entleerung, die vom menschen bei der geburt mitgebrachten geistigen anlagen im sinne Kants gefasst hat.

Ganz anders die „ankündigung“. Hier zersprengt der kleine im laboratorium sofort den leuchtenden glaskolben und tritt als bewegliches, wolgebildetes münchlein auf. Wagner, der nach dieser version die reise nach Griechenland mitmacht, steckt den homunculus in die rechte brusttasche, in die linke aber die phiolen, um die zu einem chemischen weiblein nötigen elemente zusammenzufinden. In der walpurgisnacht führt uns der entwurf das zwerglein nur ein einziges mal vor. Es klaubt nämlich phosphoreszierende atome aus dem boden, um auf diese weise zu seinem weiblichen gegenstücke zu kommen, aber der versuch misslingt. Nach diesem plane ist also der homunculus bereits in das leben und die wirklichkeit übergetreten.

1) A. a. o. 63, 67 fgg. s. 175: Es lindern sich schwierigkeiten ... Faust steht ab, Mephistopheles unternimmt.

Der grund dafür, dass das männlein in der abgeschlossenen gestalt der dichtung ein nur zur hälfte existierendes wesen geworden ist, liegt auf der hand. Diese zweite umformung des homunculus steht im zusammenhange mit den kosmischen theorieen, die im verlaufe der walpurgisnacht vorge tragen werden. In dem streite zwischen Thales und Anaxagoras stellt Goethe bekanntlich den gegensatz zwischen Neptunisten und Vulcanisten dar und bekennt sich, wie auch sonst, entschieden zu der ansicht, dass die bildung des anorganischen und organischen auf das wasser zurückzuführen sei. Der homunculus unserer walpurgisnacht, der von dem drange getrieben wird, aus seiner halbexistenz in das wirkliche dasein überzugehen, ist eine probe auf diese theorie, ein naturphilosophischer begriff. Im feuchten elemente regte sich zuerst jener dunkle drang, der zur bildung lebendiger wesen den anstoss gab und im grunde dasselbe ist, was bei den entwickelten geschöpfen mit liebe bezeichnet wird. Das ist der sinn der liebesschnsucht des homunculus zur Galatee oder zur Venus, wie es früher hiess<sup>1</sup>. An ihrem wagen zerschellt er, nicht etwa, um in das nichts zu versinken, sondern um in den entwicklungsgang organischen lebens einzutreten, wie es ihm in den darwinistisch klingenden worten des Thales vorausgesagt war:

„Gieb nach dem löblichen verlangen  
 Von vorn die schöpfung anzufangen!  
 Zu raschem wirken sei bereit!  
 Da regst du dich nach ewigen normen  
 Durch tausend, abertausend formen,  
 Und bis zum menschen hast du zeit.“

Was aber war die bedeutung des männleins im ursprünglichen plane? Der grund für seine einföhrung lässt sich nur unter heranziehung der einleitenden scenen des ersten theiles verstehen. Angeekelt von toter gelehrsamkeit hat Faust sich der magie ergeben, um in das innerste wesen der dinge einzudringen. Die grosse frage nach der quelle alles lebens hat ihm keine wissenschaft lösen können. Antwort soll ihm der erdgeist geben, dessen element das wechselnde weben zwischen geburt und grab ist. In seine schranken zurückgewiesen, sucht Faust im leidenschaftssturme des ersten, im tatendrange des zweiten theiles das streben nach erkenntnis zu vergessen. Da, als er schier unmögliches von Mephisto verlangt, führt ihn dieser in die alte behausung zurück und sucht seinen sinn in die frühere gedankensphäre zurückzusetzen. Gleichsam im spiele und mit magischen mitteln wird die frage nach dem ursprunge alles lebendigen durch die bildung des homunculus gelöst. Die mitwirkung des teufels bei dieser erschaffung ist von Goethe selbst bezeugt und noch in unserer fassung erkenntlich. Homunculus redet den Mephisto mit „herr vetter“ an, und dieser erklärt, dass er der mann sei, Wagnern das glück zu beschleunen.

Aber der Faust, der uns an der schwelle des dritten aktes entgegentritt, ist ein anderer geworden; er hat erkannt, dass das letzte wissen, selbst bei anwendung übernatürlicher mittel, dem menschen doch verschlossen bleibt. Als freier mann will er der natur gegenüberstehen — nach dem ältesten plane verzichtet er bereits am hofe des kaisers auf zauberei — und nicht mehr im gebiete der erkenntnis, sondern im reiche des schönen seine befriedigung suchen.

1) A. a. o. 124, 20 s. 215; 125, 23 s. 216.

## Zu Erec 6895.

Hier ist wol zu lesen:

*der mîne bôt in schône naht,  
der dô der wolken was enbluht.*

Die handschrift bietet: *bedackht*; Haupt: *der dô was unbedacht*; Bech: *der dô der wolken was enduht*.

Die stelle Er. 1769 *die sterne waeron unbedacht* (hs. *überdacht*), auf die Haupt hinweist, rechtfertigt nicht die ausscheidung des handschriftlichen *der wolken*. Aber auch Bechs *enduht* anstatt *bedacht* ist nicht unbedenklich. *be* statt *en* ist in der Ambraser hs., die ich bei gelegenheit meiner ausgabe des Mantel-gedichts von Heinrich von dem Türilin durchforscht habe, nirgends nachzuweisen. Wol aber konnte der schreiber, der die negation *en* wegzulassen gewohnt war, auch die vorsilbe *en* von *enbluht* fortlassen und *bluht*, mit verwechslung von *l* und *d*, als ein seiner mundart entsprechendes *bdacht* lesen und mit *bedackht* wiedergeben. Der graphische unterschied von *l* und *d* ist gering genug.

Der genitiv bei *enblecken* ist zwar nicht belegt, ebenso wenig aber bei *endecken*. Zulässig ist er gewiss bei beiden verben. Das particip *enbluht* ist bei Hartmann, dem im reime die formen *erwaht*, *gestaht*, *bedacht* geläufig sind, so wenig wie *endaht* zu beanstanden. Vgl. Lachmann zu Iw. 7967. — Ich vergleiche obiger stelle noch Minnes. Fr. 136, 7 *geblecket rehte alsam ein voller mîne*.

BEUTHEN o/s.

OTTO WARNATSCH.

## Zu Wulfila Luc. I, 10.

*Καὶ πᾶν τὸ πλῆθος ἦν τοῦ λαοῦ προσευχόμενον ἕξω τῆς πόλεως τοῦ θιαιμαίου* (Vulgata: et omnis multitudo erat populi orans foris hora incensi) ist wiedergegeben mit: *jah als hühma was manageins beidandans uta beilai fymtamins*.

Es liegt nahe, statt *beidandans* — *bijdandans* zu lesen, da Wulfila *προσεύχεται* stets mit *bijdan* übersetzt (vgl. Mt. 6, 5. 6. 7. 9. Mc. 1, 35. 11, 24. 25. 13, 18. Luc. 3, 21. 5, 16. 6, 12. 9, 18. 28. 29. 18, 1. 10. 11 usf.) und da der graphische unterschied von *bijdandans* und *beidandans* gering ist. Er besteht nur in der vertauschung von *j* und *e*, die leicht verwechselt werden konnten (so lasen z. b. Gabelentz und Loebe Mc. 11, 30 *andhacēip*, wo jetzt nach Uppström *andhacjēip* gelesen wird), und in der umstellung des fraglichen buchstabs: in *bijdandans* steht er nach, in *beidandans* vor *id*. Hatte der schreiber der vorlage das *j* aus versehen fortgelassen und später beigelegt, so konnte der kopist den buchstab leicht an falscher stelle unterbringen, zumal wenn hierdurch ein sinngemäßes wort entstand. Vgl. zu unserer stelle v. 21: *jah ras managei beidandans Zakariins — zē v r ó λαὸς προσδοξῶν τὸν Ζαχαρίαν — et erat populus expectans Zachariam*.

Trotzdem halte ich eine andere besserung der stelle für wahrscheinlicher. Röm. 9, 3 lesen wir *usbida* statt des gewöhnlichen *usbilja*. Grimm Gramm. I, 101 will allerdings hier *usbilja* herstellen, und Massmann und Bernhardt haben letzteres ohne weiteres in den text eingesetzt, während schon Gabelentz-Loebe, desgl. Heyne *usbida* belassen. Neben dem mit suff. *-ja* gebildeten präsensstamm *bilja* bestand jedoch einfaches *bida*<sup>1</sup>. Den mit *-ja* gebildeten ahd. *sūran*, *līkan* entsprechen der form *bilan* an die seite zu setzende got. *ligan*, *sitan*.

1) Streitberg, Got. elementarbuch § 208.

Das nur einmal in den resten der got. bibelübersetzung uns entgegentretende *bīdan* zeugt jedenfalls für das wenig gebräuchliche dieser form. Erschien diese nun ursprünglich auch an unserer stelle, wie leicht konnte da der kopist sich verleiten lassen, in dem *bīdandans* ein *beīdandans* zu erkennen, zumal da er letzteres in ähnlichem satzgefüge einige zeilen nachher (v. 21) wirklich vorfand. Übrigens sehen wir in den got. handschriften bisweilen einfaches *i* an stelle des gewöhnlichen *ei* gesetzt, um den langen vokal auszudrücken, so Röm. 9, 20 *digandiu* für *deigandiu*<sup>1</sup>, Luc. 6, 40 *laisaris* für *laisareis* u. a. Was natürlicher als dass der kopist die seltene form *bīdandans* (*𐌵𐌹𐌳𐌰𐌸𐌸𐌰𐌹𐌳𐌰𐌹𐌳𐌰𐌽*) für *beīdandans* (*𐌵𐌹𐌳𐌰𐌸𐌸𐌰𐌹𐌳𐌰𐌹𐌳𐌰𐌽*) ansah und nach der gewöhnlichen schreibung mit *beīdandans* wiedergab!

Doch noch eine dritte möglichkeit ist vorhanden. Die ständige übersetzung von *𐌵𐌹𐌳𐌰𐌸𐌸𐌰𐌹𐌳𐌰𐌽* ist, wie oben gesagt, *bīljan*. *beīdan* hingegen ist Mc. 15, 43. Luc. 2, 25 übersetzung von *𐌵𐌹𐌳𐌰𐌸𐌸𐌰𐌹𐌳𐌰𐌽* (Luc. 2, 38 *usbeīdan*). Wulfila konnte nun statt *𐌵𐌹𐌳𐌰𐌸𐌸𐌰𐌹𐌳𐌰𐌽* — *𐌵𐌹𐌳𐌰𐌸𐌸𐌰𐌹𐌳𐌰𐌽* gelesen haben, was er mit *beīdandans* übersetzte, oder auch seine griechische vorlage konnte diesen fehler enthalten. Der unterschied von

*𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰*  
und *𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰𐌹𐌸𐌰*

besteht nur in der umstellung des *L* und in der verwechslung von *Y* mit *I*.

Dennoch ist diese dritte von Bernhardt vertretene annahme in jeder hinsicht gewagter als die an zweiter stelle vorgeschlagene besserung *bīdandans* (im sinne von *bīljan*) an stelle des handschriftlichen *beīdandans*.

1) *digandiu* wird, worauf mich herr dr. Jiriczek in Breslau freundlichst aufmerksam machte, von Streitberg, Urgerm. grammatik (Heidelberg 1896) s. 292 als form mit schwundstufenvokal erklärt. Ich kann mich dieser erklärung nicht anschliessen.

BEUTHEN O/S.

OTTO WARNATSCH.

**Jammerschade.**

Dies wort wird ziemlich allgemein als durch einfache zusammensetzung entstanden gedacht. Moritz Heyne bemerkt im Deutschen wörterbuch der brüder Grimm IV 2. 2259, dass es „im vorigen jahrhundert aus der formel *jammer* und *schade* zusammengetlossen“ sei. Das wird so weit richtig sein, als die heutige form der redensart erst durch quellen des vorigen jahrhunderts belegt erscheint; allein das wort selbst, bezw. die wörter, aus welchen es gebildet ist, geht viel weiter zurück. Es ist meines erachtens entstehung und undeutung aus älterem *iemer schade* (*ie iemer schade*, *iemer ein schade*), das jahrhunderte lang als feststehende redensart galt und noch in schriften des 17. jahrhunderts vorkommt<sup>1</sup>. Auf diese entstehung hat schon Adelbert von Keller in seiner ausgabe der „Translationen“ von Niclas Wyle (s. 367)

1) Im eigentlichen mittelhochdeutschen weiss ich sie nicht nachzuweisen; dagegen finde ich die analoge redensart *iemer schande* in den Nibelungen, strophe 2249:  
*Dô sprach der Bernere: vil reht ist in geschehen,  
dô ir mich friuntschefte den reken hōrtet jehen,  
daz ir den frīde dô brāchent, den ich in het gegeben.  
het ichs niht immer schande, ir soldet fliesen daz leben.*

Und ebenso in Alpharts tod str. 24 (DHB II, 5):

*Neimū, vūrste rīche, sprach Heime der kūene man,  
des müeste ich sicherliche immer schande hān.*



flüchtig hingewiesen. So nahe diese auffassung liegt, so scheint sie den etymologen doch entgangen zu sein. Sonst hätte Andresen in seinem buche „Deutsche volks-etymologie“ und Friedr. Kluge im „Etymologischen wörterbuch der deutsch. sprache“ das wort anzuführen nicht unterlassen. Ich bin nun in der lage zur bekräftigung der aufgestellten etymologisierung noch eine reihe weiterer belege aus schriften des 15.—17. jahrhunderts beizubringen; der übersicht halber möge aber vorerst die stelle in Wyles „Translationen“ (Bibl. des litter. vereins in Stuttgart. Bd. LVII. s. 9—10) hier wiederholt werden. Sie lautet:

*Ne hab ich vor etlichen Jaren die colores rethoricales ains tails getransfereret und in ain verstantlich tütsche gebracht: und wird yet: von rilen gebetten darjune ze volfahren, die es: ze machen und gedruckt hin nach zegen lassen, so sind ander gelert, die mir das wider ralen, sagende das yemer schad were. dar: mancher engelertes grober lage dise loblichen kunst von marco tulio ciccone und andern so kostlich gesetzt, erfolgen und enderricht werden sollt ane arbeit.*

Thomas Murner, Narrenbeschwörung. Strassb. 1512. (Neudrucke deutscher litteraturwerke, nr. 119—124) s. 168

*Es ist doch yemer mer ein schadt,  
Das man nun den esel ladt;  
Man findt doch wol ein starker thier,  
Das trieg vil me dann der esel vier.*

Haus Sachs. Herausg. von A. v. Keller und E. Götze. Bd. 14. (Bibliothek des litt. vereins in Stuttgart. CLIX.) S. 74, 14:

*Ach, bist so ellendt dort, mein man,  
Hast nit ein pfennig in ein balt?  
Nun ists mir leidt, auch immer schadt,  
Das du sollt solche armut leiden.*

Haus Sachs, Fabeln und schwänke (Neudrucke d. litteraturwerke, nr. 110—117) bd. I, s. 80:

*Die haußmaidt sprach: Ja, das ist gut.  
Sollt man nicht auch noch finden gellen,  
Die nach gut und nach ehren stellen,  
Redlich gegen der wehlt und gott,  
Die sich nit an die losen rot  
Keren, das wer je immer schad.*

Ebd. 486: *Sant Petter sprach: Das wöllt got nit!  
O herr, das wer ic imer schad.*

Johannes Mathesius, Postilla symbolica oder Spruchpostill. Leipzig, Joh. Beyer, 1588. Vorrede des buchdruckers:

*Und ist freylich immer schade, das solche und andere discs seligen mannes gute schriften und sehr tröstliche lehrbücher so eine lange zeit ... von den gelerten hin und wider inn fragmentis, ohne druck, tanquam priuata scripta, in priuatum rsum, und mehr ad ostentationem proprij sui ingenij, erhalten blieben.*

Jul. Wilh. Zinegref, Der Teutschen scharpfsinnige kluge sprüch. Strassburg 1626—31. Tl. 1, 182:

*Es were immer schad, das diese leut mit solchen schönen strimpfen nicht auff dem kopff gehen könten.*

H. J. Chr. v. Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. Nach der ausgabe vom jahre 1669. (Neudrucke, nr. 19—25). S. 116:

*Ach sehet nur, wie hat sie so eine schöne glatte stirn; ist sie nicht feiner gewölbt als ein fetter kunstbacken? und weisser als ein todenkopff, der viel jahr lang im wetter ghangen; immer schad ist es, daß ihre zarte haut durch das haar-pulver so schlimm bemackelt wird.*

Ebd. 266: *Aber, herr, seydt versichert, daß mir eure, als meines gutthäters, zeitliche wolffahrt auß christlicher liebe so hoch angelegen ist, als ob ihr mein eigener sohn würet; immer schade ist es, und ihr könnet es bey euerm himlischen vater in ewigkeit nicht verantwoarten, wan ihr euer talent, das er euch verliehen, vergrabet . . .*

Ebd. 296: *Es wäre immer schade, daß ich nicht die Französische sprache könte, er wolte mich sonst trefflich wol beym könig und der köniigin anbringen.*

H. J. Chr. v. Grimmeisshausen, Simplicianische schriften. (Deutsche dichter des 17. jahrhunderts. Herausg. von K. Goedeke und J. Tittmann. Bd. X—XI.) Teil I. S. 226:

*Du albere alte hundsputt, du bist weder meiner noch dieses kleinods werth, und es wäre auch immer schad, wann du anderster als in armuth und bettelei dein leben zubringen soltest.*

Zwei belegstellen endlich hole ich aus dem Deutschen wörterbuch selbst, das sich die folgerung aus denselben entgehen liess. Bei J. B. Schuppian, Lehr- und schriften (Frankf. 1684) s. 117 (Grimm, Dwb. IV 2, 2069) heisst es:

*Da beklagte der penal das pferd, daß es immer schade sei, daß es in der schindergruben liege.*

Und ebd. 203: *Es ist immer schad, daß du nicht an einem solchen ort sein soll.*

In allen diesen belegen steht *immer schade* an stelle unseres *jammerschade*, nur dass letzteres durch volksetymologische umgestaltung verschärfte bedeutung erlangt hat. Der hang zur jotierung, der sich in dem nhd. *je, jeder, jedweder, jemand, jedoch, jetzt* offenbart, hat aller wahrscheinlichkeit nach, obgleich sonst *iemer* schon seit der mittelhochdeutschen zeit in *immer* verwandelt wurde, aus missverständnis und mangelhafter aussprache der redensart *iemer schade* unser heutiges *jammerschade* unter anlehnung an das substantiv *jammer* erzeugt.

GRAZ.

A. JEITTELES.

### Zu Fr. Hebbels drama Agnes Bernauer.

R. Sprenger spricht Ztschr. 27, 389 die vermutung aus, Hebbel habe in seiner Agnes Bernauer jenen besonderen zug ihrer schönheit, dass der rote wein durch ihren hals hindurchleuchte, wenn sie solchen trinke (akt 3, scene 8) einer erzählung im 1. bande von v. d. Hagens Gesamtabenteuern (Der borte von Dietrich von Glaz entlehnt, wo es von einer jungen frau heisst, *ir kel was ein lüter vel, didurch sach man des wines swane, swenne din schoene vrouwe tranec*. Aber dieses motiv bei der schilderung weiblicher schönheit findet sich im mittelalter auch sonst. So geradezu bei der schilderung der Agnes Bernauerin in einer anonymen deutschen bearbeitung des Chronicon Boioariae von Veit Arspeck (gedruckt bei M. v. Freyberg, Sammlung histor. schriften und urkunden. 1. teil. Stuttg. u. Tüb. 1827), wo zum jahre 1436 (Freyb. 174) nach der erzählung von ihrem tode und ihrer bestattung berichtet wird: *Man sagt, dass sie so hübsch gewesen sey, wann sie roten wein getrunckhen hett, so hett man ihr den wein in der khel hinab*

*sehen gehen*<sup>1</sup>. Ohne zweifel haben wir hier die unmittelbare quelle Hebbels für jenen zug<sup>2</sup>.

In der älteren hauptschrift über Agnes Bernauerin von F. J. Lipowsky (A. B. München 1801), die Hebbel gewiss auch kannte, findet sich bei der schilderung der äusseren gestalt der Agnes etwas derartiges nicht angegeben. Riezler in seiner untersuchung über „Agnes Bernauerin und die bairischen herzoge“ (Sitzungsber. d. Münch. ak. d. w. hist. kl. vom 6. juni 1885. s. 289) meint, dieser zug sei im mittelalter für die charakteristik zarter weiblicher schönheit besonders beliebt gewesen, ohne jedoch auf andere stellen als auf jene bei Freyberg I, 174 zu verweisen. Die habilitations-schrift von Alw. Schultz, *Quid de perfecta corp. pulchritudine Germani saec. XII. et XIII. senserint* (1866) die vielleicht für die ältere zeit noch weitere belege beibringt, ist mir nicht erreichbar gewesen. Für die spätere zeit weist mein freund dr. H. A. Lier in Dresden mich darauf hin, dass man von Philippine Welser denselben zug erzählte (vgl. Wendelin Boheim, Ph. W. (Innsbruck 1896. 4.) s. 41).

1) Diese stelle ist ein zusatz des deutschen bearbeiters. Das latein. chronicon Arnpecks (Pez, *Thesaurus anecdotorum novissimus*. Ang. Vind. 1721. sp. 439) enthält keine solche angebe.

2) Vgl. auch den brief Hebbels an Dingelstadt 12. dec. 1851 (Hebbels briefwechsel herausg. von F. Bamberg 2, 17), wo der dichter von seinem drama sagt: „Ich habe eine einfach rührende, menschlich schöne handlung, treu und schlicht, wie der chronist sie überliefert, in die mitte gestellt . . . .“ Mit diesem „chronisten“ scheint Hebbel diese deutsche bearbeitung Arnpecks zu meinen.

ZITTAU.

ALFRED NEUMANN.

## Über die schrift des Hieronymus Wolf *De orthographia Germanica, ae potius Suevica nostrate*.

Der kleine tractat steht bekanntlich in einem anhange zu der Augsburger bearbeitung der lateinischen grammatik des Joannes Rivius. Seit Rudolf von Raumer (Germ. I, 160 fgg. = Ges. sprachw. schr. 319 fgg.) ist allen erörterungen über die schrift der druck von 1578 zu grunde gelegt worden. Nebenher läuft aber die nachricht von einer früheren ausgabe. Raumer verwies darauf, dass Hoffmann, *Die deutsche philologie im grundriss* s. 146 einen druck von 1556 erwähnt, Harns (Jahrbücher f. phil. und päd. 1881 2. abt. s. 78) setzt die editio princeps ins jahr 1558. Ich will nun zeigen, dass diese angaben, soweit sie den anhang mit dem tractat *De orthographia* betreffen, falsch sind.

Es ist allerdings richtig, dass die ausgabe von 1578 nicht die erste ist. Der Augsburger Rivius muss in den jahren 1557 — 58 oder im jahr 1558 selbst zweimal aufgelegt worden sein. Das ergibt sich aus folgenden erwägungen. In der ed. 1578 steht zwischen der einleitung des Rivius und dem beginn der eigentlichen grammatik eine vorrede des Matthias Schenckius, Wolfs collegen am Augsburger gymnasium. Sie ist vom 12. september 1558 datiert. Aber auch die ausgabe, auf die sie sich ursprünglich bezog, war nicht die erste. Es geht dies u. a. aus folgender stelle hervor: *Ad editionem ipsam hanc quod attinet, praeter annotationis priores, etiam alias paucas, hoc signo 2, notatas, libello addidimus . . . Interpretatio Germanica, certo consilio, nec sine iusta causa, antea adlita, ne nunc quidem omissa est.* Dazu halte man, was Wolf in seiner lebensbeschreibung sagt (Reiske, *Oratores graeci* VIII, 865): *Dum ergo in oculibus Huldrichi Fuggeri deo, excedendum*

*curari Rivianum opus cum nonnullis additamentis et notis et aliorum, a Philippo Ulhardo Augustae anno 1557, si recte memini, aut certe 58 initio.* Auch hieraus ergibt sich, dass noch vor der ausgabe, für die die vorrede des M. Schenckius bestimmt war, ein druck des Augsburger Rivius muss vorhanden gewesen sein, denn zu einem buch, das spätestens im anfang des jahres 1558 erschien, wurde sicher am 12. september 1558 keine vorrede geschrieben.

Ich kenne nun zwei Ulhard'sche drucke der Augsburger Riviusbearbeitung. Beide sind undatirt. Der eine (B) enthält die vorrede des Schenckius, der andere (A) nicht<sup>1</sup>. Es ist mir wahrscheinlich, dass A, in dem alle mit  $\mathcal{D}_r$  bezeichneten bemerkungen von B fehlen, die editio princeps ist, B entweder die erste ausgabe mit der vorrede oder ein späterer abdruck. Keine von beiden enthält den tractat De orthographia.

Die jahreszahl 1556 aber muss schon deshalb falsch sein, weil Wolf erst 1557 die leitung des Augsburger gymnasiums übernommen hat und erst auf sein betreiben die grammatik des Rivius in dieser schule eingeführt wurde. Doch wäre es a priori denkbar, dass 1556 druckfehler für 1557 oder 1558 ist und eine von A und B verschiedene ausgabe des Rivius den anhang mit dem tractat enthielt. Allein Hoffmann entnahm seine datierung nur einem artikel der (Gottschedischen) Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache (6, 355 fgg.) und dieser artikel, der eine inhaltsangabe der Wölfischen schrift De orthographia bietet, erzählt dinge, die in einem buche, das in den jahren 1556—58 erschien, nicht gestanden haben können. Das soll im folgenden gezeigt werden.

1. „Den Anfang macht eine poetische Überschrift Pauli Schedii Melissi, auf die üble Schreibart unter dem gemeinen Volke in Deutschland, welche hier verdienet gelesen zu werden.“ Cr. Beytr. 356. Es folgt auf s. 357 das epigramm. Sein text stimmt, von orthographie und interpunktion abgesehen, ganz mit dem von ed. 1578 s. 584 gebotenen überein.

Dieses epigramm ist nun aber offenbar mit einer leichten änderung aus Schedes 1575 erschienenen Schediasmatum reliquiae abgedruckt, wo es s. 185 fg. zu finden ist. Es ist dort an den kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz gerichtet und nimmt bezug auf Schedes eigene orthographie, wie er sie in der 1572 erschienenen psalmenübersetzung angewandt hat. Die letzten vier zeilen lauten nämlich:

*DI melius, recta juste rationis amussi  
Lex Orthographia nititur aqua mea.  
Nil volo deficiat; volo nil Friderice redundet:  
Que caret hoc parili norma tenore bona est.*

1) A: IOANNIS | RIVII ATHEN- | DORIENSIS LIBER | primus, de primis | Grammaticae | rudimen- | tis. | AVGVSTAE | Vindellicorum. Phi- | lippus Vlhardus | exudebat. So hat jedes der 8 bücher seinen besonderen titel. Am schluss jedes der ersten sieben bücher: AVGVSTAE RHETICAE PHILIPPVS VLHARDVS, in platea Templaria, D. Huldreichi, exudebat. Exemplar in Göttingen. Dass die vorrede des Schenckius nicht etwa bloss herausgerissen ist, ergibt sich aus dem custoden des der s. I vorhergehenden blattes. — B: INSTITV- | TIONVM GRAM- | MATICARVM IOAN- | nis Rivij Athen- | doriensis libri | octo | AVGVSTAE Vin- | dellicorum Philippus | Vlhardus execu- | debat. Exemplar in Graz (universitätsbibl.). — G. C. Mezger, Memoria Hieronymi Wolfii (Aug. Vind. 1862) s. 78 erwähnt nur eine ausgabe vor der von 1578. Nach seiner beschreibung ist es A, unklar ist mir aber die bemerkung s. 79, dass die vorrede des Schenckius in der ed. 1578 *ex priore repetita* sei. Denn A enthält ja diese vorrede nicht.

Im text der ed. 1578 und der Cr. Beytr. steht in der vorletzten zeile *Studiosè* statt *Fridericè*, wodurch die verse einen bezug auf den folgenden tractat De orthographia bekommen.

Es wäre freilich denkbar, dass *studiosè* die ursprüngliche lesart ist und das epigramm nicht von haus aus an den kurfürsten gerichtet war. Es liesse sich dann annehmen, dass es für Schedes Introductio in linguam Germanicam bestimmt war. Doch würden wir auch dann nur bis zum jahr 1568 geführt werden<sup>1</sup>. Dass sich Schede vorher mit orthographischen reformen befasst hat, ist unerweislich<sup>2</sup>. Wäre das gedicht schon 1556—58 entstanden, so müsste es wol eigens als motto für den tractat De orthographia verfasst worden sein. Bedenkt man aber, dass Schede 1556—58 ein siebzehn- bis neunzehnjähriger, gänzlich unbekannter jüingling war, so wird man es für unmöglich halten, dass man sich an ihn um ein solches motto gewandt oder auch nur ein etwa schon vorhandenes, handschriftlich umlaufendes epigramm des abdrucks an dieser stelle gewürdigt haben soll.

2. „... und erinnert gleich anfangs: dass er erst in seinem Alter genauer auf diese Sache Acht gegeben“ Cr. Beytr. 357 = ed. 1578 s. 595 *Senex demum hæc observare coepi paulo diligentius*. Der verfasser des tractats De orthographia Hieronymus Wolf war 1556—58 40—42 jahre alt, konnte also unmöglich damals sagen, dass er erst in seinem alter auf diese dinge aufmerksam geworden sei, wol aber konnte er sich 1578 als *senex* bezeichnen.

3. „Hierauf gehet er auf die Betrachtung der Buchstaben fort, wo er bemerkt, dass Petrus Ramus den Unterschied unter und (!) *i* und *j*, und unter *u* und *v*, so ferne jenes ein selbstlautender, dieses ein mitlautender Buchstabe ist, zuerst eingeführt habe“ Cr. Beytr. 359. Der inhalt dieser bemerkung stimmt ganz zu ed. 1578 s. 601. Nun hat aber Ramus die scheidung von *u* und *v*, *i* und *j* zuerst in seiner lateinischen grammatik durchgeführt und in seinen Scholae grammaticae empfohlen<sup>3</sup>. Beide werke erschienen 1559, folglich kann die sache nicht in einem buch aus den jahren 1556—58 erwähnt sein. Ganz im einklang damit ist folgendes. In ed. 1578 p. 7 heisst es: *Duc uocalium fiunt consonantes, i et u, tum scilicet quum amittunt uocem, hoc est, per se syllabam non faciunt, ut iuro, uiuo. Ac tum ab accuratioribus etiam caractere distinguuntur. Nam i consonantem ioid appellant, addita infernè caula breuicula: u consonantem, uau, et clausam, non apertam pingunt, ut, in iuro, uiro, ius, ris. Quæ ratio nullas sanè mendas cauet*. In A und B fehlt an den entsprechenden stellen s. 5, resp. s. 6 der mit *Ac tum* beginnende zusatz.

Ich glaube das bis jetzt vorgebrachte genügt vollkommen, um die von den Cr. Beytr. gegebene datierung als unmöglich zu erweisen und auch die annahme eines druckfehlers in der letzten ziffer der jahreszahl als nicht genügend zur behebung

1) Vgl. meine ausgabe von Schedes psalmenübersetzung s. IV fg.

2) Die in den Cautiones quatuor et quinque uocum von 1566 enthaltenen deutschen stücke zeigen noch keine spur von Schedes späterer orthographie.

3) Vgl. Goujet Bibliothèque françoise (A la Haye 1740) t. I p. 42 fg., Livet La grammaire françoise et les grammairiens au XVI<sup>e</sup> siècle p. 199 a. 2., Ch. Waddington, Ramus p. 348 a. 2. Wegen der datierung der lat. grammatik des Ramus vgl. Waddington p. 458. — Noch in den 1559 erschienenen schriften von Ramus De moribus veterum Gallorum und De Caesaris militia, ist *i* für vokal und consonant gesetzt, *v* im anlaut, *u* im inlaut ohne rücksicht auf den lautwert.

aller schwierigkeiten erscheinen zu lassen<sup>1</sup>. Allerdings ist es wahrscheinlich, dass 1556 für 1557 oder 1558 verdruckt ist, allein diese zahlen hat der verfasser des artikels auf keinem titelblatt eines Wolfschen Rivius gelesen<sup>2</sup>. Die zahl 1558 konnte er der vorrede des M. Schenckius entnehmen, die ja auch in ed. 1578 abgedruckt ist, die zahl 1557 der von ihm gekamten und citierten dissertation Jacob Bruckers<sup>3</sup>. Übrigens sei hier noch erwähnt, dass M. Crusius Annales Suevici II, 697 den beginn der lehrthätigkeit Wolfs in das jahr 1556 setzt.

Eine andere frage wäre, ob die ausgabe, welche dem referat in den Cr. Beytr. zu grunde liegt, mit der von 1578 identisch ist. Es ist nicht meine absicht, diese frage hier zu behandeln. Nur so viel bemerke ich, dass sich zwar verschiedene differenzen zwischen dem text von 1578 und dem referat der Cr. Beytr. zeigen, die mehrzahl derselben aber der flüchtigkeit oder dem irrthum des referenten zugeschrieben werden müssen<sup>4</sup>. Dies macht auch gegen die abweichungen misstrauisch, die an und für sich auf einer verschiedenheit der texte beruhen könnten.

Wolfs schrift hat das interesse der germanisten hauptsächlich wegen der äusserungen ihres verfassers über die schriftsprache und wegen seiner mittheilungen über deutsche mundarten auf sich gezogen. Nur Hanns a. a. o. hat sich auch auf das eigentlich orthographische eingelassen. Doch ist Wolfs stellung etwas präciser zu bestimmen. Er gehört zu den im 16. jahrhundert sehr wenig zahlreichen doctrinären orthographiereformern. Dass er in der durchführung seines principis — des phonetischen — inconsequent ist, seine eigenen vorschriften nicht befolgt und dem usus vielfältige concessionen macht, steht damit nicht in widerspruch. Sein platz ist neben Iekelsamer und Schede.

Er hat auch wol sicher kenntnis von den bestrebungen dieser männer gehabt. Bildet doch das oben besprochene epigramm Schedes das motto für seine eigene abhandlung<sup>5</sup>. In Schedes psalmenübersetzung konnte er die ligaturen *æ* und *œ* fin-

1) Die oben unter 1) und 2) erörterten tatsachen gestatten natürlich auch nicht den ansatz 1559.

2) Es ist schon von vornherein wahrscheinlich, dass die ed. princeps keine jahreszahl enthielt, da sonst Wolfs zweifel über das jahr ihres erscheinens unbegreiflich wäre. Auch das spricht für die annahme, dass A ein exemplar der ed. princeps ist.

3) Jacobi Bruckeri Dissertatio Epistolica ad ... Wolfg. Jacobum Sulzerum ... quae ... Hieronymi Wolfii Vitae ab ipso confectae nec dum editae Synopsis exhibet. Tempe Helvetica T. IV. Vgl. p. 530 „Itaque in aedibus Huldrici Fuggeri Rivianum opus cum suis et aliorum annotationibus Aug. Vind. 1557 edidit“.

4) Ich führe einige beispiele an: Cr. B. 359 „von *a*, kömmt *ae*, als Mann, Männer“ vgl. id. 1578 p. 603 „*a* gignit *æ* quamvis non receptam apud nos. Sed quid uetat, **Mau** | *plurali numero scribere männer* | quod uulgo notant aut *e* imposito, **männer** | aut duobus punctis, **männer**“. Cr. Beytr. ib. „*cor* ist ein Bayrischer Doppellaut, *feor* statt *feur*“. Vgl. ed. 1578 p. 604 *Eo Bawarica diphthongus est, ut ueteres eur, Bawaricè eor. Ignis feür* | *feor*. Cr. Beytr. 360 „Oi brauchen einige für *ai* oder *ei*, *Oimer* für *Eimer*, oder *Aimer*“. Wolf erwähnt natürlich *ei* nicht. Cr. Beytr. ib. „*Va* ist kein Doppellaut, sondern eine Sylbe, und so viel, als das digamma Aeolicum.“ Das ist der helle unsinn. Vgl. ed. 1578 p. 605 fg. *Va non tam diphthongus est, quam syllaba è vau et a, ut pater vater. Annotatum est à Ramo ueteres Latinos id vau, id est, v consonantem aequè pronunçiasse ac nos sono literæ *f* asperiore, quam ueteres digamma Aeolicum appellarunt*.“

5) Ausserdem citirt er, worauf schon Hanns a. a. o. s. 80 anm. 231 hingewiesen hat, Schede als gewährsmann für eine etymologie. — Wolf war übrigens mit Schede auch persönlich bekannt und befreundet.

den, die er zur bezeichnung der umlaute von *a* und *o* empfiehlt. Schede ist ferner der erste, der die Ramistische unterscheidung von *e* und *u*, *j* und *i* in deutschen texten durchgeführt hat; Wolf zählt unter den deutschen buchstaben auf: **i uocalis**, **j consonans sine iod** . . . **u uocalis**, **v consonans, sine van** (p. 601). Freilich führt er selbst im texte die unterscheidung nicht durch. Zu Schedes praxis stimmt Wolfs polemik gegen die bezeichnung der vokallänge durch verdopplung oder nachgesetztes **h** (s. 597, 602, 608 fg.), gegen **w** statt **u** im diphthong **au** (s. 597), gegen **dt** für auslautendes **d** (s. 608), sowie die bemerkung, dass man in **gedencken** wol das **e** auslassen könnte (s. 609).

Wenn Wolf **y** für überflüssig erklärt (s. 597, 601), so hat er dabei an lekel-samer, der übrigens ebenso wie Schede **dt** und die vokalverdopplung verworfen hatte, einen vorgänger. (Vgl. Müller, Quellenschriften s. 138, 154). An einigen stellen polemisiert Wolf gegen Iekelsamer. Zwar die bemerkung (s. 597): *Sunt qui negent in fine geminandas esse literas. Sed aliud nos docet ratio pronuntiationis et apocope, qua plerumque e terminalis litera, studio breuitatis abijcitur* könnte sich auch gegen Schede richten, aber wenn Wolf bemerkt (s. 609): **ff** *in eadem syllaba scribi, non displicet, cum acrior est pronuntiatio, ut spes hoffnung | aliter certè sonat, quàm aulicus hofman: idque propter geminatum ff potius, ut optior, quàm propter o breue aut longum*, so bezieht sich das offenbar auf die ausführungen Iekelsamers, Müller s. 154 fg.

Wolf eigen ist die meinung, dass es vernünftiger wäre, **i** statt **ü** zu schreiben, ohne rücksicht auf die etymologie (s. 614). Von den vorschritten Wolfs, die nichts mit seinem reformprinzip zu tun haben, sondern sich im geleise der alten schreibertraditionen bewegen, ist interessant die äusserung, dass **v** statt **f**, ebenso wie vor consonant, auch vor diphthong zu vermeiden sei. Damit vergleiche man die bemerkung Meichssners (Müller s. 162): „Wann ein vocal dem *f* nachuolgt | so geht das *v* in krafft des *f* | Es were dann | das . . . dry vocales rff einander louffen so lassen wir das *f* blyben | damit . . . die dry vocales nit jrang geben.“

Die kleine schrift Wolfs verdiente wol vollständig abgedruckt zu werden.

WIEN, IM MÄRZ 1897.

M. II. JELLINEK.

## LITTERATUR.

Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren melodien aus dem volksmunde gesammelt von **Carl Köhler**, mit vergleichenden anmerkungen und einer abhandlung herausgegeben von **John Meier**. I. band: texte und anmerkungen. Halle. Max Niemeyer. 1896. VI, 474 s. 10 m.

An den herausgeber lebender volkslieder werden heutzutage sehr vielseitige anforderungen gestellt. Er soll in erster linie philolog sein, die texte mit derselben akribie behandeln wie die in drucken oder handschriften überlieferten denkmäler (wenn es sich hier auch nicht um kritische ausgaben, sondern sozusagen nur um diplomatische abdrücke handeln kann), er muss ferner musikalisches gehör und die fähigkeit die melodie niederzuschreiben besitzen, er bedarf einer ausgedehnten belesenheit in der gerade in den letzten jahren ausserordentlich angewachsenen volkstümlichen litteratur und noch über diese hinaus in den verwandten gattungen der kunstpoesie, um die bereits früher gedruckten versionen einzelner lieder zu notieren und womöglich

die kunstmässigen quellen zu eruieren, mit einem wort, er soll nicht nur sammler, sondern auch kritiker und gelehrter sein. Gerade diejenigen aber, welche an den centren der wissenschaft leben und am ehesten in der lage sind den letzteren anforderungen zu entsprechen, haben oft am wenigsten gelegenheit, das volkslied an der quelle zu belauschen, und umgekehrt steht den sammlern, welche in der umgebung des singenden volkes, draussen auf dem lande oder in kleineren städten wohnen, nur in seltenen fällen die notwendige bibliographische kenntnis oder auch nur die bequeme benutzung einer grösseren bibliothek zu gebote: gerade einige sonst sehr treffliche und anerkanntswerte sammlungen der neueren zeit liessen in dieser richtung, in der ausnutzung der schon früher erschienenen litteratur, manches zu wünschen übrig. So ist es nur ganz natürlich, wenn sich einmal zwei männer zusammentun, um eine alle anforderungen gleichmässig berücksichtigende sammlung herauszugeben: herr lehrer Carl Köhler als sammler und herr privatdocent dr. John Meier als bearbeiter. Gerade die lehrer, welche entweder selbst unmittelbar oder durch ihre schüler aus dem frischen born des volksliedes schöpfen können, sind ja in erster linie berufen zu sammeln, was heute noch in deutschen landen gesungen wird, und wer die neueren publikationen auf diesem gebiete einigermassen verfolgt hat, wird wissen, wie viel wir hier den lehrern zu verdanken haben. Jahrelang hat herr Köhler gesammelt, er hat beinahe systematisch die dörfer seiner umgebung abgesucht, wort und weise getreu aufgezeichnet und so aus einem verhältnismässig kleinen gebiet ein reiches, zuverlässiges, wertvolles material zusammengebracht. Herr dr. John Meier hat dasselbe dann gesichtet, geordnet, die einzelnen lieder mit überschriften versehen und vor allem die umfang- und inhaltreichen anmerkungen hinzugefügt. Sammeln und herausgeben sind zwei verschiedene tätigkeiten, die sich gegenseitig ergänzen müssen, und jeder der beiden mitarbeiter hat auf seinem gebiet sein bestes geleistet.

Die gegend, in welcher die hier publicierten lieder verbreitet sind, ist im südwestlichen teil der Rheinprovinz gelegen, an der Mosel ist es namentlich der kreis Bernkastel, an der Saar die kreise Saarbrücken, Saarlouis und Ottweiler, also ein gebiet, das auch von Karl Becker in seinem „Rheinischen volksliederborn“<sup>1</sup> mit in rücksicht gezogen worden ist. Dass aber Beckers sammlung die vorliegende keineswegs einschliesst oder überflüssig macht, lehrt schon ein flüchtiger blick in die 368 nummern zählende sammlung von Köhler und Meier, welche nicht bloss viele interessante versionen zu bekannten und auch bei Becker mitgeteilten liedern, sondern auch eine grosse menge lieder enthält, die dort völlig fehlen.

Naturgemäss ist die grössere zahl der hier gedruckten lieder auch anderwärts bekannt. Auch hier finden wir die fast überall gesungenen balladen und lieder wieder wie „Es stand ein schloss in Österreich — Es wohnt' ein pfalzgraf wol über dem Rhein — Ist alles dunkel, ist alles trübe — Es wollt' ein jäger wol jagen.“ Aber doch ist es nicht ohne interesse, der verbreitung der einzelnen lieder zu folgen. Sind eine anzahl derselben wie die eben genannten gemeingut der deutschredenden lande, so stehen daneben andere, die nur in bestimmten gegenden vorhanden oder wenigstens bis jetzt bekannt geworden sind. Wenn wir finden, dass ein an der Saar gesungenes lied sonst nur noch für Schwaben, ein anderes für Anhalt, ein drittes für Westpreussen bezeugt ist, so wird man die möglichkeit offen lassen müssen, dass künftige sammlungen aus den zwischenliegenden landschaften aufzeichnungen

1) Neuwied 1892. Eine zweite, stark vermehrte auflage soll demnächst erscheinen.



derselben lieder beibringen. Aber ebensogut — und in vielen fällen gewiss mit recht — erklärt sich die weite entfernung der verbreitungsorte von einander durch sprunghafte übertragung des liedes, wie sie durch handworker sowie durch den militärdienst infolge des starken austausches von ort zu ort, von land zu land leicht möglich ist und durch die modernen verkehrsverhältnisse nur begünstigt wird. Bei anderen, und nicht wenigen liedern hingegen lässt sich wirklich eine lokale beschränkung constatieren: so finden wir hier namentlich viele lieder, welche sonst nur noch für Rheinland (vgl. die sammlungen von Simrock, Zurmühlen, Becker), oder aus dem benachbarten Nassau und Hessen (Böckel, Lewalter, Wolfram), oder auch aus dem Elsass (Mündel) bekannt geworden sind. Wir haben es da mit liedern zu tun, welche nicht gemeindeutsch sind, sondern speciell diesen südwestdeutschen oder westmitteldeutschen gebieten angehören, hier ihren ausgangspunkt gehabt haben und somit als charakteristisch für diese betrachtet werden dürfen.

Schliesslich bringt die neue sammlung auch eine reihe von liedern, die bis jetzt überhaupt noch nicht aus dem volksmund aufgezeichnet worden sind. Wenn auch dieses und jenes in den nächsten jahren noch aus anderen gegenden nachgewiesen werden mag<sup>1</sup>, zum grossen teile eignen sie zweifellos dem in frage stehenden gebiet, und so oder so bilden sie auf jeden fall ein schätzenswertes material als produkte der modernen volksdichtung. Litterarhistorisch betrachtet sind es zunächst ein paar parodien, sodann eine anzahl kunstmässige dichtungen (vgl. die nummern 64, 271, 165, 237 usw.), weiter mehrere lieder, die man wohl als reminiscenzen an bekannte lieder bezeichnen kann: Nr. 58 Vergiss mein nicht („Auf jenen bergen möcht' ich weilen, dieweil mein schatz mir untreu ist“ — vgl. das lied „Von diesen bergen muss ich scheiden, wo's doch so lieblich ist und schön“, auch die melodie zeigt anklänge), oder nr. 315 Der landwehrmann (wo schon die melodie auf beziehungen zu Hauffs „Steh' ich in finstrer mitternacht“ deutet). In den übrigen hier neu auftretenden liedern finden sich natürlich im einzelnen viele motive, die aus älteren liedern geläufig sind, als ganzes betrachtet sind sie aber zumeist originell, und zwar sind es vorwiegend die lieder mehr humoristischen inhalts, welche eigenartiges und neues bieten (vgl. z. b. nr. 143 Allerhand geschichten, nr. 198 Das mädel mit dem hut, nr. 202 Buben müssen's sein), aber auch unter den ernsteren findet sich manches hübsche, empfindungsvolle und dabei echt volksmässige lied: ich nenne vor allen „Mein eigen soll er werden“ (nr. 74), „Ewige liebe“ (nr. 113), „Heimatlos“ (nr. 157), „Erfolgloses suchen“ (nr. 262). Unglückliche liebe, abschied, trennung bilden hier die meistbehandelten themata (vgl. noch nr. 40, 100, 101 u. a.). Zwei mordgeschichten (Nr. 22 und 265) in nüchtern erzählendem ton, ein wie eine operneinlage anmutendes lied von der „Schönen bäuerin“ (nr. 226) vertreten weniger glücklich das balladenhafte element. Zwei bisher unbekante historische lieder steuert der kreis Saarbrücken bei: „Die helden von Missunde“ (nr. 296) und „Das X. jägerbataillon bei Weissenburg“ (nr. 305).

1) So ist mir nr. 310 (Napoleon im schweinstall) für Bruchsal bezeugt, nr. 240 (Da schlag' ein donnerwetter drein) in einer kürzeren, pointierteren fassung mit einer dort fehlenden zotigen schlusstrophe aus der garnison Tübingen bekannt, von nr. 265 (Der mörder) habe ich seinerzeit aus dem liederbuch eines Magdeburger musketers (26. inf.-reg.) eine ausführliche — 17 strophen zählende — version notiert, wo die mordgeschichte in Erfurt lokalisiert ist und zum schluss der mörder und angebliche dichter sich selbst und seine geliebte nennt: danach hiess er Karl Christian Necke, sie Luise Hagemann.

Einzelne dieser lieder, welche ganz auf lokalen beziehungen beruhen (nr. 129 Thal-Veldenz, 328 Lebach ist ein schönes städtchen. 329 Die grosse reise, nr. 363, auch die streicklieder 366—368) kann man mit sicherheit speciell für dieses gebiet in anspruch nehmen, und auch von den liedern allgemeineren inhalts mögen noch manche hier nicht nur ihre verbreitung, sondern auch ihren ursprung haben. Aber auch ausser diesen einzelnen liedern findet sich noch manches charakteristische. Da sind vor allem die zahlreichen bergmannslieder (nr. 320 fgg., 366 fgg.), welche jene gegend zumeist zwar noch mit anderen näher oder weiter gelegenen gebieten teilt, welche aber doch für das dortige berufsleben charakteristisch sind. Matrosen- und schifferlieder sind heutzutage, wo sämtliche deutschen binnenprovinzen mannschaften zur marine stellen und auch sonst so viele „landratten“ sich dem seemannsdienste widmen, im inneren Deutschlands keine seltenheit mehr (wie ich z. b. nr. 318 der sammlung „Seemannsleben“ einmal von einem seefahrenden landsmann in Thüringen gehört habe), hier finden sie sich aber doch in so erheblicher anzahl beisammen (siehe nr. 188, 215, 317—319), dass man sie wol als ein besonderes charakteristischem der besagten gegend betrachten darf. Jäger- und soldatenlieder sind hier wie anderwärts stark vertreten. Lieder geistlichen inhalts finden sich nur wenige (nr. 1 bis 3), dafür desto mehr lustige und burleske, welche den sentimental und romantischen liedern, welche Beckers sammlung ein so besonderes kolorit geben, gut die wäge halten. Eine — nicht sehr grosse — anzahl vierzeiler bestätigt nur, dass das eigentliche verbreitungsgebiet dieser dichtungsgattung anderwärts zu suchen ist. Die sprache der lieder ist fast ausschliesslich die hochdeutsche, der dialekt erscheint nur in einem teile der vierzeiler und sonst noch sozusagen sporadisch in einzelnen wenigen liedern, so am anfang und schluss von nr. 199 („Angeführt“) und in einigen versen von nr. 208 („Es is nix schlimmes auf der welt, als wenn ä alt frau sehnubt“).

Ein besonderes gepräge, das indes nur teilweise mit dem landschaftlichen charakter der sammlung zusammenhängt, erhält dieselbe durch die aufnahme vieler sogenannter volkstümlicher oder auch kunstmässiger lieder. Princip, nach dem gesammelt wurde, war: „alles musste aufgezeichnet werden, was das volk sang oder recitierte und selbst als „volkslied“ betrachtete, einerlei ob es die forschung auch als kunstlied nachwies.“ So finden wir hier Eichendorffs „In einem kühlen grunde“, Schillers „Mädchen aus der fremde“, Geibels „Zigeunerbube im norden“ u. a. m. Für das sammeln ist dies zweifellos die richtige norm, da nur so festgestellt werden kann, was das volk singt. Wo vollends solche lieder noch besondere veränderungen und umformungen im volksmunde erfahren haben, sind sie von nicht geringem wert für die beurteilung des verhältnisses zwischen kunstdichtung und volksgesang. Bei versionen hingegen, die nur in unerheblichen äusserlichkeiten oder gar nicht von den originalen abweichen, würde wol eine notiz über das vorhandensein der lieder in der betreffenden gegend genügen, wovon z. b. Wolfram in seiner sammlung Nassauischer volkslieder ausgiebigen gebrauch gemacht.

Dem gleichen princip wol verdanken ihre aufnahme eine nicht geringe anzahl lieder, die man genau genommen weder als volksmässig noch als kunstmässig bezeichnen möchte: die sogenannten coupletlieder (vgl. z. b. die nr. 164, 190, 204, 212, 213). Sie zeichnen sich vor den eigentlichen volksliedern dadurch aus, dass in dem refrain fast immer eine gewisse pointe liegt, dass der refrain stets in intimum logischen zusammenhange mit jeder einzelnen strophe steht, während er dort in der regel nur die allgemeine stimmung angibt oder bloss zu den einleitenden stropfen wirklich passt. Mit einem wort, es ist der tingeltangeltypus, und wenn man den-

selben auch nicht gerade gern im volke sich ausbreiten sieht, so ist es doch wichtig, sein vorhandensein und seine verbreitung in bestimmten gegenden zu constatieren.

Ein besonderer wert liegt in den anmerkungen, welche beinahe 100 seiten einnehmen. Es sind zunächst eine reihe bemerkungen, die vom sammler herrühren und sich auf verbreitung und verwendung der lieder bei besonderen gelegenheiten beziehen. Für das leben der einzelnen lieder ist es nicht ohne belang zu wissen, ob ein lied nur an wenigen orten aufgezeichnet oder „überall bekannt und viel gesungen“ ist, ob es heute noch allgemein verbreitet ist oder nur noch der älteren generation bekannt (wie z. b. nr. 3 und 135), und, ebenso wenn mehrere melodien zu demselben lied vorhanden sind, welche die ältere, welche die neuere ist. Das eine lied („Maria wollt auswandern gehn“) wird besonders von kuchen erbittenden bettlern an kirmesmontag gesungen. ein anderes, ganz ernstes lied: „Heinrich schlief bei seiner neuvermählten“ (nr. 28) wird gern als spottlied auf einen, der Heinrich heisst, gesungen, und so findet sich noch manche dieser bemerkungen (vgl. z. b. noch nr. 42, 359), die man in den liedersammlungen gern häufiger antreffen möchte, als dies im allgemeinen der fall ist — oft genug geben sie erst das rechte verständnis für die auffassung, welche das volk von dem betreffenden lied hat.

Der hauptteil der anmerkungen rührt naturgemäss vom herausgeber her, welcher hier ein passendes feld fand seine ausgedehnten bibliographischen kenntnisse zu verwerten. Die parallelversionen werden so sorgfältig und vollständig als nur möglich verzeichnet. Sehr zu loben ist die praktische bezeichnung derselben: nicht wie üblich nach den namen der herausgeber, sondern unter voranstellung der landschaft, welcher die betreffende sammlung angehört, so dass man mit einem blick das verbreitungsgebiet des einzelnen liedes überschauen kann. Wo sich kunstdichtungen als vorbilder einzelner lieder nachweisen liessen, ist es überall bemerkt, zunächst mit verweisen auf Hoffmann von Fallersleben (Unsere volkstümlichen lieder) und Böhme (Volkstümliche lieder der Deutschen im 18. und 19. jahrhundert), wo ja schon erheblich vorgearbeitet ist. In zahlreichen fällen jedoch ist es erst dem herausgeber gelungen, bisher unbekannte literarische modelle nachzuweisen: so Gottlieb Konrad Pfeffel, Justinus Kerner<sup>1</sup>, W. Gerhard, Joh. Christoph Rost, Christian Felix Weisse u. a. (vgl. die nummern 15, 25, 43<sup>1</sup>, 85, 92, 107, 109, 135, 187, 320 usw.). Anderwärts hat John Meier ältere, bisher nicht beachtete versionen aus fliegenden blättern und alten drucken aufgestöbert und durch neuen abdruck bequem zugänglich gemacht. Welch reichhaltiges material zur geschichte der lieder hier zusammengetragen ist,

1) Das original des liedes nr. 13 wird auf grund einer Löwenstammischen composition Justinus Kerner zugeschrieben, ist jedoch in dessen werken bisher noch nicht nachgewiesen. Was die bibliotheken von Tübingen und Stuttgart an Kernerschen dichtungen enthalten, habe ich so ziemlich alles nachgesehen (die verschiedenen auflagen der „Gedichte“, resp. „Lyrischen gedichte“ 1826—51, „Der letzte blütenstrauss“ 1852, „Winterblüten“ 1859, „Ausgewählte poetische werke“ Stuttg. 1878), habe jedoch das fragliche gedicht nicht gefunden. Auch dem sohne des dichters, herrn dr. Theobald Kerner in Weinsberg, dem ich für seine gütige auskunft zu dank verpflichtet bin, ist dieses angebliche gedicht seines vaters unbekannt. Falls es sich daher nicht noch nachträglich irgendwo finden sollte, möchte ich am ehesten an irgend einen irrtum, vielleicht seitens des componisten, glauben, da sich unter Kerners gedichten ein solches mit ganz ähnlichem anfang („Geh ich einsam durch die schwarzen gassen, Schweigt die stadt, als wär' sie unbewohnt“, Gedichte 1826, s. 111) findet. Der wahre dichter unseres, gewiss kunstmässigen liedes, wäre dann noch zu ermitteln.

mag man z. b. in den anmerkungen zu lied nr. 35, 48, 66, 71, 92, 91, 109, 110, 119 und vielen anderen nachlesen.

Der kritik bleibt solcher arbeit gegenüber wenig zu tun übrig, und nur um mein interesse an derselben zu betätigen, will ich hier die wenigen bemerkungen, die ich zu machen habe, folgen lassen. Neben Mirbachs „Liederbuch für soldaten“ durfte wol auch das „Soldatenliederbuch, ausgegeben vom kgl. preussischen kriegsministerium. Berlin, Mittler und sohn. 1882“, citirt werden, welches viele echte soldatenlieder bringt, teilweise sogar deren ersten abdruck darstellt und namentlich reich an melodien ist. Nicht mehr benutzt werden konnte von Meier der aufsatz von dr. Karl Weller über „Württembergische soldatenlieder“, enthalten in „Besondere beilage des staatsanzeigers für Württemberg“ nr. 15 und 16, 18. sept. 1896, s. 243—256, wo unter anderem neue versionen zu nr. 17, 248, 291 unserer sammlung sich finden. Wie weit man kommersbücher in die bibliographie einbeziehen soll, ist schwer zu sagen; ich wurde aber seinerzeit durch eine zuschrift an die „Preussischen jahrbücher“ darauf aufmerksam gemacht, dass das lied vom „Ritter Ewald“ (bei Köhler und Meier nr. 183), welches ich erst in neueren volksliedersammlungen zum ersten mal gedruckt glaubte, schon lange vorher seinen platz im Lehrer kommersbuch gefunden hatte<sup>1</sup>. Eine anzahl lieder schliesslich, zumeist soldatenlieder, sind mir persönlich in mehr oder minder abweichenden versionen aus anderen gegenden bekannt, ich sehe jedoch von nachträgen derart an dieser stelle ab, in der hoffnung, das des druckens werthe material aus meinen sammlungen in absehbarer zeit einmal im zusammenhang vorlegen zu können.

Noch einige kurze notizen: Die anfangsstrophe von „Elterntreue und Kindesliebe“ (nr. 159) ist in ein in den Preuss. jahrb. bd. 77, s. 246 fg. abgedrucktes soldatenlied „Der brüder liebe“ eingesprengt worden. Zu den „Drei jungfrauen“ (nr. 99) wäre noch die ins geistliche gewendete variante aus Böhmen (Hruschka und Toischer nr. 25) zu nennen. Der verfasser des „Hohenzollernliedes“ (nr. 316) ist, zufolge Schwäbischem Merkur 1895 nr. 45, jetzt in einem geborenen Hechinger namens Konstantin Kielmaier, gegenwärtig in Fraulautern ansässig, ermittelt worden. Die wenn auch nicht coupletmässige, so doch stark pointierte und kunstmässige „Storchgeschichte“ (nr. 194) ist mir bekannt als „Storchlied. Für eine singstimme mit pianofortebegleitung von G. König (Georg Fürst). Leipzig, Martin Oberdörffer“, nur zählt das lied hier bloss drei strophen (die abweichungen im text sind ganz unerheblich), und in der tat ist der abschluss mit der pointe am ende der dritten strophe auch erreicht, die übrigen beiden sind zusatz. Auf die merkwürdige vorstellung von „Napoleon im schweinstall“ (nr. 310) wirt wol ein gedicht des angeblichen füsiliers und dichters Gottlieb Kutzscheke und eine dort citierte zeitungsnотiz einiges licht<sup>2</sup>. Über die soldatenpoesie

1) Bezeichnender weise jedoch mit dem „Enderle von Ketsch“, dem „Kutscher Neumann“ und ähnliche zusammen in der abteilung „Humoristische lieder!“

2) Es ist vielleicht nicht überflüssig, das gedicht hier widerzugeben. Siehe: Politische dudelsacklieder. Gediegene poetische ergüsse, unter mitwirkung namhafter gelehrten und künstler mühevoll zusammengetragen und mit feinen bildern ausgestattet von Gottlieb Kutzscheke, füsilier und dichter. Leipzig, J. B. Klein. 1870. Hier findet sich auf s. 9 „Sein schwein“ (darunter ein solches abgebildet):

Auf dem schloss zu Wilhelmshöhe  
Sprudeln jetzt die quellen leiser,  
Denn es sitzt ja dort gefangen  
Galliens verflussner kaiser.

von 1870 (zu anmerkung nr. 30S) handelt in Pflugk-Hartungs „Krieg und sieg. Kulturgeschichte. Berlin 1896“ ausführlich Ernst Richard Freytag, der leider hier ebenso wie in seinen Historischen volksliedern des Sächsischen heeres und wie Dittfurth in seinen Historischen volksliedern aus den jahren 1756—1871 gedichte und lieder, geschriebenes, bez. gedrucktes und wirklich gesungenes unterschiedslos durcheinanderbringt; sodass es so gut wie unmöglich wird, die wirklichen „Volkslieder“ auszuscheiden.

Noch durch eines wird sich die neue sammlung vor den meisten der bisher erschienenen auszeichnen: durch den in aussicht gestellten zweiten band, welcher die abhandlung bringen soll. Wenn man eine sammlung nach der anderen erscheinen, wenn man material auf material sich häufen sieht, so mag man sich wol manchmal fragen, ob denn jetzt nicht vorläufig einmal genug material gesammelt ist, um auch einmal an die verarbeitung desselben denken zu lassen. Und diejenigen, welche eine liedersammlung herausgeben und durchgearbeitet haben, sind doch dazu in erster linie berufen. Eine schematische behandlung wäre wol kaum zu befürchten. es soll jeder eben diejenigen beobachtungen und studien mitteilen, auf welche ihn gerade seine sammlung geführt hat. Den einen mag seine neigung mehr auf die musikalische, den anderen auf die litterarhistorische seite der lieder lenken, der dritte findet sein gebiet in den realien, der vierte in der äusseren technik des volksliedes, und der wechselnde charakter der verschiedenen sammlungen wird mitbestimmend für die bevorzugung dieser oder jener frage sein. So hat seinerzeit Otto Böckel seine Volkslieder aus Oberhessen mit jener umfangreichen einleitung ausgestattet, welche, zumal in kulturhistorischer beziehung, so viel zur einsicht in das deutsche volkslied beigetragen hat, aber man wird nicht sagen können, dass er hierin viel nachfolger gefunden. Um so erfreulicher ist es, dass John Meier uns im anschluss an die hier besprochene sammlung eine „Untersuchung über das wesen des volksliedes und über die in den volksmund übergegangenen kunstlieder“ verspricht, welche, in allernächster beziehung zu der vorgelegten sammlung stehend und von ihr ausgehend, zugleich auch für eine reihe allgemeiner fragen von bedeutung sein wird. Hoffen wir, dass

Was er wol jetzt dort mag treiben,  
Seit er musst aus Frankreich flüchten?  
Offenkundig ist's geworden,  
Dass er jetzt tut schweine züchten.

Und fürwahr, er hat es nötig,  
Sich ein eignes schwein zu ziehen.  
Denn seit Mexico tat gänzlich  
Sein berühmtes glück entfliehen.

Mühsam hat er's gross gezogen,  
Millionen hat's verschlungen,  
Doch als es zu fett geworden,  
Ist es treulos ihm entsprungen.

Lasst ihm ruhig weiter züchten.  
Sei's auch eine ganze heerde,  
Schwerlich wird sein schwein gedeihen  
Hier in unsrer deutschen erde.

Hierzu die anmerkung: die zeitungen brachten bekanntlich vor einiger zeit die mitteilung, dass Napoleon ein dressiertes schwein mit nach Wilhelmshöhe gebracht habe, mit welchem er sich jetzt viel beschäftigen soll.

der verfaſſer recht bald ſein verſprechen einlöſe und uns ſo die willkommenere ergänzung zu dem bande gebe, für welchen wir heute ihm und herrn Köhler danken dürfen.

TÜBINGEN, DEN 22. APRIL 1897.

CARL VORETZSCH.

Dr. Spiridion Wukadinowić, Prior in Deutschland. Graz 1895. [Grazer ſtudien zur deutſchen philologie. Herausgegeben von Anton E. Schönbach und Bernhard Seuffert. IV. heft.] 71 ſeiten.

Dem liebenswürdigen englischen rococo-dichter, der trotz Thackeray's *Encormium* ſchon faſt verſchollen war, hat ſich neuerdings in England ſowol wie in Deutschland die aufmerkſamkeit der litterarhiſtoriker wider zugewandt. An Austin Dobson hat Prior einen verſtändnisvollen und poetiſch nachempfindenden herausgeber, biographen und nachahmer gefunden. Ein jahr nach Dobsons Ausgabe ausgewählter gedichte von Prior erſchien im mai-heft des jahrgangs 1890 der *Contemporary Review* ein kurzer, aber gehaltvoller artikel über den dichter von G. A. Aitken; 1892 eine neue ausgabe von Reginald Brimley Johnson, und 1896 im *Dictionary of National Biography* eine ſorgfältige biographie aus Dobsons feder. Wukadinowić (der die neueren englischen arbeiten nicht gekannt zu haben ſcheint, zum teil nicht kennen konnte), behandelt in einer gründlichen und geſchmackvollen unterſuchung den einfluss Priors auf die entwicklung der deutſchen dichtung im XVIII. jahrhundert, welcher, wenn auch früher vielleicht überſchätzt, doch nicht ganz unerheblich war. Er beſpricht der zeitfolge nach Hagedorn, die Bremer „Beiträger“ (Ebert, Adolph Schlegel), Uz, Götz, Gleim, ſodann übertragungen Prior'scher gedichte von Löwen, Leyding, Herder, Strackmann, Boie, Bertuch und anderen, ſtreift Lessings jugendgedichte, geht in dem intereſſantesten kapitel auf das verhältnis Wielands zu Prior genauer ein, knüpft daran einige bemerkungen über den einfluss der geiſtlichen und didaktiſchen dichtungen Priors, der viel geringer war, als der ſeiner weltlichen gedichte, und ſchließt nach einigen der geſamtüberſetzung vom jahre 1783 gewidmeten worten mit einer allgemeinen würdigung der Prior'schen poeſie.

Da Wukadinowić vollſtändigkeit in der behandlung ſeines themas angestrebt hat, möchte ich wenigſtens auf einen, allerdings untergeordneten dichter hinweiſen, der mir in den ſpuren Priors zu wandeln ſcheint, aber von Wukadinowić nicht erwähnt iſt: Johann Benjamin Michaelis. Seine fabel „Die ſtadtmaus und die feldmaus“ zuerſt 1766 in den anonym erſchienenen Fabeln, liedern und ſatyren veröffentlicht, dürfte doch wol durch Priors fabel „Town and Country Mouse“ angeregt ſein. Michaelis gehörte zum Gleim'schen kreis und war ein direkter nachahmer Hagedorn's, wie aus dieſem gedicht hervorgeht. „Die ſtadtmaus und die feldmaus“ beginnt mit den verſen:

Einſt lud mit vielen complimenten  
Auf ortolan und wilde enten  
Und hundert andre leckerein  
Die ſtadmaus eine feldmaus ein.

Ganz ähnlich beginnt (vgl. Wukadinowić ſ. 13) Hagedorn's dem Prior nachgebildetes epigramm „Ariſt und Suffen“:

Auf ortolanen, lachs und Samos ſtolzen wein  
Hat oft Ariſt das glück, der gaſt Suffens zu ſein.

Vielleicht hätten auch die originalgedichte Bertuchs eine erwähnung verdient, da ja Bertuch einer der verehrer und übersetzer Priors war. Bertuchs „Milchweisse maus“ z. b. ist doch deutlich eine nachbildung von Priors „milk-white mouse — — — without unspotted, innocent within“.

Noch in den jugendgedichten Bürgers scheint mir der einfluss Priors bemerkbar, besonders bei epigrammen und humoristisch-parodistischen gedichten, wie die Historie von Europa (vgl. Priors The Ladle). Aber es ist hier wol schwer zu entscheiden, ob die einwirkung eine direkte oder indirekte ist.

KIEL, MÄRZ 1897.

G. SARRAZIN.

### Neue hilfsmittel zum studium des altnordischen.

Altnordische sagabibliothek, herausg. von Cederstiöld, Gering und Mogk.

4: Laxdoela saga, herausg. von **Kr. Kälund**. Halle a. S., M. Niemeyer. 1896. XIV, 27 s. 8 m.

Lehrbuch der altisländischen sprache von **Ferd. Holthausen**. I. Altisländisches elementarbuch. II. Altisländisches lesebuch. XV, 197; XVII, 198 s. Weimar, E. Felber. 1895—1896. 9 m.

Altisländisches elementarbuch von **B. Kahle**. (Sammlung von elementarbüchern der altgerm. dialekte, herausg. von W. Streitberg. 3.) Heidelberg, C. Winter. 1896. 4,80 m.

Der erfreuliche aufschwung der nordischen studien in Deutschland zeigt sich in der zunehmenden zahl von büchern, welche dem anfänger wie dem vorgeschrittenen die wege zum eindringen in das verständnis der litteraturdenkmäler ebnen und ihm die aneignung der praktischen wie historischen grammatik des nordischen erleichtern wollen. Auf die ersten drei bände der Sagabibliothek ist rasch der vierte gefolgt, der die bedeutsame Laxdoela saga mit einleitung und anmerkungen von der hand Kr. Kälunds enthält. Über einrichtung und allgemeine principien der Sagabibliothek ist bereits bei der anzeige der ersten drei bände so ausführlich gehandelt, dass hier ein hinweis auf jene stelle (Ztschr. XXIX, 228 fgg.) genügt. Kälund stützt sich auf seine eigene treffliche kritische ausgabe der saga (in den publicationen des *Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur*, Kopenhagen 1889—91), deren text natürlich bis auf kleine besserungen unverändert zu grunde gelegt worden ist; ebenso beruht die einleitung im wesentlichen auf den dort niedergelegten eingehenden untersuchungen. Der commentar wird nicht nur lernenden von grossem nutzen sein, sondern gleich Jónssons commentar zur Egilssaga auch gerne von skandinavisten eingesehen werden, um sich bei schwierigeren stellen über die auffassung eines gewiegten kenners zu unterrichten. Sprachliches und sachliches ist in gleichem masse berücksichtigt. Hier und da hätte sich vielleicht noch im interesse studierender eine kleine naheliegende erläuterung mit unterbringen lassen, z. b. auf s. 10 zu zeile 12 eine kurze etymologische erklärung des sprachgeschichtlich interessanten namens *Erpr*, ebenso bei *festargarnr* (s. 162, z. 13), vgl. E. Mogk, Idg. forsch. III, Anz. s. 30; zu der anmerkung s. 13, z. 19 über die anschauung von der notwendigkeit des gabenaustausches zwischen freunden konnte Hóvamöl str. 41. Bugge, (*ridrgefendr ok endrgefendr crosk lengst ríner*) und 44 als sprechender beleg citiert werden; s. 112, z. 22 ist von der steinigung als gewöhnlicher todesstrafe für zauberer die rede; als weiterer beleg bot sich ein hinweis auf die steinigung der brüder Svanhilds in Jörmunroks halle, bei der auch ersichtlich wird, dass diese art der tötung wenigstens ursprünglich wol mit dem glauben zusammenhieng, dass zauberer sonst

gegen waffen gefeilt seien. Doch möchte ich mit solchen beiläufigen bemerkungen nicht auf das feld subjektiver randnotizen geraten: der commentar ist so sorgfältig gearbeitet und das mass der gegebenen erläuterungen so wohlüberlegt, dass er allen billigen und berechtigten ansprüchen gerecht wird und nur dankbare anerkennung verdient. Nur eines vermisst man hier wie bei den vorhergehenden bänden, einen index der in den anmerkungen niedergelegten sprachlichen und sachlichen erläuterungen, der die praktische brauchbarkeit der Sagabibliothek sehr erhöhen würde. Bei kleineren denkmälern wie den in bd. 1 und 2 der Sagabibliothek enthaltenen kann er überflüssig scheinen; bei so grossen und umfangreichen texten wie Egilssaga und Laxd. aber wird es dem lernenden benutzer nicht ganz leicht sein, die übersicht über den bestand der erläuterungen zu bewahren und ohne index die stelle zu finden, wo ein mehrmals vorkommendes wort, das z. b. in Möbius nicht enthalten ist, zum ersten male erscheint und erklärt worden ist. Auch den herausgebern der folgenden bände dürfte es nicht unerwünscht sein, aus solchen indices sich rasch darüber orientieren zu können, welche reale, syntaktische oder lexicalische erläuterungen bereits von seinen vorgängern ausführlich gegeben worden sind. Dass selbst der verfasser hie und da die übersicht über seine eigenen noten verlieren kann, zeigt z. b. Land. s. 28 und 79, wo der name *Mjrkjartan* zweimal (einmal kürzer, das andere mal ausführlicher) erklärt ist. Vielleicht entschliesst sich die redaction der Sagabibliothek, für die bisher ohne index herausgegebenen bände einen gemeinschaftlichen index zu besorgen, der erst so recht zeigen würde, welche summe von wertvollen erläuterungen verschiedenster art die noten bergen und wie viel belehrung dort zu holen ist.

Eine wesentliche erleichterung für die künftigen herausgeber wird es sein, dass sie nunmehr bei erläuterung syntaktischer schwierigkeiten auf abrisse der altisländischen syntax in büchern, die man in den händen der lernenden benutzer voraussetzen darf, verweisen können. Sowol Holthausens als Kahles lehrbuch enthält einen solchen abriss, und beide verfasser haben sich damit um die förderung des altnordischen studiums an den universitäten zweifellos ein grosses verdienst erworben, da gerade diese für die lectüre besonders wichtige seite der grammatik in Noreens lehrbuch, das von anderen gesichtspunkten ausgeht und anderen zwecken dient, keine berücksichtigung erfahren konnte. Durch das fast gleichzeitige erscheinen dieser beiden lehrbücher und des kurzen grammatischen abrisses von Noreen ist eine bisherige lücke der unterrichtslitteratur auf diesem gebiete überreich ausgefüllt. Während bis vor kurzem der anfänger oder autodidakt in verlegenheit war, zu welchem hilfsmittel zur erlernung der altnordischen sprache er greifen sollte, da Wimmers für die flexion vortreffliche grammatik in deutscher ausgabe vollständig vergriffen ist, Noreens Altisländische und altnorwegische grammatik aber für das erste studium viel zu stoffreich ist, eröffnet sich ihm nun die wahl zwischen zwei (bezw. drei) elementarbüchern, die für seine bedürfnisse sorgen — und, wie gleichzeitig gesagt werden darf, denselben auch in vorzüglicher weise rechnung tragen. Beide werke (dass ein ähnliches unternehmen geplant werde, erfuhr Holthausen, wie er bemerkt, erst später) sind nach einem ähnlichen umfassenden plane gearbeitet; sie bieten eine laut- und flexionslehre und einen syntaktischen abriss, Holthausen ausserdem auch eine wortbildungs- und bedeutungslehre. Lesestücke nebst glossar sind auch Kahles elementarbuch angehängt, während Holthausen ein lesebuch als zweiten teil seines lehrbuches erscheinen liess. Beiden büchern ist ferner die absicht gemeinsam, die bedürfnisse der anfänger in den vordergrund zu stellen und sie dadurch zum vollen verständnis und fruchtbringenden studium des Noreen'schen grundwerkes vorzuberei-



ten. Doch unterscheiden sie sich nicht unwesentlich in der ausführung, insofern als bei Kahle vor allem die historische behandlung entsprechend dem plane der sammlung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte vorherrscht und der verfassers auf grund der neuesten grammatischen litteratur und eigener combinationen auch die erkenntnis wissenschaftlicher detailprobleme zu fördern sucht, während Holthausen im grossen und ganzen ausdrücklich auf specialforschung in diesem buche verzichtet, obwol auch sein buch gerade in den syntaktischen partien und in der wortbildungslehre sowie in der art der behandlung und vorführung dieses stoffes einen versuch bedeutet, das übliche gebiet der nordischen lehrbücher um einige wichtige partien zu erweitern, der mir sehr gelungen erscheint und dem buche seinen besonderen wert sichert. Beide lehrbücher sind für die einführung wie zum selbstunterricht auf das beste geeignet und verdienen namentlich die aufmerksamkeit der gymnasiallehrer des deutschen, welche nicht zeit oder gelegenheit gefunden haben, sich in ihrer studienzeit die kenntnis der altisländischen sprache anzueignen. Wünsche und bemerkungen im einzelnen, welche nicht auf praktischer erprobung der bücher beruhen, wären wertlos; es sollen daher hier nur einige principielle punkte kurz berührt werden. Holthausens grammatik, die das historische grundsätzlich nur streift und dem benutzer vor allem die erwerbung der praktischen kenntnis der klassischen sprache ermöglichen will, scheint mir in verschiedenen beziehungen mit dingen zu stark belastet zu sein, die zur erreichung dieses zweckes nicht notwendig oder geradezu überflüssig sind. Anmerkungen wie solche zu §§ 129. 141. 151. 158. 168. 214 u. ähnl. über urnordische formen waren entbehrlich, und auch sonst ist öfter zu viel seltenes und entlegenes in knappster form in die einzelnen paragraphen gepresst, wodurch die übersichtlichkeit mitunter leidet; Kahles buch ist hierin ein vorbild musterhafter klarheit. Freilich lag bei historischem aufbau der grammatik die gefahr, verschiedene gesichtspunkte zu vermengen, nicht so nahe. Sollte die nun einmal vorhandene concurrenz zweier werke mit ähnlichen, aber nicht ganz zusammenfallenden zielen nicht das gute haben, dass die verfassers bei künftigen auflagen gerade die differenzen der behandlung stärker herausarbeiten, und dadurch zwei bücher schaffen, die noch mehr als jetzt nebeneinander stehen können und sich gegenseitig ergänzen? Der gedanke Heuslers (Anz. f. d. a. XXIII, s. 39) gelegentlich der besprechung Holthausens, dass eine behandlung des altisländischen nach der methode Pauls für das mhd. eine sehr lohnende aufgabe wäre, verdient beachtung, und es würde nur einer verhältnismässig geringen umarbeitung bedürfen, um Holthausens lehrbuch in einer zweiten auflage auf diesen gesichtspunkt hin einzurichten; der historische hintergrund brauchte keineswegs dabei zu fallen. Für Kahles buch möchte ich bei einer zweiten auflage in diesem sinne vor allem empfehlen, in der einrichtung der lesestücke eine principielle änderung vorzunehmen. Kahle erklärt im vorworte, obwol er sonst kein freund von normalisierungen sei, habe er es im hinflick auf anfänger für geraten gefunden, solche doch vorzunehmen. An die vielumstrittene frage der textnormalisierung im allgemeinen und principiellen soll hier nicht geführt werden; gerade im vorliegenden buche aber wäre es wol angezeigt gewesen, vollständig unnormalisierte texte zu geben. Es fehlt uns ja leider ganz an einer bequemen zusammenstellung von kürzeren proben altisländisch-norwegischer handschriften-orthographie, welche man üben über die entwicklung der sprache und schreibung zu grunde legen könnte; Gislasons *11 Præter* (Keph. 1860) und *Um frumpartu islenkrar tungu* (1846) können unbeschadet ihres noch immer hohen wertes doch schon ihrer entlegenheit halber nicht in betracht kommen. Kahle würde sich

ein grosses verdienst erwerben, wenn er sich entschliessen könnte, den abschnitt „Lesestücke“ in diesem sinne umzugestalten und daraus „Sprachproben“ zu machen, umso mehr als der anfänger, dem es nur auf die festigung in den praktischen regeln ankommt, in Holthausens lesebuch ein umfassenderes material zur lectüre findet. Dasselbe bietet (zum teil unter zugrundelegung des in Skandinavien geschätzten lesebuchs von Hjalmar Falk, doch in selbständiger ausführung und mit abweichender auswahl) eine so glückliche anthologie mythologisch, sagengeschichtlich und historisch interessanter stücke der prosalitteratur (minder reichhaltig ist aus naheliegenden gründen die poesie vertreten), dass es vortrefflich geeignet erscheint, dem beginner die vielseitigen interessen, welche die altisl.-norweg. litteratur bietet, so recht zu beleuchten und ihm genuss zu bereiten: zahlreiche sprachliche und sachliche erklärungen ebnen dem anfänger die wege und verweise auf Pauls Grundriss und Weinholds Altnord. leben geben fingerzeige für eingehendere studien.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, dass beide werke dem studium des altnordischen neue anhänger zuführen mögen; wer sich in die historische grammatik des altnordischen einarbeiten will, wird vorzugsweise Kahles buch, das gerade in dieser richtung sehr gut orientiert, mit grossem nutzen studieren; die andere seite des sprachstudiums, die aneignung der klassischen litteratursprache Islands ermöglichen beide einführungen; zur wahl des lehrbuchs von Holthausen für diese zwecke dürfte manchen vielleicht das schöne und interessante lesebuch bestimmen.

BRESLAU.

O. L. JIRICZEK.

Eyrbyggja saga herausgegeben von **Hugo Gering**. (A. u. d. t.: Altnordische sagabibliothek herausg. von Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk. Heft 6.) Halle a/S., Max Niemeyer. 1897. XXXII, 264 s. 8 m.

Da die verdienstliche ausgabe der Eyrbyggja von Guðbr. Vigfússon (Leipz. 1864), welche durch die kleinen isländischen textabdrücke (Akureyri 1882 und Reykj. 1893) nicht ersetzt werden kann, seit jahren vergriffen ist, so wird die meinige, die in dem ausführlichen commentar namentlich die realien eingehend berücksichtigt, den freunden des altnord. schrifttums und besonders den fachgenossen, die in ihren seminarübungen einen isländischen prosatext vorzulegen wünschen, wie ich hoffe, nicht unwillkommen sein. Denn gerade zur einföhrung in die sagalitteratur eignet sich diese nicht allzu umfangreiche, höchst interessante und an wichtigen aufschlüssen über das isländische altertum reiche erzählung wie kaum eine andere.

Dass ich es selber unternehme, mein buch anzuzeigen, geschieht hauptsächlich deswegen, weil ich in der einleitung eine irrthümliche angabe, auf die ich leider erst nach vollendung des druckes aufmerksam ward, sofort rectificieren möchte. Es ist nämlich nicht richtig, dass — wie ich s. XX bemerkte — die einzige chronologische unmöglichkeit in cap. 29 sich findet. Eine zweite ist, was im commentar (s. 182) ausdrücklich bemerkt, bei der redaction der einleitung aber übersehen wurde, in cap. 50 enthalten. Wenn nämlich die Þorgunna der Eyrbyggja und die des Þorfinns þáttur karlsefnis, woran kaum zu zweifeln ist, ein und dieselbe person sind, so muss die ankunft dieser frau auf Island beträchtlich später als im jähre 1000 erfolgt sein, da Leifr Eiríksson erst nach 995 mit ihr bekannt geworden sein kann und sie damals schwerlich schon das 30. lebensjähre überschritten hatte. War sie bei ihrem eintreffen auf Fróða über 50 jähre alt (Eyrb. 50, 10), so ist ihre reise mindestens

um 20 jahre zu früh angesetzt; sie muss erfolgt sein, als Snorri bereits dem greisenalter sich näherte und Kjartan Þurðarson längst ein erwachsener mann war. Die geschichte der Þorgunna wird also in der gestalt, in der sie der verfasser unserer saga kennen lernte, schon stark verdunkelt gewesen sein, was auch der umstand bestätigt, dass ihr sohn Þorgils, den sie dem in Grönland weilenden vater zuführen wollte und der nach dem tode der mutter wohl auf eigene hand die reise fortsetzte, in der Eyrb. gar nicht erwähnt wird. Die chronologie der saga zu retten wäre nur möglich, wenn man annehmen wollte, dass die notiz über das alter der Þorgunna auf einem irrtum beruhe: die frau müsste dann bald nach der geburt ihres sohnes die heimat verlassen haben und dieser zunächst längere zeit in Island geblieben sein, che er nach Grönland sich begab, um seinen vater aufzusuchen. Diese zweite alternative ist jedoch nach dem, was in der note zu Eyrb. 51, 10 ausgeführt ist, mindestens unwahrscheinlich.

Auf ein zweites, mir selber unbegreifliches versehen wurde ich freundlichst von Björn Magnússon Ólsen aufmerksam gemacht. In der note zu c. 50, 7 (s. 202, 3) findet sich die falsche angabe, dass die mutter des Þorgils Holluson eine tochter des Dala-Álfr gewesen sei, während in der nächsten spalte (zu s. 202, 3. 4) richtig bemerkt ist, dass sie eine tochter des Gestr war. Þorgils war allerdings ein enkel des Dala-Álfr: dieser war jedoch sein grossvater von väterlicher seite; vater des Þorgils war nämlich der in Eyrb. nicht erwähnte Snorri Dala-Álfrsson (Landn. II, 18—s. 115<sup>16</sup>).

In § 4 der einleitung hätte erwähnt werden sollen, dass die in Eyrb. überlieferten Mählidunga visur, die strophen aus der Illuga drápa und den Hrafnas mál, sowie die „staka“ in cap. 43, 9 in das Corp. poet. bor. von Gudbr. Vigfússon und Fred. York Powell (Oxford 1883) aufgenommen sind: s. daselbst bd. I s. 358; bd. II s. 57—60 (vgl. 571); 61 (vgl. 571); 115 (vgl. 579). Gegenüber der bearbeitung der visur in der Leipziger ausgabe der saga bezeichnet jedoch die gestaltung des textes in dem englischen sammelwerke kaum einen fortschritt.

KIEL, OCT. 1897.

HUGO GERING.

Deutsche grammatik. Kurzgefasste laut- und formenlehre des gotischen, alt-, mittel- und neuhochdeutschen. Von **Friedrich Kauffmann**. Zweite vermehrte und verbesserte auflage. Marburg, N. G. Elwert. 1895. VI, 108 s. 2,10 m.

In der neuen auflage hat sich der abriß der Deutschen grammatik nach ausdehnung und inhalt wesentlich verändert und in der tat verbessert. Kauffmann hat mit recht die beziehung auf Vilmar diesmal ganz fallen lassen, denn nunmehr ist auch der grundgedanke des ganzen büchleins verändert worden. Allerdings wird im vorworte als hauptzweck auch der neuauflage das bedürfnis derer betont, die schon vorlesungen über deutsche grammatik gehört haben, und denen hier in einem überblicke das wesentliche des stoffes in die erinnerung zurückgerufen werde. In wirklichkeit aber verraten die meisten änderungen in der neuen bearbeitung das bestreben, auch demjenigen, der noch keine vorlesung über deutsche grammatik gehört hat oder dem der neuere gang ihrer forschung nicht vertraut ist, die möglichkeit zu bieten, sich selbst in den stoff einzarbeiten. Daher sind jetzt eine reihe kurzer geschichtlicher exkurse zwischen die knappen skizzen eingefügt worden, und überall wird durch anmerkungen auf die wichtigste litteratur verwiesen.

In den geschichtlichen excursen verrät sich eine woltuende gabe knapper, fasslicher darstellung; inhaltlich stehen sie durchweg auf dem gesicherten boden der neueren forschung, vielfach beruhen sie auf eigenen arbeiten des verfassers. Den perioden der hochdeutschen sprache wird in kap. 3 ein eigener abschnitt eingeräumt. Misslich erscheint mir, dass Kauffmann an der dreigliederung festhält und nicht zwischen die mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche periode eine frühneuhochdeutsche einschleibt. Die dreigliederung lässt sich meines erachtens nur aufrecht halten, wenn man die neuhochdeutsche periode früh ansetzt. Wenn man aber, wie Kauffmann, das wesen unserer neuhochdeutschen schriftsprache in bestimmte sprachliche einzelheiten setzt (kap. 3), die erst nach Opitz in die erscheinung treten, kommt man zu der vor dem forum der litteraturgeschichte ungeheuerlichen schlussfolgerung, dass Luther der mittelhochdeutschen periode näher stehe (§ 3 anm. 1). Ich sehe auch keinen stützpunkt für diese gliederung, sondern eine schwäche derselben in der notwendigkeit, die mittelhochdeutsche periode zu spalten. Für diese hält ja der gewöhnliche sprachgebrauch als wesentliches kennzeichen die standessprache fest, die die höfische dichtung beherrscht; hier wird ihr nun eine zweite unterabteilung angegliedert, in der die sprache des bürgertums vorherrscht. Diese sprache tritt allerdings in „geschichtswerken und rechtsdenkmälern, in den erbauungsbüchern und bibelübersetzungen, in den urkunden und geschäftsbriefen“ (§ 3 anm. 2) zu tage, aber dass sie überhaupt an die oberfläche sich hervorwagt, ist eben das zeichen einer neuen zeit, einer geistigen bewegung, die näher an unsere tage heranreicht, als an die geflohenheiten, die wir als eigentlich mittelalterlich auffassen. Es ist eben eine übergangszeit und als solche muss sie ja auch Kauffmann nehmen, wenn er (§ 32) den anregungen Burdachs folgend die anfänge der neuhochdeutschen schriftsprache bis an den hof Karls IV. zurückverlegt. Damit gewinnen wir für jenen zeitraum, innerhalb dessen die ausläufer der mittelhochdeutschen sprachentwicklung in die lokalen schriftsprachen ausmünden, als gegenteilige bewegung das ringen um eine über den landsprachen sich erhebende gemeinsprache. Es würde sich also auch vom sprachlichen standpunkt aus die annahme einer übergangsepoche empfehlen, und da wir dasselbe bedürfnis bei der litteratur- und kulturgeschichte wahrnehmen, so läge es schon in dem interesse des zusammenhangs zwischen sprache, litteratur und geschichte, die frühneuhochdeutsche übergangsperiode anzuerkennen. In ihr erhielt Luther seinen richtigen platz, wie andererseits in ihr die mittelalterlichen neigungen Maximilians I, die Kauffmann (§ 3, anm. 1) als zeugnisse für die ausdehnung des mittelhochdeutschen zeitraumes verwertet, vielmehr das letzte aufflackern eines erlöschenden geistes darstellten.

Die arbeiten des verfassers spiegeln sich in der liebevollen hervorhebung der mundarten im gegensatz zur schriftsprache und in der aller orten wiederkehrenden beobachtung des schreibgebrauches im verhältnis zur aussprache wider. Nach beiden seiten ist durch die umarbeitung die wissenschaftliche bedeutung des anspruchslosen buches vertieft und der praktische wert gehoben. Kauffmann hebt vor allem hervor, dass in den mundarten das schlussglied der sprachgeschichte seit ahd. und mhd. epoche vorliege, und dass demgemäss in hervorragender weise die lebenden mundarten in betracht kommen. Die grenzlinien der einzelnen mundarten des hochdeutschen sprachgebietes werden in § 4 gezogen, wobei die berichte über den Sprachatlas und ebenso eigene einschlägige forschungen verwendung fanden. Es sind namentlich die sondergruppen innerhalb der grossen stammesgrenzen, die jetzt sorgfältiger abgegrenzt sind, so das elsässische, niederaltemannische, schwäbische innerhalb des alemannischen

dialektes, die hessische, thüringische, obersächsische, schlesische gruppe innerhalb der mitteldeutschen mundarten. Fischers geographie der schwäbischen mundart konnte natürlich noch nicht berücksichtigt werden. Wie es den anschauungen über die altersbestimmung der wichtigsten mundartlichen erscheinungen entspricht, hat Kauffmann die dialektverhältnisse in erster linie bei den mittelhochdeutschen vocalen und consonanten zur darstellung gebracht. Hierdurch wird mancher vorgang, der bei der früheren gewöhnheit, die mundarten erst an der neuhochdeutschen schriftsprache zu messen, verschoben worden war, wider in das rechte licht gesetzt, so die diphthongierung von *i* und *ü* in der bairischen mundart. Vor allem aber wird dem tatsächlichen stande der mittelhochdeutschen handschriften besser rechnung getragen. Durch die sorgfältige angabe der wichtigsten orthographischen schwankungen erhalten ausserdem die angehenden historiker und andere, die auf mittelalterliche texte angewiesen sind, ein bequemes mittel zu reicher belehrung.

Das verhältnis von lautwert und schreibung bot auch sonst gelegenheit zu wertvollen neuerungen. So wurde ein paragraph über das zuständige lateinische alphabet eingeschoben, es werden jetzt die längebezeichnungen und die interpunktion behandelt. Für die schreibung althochdeutscher texte lagen eigene untersuchungen des verfassers vor; an dem mittelhochdeutschen zeitraum verdient die energie beachtung, mit der namentlich mitteldeutscher schreibgebrauch und mitteldeutsche aussprache auseinander gehalten werden, so bei der umlautsfrage des *u*.

Auch an einzelheiten wäre gar manches hervorzuheben, ich beschränke mich hier auf einige bemerkungen. So wurde s. 35 ein neuer absatz über die althochdeutsche betongung eingefügt. Gut und klar wird hier an den dreisilbigen wörtern das schwanken im satzzusammenhange dargestellt. S. 57 wird die verschiebung des anlautenden *k* und inlautenden *k* nach consonanten, die in der ersten auflage noch den oberdeutschen mundarten zugesprochen war, auf den hochalemannischen dialekt eingeschränkt, es lässt sich aber namentlich nach consonanten noch heute in bairischen gebirgsgegenden eine veränderte aussprache des *k* beobachten, aus der sich wol auch das *ch* der bairischen schreibung (s. 63) erklären liesse. Für *b* und *g* ist die neue auffassung, die in der ersten auflage schon angedeutet war, nun als grundlegend durchgeführt worden (s. 57), dass der ursprüngliche lautwert in stimmhaften reibelauten bestand, die sich zu stimmlosen weichen verschlusslauten entwickelt haben unter zulassung mehrerer ausnahmen.

Kaum verändert ist die formenlehre. Hier sind nur einige excursus eingeschoben, die geschickt darauf berechnet sind, das geschichtliche verständnis der tabellen zu erleichtern (vgl. s. 69, § 1, 74). Ebenso haben einige mundartliche beobachtungen platz gefunden (vgl. s. 91, 95). Und endlich ist die neue auffassung von dem aoristcharakter des sogenannten schwachen praeteritums im gegensatz zu dem im starken praet. vorliegenden perfekt zum ausdruck gekommen. Vielleicht hatten sich daran auch einige schlussfolgerungen aus der mundartlichen formenlehre reihen lassen.

Verhältnismässig wenig neuerungen zeigt das gesamtgebiet der neuhochdeutschen grammatik, obwohl der verfasser schon in der ersten auflage hervorhob, dass dem benutzer hier mehr „anregung“ gegeben werde „persönlich auf seinen sprachstoff zu achten und denselben nach grammatischen kategorien zu sichten.“ Ich habe nach dieser seite das buch in neuhochdeutschen übungen erprobt und allerdings viel dankenswertes wahrgenommen; namentlich möchte ich hervorheben, dass es in der tat bei den erscheinungen der neuhochdeutschen grammatik vor allem auf

den rahmen ankommt, in den der anfünger seine eigenen wahrnehmungen eintragen kann. Immerhin wären aber bei einer späteren neuauflage des buches gerade für die neuhochdeutschen formen doch mehr belege und in manchen einzeldingen eine andere darstellung wünschenswert. — S. 103 z. 9 lies: zu gunsten des letzteren oder ersteren.

HEIDELBERG, 30. JUNI 1897.

H. WUNDERLICH.

Einführung in das studium des mittelhochdeutschen. Zum selbstunterricht für jeden gebildeten von **dr. Julius Zupitza**. Fünfte verbesserte auflage besorgt von **dr. Franz Nobiling**. Berlin, Gronau 1897. VI, 122 s. 2,50 m.

Das nach des verfassers tode neu aufgelegte, im jahre 1868 zuerst erschienene buch gibt eine induktive methodische einführung in die elementar-grammatik und -metrik des mhd. an der hand der ersten 12 stropfen des vierten Lachmannschen liedes aus der Nibelungen Not, und zwar in form von anmerkungen, die an den text und die wörtliche sublinearübersetzung jeder einzelnen strophe angeknüpft sind, dergestalt, dass es in 12 lektionen zerfällt, deren jede ihr pensum behandelt, und am ende der schüler mit einigen ratschlägen zur selbständigen lektüre entlassen wird. Über vorzüge oder mängel des buches ist jetzt natürlich nicht mehr angemessen zu urteilen. Der herausgeber hat an dem text nur eine stelle, und zwar sachgemäss, geändert. Erlaubt muss aber die frage sein, ob diese neuauflage wirklich nötig war. Auflagen beweisen. Das buch muss nicht bloss auf empfehlung gekauft, sondern gelesen, studiert und weiter empfohlen worden sein. Es hat also einem bedürfnis entsprochen und es hat viele strebsame „gebildete“ gegeben, welche artig jede lektion lernten, ehe sie sich an eine neue strophe wagten. Ob aber heutzutage personen, welche neigung haben, mhd. zu ihrem eigenen vergnügen zu lernen, geduld und zeit haben, sich so schulmeistern zu lassen, muss bezweifelt werden. Die absicht des verfahrens ist, den lesern zu einem mehr als mechanischen verständnis (wie in den Pfeifferschen Brockhausausgaben), zu einem einblick in den grammatischen bau zu verhelfen. Es ist eine offene frage, wie man das erreichen soll. Klar muss aber der zweck sein: soll es nur ein hilfsmittel für das verständnis der litteratur sein oder soll das interesse für die sprache selber erweckt werden. Im ersten falle ist das bequemste verfahren das beste. Im zweiten falle kann der leser aber mehr als einzelne tatsachen verlangen, er will, wenn er ein gebildeter mann ist, ideen kennen lernen, die den tatsachen ihre bedeutung geben. Eine der wichtigsten ideen, welche in dem letzten menschenalter die sprachwissenschaft sich erworben und geklärt hat, ist die, schon fast populär gewerdene: dass die gesprochene sprache das erste, und die geschriebene erst das zweite ist. Dies buch geht aber durchweg von der entgegengesetzten auffassung aus. Die erklärungen schliessen sich an die im texte grade stehende schreibform an. Darum ist das buch veraltet und nicht mehr jedem gebildeten zu empfehlen. Das trifft natürlich nicht den verfassers, der es vor 30 jahren geschrieben hat, sondern den herausgeber, der sich hätte überlegen können, ob dieser akt der pietät angebracht sei.

HAMBURG.

G. ROSENIAGEN.

Der Trierer Silvester herausgegeben von **Karl Kraus**. Das Annolied herausgegeben von **Max Roediger**. Monumenta Germaniae historica. Deutsche chroniken bd. I, teil II. Hannover 1895. VI, 145 s. 4. 5 m.

Als ergänzung der Kaiserchronik erscheinen in der zweiten abteilung des ersten bandes der deutschen chroniken die mit ihr in engem zusammenhange stehenden beiden dichtungen Silvester und Annolied. Die darlegung der ansichten der herausgeber über diesen zusammenhang nimmt zuerst das interesse in anspruch. Die beiden stücke sind als zeugnisse für eine ältere gereimte deutsche chronik angesehen worden, welche ihnen ebenso wie der Kaiserchronik zu grunde gelegen haben würde; Der herausgeber der Kaiserchronik hat sich zuletzt gegen diese ansicht ausgesprochen. Kraus und Roediger kommen, jeder von seinem gegenstande aus, zu verschiedenen meinungen. Der erste begründet im wesentlichen und modifiziert im einzelnen durch eine übersichtliche und überzeugende quellenuntersuchung die von Schröder (Zur Kehr. v. 7806, s. 439) ausgesprochene, von Vogt (Ztschr. 26, 560—562) bereits durch wichtige gründe gestützte ansicht, dass der verfasser des Silvester die betreffende episode der Kehr. zu grunde legte und daneben, zur ergänzung, die Vita S. Silvestri im Sanctuarium des Mombritius heranzog. Den ausgangspunkt bietet dafür der wichtige nachweis, dass diese uns bekannte Vita nicht die quelle der Kehr. gewesen ist. Nicht minder bemerkenswert ist die letzte folgerung, dass die veränderungen, welche der text der Kehr. in der gereimten legende erfahren hat, darauf führen, dass die episode aus dem gedächtnis, im ganzen gut, reproducirt ist. So auffällig es scheint, so gut ist es begründet, und es wird durch die vergleichende lektüre beider texte bestätigt. So ist es auch möglich, die dureinander gehende doppelbenutzung der beiden quellen, welche zu den schlimmsten confusionen anlass gegeben hat, befriedigend zu erklären.

Ist der Trierer Silvester kein zeugnis für die „alte deutsche reimchronik“, so kann darum doch eine solche die gemeinsame quelle von Annolied und Kaiserchronik gewesen sein. Da dies von dem herausgeber gegen Wilmanns und Zarneke, denen sich Schröder (Kehr. s. 65. 438) angeschlossen hatte, wider aufgenommen wird, so ist es nötig auf diese mehrfach erörterte frage einzugehen.

Zunächst ist eine stelle auszuschneiden, aus welcher Roediger den schluss zieht, dass „im dritten oder vierten jahrzehnt des 12. jahrhunderts jene reimchronik noch in der Kölner gegend vorhanden war“ (s. 88), nämlich in dem dorthier stammenden bruchstück von Christi geburt (Kraus, Deutsche gedichte des 12. jahrh. nr. 1): *uns sagen von aldere die büch — si stihlten manie burge* (v. 61—69). Der eindruck, dass diese worte auf das Annolied bezug nehmen, ist nicht abzuleugnen, besonders wegen v. 69 (vgl. Annol. v. 121 fgg.). Roediger deutet nun *von aldere* als *von alder e*: bücher vom alten bunde. Ein solcher ausdruck würde allerdings nicht fürs Annolied passen; also sei die alte reimchronik gemeint. So hübsch wie die conjectur ist, so wenig lässt sich die frage verschweigen, warum der dichter für die zeitverhältnisse der geburt Christi sich grade auf ein buch *alter e* berufen sollte. Dann wäre sicher zu stellen, dass der ausdruck die eigenbedeutung „chronik des alten bundes“ schon zur zeit nicht nur der entstehung jenes fragments, sondern auch der alten chronik gehabt hat. Ist aber die deutung der stelle richtig, so ist damit doch noch nichts für das Annolied bewiesen: wenn nicht aus dem texte dieses gedichtes selbst und dem der Kaiserchronik der zwingende beweis geliefert wird, dass beiden eine gemeinsame quelle zu grunde liegt, ist entweder der ausdruck *von alder e* unzutreffend, oder die stelle bezieht sich nicht auf das Annolied.

In den zu vergleichenden stellen der beiden denkmäder, welche von Roediger durch eine tabellarische übersicht (s. 73. 74), von Wilmanns Über das Annolied, s. 97—106, durch paralleldruck der texte veranschaulicht worden sind, ist die übereinstimmung, besonders im wortlaut, so gross, dass man zunächst sich nur vor die frage gestellt glaubte, wer von beiden der abschreiber sei. Dass es der Annodichter nicht gewesen ist, wies Kettner (Ztschr. 9, 267—275) unwidersprochener weise nach; derselbe konnte sich aber wegen einer reihe von differenzen nicht entschliessen, diese rolle der Kehr. zuzuweisen. Er nahm daher die gemeinsame quelle an. Auch nach Wilmanns widerspruch hielt er sie aufrecht (Ztschr. 19, 327 fgg.), und Roediger hat seine gründe durch eine reihe wichtiger beobachtungen erweitert. Zunächst ist aber im Annol. keine spur davon, dass jenes stück als ganzes einer besonderen quelle entnommen wäre. Mögen wir uns auch wundern, dass im mare von Sente Annen von Caesar, von Troia, von Aeneas usw. erzählt wird, es ist darum doch sicher, dass derselbe dichter, welcher den anfang und die zweite hälfte des Annol. verfasst hat, all die fabulose historie mit bewusster absicht in sein gedicht hineingesponnen hat. Wilmanns, der die einheitlichkeit dargelegt (Über das Annolied s. 6—10), hat nur darin, dass er die disposition als besonders klar und gut hinstellen möchte, und darin, dass er das lob Kölus als ein neben dem lob Annos beabsichtigtes thema ansieht, die sache etwas zu scharf angezogen. Was gegen das „lob Köfins“ von Roediger s. 81 (weniger glücklich von Kettner Ztschr. 19, 479—516), bemerkt wird, muss anerkannt werden, es ändert aber an dem urteil nichts. Die einheitlichkeit des Annoliedes besteht darin, dass der dichter, soweit er auch mit seinen digressionen ausholt, immer wider dahin zurück kommt, von wo er ausgieng, und dass die einzelnen abschnitte mit unverkennbarer sorgfalt ineinandergeknüpft sind. Dazu kommt die einheitliche art, sozusagen methode, wie Zarneke (Ber. d. kgl. sächs. ges. der wissensch. 1887 s. 300) sie charakterisiert hat. Dass in dieses werk mehr als sachliche einzelheiten und gelegentliche wörtliche reminiscenzen hinübergenommen wären, ohne dass spuren davon zu finden wären, würde sehr seltsam sein. Aber solche spuren sind nicht zu finden, wie Roediger selbst ausdrücklich hervorhebt (s. 81). Kettners darlegung in seiner replik gegen Wilmanns (Ztschr. 19, 327) bringt nichts von belang. An einer einzigen stelle hat Wilmanns selbst eine störung im zusammenhang des Annoliedes gefunden, v. 396—399, wegen des *sorhsam* v. 398, worauf die gründung von zwingburgen, wie die Kehr. sie verworren berichtet, gut passen würde. Wilmanns a. a. o. s. 48. 54. Mit recht bemerkt Roediger s. 81, dass ohne die Kehr. man nicht darauf gekommen sein würde, hier eine unterbrechung zu empfinden. In dem zusammenhang des Annol. ist es durchaus passend, dass Caesar nach unterwerfung sämtlicher stämme Deutschlands wider nach hause geht. Die worte *si wärin imi idoch sorhsam* sind an dieser stelle ausreichend erklärt, wenn sie als resumierender schlusssatz des abschnittes von den Franken (nach der art des Annodichters, die der herausgeber so häufig anzumerken anlass hat) aufgefasst werden: sie bereiteten ihm aber tüchtige schwierigkeiten.

Wie zwingend müssen daher die gründe sein, die sich aus der vergleichung des Annol. mit der Kehr. ergeben! Ehe wir auf die einzelnen differenzen eingehen, müssen wir die auffällige tatsache betonen, dass überall, wo die Kehr. ganze abschnitte bringt, welche nicht im Annol. stehen, der glatte gang der erzählung in der Kehr. unterbrochen wird. Entweder können wir einschub und widereinken beobachten und so die benutzung einer anderen quelle erschliessen (die 7 wochentage, v. 63—208, vgl. Roediger s. 79), oder wir kennen die quelle, wenn nicht



selbst, so doch eine andere benutzung von ihr (v. 606—612. Arnolds nebenzahl? vgl. Roediger s. 77), oder es zeigt ein schroffer wechsel im stil und eine inhaltliche verwirrung, dass nicht dieselbe klarredende vorlage wie vor- und nachher benutzt ist (v. 379—394). Und auch das stück von der eroberung Triers durch Caesar kann nicht derselben quelle entnommen sein, aus welcher der bericht über seinen deutschen und nachher über seinen orientalischen krieg entnommen ist. Denn dass er truppen aus Germanien und Gallien gegen Pompejus ins feld führt, ist noch kein beweis dafür, dass die eroberung Triers vorher erzählt worden ist. Wenn man durchaus solche schlüsse machen will, so ist höchstens der erlaucht, dass ein ähnlich summarischer bericht von der eroberung Galliens gegeben worden wäre. Unter allen umständen würde ein solcher abschnitt an der stelle, wo ihn die Kehr. bringt, nach der eroberung Deutschlands, am falschen platze sein. Entweder hätte dann die Kehr. die reihenfolge der quelle verändert, ohne dass der grund zu ahnen ist, oder schon die quelle würde diesen unsinn enthalten haben. Man kommt also gerade auf diesem wege zu künstleien, während die tatsachen der überlieferung dafür sprechen, dass das ganze stück in den fertigen text der Kehr. interpoliert ist (vgl. Vogt, Ztschr. 26, 551; anders Roediger s. 75. 76). Das vorhandensein des traumes Daniels in der gemeinsamen quelle von Annol. und Kehr. beweist nichts, ehe diese quelle nicht naderweitig bewiesen ist.

Nichts spricht für die gemeinsame quelle. Entweder ist zweimal dieselbe auswahl getroffen worden, oder die quelle enthielt für die betreffende zeit, Caesar bis August, nicht mehr als Kehr. und Annol. zusammen bieten. Auch in diesem zweiten, allein in frage kommenden falle, würde die grosse gleichartigkeit der benutzung der quelle durch den compilierenden chronisten und den innerlich verarbeitenden Annodichter schwer zu begreifen sein. Wo sie nicht sachlich abweichen, auslassen oder zufügen (was zunächst unentschieden bleibt), da stimmen sie im wortlaut. Und bei diesem massenhaften abschreiben merkt man nichts davon, wenn man den Anno allein liest!

Es wäre noch möglich, die quelle nach rückwärts zu erweitern, und ihr den ganzen abschnitt von Annol. v. 121 an zu weisen, dessen auslassung durch die Kehr. begreiflich sein würde. Aber dann kommen wir immer mehr in die grosse schwierigkeit, in was für einem buche dieser stoff in dieser weise behandelt worden sein soll. Jedenfalls in keinem, das erzählen will, und das ist doch eine chronik, während die einföhrung und behandlung des stoffes in diesem abschnitt der eigenart des Annodichters durchaus entspricht, desselben dichters, welcher das loblied, oder ruhmgedicht, auf den heiligen Anno mit einer kurzen erörterung über die natur und entstehung des menschen, über sündenfall und erlösung einleitet. Aus diesen erwägungen ergibt sich für die beurteilung der einzeldifferenzen zwischen Annol. und Kehr. folgender grundsatz: Wenn neben der erkklärung aus einer gemeinsamen quelle die auffassung, dass das Annol. der Kehr. vorgelegen hat, möglich ist, genügt dies nicht zum beweis; es muss eine verschiedene auffassung ausgeschlossen sein.

Die differenzen teilen sich in sachliche und formelle. In der ersten gruppe gibt es zunächst einige fälle, wo Kehr. sachlich richtigeres bietet. Dass dies aber nicht auf einer treueren wiedergabe der gemeinsamen quelle beruht, sondern dass die Kehr. absichtlich eine korrektur anbringt, hat Kettner für Mantone Padowe Kehr. v. 369, 370, aus Pitavium (Patavium) und Timavio Annol. v. 383, 384 selbst vorgeschlagen. Es liegt kein grund vor, es nicht auf Rigidus Cato Kehr. v. 185 (Annol. v. 429) und besonders auf die darstellung des unterganges des Pompejus anzuwenden,

wie Wilmanns es dargestellt hat (s. 59. 60). Frappierend ist in dem letzten falle der stülwechsel in der Kehr. Ähnliches beobachten wir an der zusatzstelle der Kehr., welche am meisten für die alte quelle angezogen worden ist: die städtegründungen, von welchen das Anmol. nur einmal, zu Augustus, die Kehr. zweimal, auch zu Caesar, erzählt. Dass nach Anmol. v. 398 keine unterbrechung zu konstatieren sei, ist bereits besprochen. Ebensovienig lässt sich da, wo die gründlungen erzählt werden, nachweisen, dass etwa auseinandergehöriges zusammengetan oder richtigeres unrichtig widergegeben wäre. Die gründlung Kölns bietet den anlass, die wichtigsten städtegründungen der Römer am Mittelrhein und an der Mosel zu erwähnen. Es sind auch grade die wichtigsten, und dass *Meginsa* ein kastell genannt wird, ist nicht nur nicht historisch unrichtig, sondern es müssen damals deutlichere reste als heute von der römischen burg existiert haben, von denen der dichter wahrscheinlich gehört hat. Kettner findet dagegen in den worten der Kehr. *duo worhte der helt suel in gegin megenze ain kastel* die widergabe des richtigeren. Es sei der ort Kastel gemeint gewesen. In der Kehr. steht aber ein appellativum *ain k.*, also kein Ortsname. Ob in der quelle aber der ort gemeint gewesen ist, das ist nicht zu erweisen. Immerhin, wenn auch der ort Kastel existiert hat, so ist es nicht gewiss, ob man im 11. jahrhundert ebensolchen augenscheinlichen und durch lebendige tradition bestärkten anlass hatte, ihn für eine römische gründung zu halten.

Des weitern hat Kettner (Ztschr. 9, 280) und ihm folgend Roediger (s. 74 und 75) die aufzählung der im Anmol. v. 504 erwähnten *sedilthore* vermisst. Es ist aber nicht notwendig, die verse 503. 504 als einleitung einer solchen aufzählung, wie sie in der Kehr. v. 381—388 steht, aufzufassen. Das wort *sedilthore* ist schwierig zu deuten; in dem zusammenhange des Anmol. bezeichnet es dasselbe wie *reste burge* v. 498. Dann erklärt man die verse am besten als erweiternden rückblick auf das vorhergehende: „damals liess er am Rheine seine herrensitze bauen“. Auch aufs folgende, wie es die interpunktion bei Wilmanns andeutet, lassen sie sich beziehen, wenn auch weniger gut; gemeint sind dann Mainz, Metz, Trier.

Nun könnte der vergleich mit der Kehr. aber lehren, dass diese verse in einem andern zusammenhange, dem sie mit geschick entnommen wären, noch besser gepasst hätten. Diese möglichkeit lässt sich nur im zusammenhang mit der allgemeinen frage zurückweisen: bietet die Kehr. darin, dass sie zweimal von städtegründungen berichtet, dass sie den ersten bericht mit der erwähnung der *sedilthore* einleitet, dass sie die gründung von Mainz im ersten berichte bringt, die fassung einer von der Kehr. treuer befolgten gemeinsamen quelle?

Zunächst ist bekanntlich die ganze erste aufzählung unsinn (Zarneke a. a. o. s. 300. Roediger s. 74). Das kann man nicht dadurch abschwächen, dass ihr urheber am Rheine nicht bescheid wusste (Roediger s. 74, 34); nicht bloss die geographie ist konfus, sondern die ganze stelle ist unklar. Das widerholte *der ze huote* gibt zwar einen wortsinn, aber keine fassbare vorstellung. Was soll man sich darunter denken? Andererseits kann nur jemand, der specielle Ortskenntnis anbringt, zu angaben in so detaillierter form kommen. Irgend etwas steckt dahinter, was der Kehr. in sehr verstümmelter form vorgelegen hat und durch konjekturen noch weiter von seiner ursprünglichen form entfernt worden ist. Diese konjekturnatätigkeit, mag man sie dem chronisten oder einer mittelüberlieferung zuschreiben (vielleicht war auch die quelle lateinisch, so dass misverständnis der sprache auch sein teil dran hatte) verrät sich in den formell richtigen namen, die geographisch nicht passen. Vielleicht

weist uns *Dixc* auf eine zusammenstellung von rechtsrheinischen brückenkopf-orten in verbindung mit den hauptorten auf der Römerseite. Dazu würde allerdings Kastel und Mainz gepasst haben. Es hätte dann die Kehr. Mainz in dieser verbindung schon vorgefunden und deshalb, nachher bei der erwähnung der stadt im Annol., sie als erledigt ausgelassen.

Wie dem auch sei, dass diese quelle dem Annodichter vorgelegen habe, ist nicht zu erweisen. Mainz ist bei ihm, in verbindung mit den Rheinstädten und vor den Moselstädten, sicher so gut am rechten platze, wie es in jener quelle vielleicht gewesen sein kann. Ebensowenig kann man zu dem urteil gezwungen werden, dass die *sedithore* in der Kehr. besser passen, weil auf sie eine aufzählung folgen müsse, oder dass dieser ausdruck besser auf Boppard, Deuz und Ingelheim als auf Worms und Speier angewandt werde.

Man hat in einigen abweichungen des Annol. von der Kehr. die absicht erkennen wollen, Köln mehr hervorzuheben (Kettner, Ztschr. 19, 485); so darin, dass die stadtgründungen alle zusammen im anschluss an die Kölns erwähnt werden; ferner in Annol. v. 489: Agrippa wird geschickt, *dux er eini burg worhtu* gegen Kehr. 645 *aine burch worhte dâ der herre*. Diese auffassung ist in beiden fällen so subjektiv, dass sie nicht verbindlich ist. In dem dritten falle aber ist *Romire chraft* Kehr. 660 eine aus dem zusammenhang sich ergebende, verdeutlichende korrektur von *din iri craft* Annol. 518, während umgekehrt es sehr unwahrscheinlich ist, dass, um einen namen hervorzuheben, man das personalpronon an stelle eines andern namens einsetzt. Und so kommt man weiter zu befriedigenden aufschlüssen, wenn man zugibt, dass das Annol. die vorlage der Kehr. gewesen ist. Der chronist nahm anstoss daran, dass zu Augustus zeit gründungen Caesars erwähnt wurden, und fühlte das bedürfnis, auch von Caesar stadtgründungen zu berichten. Er hatte einen schlechten bericht, den er an der stelle, wo es sachlich passte, einfügte. Ob ihm die quelle schon Mainz mit bot, oder ob er es, weil auf Caesar bezogen, an die ihm historisch richtig scheinende stelle setzte, lässt sich nicht entscheiden. Deutlich ist dann sein verhalten gegenüber der Annostelle. Ausser Mainz werden noch Worms und Speier fortgelassen, Metz dagegen durch eine kleine änderung dem Augustus zugeschoben (Kehr. 651 *ain sin man* aus Annol. v. 409 *ein Caesaris man*). Dadurch entsteht aber eine verräterische unklarheit. Gemeint ist ein mann des Augustus, der formellbau der stelle führt aber auf einen mann des Agrippa. Annol. v. 512 — Kehr. 651 bot die phrase zur verdeckung der auslassung von Worms und Speier, und schliesslich gab noch der harte reim Annol. 493. 494 anlass zu einer änderung.

Zu diesen sachlichen differenzen hat nun Roediger eine reihe von stellen aufgezeigt, welche unmittelbar oder mittelbar von gemeinsamen Fehlern des textes zeugen. Sie lassen sich aber mit der von uns vertretenen auffassung des verhältnisses der beiden dichtungen vereinbaren. 1) Einen gemeinsamen fehler erkennen wir in Annol. 287 *Suado*, wozu das einstimmig überlieferte *Suero* Kehr. 289 die fehlerquelle bietet. Dieser fehler kann auch in der handschrift des Annol., welche die Kehr. benutzte, gestanden haben, und in dem uns überkommenen texte des Annol. schlecht korrigiert sein.

2) Annol. 309. 310 sind gründlich verderbt und notdürftig repariert, vgl. Roediger zu der stelle. Das echte steckt sicher in Kehr. 317. 318. Roedigers konjektur ist sehr annehmbar, aber auch als alte lesart des Annol., welche nach benutzung durch die Kehr. verderbt und wider gebessert wäre.

3) Annol. 381, 382 Kehr. 367, 368; auch hier erleichtert Kehr, die auf-  
findung des echten. Die art, wie der vorhanden gewesene fehler in Annol. gebessert  
wurde, ist der im v. 309, 310 ähnlich, und dieselbe auffassung möglich.

Dafür, das die als möglich angedeutete auffassung in diesen drei fällen vor-  
zuziehen sei, spricht folgendes. Es sind lokale, durch versehen beim abschreiben  
entstandene verderbnisse. Gleich vor- und nachher sind die texte gut und stimmen  
überein. Es ist nicht wahrscheinlich, dass solche verderbnisse bei der überlegten  
entnahme aus einer quelle entstehen. Fall 1) beweist weder für noch gegen. Der  
um einen buchstaben entstellte name konnte von beiden, wie er gefunden wurde,  
übernommen werden. Er zeigt aber eine korrektorhand an dem texte des Annol.  
tätig; 2) und 3) dagegen passen nicht zur gemeinsamen quelle, da in Kehr, weder  
die ursache des fehlers, noch die form des textes erkannt werden kann, welche den  
korrektor zum eingreifen veranlasste; auf eine gemeinsame quelle ist kein schluss mög-  
lich. Es hindert dagegen nichts, sie als fehler anzusehen, die erst bei einer späteren  
abschrift des Annol. entstanden sind.

Auf dieselbe auffassung führen zwei stellen, in denen ein einzelnes wort in  
der Kehr, richtig, im Annol. verderbt erscheint. Annol. 369 *cinponne* = Kehr. 357  
*tanponne*. Der buchstabe *e* kann allerdings beim mechanischen abschreiben als *t*  
verlesen werden (Roediger z. d. st.), aber nicht von dem dichter, der soeben sagte  
(oder las) *also hô sô*. In demselben sinne erledigt sich Annol. 445 *heristi* = Kehr. 499  
*hertiste* (*rolewie*).

Das letzte, was wir also auf diesem wege erreichen, ist eine gemeinsame  
handschriftliche quelle. Dass diese die von der Kehr, benutzte handschrift des  
Annol. nicht gewesen sein kann, ist nicht zu erweisen.

Dem gegenüber aber hat in anderen fällen die Kehr, an ähnlichen, lokalisiert-  
ten wortverderbnissen des Annol. anstoss genommen und sich damit abzufinden ver-  
sucht. Annol. 337 *Duringin* ist ein schreibfehler für *Sahsin* nach *Duringe* v. 335,  
349, vgl. Roediger zu der stelle. Wilmanns (a. a. o. s. 36) hält es für einen sach-  
irrtum des dichters, der gar nicht so ganz töricht sei. Einen sinn ergibt allerdings  
auch *Duringin*. Aber die ganze stelle im zusammenhang zeigt, dass *Sahsin* gemeint  
war. Es wird zwar noch nicht ausdrücklich gesagt, dass der wandernde teil der  
mannen Alexanders die Sachsen sind, aber der name selbst ist im anfang des  
abschnittes gleich genannt; es ist ganz selbstverständlich, dass sie es sein sollen.  
In der ganzen stelle von 333—346 sind sie das subjekt, die *Duringe* stehen nur in  
den relativsätzen: *un: ir ein teil mit seifmenigin quâmin nidir cir Eilbin, dà die*  
*Duringe duo sâzin, die sich wider un vermâzin. ein Duringin duo dir siddi*  
*was, dax si mühhilû mexir hiezîn sahs, der die rekkin manigix druogin, da-*  
*midi si die Duringe sluogin* usw. (Weiter ist nur noch von den Sachsen die rede.)  
Die hervorgehobenen worte bezeichnen überall denselben volksstamm, *di rekkin* ist  
eine stilgerechte variation von *Sahsin*. Der Kehr, schien die sache unklar, wie  
Roediger zu dieser stelle bemerkt, und sie liess die stelle aus. Da es aber ein schreib-  
versehen ist, so war es eine handschrift des Annol., welche sie vor sich hatte.

Anders hilft sie sich gegenüber Annol. 427 *rauin ingegin burthin*. Die stelle  
ist so korrupt, dass keiner der besserungsvorschläge recht befriedigt. Die korrektur  
der Kehr, v. 483 *fan ute borten* erweist sich als solche dadurch, dass sie einen wort-  
sinn enthält, aber sonst ganz unpassend ist, und setzt grade den fehler des Annol. als  
anlass ihrer korrektur voraus (vgl. Roediger zu dieser stelle). Ebenso muss man  
Roediger durchaus beipflichten, wenn er in Annol. 485, 486 nur einen notdürftigen

versuch sieht, einen alten schaden zu heilen, und dass ihn die Kehr. schon vorfand und darum die betreffenden verse hinter v. 602 ausliess. Wider sprechen die erwähnten gesichtspunkte dafür, dies für einen fehler der hs. des Annol. zu halten. Beim dichter selber würde man sich wundern, dass er an den erkennbaren schäden seiner vorlage sich hilflos abmühte, anstatt frei umzuformen.

Es bleibt noch eine stelle, wo die sache ein wenig anders liegt. Annol. 215. 216 = Kehr. 541—544, wo ein doppelter fehler in beiden sich bemerklich macht: a) die lesart Annol. *ruor her in* (Roed. im text *ein*) gegen Kehr. *ruorter sich selber zu den luften*, b) die auffallende kürze der folgenden verse in Annol., verbunden mit dem schlechten reim in beiden, der aber verschieden ist. Auf eine gemeinschaftliche handschriftliche grundlage kommen wir hier nur insofern, als in a) an derselben stelle, wo Annol. einen offenbaren schreibfehler enthält, Kehr. die ungeschickte besserung eines ihr vorgelegenen fehlers bietet, der aber nicht dem des Annol. gleich ist. In b) nur insofern, als beide schlechte reime aufweisen, von denen aber der des Annol. als ursprünglich anerkannt werden kann (vgl. Vogt in Philol. forsch., festgabe für Rud. Hildebr. s. 154) und wegen des zusammenhanges muss. Der reim in Kehr. dagegen scheint auf eine andere handschriftliche überlieferung zu weisen, als die unseres Annol. Da aber Kehr. 543 das bemühen zeigt, den kurzen vers des Annol. stärker zu füllen, so steht nichts dem im wege, dass auch hier der Kehr. das Annol. vorgelegen hat, aber in einer andern überlieferung. Nun gehört diese stelle der Danielvision an. Die gründe von Wilmanns, die betreffende partie der Kehr. als eine spätere interpolation in dieselbe aufzufassen, haben durch die von Vogt aufgezeigte lage der überlieferung der Kehr. (Ztschr. 26, 551) eine wesentliche verstärkung, eine triftige widerlegung aber von keiner seite erfahren. Unsere stelle könnte man dafür benutzen, um die ansicht dahin zu erweitern, dass dafür eine andere überlieferung des Annol. benutzt worden sei. Doch muss das natürlich zweifelhaft bleiben. Jedesfalls ist die art der benutzung der quelle in dieser partie, sei es das Annol. selbst oder die alte chronik, anders als in den übrigen abschnitten. Darum kann diese stelle nicht dagegen angeführt werden, dass in jenen die Kehr. das Annol. als vorlage gehabt hat. Der verlangte gegenbeweis kann nicht als gelungen angesehen werden.

Es darf nicht verschwiegen werden, dass nach Roedigers meinung die gemeinsame quelle jene alte Regensburger chronik gewesen ist, welche den grundstock unserer Kehr. bildet. Das ändert aber gar nichts in bezug auf das verhältnis zum Annol. Auch bei der gegenteiligen auffassung über dies verhältnis bleibt Roedigers ansicht über die vorgeschichte unseres textes des Annol. bestehen. Unser text steht in enger verwandtschaft mit dem der Kehr., eine weitverbreitete überlieferung ist nicht daraus zu folgern (s. 83, 15 20). Nur können wir uns etwas genauer ausdrücken. Unsere, von Opitz (mit ausnahme von wenigen druck- und lesfehlern Roed. s. 83) genau widergegebene überlieferung geht auf dieselbe, nicht ganz fehlerfreie, aber dem original sehr nahestehende (Roediger s. 66) hs. zurück, in welcher das Annol. der Kehr. vorgelegen hat. Es liegt dazwischen eine stärker entstellte hs., an der sich ein korrektor mit wenig glück verewigt hat. Auch die Vnleannushs. (s. 66, 25) steht in naher beziehung zu der gemeinsamen quelle der überlieferung. Die Danielvision ist vielleicht aus einer anderen hs. in die Kehr. interpoliert, doch bedarf dies genauerer untersuchung.

Es haben also 3 bis höchstens 6 hss. des Annol. existiert, die aber alle noch in das jahrhundert seiner entstehung fallen (vgl. Roediger s. 66, 32). Solche verderb-

nisse, von denen wir einige fälle zu besprechen hatten, finden sich im ganzen geliebt, wie die anmerkungen des herausgebers zu den lesarten zeigen — ein grund mehr sie nicht einer älteren quelle zuzuweisen. Schwieriger ist es, die hand jenes korrektors da zu konstatieren, wo die vergleihung mit der Kehr. fehlt. Doch wird man auf ihn einige entstellungen, wie v. 14 *durch den sinen willen*, zurückführen, welche durch Roedigers treffende konjektur *winnen* im wesentlichen gebessert ist. Am deutlichsten erscheint mir aber seine spur in v. 86, wo es in dem summarischen bericht über die apostel heisst: *scinte Jacobus in Hierusalim* (praedikat *starf* v. 81) *nu is her dâr in Galicie bistên*. Die unmöglichkeit von *bistênd*, aus dem pte. praes. *bistênde* gekürzt, was zum sinne passen würde, veranlasst den herausgeber *bistên* als pte. perf. zu nehmen und zu erklären: „jetzt hat J. halt gemacht, ruht er.“ Sehen wir ab von der form *bistên*, gegen die sich, trotzdem sie nicht unbelegt ist (Roediger s. 86), doch einwendungen machen liessen, so gibt der sinn viel schwereres bedenken. Der zusammenhang und der bau der periode verlangt unbedingt ein praesens, und dem entspricht auch Roedigers erklärang. Kann aber *her is bistên* diese bedeutung haben, als reines perf. praes. nach der art des griech. *ἔστυχε*? Hat das deutsche zusammengesetzte perfekt irgendwo diese bedeutung? Und wenn dies erst noch bewiesen werden müsste, so ist es doch unzulässig, bei einem verbum, welches nicht nur den übergang aus einem zustand in den andern, sondern in erster linie schon an sich einen zustand bezeichnet. Nun erinnert aber das *bistên* an das *eigên* v. 382, wo die korrektur durch das *er* 381 in beziehung gebracht wird zu dem *ere* v. 309, vgl. Roediger zu dieser stelle. Lassen wir es fort und lesen mit einer kleinen änderung *nu is her dâr in Galicie* (die quantität des *e* muss unbestimmt bleiben)! Derartige ungelehrte formen von namen, die aus gelehrten quellen stammen, finden sich in reim und hs. v. 206 und 368, gegen die hs. laut reim 364, möglicherweise auch 372 (*Indic[u] : hinnen*), wahrscheinlich 417 *Germania : manige* (hs., Roediger *maniga*) (vgl. Kehr. 471 *Germanje : manige*), 681 *Apuliam : Ungerin* (hs., Roediger *Ungiran*, nach Schade's *Ungeran*). Sobald ein schreiber, wie es auch v. 364 geschehen ist, die lateinische form einsetzte, war die veranlassung gegeben, den reim zu bessern. Der vers erhält dann den gleichen bau, wie v. 96, die schlusswendung des abschnittes. Immerhin wäre auch *bistênde* möglich, als beispiel für die von Vogt (Ztschr. 26, 553) und J. Meier (Lbl. für germ. u. rom. phil. 1895, 257—258) angezeigte reimart sein (— ∞ : —). Es würde aber ein unikum sein, das durch den hinweis auf die kürze des Annot. noch nicht ausreichend begründet wäre.

Mit der aufnahme der aus dem sinn sich ergebenden besserungen ist der herausgeber sehr vorsichtig gewesen. Wir möchten noch vorschlagen v. 355 zu lesen *da: die Troiëri kûm entrunnin* anstatt des auffälligen *sum* (vgl. zu dieser stelle). Weiter gehen eine reihe von formalen änderungen in den reimsilben, welche aus grammatischen und metrischen gründen vorgenommen sind. Durch die untersuchung der reime und der ungleichmässigkeiten in der schreibweise der hs. wird das merkwürdige resultat gewonnen, dass die mundart des dichters nicht die des entstehungs-ortes Siegburg ist, sondern sicher oberdeutsch, wahrscheinlich bairisch. Dazu ist noch der reim *mêr : gên* hinzuzufügen, welcher bairisch ist (vgl. Bohnenberger, Beitr. XXII, 209—215). Den ursprünglichen dialekt wider herzustellen, sah sich der herausgeber durch „die gepflogenheit der MGG sich möglichst der hauptquelle anzuschliessen“ verhindert; es wäre aber auch sehr schwierig gewesen. Dagegen sind die formen der echten mundart eingesetzt, wo der reim es verlangte; desgleichen ist auch die schwankende bezeichnung des endsilbenvokals durch *e* und *i* immer nach

dem ersten reinwort geregelt. Dies verfahren ist mit rücksicht auf den nicht rein philologischen zweck der ausgabe zu billigen. Zumal ist in den ersten fällen der widerstreit mit den nichtgeänderten fällen im versinnern sehr selten und lange nicht so auffallend, dass die reime ein falsches bild von der kunst des dichters geben würden. Die zweite gruppe führt uns aber zu einer dritten gruppe von reimen, in denen der herausgeber uniformiert hat. Es sind die fälle, wo nebetonige endungen auf eine ton-silbe reimen, welche einen andern vokal enthält, als den, welcher der endung zur zeit der sog. „vollen“ vokale zukommt. Der deutlichste fall ist *irkunūt* (pte.) : *guot* v. 407 (Opitz *irkunūt* : *gut*). In der ausgleichung des reimes folgt der herausgeber einem vorschlage des Junius, bemerkt aber dazu „ahd. *irkunūn*.“ Seiner früheren äusserung entsprechend Ztschr. f. d. a. 18, 263 dürfte er es für ein beispiel der analogischen verschiebung halten, die durch die mit der schwächeren betonung und gleichzeitig weniger straffen artikulation entstandene annäherung der flexionsendungen mit verschiedenem vokal entstanden wäre. dass demnach der dichter unter den verschiedenen ihm zu gebote stehenden formen nach reimbedürfnis auswählte. Soeine auswahl kommt ja in der litterarischen periode des mhd. häufig vor. Hier aber spricht grade die ganz willkürliche, nicht auf bestimmte doppelformen beschränkte anwendung derselben flexionsform im reim dagegen. Wo eine solche form in einem denkmal regelmässig auf einen andern vokal als den alten reimt, da würde eine solche verschiebung zu konstatieren sein. Wo aber ein buntes nebeneinander vorliegt, wie hier, muss eine andere auffassung mindestens als gleichwertig gelten. Vergleichen wir mit dem angeführten die reime *bekunūn* : *auginūi* v. 121, *man* : *irkeiuan* v. 827 (Opitz *irkeimūn*, -an schon Junius), *cinde* : *bikante* v. 211, so kommen wir dazu, dass die form immer die gleiche ist, nur der reim verschieden; im reim liegt die unregelmässigkeit, nicht in der form. Die unreinheit des reimes, was den klang angeht, ist nun nicht so schlimm, wie es aussieht. Das gedicht ist zu einer zeit entstanden, wo der process der unisonierung der endsilbenvokale schon ziemlich weitfortgeschritten war. Schwierig war es nur diesen vokal, der bei geringer expirationsstärke entsteht, in der schrift zu bezeichnen. Man blieb bei den alten zeichen, wurde unsicher und verwechselte, und vereinbarte sich schliesslich auf das *e*. Über diesen ausgleich näheres zu wissen, so wie darüber, ob durch reimbeobachtungen sich vermutungen über den verschiedenen klang des vokals gewinnen lassen, wäre von interesse. Die mangelhaftigkeit dieser reime liegt weniger im klange als in der tonstärke. Das beruht auf metrischer tradition (vgl. Vogt, Philol. forschungen, festgabe für R. Hildebrand s. 150–179). Da eine unreinheit des reimes in jedem solchen falle besteht, und doch auch die schwankende schriftliche form dem original entspricht, so tun wir dem dichter kein so grosses unrecht, wenn wir die überlieferten schreibungen beibehalten. Für den philologen ist es angenehmer, und der nicht philologisch buchstabierende leser wird keinen anstoss daran nehmen, denn er wird doch das ganze für schlecht gereimt halten. Jedesfalls erscheint es nicht als billigenswert, wenn der reimausgleichung zu liebe historisch unrichtige formen eingesetzt werden: *auginūa* v. 19 (Opitz *auginūe*) : *stimma* (so Opitz), wo *stimma* dem sonstigen gebrauche der hs. widerspricht, also beide endungen mit -e zu setzen sind, wie für *auginūe* auch v. 121 beweist; so lese man auch *erde* : *eiberge* v. 769, anstatt -a; 200 *aequan* : *clūwin* (wo auch *clū*- als reimträgerin möglich ist) gegen *clūwin* : *gevāhin* 239 (anders Roediger s. 91), sowie *irkunūt* v. 107.

Dass trotz seiner bairischen abstammung der dichter sein gedicht im kloster Siegburg verfasst hat, wird durch die erneute, detaillierte untersuchung

des verhältnisses zur Vita Annonis und den Annalen des Lambert zur evidenz gebracht. Im wesentlichen wird dadurch Wilmanns' ansicht bestätigt, dass die Vita und das Annolied eine gemeinsame quelle gehabt, welche aber nicht sowol eine abgerundete lebensbeschreibung als einzelaufzeichnungen im kloster Siegburg gewesen sein werden. Darauf gründet sich, im verein mit der Mainzer synode (v. 508), die datierung auf 1080.

Mit dem texte des Trierer Sylvester können wir uns kürzer fassen, trotzdem auch darin eine menge ernster arbeit steckt. Das schwer leserliche fragment ist neu verglichen. Ausser dem genauen abdruck desselben und der herstellung sinnwidriger oder korrumpierter wortformen (welche durch Roediger Ztschr. f. d. a. 21, 145—209 fast völlig erledigt war), hatte der herausgeber noch die aufgabe, die durch die äusserliche zerstörung und die abnutzung der hs., sowie durch flüchtigkeit des schreibers entstandenen lücken nach möglichkeit zu ergänzen um nur einen einigenmassen zusammenhängenden text zu erhalten. Der erfolg ist, unter übernahme einiger älterer vorschläge, durch peinliche rücksichtnahme auf die masse der lücken recht ausgiebig geworden, auch wo die Kehr ihre unterstützung versagte. Die anordnung des druckes ermöglicht dabei ohne mühe zu sehen, was auf dem verschnittenen pergament wirklich steht. Auf einzelheiten dabei einzugehen, würde zu unfruchtbaren diskussionen führen.

Indem wir den herausgebern für ihre mühevollen arbeit danken, deren übersichtlich und ausführlich dargestellten resultate es ermöglichen, ohne zeit- und mühvergeudung über diese beiden merkwürdigen denkmäler sowie über alle sie angehenden fragen sich zu unterrichten, dürfen wir nicht versäumen, daneben das entgegenkommen der leitung der MGG. anzuerkennen, welche diese publikation gefördert hat, an der die deutsche philologie ein grosses, die geschichtsforschung aber eingeständenermassen ein geringes interesse hat (vgl. das vorwort s. VI).

HAMBURG.

G. ROSENHAGEN.

Geschichte des deutschen streitgedichtes im mittelalter von **Hermann Jantzen**. — Germanistische abhandlungen begründet von **Karl Weinhold**, herausgegeben von **Friedrich Vogt**. XIII. heft. Breslau, Koebner. 1896. V, 98 s. 3 m.

Der verfasser der vorliegenden erstlingsarbeit fasst den ausdruck streitgedicht in dem weitesten sinne: „alle gedichte, in denen irgend ein streit zum austrag kommt.“ Die zeit, welche behandelt wird, reicht von etwa 1200 bis gegen ende des 15. jahrhunderts. Hans Folz ist der letzte name; und es wird auch nicht Hans Sachs zu liebe über die begrenzung hinausgegangen (so Litt. centr.-bl. 1896, sp. 1773). Auch kann man die begrenzung auf das mittelalter nicht willkürlich nennen; es sind grade die bürgerlichen meister und die eigentlichen meistersänger die pfleger dieser gattung gewesen, wie die arbeit Jantzens deutlich zeigt. Der behandlung des eigentlichen themas ist eine kurze orientierung über die entsprechende litteratur im klassischen altertum, in der mittellateinischen gelehrten und vaganten-poesie, in der nationalpoesie der Provence und Frankreichs, Englands und des germanischen nordens vorausgeschickt. Man vermisst hier aber eine darstellung von dem, was an nationaler kunstübung in der gattung vor 1200 auf deutschem boden vorhanden gewesen ist, sei es überliefert, sei es zu erschliessen. In ein solches kapitel würde das Tragemundlied gehören, das in seinem grundriss, wenn man so sagen darf, als muster



einer alten gattung anzusehen ist, wenn auch die einzelnen rätsel (die für sich auch wider alt sein können) in der erhaltenen form erst später darauf gesetzt sein mögen. Es gehört so zu den voraussetzungen der mhd. streitgedichte, aber nicht zu ihnen selbst. Sehr dürr, sehr arm an poesie, dabei an umfang sehr ausgedehnt ist das gebiet litterarischer denkmäler, welches der verfasser durchgearbeitet hat. Er hat es mit der notwendigen beschränkung auf das gedruckte im wesentlichen erschöpft, sorgfältig gesichtet und mit grossem geschick beschrieben. Es ist ihm durchweg gelungen, nicht zu viel und nicht zu wenig worte für die inhaltsangaben zu finden. Er wird nicht hastig und verplaudert sich nicht. Damit ist ein zuverlässiger und bequemer führer durch diese, zumeist in verschiedenen sammeldrucken zerstreute, zum teil versteckte litteratur geschaffen. Am besten gelungen ist der teil, welcher sich mit denjenigen streitgedichten beschäftigt, die der verfasser als „kämpfe um den vorzug“ bezeichnet, solchen nämlich, in welchen der streit von irgendwelchen personifizierten begriffen, sowie von erfundenen personen um ihren eigenen vorrang geführt wird, im wesentlichen das, was man gemeinlich unter „streitgedicht“ versteht.

Diese gattung geht, wie Jantzens darstellung zeigt, aus dem mittellateinischen *conflictus* hervor, sie ist aber besonders reichlich geübt und vielfältig ausgestaltet worden. Die alten motive vom streit lebloser dinge (wein und wasser usw.), der jahreszeiten usw. werden behandelt, die neuen themen aus dem gebiete der minne, der laientheologie, der sittenlehre in reicher abwechslung erörtert. Ausschliesslich pflegen die bürgerlichen meister die gattung, was vom verfasser hätte hervorgehoben werden müssen. Walthers strophe von halm und bohne steht nur in entferntem zusammenhang damit, wie nachher zu zeigen sein wird; Reinmars von Zweter stropfen nr. 297—299 sind nach Roethe (s. 156) „sicher unecht“. (Also auch nicht „fälschlich ihm zugeschrieben“, wie der verfasser sich äussert s. 35, eine ähnliche nicht zutreffende zusehobung einer irrigen meinung werden wir noch bei gelegenheit des Wartburgkrieges bemerken.)

In diesem abschnitt fallen einige ungenauigkeiten in den inhaltsangaben aus der Kölmarer hs. auf. S. 47: In dem gedicht vom *spiler* nr. 126 geht der trinker ebensowenig als sieger hervor, wie in dem auf der seite vorher beschriebenen vom minner und trinker; der schluss ist viel kräftiger: *nu luogà wcl; dar beste si, verminut, verspillt, ich hân dar min versoffen, noch sîn wir quot gesellen dri, ich bin im sîn, dar wir einander goffen*, spricht der trinker, und sein vorschlag wird ausgeführt. S. 68: in dem liede von den 5 tugenden nr. 115 sprechen *demuot, wisheit, rechtikeit* in dritter person, *erbernde* zumeist, aber nicht ganz, in der ersten, *kiuscheit* nur in der ersten person; merkwürdiger ist ein anderer unterschied der stropfen; während die beiden ersten (*demuot* und *erbernde*) wirklich disputieren, sind die drei andern bloss erzählungen (*wisheit*: höllenfahrt Christ, *rechtikeit*: apfelbiss, *kiuscheit*: empfängnis). Es ist darin wol weiter nichts als die unfähigkeit des dichters zu erkennen. Erwähnt hätte noch werden können nr. 120, das der form nach nicht ganz hingehörige *sträflicet* gegen die instrumentalmusik, mit den stropfenschlüssen *ei gêt gesane vür seitenspil* v. 35 und *ei gêt gesane vür alle kunst* v. 45; auch das dem tugendhaften schreiber zugewiesene gedicht von Keie und Gawan (MSH II, 152, vgl. Anz. f. d. a. 21, 75).

Auf diesen abschnitt A folgen B sängerkriege, C rätselstreite, weisheitsproben, gelehrte gespräche. Diese einteilung macht schon ausserlich den eindruck des zufäl-

ligen; auch glaube ich nicht, dass sie besonders geeignet ist, die historische auffassung dieser litteraturgattung zu erleichtern. Der verfasser sieht die denkmäler nur auf den objektiven befund ihres in worten ausgedrückten inhalts an, lässt aber ihre subjektive art, die ursache und absicht ihrer entstehung beiseite. Und doch erhebt sich gleich bei dem worte sängerkrieg die grosse frage, die nur nebenher berührt wird: seit wann und in welcher form fand streitsingen zwischen zwei (oder mehreren) dichtern statt? Hiervon musste meines erachtens die einteilung ausgehn. Auf der einen seite die *conflictus* (der kürzeste und am wenigsten zweideutige ausdruck), von einem verfasser; typus: schaf und flachs, wein und wasser, minne und welt; auf der andern seite das wirkliche streitsingen: ein dichter fordert heraus, der gegner antwortet in derselben strophenform, mag nun improvisiert, oder pause zur erwidrerung gewährt werden, oder mögen beide zusammen arbeiten, vgl. Zenker, Die provenzalische tenzone, Leipzig 1888, an verschiedenen stellen. Beides sind ihrer entstehung und ihrem wesen nach verschiedene dinge. Sie vermischen sich aber in der geschriebenen litteratur: die dichter werden fingiert und streiten um ihren eigenen vorrang — die erörterung von wert und unwert verschiedener dinge oder personen wird verschiedenen dichtern in den mund gelegt. Der sängerkrieg hat die bestimmte reale voraussetzung, dass die sänger singend sich gegenüber stehen und abwechselnd singen; diese voraussetzung ist ebenso wichtig wie die strophen, die dabei gesungen worden sind. Darum gehören die litterarischen fehdegedichte (streitgedichte kann man sie nicht nennen) nicht dazu. Sie sind nur eine abart des scheltspruches. Gestritten wird in ihnen um nichts. Wol aber kann der sängerkrieg dazu dienen, einen litterarischen gegensatz zum ausdruck zu bringen. Die erste und kunstvollste ausbildung des sängerkrieges, als eine blüte des geselligen lebens, ist die provenzalische tenzone. In Deutschland haben wir etwas analoges erst seit etwa der mitte des 13. jahrhunderts. Solch persönliches kampfsingen ist uns reichlich bezeugt, wenn auch im einzelnen falle der zweifel möglich ist, ob die überlieferten strophen bei einer solchen gelegenheit gesungen sind oder nicht. (Plate, Die kunstausrücke der meistersinger. Strassb. studien III, s. 220; Roethe, Reinmar von Zweter s. 254; Jantzen s. 75.) Ein ganz besonders wichtiges, wenn auch nur indirektes, in der ausführung phantastisches zeugnis ist das fürstenlob des Wartburgkrieges. Für dessen auffassung in dem sinne, dass es verschiedenen mit landgraf Hermann gleichzeitigen dichtern in den mund gelegt wird, ist es von bedeutung, wie man sich zu der annahme Roethes stellt, dass Reinmars name interpoliert sei (Reinmar von Zweter s. 83 fgg., neuerdings anmerkung zur rezenzion von R. M. Meyer über Oldenburg zum Wartburgkriege Anz. f. d. a. 21, 75 fgg.).

Wenn man den versuch machen will, die vorgänge bei solchen kämpfen, soweit es die kümmerlichen quellen erlauben, sich vorzustellen, so muss auch die todesstrafe für den unterliegenden, so wie die frage, ob der streit um das fürstenlob auf 1 oder 2 tage zu verteilen ist, erörtert werden. Doch lag das ausserhalb der absichten des verfassers. Es darf ihm aber nicht zugegeben werden, Walthier verteidige, „von vornherein in trügerischer absicht“, den könig von Frankreich (s. 78), denn die betreffenden worte (str. 2, 11. 12) besagen nur: den landgrafen messe ich an dem könig von Frankreich, der viel mehr wert ist als dein Östreicher (seil. darum denke ich nicht daran, ihn mit dem zu vergleichen), wie Strack. Zur geschichte des gedichtes vom Wartburgkriege, Berl. 1833, s. 12 gezeigt hat. Demselben Strack wird neben Simrock die meinung zugeschoben, dass das fürstenlob eine spätere zudichtung zum rätselstreit sei, während er dies grade bekämpft, und nur mit anerkennung der rich-

tigen ausgangspunkte von Simrocks ansieht, den einblick in das wirkliche verhältnis der beiden stücke gewinnt.

Sehr glücklich sind dagegen die bemerkungen über die verschiedenen dem Frauenlob und Regenbogen zugeschriebenen sängerstreite s. 79 fgg. Aus dem berühmten streite über *wip* und *frouwe* werden eine reihe von stropfen ausgeschieden, die ursprünglich nicht dazu gehören, aber stücke anderer streite zwischen denselben meistern sein können. Den schluss sieht der verfasser mit recht in der beruhigenden, beiden ihr recht lassenden strophe des Rumesland (Frauenlob ed. Etmüller str. 163). Mit recht nimmt er an, dass der streit über *geschaffen* und *ungeschaffen* in den 3 stropfen Etm. 277 — 279 vollständig erhalten ist, und verbindet die stropfen Etm. 265, 266 mit denen der Kolmarer hs. ed. Bartsch nr. 53 zu einem streite. Vielleicht lassen sich diese untersuchungen noch weiter führen. Interessant wäre es, wenn sich dann mit grösserer sicherheit ergäbe, was nach diesen fällen sich vermuten lässt, dass die wirklich zwischen meistern aufgeführten sängerstreite sich auf den wechsel von wenigen stropfen beschränkt haben. Die späteren meistersinger haben diesen kunstbetrieb aufgegeben, ihn sogar verpönt (O. Plate, Kunstausdrücke s. 221). Wie ist er aber entstanden? Sind die bürgerlichen meister auch darin fortsetzer des ritterlichen minnesangs? Diese frage ist zu verneinen, auch der verfasser hätte es ausgesprochenermassen tun sollen. Denn seine disposition gibt den anschein, als ob er der gegenteiligen meinung wäre, obgleich es kaum der fall ist. Sein abschnitt über die sängerkämpfe fängt nämlich mit der erwähnung der litterarischen fehden Walthers und Reinmars des Alten, Marners und Reinmars von Zweter an und knüpft daran fürstenlob und frauenlob, ohne zu sagen, dass nun etwas ganz anderes komme. Über den unterschied der fehdegedichte von den streitgedichten habe ich mich schon geäußert. Der ausdruck trifft auch nur auf die Marner-strophe zu. Mit dem persönlichen gegeneinander-singen hat keiner der fälle etwas zu tun. Nicht nur das schweigen der überlieferung, sondern grade die art wie Reinmar und Walther, ohne sich zu nennen, aber dem kleinen eingeweihten kreise verständlich, sich aneinander reiben, beweist, dass die provenzalische tenzone von den deutschen ritterlichen sängern nicht nachgeahmt, auch etwas dem ähnliches nicht unter ihnen geübt worden ist. Jener streit, oder jene sticheleien, zwischen den beiden wohredenden poeten scheint mir des weiteren zu lehren, dass überhaupt der persönliche, namentliche angriff in kunstangelegenheiten nicht höfisch war. So ist Gottfrieds angriff und Wolframs abwehr anonym; darum auch schweigt Reinmar von Zweter gegenüber dem Marner. Es ist dies weiterhin ein grund für die unechtheit der Wicman-strophe Walthers, L. 18, 1, welche der verfasser nicht ohne jeden vorbehalt als zeugnis eines persönlichen litterarischen angriffs aus Walthers munde hatte anführen dürfen.

Kennt also die ritterliche periode kein förmliches streitsingen, so kennt sie auch kein *geteilte spil* als poetische gattung. Jantzen leitet seinen abschnitt über die sängerkriege mit dem satze ein: „die grundform der deutschen sängerkriege ist, wie in den romanischen das *joie partit* oder *jeu parti*, das *geteilte spil*, ein ausdruck, der ja genau jenem entspricht“, s. 69. Danach ist *geteilte spil* als kunstausdruck eine übersetzung des prov. *joie partit* oder frz. *jeu parti*; das dürfte auch stimmen, weil der ausdruck überall in einer ganz bestimmten bedeutung, und erst in der höfischen erzählungs-litteratur, und da recht häufig auftritt. (Nib. 102<sup>2</sup>,<sub>3</sub> hat es nicht den bestimmten sinn.) Er bedeutet überall, wie Jantzen richtig erklärt: „jemandem alternativen stellen, zwischen denen er zu entscheiden, zu *welu* hat“ s. 69,

Aber unverständlich ist es, dass dies ein „kunstausdruck der dichtung“ sei. Soll das heissen: bezeichnung einer besonderen gattung oder kunstübung der poesie? Als poetischer kunstausdruck würde er auf das zutreffen, was Zenker a. a. o. als tenzone mit *joc partit* so beschreibt, dass ein dichter in der ersten strophe eine alternative aufwirft, was man in irgend einem falle tun, haben oder sein möchte, in der zweiten der gegner die eine aufnimmt, in der dritten der ausforderer die gegen-  
teilige verteidigt, worauf replik und duplik folgen. Hätte etwas derartiges auf deutschem boden existiert, so wäre der ausdruck *ein spil teilu*, in seiner üblichen, allgemeinen bedeutung, aus dem kunstausdruck abgeleitet, ja es würde zunächst in seiner anwendung eine litterarische anspielung gelegen haben. Das ist sehr gekünstelt. Der ausdruck hat überall den allgemeinen sinn „eine alternative stellen“ und ist nirgend ein poetischer kunstausdruck; und poetische denkmäler, auf die er im sinne des prov. *joc partit* anwendbar wäre, gibt es nicht. Übrigens ist diese gattung bei den provenzalern eine jüngere ausgestaltung der tenzone. (Zenker s. 91. 92.)

Nun ist aber das *geteilte spil* ein festgeprägter begriff, der überall in gleichem sinne verstanden wird. Das war aber auch das *joc partit* bei den Provenzalern schon, ehe jene tenzonenart sich bildete: es war ein gesellschaftsspiel in prosa, in dem der witz und nicht die versfertigkeit auf die probe gestellt wurde. Das passt zu der bedeutung des *ein spil teilen*. Dem entsprechend sind an den betreffenden stellen die rollen nicht so verteilt, dass zwei gegner sich gegenüberstehen und ihr können messen, sondern dass eine partei das *spil* teilt, und die andere wählt. Dies geteilte *spil* kann entweder von den Provenzalern entlehnt und der ausdruck übersetzt sein, oder beide sind übersetzung desselben lateinischen ausdrucks. Die litterarische verwendung des geteilten *spils* ist aber bei den beiden nationen verschieden. Ebenso gut wie als wechsellidspat mehrerer dichter kann die alternative für sich von einem dichter behandelt werden. Der fall liegt so in den älteren von Jantzen (s. 71. 74) angeführten belegen, Hartmann MSF. 216, 8, Walther 45, 37, Reinmar von Zweter str. 175. Es sind selbständige gedichte, eine besondere art von „kämpfen von den vorzug“, in denen allerdings der dichter das wort führt. Diese dürfen wir aber nicht mit Jantzen s. 34 fgg. so erklären, dass der dichter „sich nicht getraute“, den dingen selber das wort zu geben; diese form ist vielmehr der künstlicheren des *conflictus* gegenüber die einfachere. Walthers strophe von *halm* und *böne* können wir uns sehr gut im anschluss an eine gesellige unterhaltung entstanden denken, als antwort auf eine absichtlich törichte frage, sei's improvisiert oder nachher verfasst. Dass die frage metrisch gestellt und von einem dichter gesungen sei, dafür fehlt jeglicher anhalt. Jantzen (s. 72) meint, aus dem anfang *was erven hüt frö Böne, daz man sô von ir singen sol?* ergebe sich, dass vorher ein anderer sänger ein loblied auf frau bohne gesungen hat. Wegen des *sol* sehe ich darin vielmehr eine antwort auf die (richtig als *geteilte spil* gebildete) frage: soll man lieber die bohne oder den halm besingen. Die frage kann gar von einer dame gestellt worden sein. Weder in der form dieser strophe noch in der des *geteilten spil* von den *verhofften* und *ungehofften*, Walther 150, 70 — 151, 89 können wir die „grundform der sängerkriege“ erkennen. Ebensovienig geben diese selber anlass, ihre grundform im *geteilten spil* zu suchen. Ein streit, in dem zu anfang wirklich ein *spil* geteilt wird, ist nicht überliefert. In dem schon erwähnten, von Jantzen richtig aus der Jenaer und Kolmarer hs. kombinierten strophe (Frauenlob, Ettm. 265) dient in der 1. str. die „alte formel *hie wirt geteilet, ir sult ueln* nicht dazu den gegner herauszufordern. Die worte richten sich vielmehr an die zuhörer, sie sollen unterscheiden, welcher der bessere sänger ist.

Der alte ausdrück ist hier also ungenau angewendet. Auch in dem Wartburgkrieg können wir nicht mit Jantzen ein „echtes *geheiltes spiel*“ sehen. Ofterdingen fordert heraus: wer kann mir drei fürsten nennen, die zusammen so viel wert sind als der Östreicher? Da wird doch nicht *gewelt*, da gibt es doch keine alternative! Über den ursprung der sängerkriege, die wir nicht als poetische fiction ansehen, sondern als tatsache anerkennen müssen, können wir nur im allgemeinen sagen, dass er volkstümlich und weder provenzalisch-französisch, noch höfisch gewesen ist. Die bürgerlichen meister knüpften an altgewohnte poetische unterhaltungen, kranzungen, handwerksgrüsse, jahrzeit- und rätselspiele an, wie sie Uhlund in der abhandlung über das deutsche volkslied (Schriften bd. III) dargestellt hat. Man erinnere sich der so reichlich belegten gattung der empfangen (Germ. III, 316. 317. 323), man vergegenwärtige sich, dass, im gegensatz zu den prov. tenzonen, den inhalt der meisten sängerkriege rätsel ausmachen. Rätsel lösen ist deutsche unterhaltung, disputieren französische. Die entwicklung der sängerkriege daraus hängt zusammen mit der bei dem singen um lohn steigenden schätzung der kunstarbeit.

Mit der anordnung des stoffes in den abschnitten über sängerkriege und rätselstreite bin ich demnach nicht einverstanden; mir scheinen die tatsachen dadurch verschoben zu werden. Jantzen ist, wie angedeutet, von einem ganz andern standpunkte ausgegangen. Dabei ist er aber konsequent verfahren und hat grade dadurch die geüsserten zweifel und bedenken erregt.

HAMBURG.

G. ROSENHAGEN.

Über Lessings Minna von Barnhelm. Gratulationsschrift der königlichen landesschule Pforta zum dreihundertjährigen jubiläum der königlichen klosterschule Ifeld. Von **Gustav Kettner**. Berlin, Weidmann. 1896. 40 s. 1 m.

Schon 1890 hat Kettner im 7. band der „Zeitschrift für den deutschen unterricht“ (s. 217 fgg.) einen wertvollen beitrug zum verständnis der Lessingschen „Minna“ geliefert. Sein aufsatz „Der charakter der Minna von Barnhelm und seine stellung im drama“ bricht aufs entschiedenste mit der landläufigen auffassung, als sei die heldin des stückes die überlegene leiterin und erzieherin Tellheims; Kettners ansicht geht vielmehr dahin, dass der dichter licht und schatten auf die beiden liebenden gleichmässig verteilt habe: wie Tellheim allzugrosses gewicht auf seine ehre legt, so vertraut Minna übermässig auf die macht und den wert ihrer liebe. Nicht nur Tellheims, sondern auch ihre auffassung der dinge mufs sich daher im verlaufe des stückes einer wandlung unterziehen, und in der tat ist sie am schlusse trotz ihres anfänglichen siegesbewusstseins mehr der empfangende als der gebende teil. — Mag Kettner auch in der durchführung seiner ansicht etwas zu weit gehen und seine abhandlung durch ihren schulmässigen ton an überzeugender kraft verlieren, so dürfte er in der hauptsache doch das richtige getroffen haben.

Auf der gleichen grundlage wie der aufsatz „über den charakter der Minna“ fusst Kettners neue arbeit: nur ist es diesmal der charakter Tellheims, den er in den mittelpunkt seiner betrachtung rückt und dessen seelische entwicklung er sorgsam scene für scene verfolgt. Über die voraussetzungen, von denen Kettner dabei ausgeht, lässt sich freilich streiten; wenn er (s. 10) meint, die grundlegenden züge von Tellheims charakter seien mehr abstrakt gedacht als sinnlich angeschaut, so trägt er selbst diese auffassung erst in die Lessingsche gestalt hinein. Kettner redet von dem „lebensfrohen idealismus“ (s. 11), der Tellheim vor seinem unglücke beseelt habe,

hält demnach also Tellheims neigung zu eigensinn und melancholie nicht für naturanlage, sondern ausschliesslich für das produkt der augenblicklichen ungünstigen verhältnisse; aus der äusserung Tellheims, „dass es für jeden ehrlichen mann gut sei, sich in diesem stande [dem soldatenstande] eine zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was gefahr heisst, vertraulich zu machen“ (V, 5), folgert Kettner, dass Tellheim mit dem „bewussten sittlichen zweck“, seinen charakter zu bilden, officier geworden sei (s. 8 fgg.), obwol Tellheim selbst diese anschauung eine „grille“ nennt. Treffend hebt er hervor, wie Tellheims einseitiger ehrbegriff in seinem innersten wesen ein egoistisches princip in sich berge (s. 10); die eigentümliche auffassung der ehre aber aus Tellheims charakter abzuleiten, versucht er nicht: Tellheims ehrbegriff bleibt ihm durchaus begriff.

Indess wird die abhandlung in ihrem weiteren verlaufe durch diese abstrakte auffassung des charakters nur wenig beeinträchtigt, sie weiss vielmehr den fruchtbaren gedanken von dem egoistischen princip in Tellheims ehrgefühl ausgiebig zu verwerten und stellt zu ihm Minnas gleichfalls egoistisch gefärbtes vertrauen auf ihre liebe in wirksamen gegensatz. Der erste und zweite akt bieten keine besonders schwierigkeiten, aber auch mit dem dritten weiss sich Kettner trefflich abzufinden. Gut, wenn auch nicht überall neu, ist dasjenige, was er über Tellheims allmähliche wandlung in diesem akte zu sagen weiss: schon die absendung eines briefes an Minna bezeugt das beginnen seiner sinnesänderung, die dann in der scene mit Werner bedeutende fortschritte macht: Tellheim lernt von dem braven und schlichten Werner, dass nicht nur zu geben, sondern auch zu geben und zu nehmen verstehen wahre vornehmheit ist. Kettner betont richtig, dass diese erfahrung Tellheims nicht ohne rückwirkung auf sein verhalten zu Minna bleiben kann; ich möchte noch hinzufügen, dass die scene dem zuschauer gleichzeitig die möglichkeit gibt, Minnas verhalten gegen Tellheim unter dem richtigen gesichtspunkte zu betrachten: wie glücklich weiss Werner (und selbst Just an andern orte!) den starren sinn des majors zu lenken, indem er verständnisvoll auf seine anschauungen eingeht, und wie weit ist Minna von solch richtigem verständnis seines ehrgefühls entfernt! — Der glanzpunkt von Kettners schrift ist die besprechung des 4. aktes (s. 25 fgg.); hier besonders erweist sich sein grundgedanke, egoismus der liebe bei Minna, egoismus der ehre bei Tellheim, als höchst fruchtbar, und was er über den konflikt dieser anschauungen vorbringt, bedarf wol weder der ergänzung noch der verbesserung; seine auffassung, welche die vielumstrittene scene in das beste und klarste licht setzt, verführt ihn auch keineswegs zu ihrer überschätzung: er gesteht bereitwillig, dass Lessing hier den bogen doch zu stark überspannt hat (s. 32). — Mit Minna's intriguen-spiele am ende des vierten und im fünften akte ist wol noch kein beurteiler zufrieden gewesen; auch Kettner (s. 33 fgg.) äussert schwere bedenken: die intrigue ist erstens ein rückfall aus der gesund-realistischen entwicklung in die komödienschablone, zweitens ungeschickt inszeniert, denn nach alledem, was Tellheim von Minna bisher gehört und gesehen, kann er schwerlich glauben, dass Minna wirklich ihrem oheim entlaufen ist und vorher komödie gespielt hat; drittens ist nicht abzusehen, wie Minna sich von ihrem spiel einen erfolg versprechen kann, wie sie erwarten kann, dass Tellheim, auch wenn sie nachher ihre maske fallen lässt, reuig ihre hand und hilfe annehmen werde. Der glückliche ausgang ist nicht ihr verdienst, und soll es wol auch nicht sein. Tellheim verleugnet seinen standpunkt keineswegs: Minnas versteckspiel erweckt zwar in ihm mitleid und liebe, die seinen standpunkt modificieren, aber ihm „eine lektion“ zu erteilen, gelingt Minna nicht. — Peinlich, wie Minnas erst spät

gedemüthigte siegeszuversicht wirkt endlich auch Tellheims letzter, obendrein schlecht motivierter rückfall in verbitterung und menschenverachtung. — Das wichtigste an diesen auseinandersetzungen ist wol der nachweis, dass Tellheim auch unter den erschwerenden bedingungen des letzten aktes seinen charakter nicht verliert; das urteil über die mängel des schlusses wäre wol etwas milder ausgefallen, wenn bei Kettners betrachtung neben dem ästhetischen auch der geschichtliche standpunkt zur geltung gekommen wäre. Gegen die bezeichnung des letzten aktes als „possenspiel“ (s. 36) möchte ich doch verwahrung einlegen. Er kann sich mit den besten komödien von Marivaux, die hier zweifellos Lessings vorbild waren, getrost messen.

JENA.

RUDOLF SCHLÖSSER.

## NEUE ERSCHEINUNGEN.

- Behaghel, Otto**, Die syntax des Heliand. Leipzig, Freytag. 1897. XXV, 382 s. 18 m.
- Blaunenburg, Curt**, Studien über die sprache Abrahams a S. Clara. Ein beitrage zur geschichte der deutschen drucksprache im 17. und 18. jahrhundert. Halle, Max Niemeyer. 1897. IV, 87 s. 2,40 m.
- Braune, Wilh.**, Althochdeutsches lesebuech. 4. aufl. Halle a. S., M. Niemeyer. 1897. VIII, 249 s. 4,50 m.
- Cederschiöld, Gustaf**, Om svenskan som skriftsprak. (A. u. d. t.: Populärt-vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs högskola. IV.) Göteborg, Wettergren & Kerber. 1897. VIII, 355 s. 3,50 kr.
- — Om grundtalens lexikaliska behandling. (A. u. d. t.: Göteborgs högskolas årskrift 1897. XII.) Göteborg, Wettergren & Kerber. 1897. II, 59 s. 1,50 kr.
- Enneccerus, Magda**, Die ältesten deutschen sprachdenkmäler in lichtdrucken herausgegeben. Frankfurt a. M., F. Enneccerus. 1897. IV s. und 41 taf. fol. 27 m.
- Fleischer, Oskar**, Neumen-studien. Abhandlung über mittelalterliche gesangs-ton-schriften. Teil II. Das alt-christliche recitativ und die entzifferung der neumen. Leipzig, Friedr. Fleischer. 1897. VIII, 140 s. 4.
- Från filologiska föreningen i Lund**. Språkliga uppsatser. Lund, Hjalmar Möller. 1897. IV, 166 s. [Festschrift zum 10jähr. stiftungsfest des philol. studentenvereins in Lund.]
- Darin u. a.: A. Kock, Etymologisk undersökning av några svenska ord [*Dalkulla, kulla; illa fatt, huru är det fatt; taya fatt någon; fyr; fyrbussa; gal-ler; glättig; ofantlig; röla, cäle.*]. — Th. Hjelmqvist, Petter, Per och Pelle. — E. Sommarin, Anteckningar vid läsning af Kormaks saga. — H. Söderbergh, Rimstudier på basis af rimnets användning hos modärna svenska skaldar.
- Gislason, Konráð**, Forelesninger og videnskabelige afhandlinger, udgivne af kommissionen for det Arnsmagnæanske legat. (A. u. d. t.: Konráð Gislason, Efter-ladte skrifter. 2<sup>det</sup> bind.) Kopenhagen, Gyldendal. 1897. IV, XXVI, 332 s. 5 kr.
- Graffunder, Paul**, Catos distichen in niederrheinischer übersetzung. Berlin 1897. 34 s. 4. (Progr. des kgl. Prinz Heinrichs-gymnasiums.)

**Grundriss der germanischen philologie** . . . herausgegeben von **Hermann Paul**.  
Zweite verbesserte und vermehrte auflage. 1. band, 3. lieferung, s. 513—768.  
4 m.

V. abschnitt: Sprachgeschichte.

3. Geschichte der gotischen sprache (schluss) von Friedr. Kluge.

4. Geschichte der nordischen sprachen von Ad. Noreen.

5. Geschichte der deutschen sprache (anfang) von Otto Behaghel.

— — 3. band, 1. lieferung, s. 1—256. 4 m.

VIII. abschnitt: Wirtschaft von K. Th. von Inama-Sternegg.

IX. abschnitt: Recht von Karl von Amira.

X. abschnitt: Kriegswesen von Alwin Schultz.

XI. abschnitt: Mythologie (anfang) von Eugen Mogk.

**Helmer, Gilbert**, Zur syntax Hugos von Montfort. Sonderabdruck aus dem jahres-  
berichte des deutschen staatsgymnasiums in Pilsen. 1897. 36 s. 0,80 m.

**Isländer-geschichten**, zwei. Die Hónsna-Póres und die Bandlamanna saga mit ein-  
leitung und glossar herausg. von **Andr. Heusler**. Berlin, Weidmann 1897. LXII,  
164 s. 4,50 m.

**Jónsson, Finnur**, Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie. 2. binds forste  
og andet hæfte. Kopenhagen, G. C. E. Gad. 1895—97. S. 1—378.

**Lehmann, Rudolf**, Der deutsche unterricht. Eine methodik für höhere lehranstal-  
ten. 2. aufl. Berlin, Weidmann. 1897. XIV, 460 s. geb. 9 m,

von **der Leyen, Friedrich**, Kleine beiträge zur deutschen litteraturgeschichte im  
11. und 12. jahrhundert. Halle, Max Niemeyer. 1897. IV, 85 s. 2,40 m.

**Martin, E. und Lienhart, H.**, Wörterbuch der elsässischen mundarten. 1. liefe-  
rung. Strassburg, Trübner. 1897. XVI, 160 s. 4 m.

**Schönbach, A. E.**, Das christentum in der altdutschen heldendichtung. Vier abhand-  
lungen. Graz, Leuschner und Lubensky. 1897. XII, 266 s.

**Vogt, Friedr. und Koch, Max**, Geschichte der deutschen litteratur von den ältesten  
zeiten bis zur gegenwart. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut. 1897.  
XII, 760 s., 126 abbildungen, 25 taf. usw. geb. 16 m.

**Wolff, Eugen**, Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben. 2. band. Kiel und  
Leipzig, Lipsius und Tischer. 1897. VIII, 248 s.

---

## NACHRICHTEN.

Am 1. juni 1897 verstarb zu Bern der ordentl. professor dr. Ludwig Hir-  
zel (geb. 23. febr. 1838 zu Zürich); am 8. august der ord. professor dr. Jacob  
Bächtold in Zürich (geb. 27. januar 1848 zu Schleithelm bei Schaffhausen).

An der universität München habilitierte sich dr. E. Sulger-Gebing für neuere  
litteraturgeschichte.



## LOKI UND TYPHON.

Unter den gestalten der nordischen göttersage gibt wol keine so viel rätsel auf als die des Loki, des asen und riesen, des götterfreundes und götterfeindes in einer person. Einen kleinen beitrug zur lösung dieser rätsel glaube ich im folgenden beisteuern zu können, indem ich aus der antiken mythologie eine parallele aufzeige, welche merkwürdigerweise, so viel mir wenigstens bekannt, bisher unbeachtet geblieben ist.

Bekanntlich erzählt Snorri Gylfag. 50 (vgl. Völusp. 35. Lokas. 50 und prosa am ende), dass die Asen, als ihnen die geduld ausgieng, Loki fiengen und fesselten: „die Asen führten ihn nun in eine höhle<sup>1</sup>. Sie nahmen drei grosse steine, richteten sie in die höhe und schlugen in jeden eine vertiefung. Darauf fiengen sie Lokis söhne Vali und Narfi und verwandelten den Vali in einen wolf. Als solcher zerriss er den Narfi, die Asen aber nahmen die darme desselben und banden damit den Loki auf den scharfen kanten der drei steine fest<sup>2</sup>. Der eine stand unter seinen schultern, der zweite unter den lenden und der dritte unter den kniegelenken, die fesseln aber wurden zu eisen. Skadi befestigte über seinem gesicht eine giftige schlange, Sigyn aber hält eine schale darunter, um die gifttropfen aufzufangen. Wenn aber die schale gefüllt ist und Sigyn sie ausgiessen muss, tropft unterdessen das gift in Lokis antlitz; dann windet er sich so gewaltsam, dass die erde davon erbebt. Dort liegt er nun bis zum untergang der götter.“

Mit dieser fesselung Lokis haben Grimm, D. myth.<sup>2</sup> s. 224 fg. 963 und andere die des Prometheus verglichen und es ist auch aus anderen übereinstimmungen zwischen den sagen von Prometheus und von Loki auf ursprüngliche wesensgemeinschaft dieser beiden gestalten geschlossen worden. Aber diese übereinstimmungen sind doch

1 und *heera landi* heisst es Vsp. 35.

2) unbestimmter *á hjörri bindu* Lokas. 50.

sehr äusserlicher art<sup>1</sup>; dem wesen nach ist der menschenfreundliche gott, der *νεφεώροσ θεός* der Griechen doch von Loki grundverschieden. Nun ist ja allerdings wol nicht zu leugnen, dass die ethische ausgestaltung beider figuren erst auf nationalem boden stattgefunden hat, und man könnte behaupten, gerade dieser auf geistigem gebiet erfolgten differenzierung gegenüber böten uns jene äusserlichen übereinstimmungen einen sicheren boden für reconstruierung der ursprünglichen gemeinsamen roh sinnlichen anschauung. Aber erstens ist es wenig wahrscheinlich, dass eine mythologische figur, die doch nach massgabe der äusserlichen übereinstimmungen schon ziemlich detailliert ausgebildet gewesen sein müsste, sich dann zu zwei so diametral entgegengesetzten wesen hätte entwickeln können, und zweitens sind doch auch jene scheinbaren übereinstimmungen mit sehr wesentlichen verschiedenheiten eng verbunden. Gerade der zug des mythus, der uns hier interessiert, die fesselung, weist starke und wie mir scheint gerade für die sinnliche grundauffassung massgebende unterschiede auf.

Bei Prometheus ist die hauptsache, dass der geier ihm am leben frisst, wogegen er sich nicht wehren kann, weil er angefresselt ist, entweder, in der älteren fassung der sage, an einer säule am ende der welt (vielleicht war er sogar in der ältesten fassung gepfählt, jedesfalls erscheint er so auf vasenbildern des 6. jahrhunderts, und so sagt auch Hesiod Theog. 522 *μέσον διὰ ζίων ἑλάσσαις*), oder, in der jüngeren, an die himmelragenden felsen des Kaukasus angeschmiedet. Er erleidet also diese qualen jedesfalls unter freiem himmel; vielleicht, nach ursprünglicher auffassung, sogar am himmel selbst (Maxim. Mayer, Die Giganten u. Titanen s. 91). Dass er bei Aeschylus eine zeit lang in den Tartarus versenkt wird, um dann erst nach jahrhunderten wider (aber noch gefesselt) emporzusteigen, scheint nur eine von diesem dichter erfundene nuance, und vollends das *χθὼν σεσάλευται* bei Aesch. Prom. 1081, worauf Grimm Myth.<sup>2</sup> 225 wert legt, kann mit dem durch Lokis zuckungen hervorgerufenen erdbeben nicht verglichen werden,

1) Dies zeigt sich sogar in der nur durch manche künsteleien ermöglichten „formel“, unter welcher Hahn, Sagwissenschaftl. studien s. 151 „das zwischen Loki und Prometheus gemeinsame“ zusammenfasst: „dass sowol die germanische als die hellenische sage von einer listigen wolken- und blitzmächtigen gottheit erzählen, welche als der überrest eines von einem jüngeren geschlecht verdrängten älteren göttergeschlechtes gedacht wird. Dieser alte gott steht anfangs mit dem herrschenden jüngeren geschlechte in freundlichem einvernehmen, verfeindet sich aber mit demselben später; der hader bricht bei einem grossen feste aus, und infolge dieses zerwürfnisses wird der alte gott von dem herrschenden geschlecht oder dessen haupt an einen felsen geschmiedet.“

denn es ist nur ein bestandteil des aufruhrs der elemente, unter dem Prometheus am ende der tragoedie hinabfährt.

Dem gegenüber ist der durch seine periodischen zuckungen erdbeben verursachende Loki offenbar als eine macht des erdinnern gedacht, welche durch die fesselung daran verhindert wird, ihre verderbliche wirksamkeit zu entfalten, also eine personification der vulkanischen mächte. In einer höhle lässt ihn daher Snorri gefesselt sein<sup>1</sup>, und das unklare *hveru hundr* der *Völuspá* ist wol mit recht von Müllenhoff und Bugge (Studier s 415) auf die geysirkessel bezogen.

Diese der vorstellung des gefesselten Loki zu grunde liegende anschauung ist der sage von Prometheus fremd, und ebenso der von Atlas, in welchem E. H. Meyer das vorbild für diesen zug des Loki-mythus hat erkennen wollen<sup>2</sup>. Dagegen finden wir im wesentlichen dieselben züge wider in dem bilde des Typhon oder Typhoeus, der eigentlichen verkörperung der vulkanischen kräfte in der griechischen mythologie. Ja sogar in scheinbar nebensächlichen dingen finden wir übereinstimmung. Man lese nur die berühmte grossartige schilderung Pindars, wo er in der ersten pythischen ode von der vulkanischen tätigkeit des Aetna spricht, welche ja als durch den unter dem berge liegenden Typhos veranlasst gedacht wurde:

„Alles was Zeus nicht liebt, erschrickt vor der stimme der Musen, auf der erde wie in dem gewaltigen meer, und er, der im furchtbaren Tartarus liegt, der götter feind, der hunderthäuptige Typhos, den einst barg die berühmte kilikische grotte, jetzt aber lasten die gestade Kymes (gemeint ist die vulkanische gegend bei Neapel) und Sicilien auf seiner zottigen brust, und ein himmelragender pfeiler hält ihn fest, der schneebedeckte Aetna, aus dessen inneren hervorquellen schreckliche glut-

1) In einer finstern höhle ist auch Utgarthiloeus gefesselt bei Saxo VIII s. 431.

2) *Völuspa* s. 154 fgg.; Germ. mythol. s. 166. Dass Atlas den himmel trägt, fasst Meyer als „steinbelastung“ auf; die fesselung gehe aus Aeschyl. Prom. 427 hervor (dort ist überliefert *δρακόνι ἀναμυροδέτοις Τυτάρου λίμνης εἰσόδουαι θεὸν Ἀτλαντῆς, ὃς ἀτὰρ* etc.; dies ist aber wahrscheinlich stark verderbt und daher nicht beweisend); auf bildwerken sehe man neben dem Atlas Hesperiden eine schlange tränken, und auch die jüngeren mythographen erzählten von dem einschläfern der den baum bewachenden schlange; daraus habe der gelehrte verfasser der *Völuspá* seine im übrigen vereinzelt dastehende Sigyn geschaffen; die entstehung der erdbeben durch die zuckungen Lokis endlich gehe auch auf Atlas zurück, denn im Manichaersystem (!) werde die erde in der unterwelt von einem aus dem Atlas, der ja schon den alten nicht blos träger des himmels, sondern auch der erde war, in Omophoros umgetauften daemon getragen. Ist Omophoros aber vom tragen müde, so zittert er und erdbeben entsteht.

ströme: am tage wälzt sich schwarzer rauch herab, aber in der nacht wirft die wirbelnde flamme mit donnergetöse felsen ins meer, und jenes ungeheuer (*ἑρζεῖόν*) schiebt herauf gewaltige feuerbäche, wie es da gefesselt ist zwischen den waldbedeckten gipfeln und dem grunde, und das lager seinen ganzen rücken verwundend peiniget.“

Typhos ist also hier gedacht in einer gewaltigen, von Neapel bis Catania sich erstreckenden unterirdischen höhle, mit dem rücken auf spitzen felsen liegend (und dass dies nicht von Pindar erfunden, sondern ein alter zug ist, scheint daraus hervorzugehen, dass in der ältesten erwähnung des Typhos, bei Homer II. II, 782, es ausdrücklich heisst: *ἐν Ἀρήμοις, ὅθι φασὶ Τυφώος ἔμμεναι ἐν ἄεζι*), wie Loki in der höhle mit dem rücken auf drei spitzen steinen liegt. Diese übereinstimmung kann zufällig sein, ist aber immerhin merkwürdig, und es kommt noch anderes hinzu. Typhon ist, wie Loki, der götterfeind (*Θεῶν πολέμιος* Pindar a. a. o., *πᾶσιν ὄς ἀντίστη θεοῖς* Aeschyl. Prom. 358), der um dieser feindschaft willen in jene höhle geworfen und zu qualvoller lage verdammt wird; diese qualen sind die ursache, dass er durch den berg hindurch feuerströme auswirft, womit natürlich erdbeben verbunden sind, wie Lokis qualen die ursache der erdbeben sind.

Nun noch einiges weitere. Typhon ist ein riese von ungeheurer grösse (er reicht von Neapel bis zum Aetna; auch den anderen schilderungen liegt immer die vorstellung der riesigkeit zu grunde), und schlangengestaltig. Pindar nennt ihn *ἑρζεῖόν*, bei Hesiod (Theog. 824) wachsen ihm 100 schlangenköpfe aus den schultern (so auch Aristoph. Vesp. 1032). Nach anderer, in der bildenden kunst vorherrschender auffassung hat er schlangenleib oder schlangenfüsse mit menschlichem oberkörper und kopf (Mayer, Die Giganten und Titanen s. 274 fgg.) oder auch mit drei menschenleibern und köpfen (Eurip. Herakl. 1271 und auf dem vor einigen jahren auf der Akropolis in Athen gefundenen altertümlichen giebelrelief<sup>1)</sup>, wozu noch flügel kommen. Er ist der vater ähnlicher ungeheuer, des Kerberos, der Lernaeischen Hydra, der Chimaira (Hesiod. Theog. 310—325), nach späteren autoren auch des nemeischen löwen, der die Hesperidenäpfel bewachenden schlange und der Sphinx (Apollod. II, 5, 1. 11. III, 5, 5), der Skylla, der Gorgo, des drachen in Kolchis (Hygin. 125. 151).

1) Publiciert und besprochen von Brückner, Mitteilungen des archaeol. instituts, Athenische abteilung XIV. s. 67—87.

Loki ist von haus aus riese (*jetunn*), gehört also zu dem geschlecht, welches an sich den Asen feindlich ist, wie die Giganten den olympischen göttern, und dessen angehörige gern schlangengestalt haben (Midgardschlange, Fáfnir, die geflügelten drachen der helden- und volkssage), oder mit mehreren köpfen und armen versehen sind (Golther, Mythol. s. 164). Von Loki selbst wird dergleichen zwar nicht gemeldet, wol aber zeugt er mit der riesin Angrboda den Fenriswolf, die Midgardschlange und Hel (Gylfag. 34).

Für die gesamt Auffassung beider gestalten ist endlich nicht unwesentlich, dass Typhoeus speciell als gegner des Zeus und als durch dessen blitzstrahlen gebündigt gedacht wird (erst in späteren fassungen der sage treten ihm auch andere götter entgegen). Ebenso erscheint als eine hauptaufgabe Thors der kampf zwar nicht mit Loki selbst, aber mit seiner sippe, den riesen, und beim Ragnarök tötet er die Midgardschlange.

Diese ähnlichkeiten können auf dreierlei weise erklärt werden, durch zufall oder durch entlehnung oder durch urverwantschaft.

Um zufällige entstehung anzunehmen, dazu ist die zahl der übereinstimmungen doch wol zu gross. Entlehnung aus griechischen dichtern ist ausgeschlossen; gerade diese aber sind es, bei denen sich jene lebensvollen züge finden, die in der nordischen mythologie widerkehren. Von den lateinischen dichtern, die im mittelalter viel gelesen wurden, kommt nur Ovid in betracht, denn Vergil Lucan Horaz erwähnen den Typhon nur gelegentlich, ohne irgend etwas charakteristisches über ihn mitzuteilen. Ovid handelt von Typhoeus an folgender stelle (Metam. V, 346 fgg.):

Vasta giganteis ingesta est insula membris  
 Trinacris, et magnis subiectum molibus arguet  
 Aetherias ausum sperare Typhoëa sedes.  
 Nititur ille quidem, pugnatque resurgere saepe:  
 Dextra sed Ausonio manus est subiecta Peloro,  
 Laeva, Paehyne, tibi: Lilybaeo erura premuntur:  
 Degravat Aetna caput, sub qua resupinus arenas  
 Eiaetat flammamque fero vomit ore Typhoeus.  
 Saepe demoliri luctatur pondera terrae,  
 Oppidaque et magnos devolvere corpore montes,  
 Inde tremat tellus.

Diese einstelle hilft uns aber nicht viel, da es sich für uns um die ganze summe der übereinstimmungen handelt. Die lateinischen mythographen, welche nach Bugge (Studier s. 21) hauptquelle für die

infection der nordischen mythologie durch antike mythen gewesen sind, d. h. die Vaticanischen mythographen, Hygin und Servius in seinem Vergilecommentar, geben über Typhon nur so wenige und dürftige notizen, dass die phantasie der Nordländer dadurch kaum befruchtet werden konnte<sup>1</sup>. Apollodor, der allenfalls noch in betracht kommen könnte, gibt eine ganz verschiedene erzählung, in welcher der griechische Typhocus schon mit dem aegyptischen Set-Typhon verschmolzen ist und gerade das für uns wesentliche fehlt (diese erzählung behandelt Mayer, Giganten u. Titanen s. 225 fgg.).

Entlehnung aus der klassischen mythologie ist also nicht wol anzunehmen. In der tat erklären sich die übereinstimmungen auch viel besser, wenn man annimmt, dass eine ursprünglich gemeinsame grundanschauung sich bei den beiden völkern in verschiedener weise entwickelt habe, wobei aber einiges charakteristische bei beiden in gleicher weise erhalten geblieben sei.

Doch bevor wir dieser idee näher treten, müssen wir uns mit der neuesten theorie über das wesen Lokis auseinandersetzen. Nachdem schon Grimm, Myth.<sup>2</sup> s. 963 an die mittelalterliche vorstellung erinnert hatte, dass der teufel in banden liege bis zum anbruch des jüngsten tages, wo er dann ledig und in gesellschaft des Antichrists auftreten werde, hat bekanntlich Sophus Bugge (Studier s. 50 fg. 70 fg.) die behauptung aufgestellt, der name *Loki* sei aus *Lucifer* entstanden (als kurzname, mit volksetymologischer undeutung = schliesser), und die

1) Serv. ad Aen. III, 578: nisi quae de gigantibus legimus, fabulosa acceperimus, ratio non procedit. Nam cum in Phlegra Thessaliae loco pugnasse dicantur, quemadmodum est in Sicilia Enceladus, Otus in Creta ... Typhoeus in Campania, ut „Inarime Jovis imperii imposta Typhoeo“ ... ad Aen. IX, 716: Inarime nunc Aenaria dicitur et saepe fulgoribus petitur, ob hoc quod Typhoeum premat. ... Nam alii hanc insulam Typhoeum, alii Enceladum tradunt premere.

Mythogr. Vat. II, 53 De Titanibus ... Quorum etiam Enceladus, qui et Briareus sive Aegaeon dicitur, ardenti Aetnae subpositus adhuc ardere, latusque mutando totam Siciliam tremefacere fumique vapore complere dicitur. Revera nisi quae de gigantibus legimus etc. = Serv. ad Aen. III, 578.

Hygin Einl. catal.: Ex Typhone et Echidna Gorgo, Cerberus, draco qui pellem auream arietis Colehis servabat, Scylla quae superiorem partem feminae inferiorem canis habuit, Chimaera, Sphinx quae fuit in Boeotia, Hydra serpens quae novem capita habuit, quam Hercules interemit, et draco Hesperidum. — fab. 152 Typhon. Tartarus ex terra procreavit Typhonem immani magnitudine specieque portentosa cui centum capita draconum ex humeris enata erant. hic Jovem provocavit si vellet secum de regno certare. Jovis fulmine ardenti pectus eius percussit, qui cum flagraret montem Aetnam qui est in Sicilia super eum imposuit, qui ex eo adhuc ardere dicitur.

figur des Loki selbst sei ihrem ursprung nach überhaupt der Lucifer des früheren christlichen mittelalters, doch mit einfügung von elementen heidnischer göttergestalten, wie Mercur und Apollo. Diese anschauung ist zur erklärang einiger züge im wesen Lokis (d. h. seiner fesselung und seiner tätigkeit beim weltbrande) aufgenommen worden von E. H. Meyer (Völuspa s. 139 fgg.; German. mythol. s. 165); über Bugge geht noch hinaus Golther, welcher (Handb. d. germ. mythol. s. 411 fg.) geradezu mit dürren worten ausspricht, „dass Loki in der hauptsache nichts anderes ist als der in die nordische göttersage und weltlehre übersetzte Lucifer.“

Es liegt mir fern, diese ausserordentlich complicierte frage hier einer eingehenderen untersuchung unterziehen zu wollen. Ich möchte nur auf eins hinweisen, nämlich dass eine in dieser so zu sagen theologischen weise entstandene götterfigur doch wol kaum so hätte in den volksglauben eindringen können, um im volksmunde nach jahrhunderten redensarten zu hinterlassen wie: *Lokke driver med sine geder* „Loki treibt seine geissen aus“, wenn die luft in sommerhitze flimmert, *Lokke driker vand* „die sonne zieht wasser“, *Loka spenir* „brennspäne“, „Lokje gibt seinen kindern schläge“ wenn das feuer knistert, *Loka daun* „Lokes dunst“ = irrwisch u. a. (Grimm, Myth.<sup>2</sup> s. 221, E. H. Meyer, Germ. mythol. s. 164. Bugge, Studier s. 76. Golther, Handb. d. germ. myth. s. 408 fg.). Dieselben scheinen mir vielmehr einen sicheren beweis zu liefern, dass Loki seinem ursprünglichen wesen nach eine germanische naturgottheit gewesen ist. Hält man diesen standpunkt fest, so wird man bei betrachtung der züge, welche schliesslich das vollendete bild Lokis zeigt, immer fragen müssen: konnten sie sich selbständig aus dem ursprünglichen charakter des gottes entwickeln, oder sind sie von aussen hereingetragen? und dann wider entsteht die frage: sind die hinzugekommenen züge von anderen germanischen gotttheiten oder von aussergermanischer, heidnischer oder christlicher mythologie entlehnt? Dass namentlich bei der ausbildung der eddischen eschatologie, und somit auch der rolle, welche Loki dabei spielt, christliche ideen sehr stark beteiligt gewesen sind, ist ja sehr wahrscheinlich gemacht worden: uns geht hier nur die frage an, ob das motiv der fesselung aus der christlichen mythologie genommen ist.

Nun heisst es ja allerdings in der Apokalypse 20, 2, dass der engel vom himmel herab steigt mit dem schlüssel des abyssus und einer kette, *et apprehendit draconem, serpentem antiquum, qui est diabolus et satanas et ligavit eum per annos mille et misit eum in abyssum et clausit et signavit super illum, ut non seducat amplius gentes*

*donec consummentur mille anni et post haec oportet illum solvi modo tempore.* Im Nicodemusevangelium (Tischendorf, Evangelia apocrypha<sup>2</sup> s. 400. 402) greift Jesus bei seiner höllenfahrt den teufel und überantwortet ihn gebunden dem Inferus, dem herrn der hölle. Und so ist dann im mittelalter die vorstellung, dass der teufel gebunden liegt und erst am jüngsten tage loskommen wird, eine ganz allgemeine (Grimm a. a. o.). Aber Bugge selbst sagt s. 54: „doch die art wie Loki gebunden und bestraft wird, zeigt keine verwandtschaft mit der erzählung von der fesselung des teufels bei Christi höllenfahrt.“ Ausserdem ist zu bedenken, dass die christliche mythologie doch selbst eine abgeleitete, aus jüdischen und heidnischen elementen zusammengesetzt ist. Die figur des teufels selbst haben die Juden bekanntlich von den Persern entlehnt, deren Ahriman manche mit Loki verwandte züge trägt; die idee von der fesselung des teufels aber, die sich schon im jüdischen Henochbuche zeigt, und zwar mit merkwürdigen anklängen im einzelnen gerade an Typhon und Loki, welche von E. H. Meyer hervorgehoben worden sind<sup>1</sup>, kann sehr wol, falls sie nicht gleichfalls persischen ursprungs ist<sup>2</sup>, direkt aus dem Typhonmythos hergenommen

1) C. 10: „Der herr spricht zu Raffael: Binde den Azazel (d. h. Lucifer) an händen und füssen und lege ihn in die finsternis und mache eine öffnung in der wüste, die in Dudael ist, und lege ihn hinein. Und lege rauhe und spitziige steine auf ihn (in der griech. übersetzung des Synkellos: ἐπιόρησ ἀτιφῆ λίθους ὄξεις καὶ ραχρεῖς) und bedecke ihn mit finsternis, und am grossen tage des gerichtes soll er in den brand geworfen werden.“ Meyer will noch weitere ähnlichkeiten zwischen dem Azazel des Henochbuchs und Loki auffinden, wobei ich ihm nicht folgen kann, da es mir unbekannt ist, inwieweit in Irland im 8. oder 9. jahrhundert eine bekantschaft mit diesem buch angenommen werden kann; dass die irischen mönche resp. ihre norwegischen schüler im stande gewesen wären, dem hebräischen *Dudaël* d. h. kessel gottes den namen des straforts für Loki *hvera lundr* kesselhain „nachzubilden“, möchte ich doch sehr bezweifeln. [Nachtrag. Soeben ist eine abhandlung erschienen, welche die verbreitung des Henochbuches zum gegenstand der untersuchung macht, von H. J. Lawlor „Early citations from the book of Enoch“, in dem Journal of philology, vol. XXV (1897) s. 164 fgg. Das resultat ist, dass das Henochbuch in den lateinisch redenden gegenden mit ausnahme Afrikas so gut wie unbekannt geblieben ist. Hieronymus, der mann, welcher an gelehrsamkeit alle zeitgenossen übertraf, citiert es einigemal ausdrücklich, Hilarius Pictaviensis erwähnt es einmal als *nescio cuius liber*, offenbar nur nach hörensagen, Priscillian spielt vielleicht einmal darauf an. Das ist alles. Die folgerung ergibt sich von selbst, nicht nur für unsere frage, sondern auch für Bouterweks behauptung (Germania I. 401), dass zu der schilderung Grendels im Beowulf das Henochbuch habe farben leihen müssen.]

2) Grimm Myth.<sup>2</sup> 963 sagt: „wie Prometheus gefesselt ist liegt Ahriman tausend jahre in ketten.“ Ich habe dafür vergebens nach belegen gesucht; wol aber erzählt der Bundeshesh c. 30 „dass beim ambruch des jüngsten gerichtes der drache Dahâka, den Feridun einst besiegt und im berge Demawend (also



sein, der sich in hellenistischer zeit in folge von verquickung des alten griechischen Typhoeus mit dem aegyptisch-philistäischen Set-Typhon in eigenartiger weise entwickelte und gerade in dem gebiet zwischen Aegypten und Syrien lokalisierte (Typhon sollte unter dem Serbonischen see liegen, d. h. den lagunen bei El-Arisch in norden der enge von Suez<sup>1</sup>; oder man sah auch den fluss Orontes bei Antiochia, der eine kurze strecke unterirdisch floss, als das urbild des Typhon an, der sich vor den blitzes des Zeus in eine unterirdische höhle verkrochen habe)<sup>2</sup>. Die übereinstimmung des Lokimythos mit diesen späten und abgeleiteten christlichen mythen kann also nicht als beweis dafür angeführt werden, dass die übereinstimmung mit dem älteren griechischen mythus nicht auf urverwantschaft beruhe. Endlich ist ein umstand, welcher sehr gegen die entlehnung aus dem christlichen mythus spricht, der, dass bei diesem die beziehung auf vulkanische naturerscheinungen gänzlich fehlt.

Gerade diese scheint mir aber von besonderer wichtigkeit. Und die anschauung von vulkanischer tätigkeit konnten die Indogermanen wol von ihrer urheimat mitnehmen. An stelle der früheren annahme, dass der ursitz der Indogermanen Hochasien gewesen sei, ist man jetzt wol allgemein zu der ansicht gekommen, dass vielmehr Europa ihre heimat sei, und zwar der mittlere strich nördlich der Alpen und des Balkan, vom atlantischen bis zum schwarzen meere (Paul Kretschmer, Einleitung in die geschichte der griechischen sprache, s. 57 fgg.). In diesem teile Europas ist zwar in historischer zeit keine vulkanische tätigkeit mit sicherheit mehr nachzuweisen, aber, abgesehen von vielen zeugen früheren vulkanismus, finden sich eine ganze anzahl vulkanischer bildungen aus recht junger, nachtertärer zeit, so vor allem in Süd- und Mittelfrankreich (wo „wir auch die sichersten beweise haben, dass der mensch zeuge ihrer ausbrüche gewesen sei, da in einer vulkanischen breccie und noch bedeckt von einer lage jüngerer schlacken am Mont Denise im Vivarais menschenknochen zusammen mit resten von elephanten, rhinocerossen und hyänen gefunden worden sind“), dann

auch einem grossen vulkan), angebunden hatte, sich von seinen fesseln befreien wird, um unheil über die erde zu bringen, worauf jedoch der Säma Krsä-pa, der bis dahin unter dem schutz von 10000 geistern der gerechten geschlafen hatte, sich erhebt und den drachen tötet.<sup>4</sup> Nach der ansicht Hübschmanns, Jahrb. f. protest. theol. V (1879) s. 233 ist dies wahrscheinlich verlorenen partien des Avesta entnommen. — Ich verdanke diesen nachweis der güte A. Hillebrandts.

1) Herodot III, 5. Plut. Marc. Ant. 3; nach Strabo XVI, 2, 763 war es ein Asphaltsee nach art des toten meeres.

2) Strabo XVI, 2, 750.

am Rhein in der Eifel, in Nordböhmen, österreichisch Schlesien, endlich Siebenbürgen (Melchior Neumayr, Erdgeschichte I, s. 216 fgg.).

So konnte, auch wenn das indogermanische urvolk seinen sitz in Mitteleuropa hatte, bei demselben sich wol auf grund vulkanischer erscheinungen die vorstellung von einem götterfeindlichen gewaltigen wesen bilden, das von der gottheit gebändigt und in das erdinnere eingeschlossen sei. Diese vorstellung wurde dann auf die wanderung mitgenommen und je nach den eindrücken der wanderzeit und der individuellen entwicklung des volkes selbst modifiziert und mit andern verschmolzen.

Die Griechen haben sie am meisten coneret aufgefasst, plastisch ausgebildet, isoliert und lokalisiert. Sie fassten die eruption der vulkane bildlich auf als einen kampf des gewaltigen ungeheuren glutriesen mit dem himmelsherrscher Zeus<sup>1</sup>, der schliesslich jenen mit seinen blitzn niederschmettert<sup>2</sup> und nun in der tiefe fesselt, oder einen berg auf ihn schleudert, unter dem jener seitdem im krampfhaften streben sich zu befreien sich windet und zuckt. Als der ort, wo das ungeheuer gefesselt liegt, wird an der ältesten stelle griechischer dichtung, welche des Typhoeus erwähnung tut, das Arimerland angegeben: *ἐν Ἀρίμοις, ὅθι παρὶ Τυφώος ἔκειρα ἐνάς* Hom. II. II, 782. Welche gegend damit gemeint sei, wusste man schon im altertum nicht, und riet deshalb auf die verschiedensten lokalitäten, besonders im westlichen Kleinasien<sup>3</sup>; da aber Pindar und Aeschylus den Typhoeus aus Kilikien stammen lassen, so hat Partsch<sup>4</sup> mit grosser wahrscheinlichkeit geschlossen, dass es der dem Aetna an grösse gleichkommende nachweislich noch

1) Dieser kampf ist oft von dichtern geschildert worden, am grossartigsten von Hesiod v. 820 fgg. (diese schilderung gilt allerdings jetzt als spätere zudichtung).

2) Es ist bemerkenswert, dass diese bildliche anschauung ganz den tatsächlichen erscheinungen entspricht. „Der heisse wasserdampf, welcher während des ausbruchs aus dem krater eines vulkans aufsteigt, bildet, beim austritt in die freie atmosphäre erkaltend, ein dichtes gewölk um die mächtige emporgestossene aschensäule. Die plötzliche condensation des dampfes und die bildung des gewölkes selbst vermehren die elektrische spannung. Dann fahren blitze hinschlingelnd nach allen richtungen durch die aschensäule und — wie Humboldt als zeuge der erscheinung versichert — vermäg man deutlich den rollenden donner von dem inneren krachen des vulkans zu unterscheiden. Das ist der augenblick, wo die mächte der atmosphäre in kampf geraten mit den unterirdischen gewalten, wo es scheint, als wolle der herr des himmels mit seinen blitzn den erdentsprossenen Typhoeus bändigen.“ Partsch, Geologie und mythologie in Kleinasien, in „Philologische abhandlungen, Martin Hertz dargebracht“, s. 107.

3) Mayer, Giganten u. Titanen s. 137 anm. 192. Partsch a. a. o. s. 109 fg.

4) a. a. o. s. 112 fgg.

in der römischen kaiserzeit tätig gewesene vulkan Argaios, jetzt Erdschias Dag bei Kaisarieh sei, auf den sich die Homerischen worte beziehen. Ihn hatten die Griechen vielleicht auf ihren wanderzügen selbst kennen gelernt, vielleicht aber wussten sie von ihm nur durch hörensagen; als sie aber bei ihrer ausbreitung nach westen mit dem Actna bekannt wurden und am fusse desselben sich ansiedelten, da war es nur natürlich, dass sie nunmehr das lager Typhons hierher verlegten, und Kilikien nur noch als seine heimat angesehen wissen wollten, wo denn auch noch nach jahrhunderten die Korykische grotte, die allerdings nicht am Erdschias Dag, sondern im kalkgebirge am meeresstrande liegt und keineswegs vulkanisch ist<sup>1</sup>, als seine geburtsstätte und seine älteste wohnung gezeigt wurde<sup>2</sup>. Aber auch von anderen stätten vulkanischen lebens wurde ähnliches erzählt, obwol dort an stelle Typhons ein anderer name trat. „Unter dem Mimasgebirge, das allerdings keine vulkanischen bildungen aufweist, wol aber in heissen quellen und häufigen erdbeben die reaction des erdinneren gegen die oberfläche verrieth, sollte der riese Mimas liegen, und die insel Nisyros mit ihrem noch heut nicht erloschenen vulkan gab zeugnis von dem toben des riesen Polybotes. Ihn hatte Poseidon mit einer felsscholle niedergeschmettert, die er von der insel Kos losgerissen“ (Partsch a. a. o. s. 117). So soll Briareos von Euboea übers meer nach dem phrygischen Rhyndakos geflohen sein, an dessen mündung Poseidon ihn unter einem berge begrub, und das Sipylongebirge soll Zeus auf den Tantalos gestürzt haben, u. a. m. (vgl. Mayer, Giganten und Titanen s. 195). Solche vervielfältigung und umbildung der sage ist eine folge der schon früh eingetretenen vermischung des mythus von Typhoeus mit dem vom Gigantenkampfe, worüber Mayer in seinem buche ausführlich gehandelt hat.

An die ursprüngliche vorstellung von dem unterirdischen glutriesen hat sich übrigens bei den Griechen schon früh eine andere angesetzt, der die figur auch ihren namen verdankt. Denn das appellativum *εὐφῶς* oder *εὐφῶν* bedeutet den sturm, den wirbelwind, die windhose (oft bei den tragikern und Aristophanes; am bekanntesten ist die stelle in Sophokles Antigone 417 fg.). Die erscheinungen namentlich bei der windhose zeigen vielfache ähnlichkeit mit denen vulkanischer eruptionen, werden auch häufig von gewittern begleitet<sup>3</sup>; die Griechen fassten aber auch die vulkanischen eruptionen selbst als

1) Partsch a. a. o. s. 112; Berliner philol. wochenschr. 1897 s. 1073.

2) Mela I, 13, 34. Solin. Polyhist. 38, 8.

3) Darüber ausführlich Roscher, Die Gorgonen, s. 52 fgg.

das hervorbrechen bösariger winde des erdinneren, die erdbeben als die vergeblichen versuche derselben, sich zu befreien, auf<sup>1</sup>. So hat die physikalisch-rationalistische erklärung den namen für die schöpfung der bildlich-personifizierenden gegeben<sup>2</sup>. Aber infolgedessen wird Typhoeus von Hesiod wiederum als der vater der bösen winde bezeichnet, Theog. 820 fgg.

Die entwicklung des griechischen mythos, wie ich sie eben mit wenigen strichen skizziert habe, liegt ziemlich klar vor unseren augen. Nicht also ist es mit dem nordischen. Hier fehlen uns erstens fast alle mittelglieder, und zweitens ist Loki unverkennbar eine sehr complicierte mythologische figur, zu deren ausbildung die verschiedensten vorstellungen und elemente zusammengetreten sind. Was den teil seines wesens, der uns hier interessiert, betrifft, so scheint eins klar, nämlich dass auf einer stufe der entwicklung, welche vor der nordischen lag, die idee des unterirdischen verderblichen glutriesen zusammengeschmolzen war mit der des feurgottes überhaupt, von dem auch das irdische harmlose feuer des irrlichtes, das prasselnde des herdes, das hitzeflammern der luft herrührt. Also ähnlich wie bei Hephaest, und an diesen erinnert auch manches in der nordischen gestaltung des Loki. Wie Hephaest, der lange in der vom Okeanos umrauschten höhle gesessen hat und später (schon bei Aeschylus) im Aetna seine schmiedewerkstatt hat, doch unter den göttern auf dem Olymp verkehrt, so verkehrt Loki mit den Asen. Ist dieser auch nicht selbst schmied und künstler, so lässt er doch durch die zwerge kunstreiche arbeiten vollenden, das haar der Sif, das schiff Skíðbládnir und den speer Gungnir (Skáldskaparm. 3). Ja, die burg der Menglóð hat er sogar mit den zwergen zusammen ausgeschmückt (Fjölsvinnsm. 34). Und wie Loki, so ist auch Hephaistos listenreich; man denke an den sessel, den er der Hera sandte, und an das netz, in dem er Ares und Aphrodite verstrickte (Grimm, Myth.<sup>2</sup> nachtr. zu s. 221 vergleicht das netz, wel-

1) Belege gibt Mayer, Gig. u. Tit. s. 109 anm. 132, s. 215 anm. 139.

2) Die etymologie des wortes *τῦφός* habe ich absichtlich aus dem spiel gelassen, da sie nicht mit sicherheit bestimmt werden kann. Gewöhnlich bringt man das wort mit dem verbum *τῦφω* zusammen, andere wollen den namen *Τῦφός* aus dem semitischen ableiten und bringen ihn mit dem *Baal-Zēphōn* (Exod. 14, 2; Num. 33, 7) zusammen. So schon Movers, Die Phoenicier (Bonn 1841) s. 422; in neuerer zeit besonders O. Gruppe, der sich darüber ausführlich auslässt in dem aufsatz „Typhon-Zēphōn“ (Philologus 48 [N. f. 2] s. 487 fgg.). Dass der name des hellenistisch-orientalischen Set-Typhon daher stammt, ist sehr wahrscheinlich; daraus folgt aber nicht, dass auch der alte griechische Typhoeus und das appellativum *τῦφός* denselben ursprung habe.

ches Loki bereitet Gylfag. 50, worin er selbst gefangen wird). Da darf wol an Caesars gewöhnlich sehr über die achsel angesehene notiz über den gottesglauben der Germanen erinnert werden, Bell. Gall. VI. 21: *decorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iurantur, Solem et Vulcanum et Lunam*. An Loki hat hier zwar schon Grimm gedacht, Myth.<sup>2</sup> s. 92, aber doch die zuverlässigkeit der nachricht angezweifelt.

War in der tat eine altgermanische gottheit dieser art vorhanden, so frug dieselbe insofern den keim zu einer weiteren entwicklung auf den nordischen Loki zu in sich, als sie die feindliche und die freundliche macht des feuers in sich vereinigte, also einen inneren widerspruch barg. An jede der beiden seiten dieser gottheit konnte sich dann verwandtes anschliessen, und vor allem wesensverwandte züge aus der heidnischen und christlichen mythologie dazu treten, sodass schliesslich, vor allem unter dem einfluss des christlichen diabolus und Lucifer, aus dem alten feurgott Logi der schliesser Loki wurde.

Wem es aber wunderbar vorkommt, dass gerade nur in der nordischen und der griechischen mythologie sich eine anzahl concreter und specieller züge des alten naturmythus erhalten haben sollten, der sei auf eine andere merkwürdige übereinstimmung zwischen skandinavischer und griechischer kultur hingewiesen, nämlich auf die längst bemerkte und hervorgehobene tatsache, dass das altnordische wohnhaus sowol in seinem grundriss als in seiner äusseren erscheinung dem alten griechischen tempel entspricht<sup>1</sup>. Sollten nicht Griechen und Ostgermanen einmal auf längere zeit nebeneinander gesessen und sich gegenseitig beeinflusst haben? Können wir doch solchen austausch sowol von religiösen ideen als von kulturelementen aller art zwischen den Griechen und ihren nachbarvölkern von der mykenischen zeit an bis in die römische fast ununterbrochen verfolgen. Da ist ähnliches doch auch für frühere perioden der entwicklung wol mit sicherheit anzunehmen.

1) Vgl. namentlich R. Henning, Das deutsche haus, s. 62 fgg., und A. Meitzen, Siedlung und agrarwesen der Westgerm. usw. III s. 475 fgg.

## ZUR DATIERUNG UND AUTORSCHAFT DES DIALOGS „NEU-KARSTHANS“.

### I.

In seiner ausgabe der werke Ulrich von Hutten hatte Böcking den dialog „New-Karsthans“ unter die Dialogi Pseudohutteni gestellt, Ökolampad als den verfassers vermutet und seine abfassungszeit wegen der demselben beigefügten 30 artikel, die dem bauernaufstande nicht fern ständen, nicht vor das jahr 1523 ansetzen zu dürfen gemeint (Opp. Hutten IV s. 650). In dem kataloge seiner flugschriften aus der reformationszeit (jetzt im besitze der stadtbibliothek zu Frankfurt a/M., die benutzung wurde mir gütigst gestattet) hat Gustav Freytag die schrift als im jahre 1521 verfasst bestimmt und dazu die randbemerkung gemacht: „Der dialog Karsthans und Sickingen ist vor dem französischen kriegszuge S.[ickingens] geschrieben, Karsthans gratuliert zur kaiserlichen bestallung. Böck. Hutten IV, 650 irrt, das richtige C. Waltz in Sybel, Zeitschr. 31 s. 478.“ An der betreffenden stelle nun sagt Waltz: „Das gesprächbüchlein Neu-Karsthans kann Oekolampadius kaum geschrieben haben .... Ich teile die bisherige ansicht, wonach es im jahre 1521 verfasst und auch veröffentlicht wurde.“ Ja, er hatte es für wahrscheinlich erklärt, den monat december als näheres datum zu fixieren, auf grund eines einem exemplar der Heidelberger universitätsbibliothek beige-schriebenen, nur auf Leo X. passenden verses, dessen anfangsbuchstaben O. L † X er als Obiit Leo Decimus deuten zu müssen glaubte. Schade (Satiren u. pasquillen II, 286) hatte sich für das jahr 1521 als abfassungszeit entschieden und sagt mit bezug auf die erwähnung des Wormser ediktes in dem dialoge: „Vorm juni also kann unser dialog nicht entstanden sein“; er möchte, dazu stimmend, die bestallung Sickingens auf spätestens anfang juni verlegen, sodass etwa juni oder juli der dialog entstanden wäre. A. Baur (Deutschland in den jahren 1517—1525 betrachtet im lichte gleichzeitiger volks- und flugschriften) hatte den dialog, für welchen er mit Schade die autorschaft Hutten abweist, ebenfalls mit bezug auf die erwähnung der ächtung Luthers „nach 26. mai 1521“ verlegt (s. 135. 298 anm. 94). Strauss (Ulr. v. Hutten; Ges. werke bd. VII s. 430 fgg.) setzte das gespräch für den sommer 1521 an und mochte trotz der vielen anklänge an Hutten Ökolampad als verfassers vermuten. In jüngster zeit hat Bossert (Stud. u. krit. 1897 s. 282 anm.) die bisher noch nicht ganz enträtselte eigenartige unterschrift Luthers in seinem briefe an Spalatin vom 10. juni 1521 Henricus Nesicus in ihrem ersten teile mit dem

ritter Heinz im „Neu-Karsthans“ in beziehung zu setzen versucht, indem Luther (Enders briefw. bd. 3, 150 und 172) auf einen scherz Spalatin, der ihn, den novus eques, mit jenem reitersmann verglichen haben mochte, anspiele. Bossert fügt bei: wir dürften hier einen anhaltspunkt für die erscheinungszeit jener flugschrift haben.“ Dieselbe müsste also nach Bossert spätestens ende mai, anfang juni verfasst sein.

Soweit der gegenwärtige stand der untersuchung<sup>1</sup>. Prüfen wir nun zunächst die notizen in dem dialoge, welche zur datierung einen anhalt geben. Sogleich zu anfang des gesprächs findet sich die erwähnte gratulation zu Sickingens bestallung: *Jnucker ich wünsch eüch viel glücks zu dem befehl und loblichen kriegsszeüß, dartzu euch Kaiserliche Mayestat verordnet hat ...* Nun datiert der amtliche bestallungsbrief des kaisers an Sickingen aus Brüssel vom 4. juli 1521 (Ulman s. 200 anm. 2), wird also kaum vor dem 10. juli etwa bei Sickingen eingetroffen sein. Freilich hat Sickingen früher bereits von der bestallung gewusst; es sind, wie aus den akten hervorgeht (vgl. Ulman, schon früher in dieser angelegenheit briefe zwischen dem kaiser und ihm gewechselt worden. Allein das ist für unsere zwecke belanglos. Denn der verfasser eines für die grosse menge berechneten dialogs konnte, selbst wenn er Sickingen sehr nahe stand und um die verhandlungen wusste, nicht wol gut in der öffentlichkeit Sickingen gratulieren, ehe nicht dieselben zu definitivem abschluss gelangt waren. Es würde also diese notiz uns frühestens auf mitte juli 1521 als abfassungszeit des büchleins führen.

Vielleicht darf man auch zur datierung heranziehen die erwähnung des Bartholomäustages in der lieblichen geschichte, welche Karsthans als das, was ihn gegenwärtig betrübt, erzählt von seinem pferde, welches er *gestreicht und geliebt, auch etwa uff sein köpflin geküsst habe* (Böck. IV s. 652). Der official habe dieses für *ein ketzerstück erkannt*, und ihm 20 gulden zur strafe abgefordert, die er schliesslich auf 12 ermässigt habe, zahlbar auf einen bestimmten termin. Er, Karsthans, habe ihm bei ablauf dieser frist aber nur sechs gulden geben können und ihn gebeten, mit den übrigen sechs *biss zu sanct Bartholomestag, wann ich ussgetrochen* zu warten, jedoch habe sich der official nicht erweichen lassen, sondern am nächsten sonntag ihn als gebannt verkünden lassen. Nun ist der Bartholomäustag der 24. august. Der verfasser des dialogs konnte doch wol nicht gut seine

1) Die ältere litteratur (Hagen, Münch u. a.) glaube ich nicht besonders anführen zu müssen. Bejahung und verneinung der auferschaft Hutten's wechsell ab.

also bestimmte geschichte<sup>1</sup> einflechten, wenn dieser tag soeben vergangen war, er lässt doch wol den bauer reden, was in die zeit, da der dialog erscheinen sollte, hineinpasst. Dann aber dürfen wir die abfassungszeit auch nicht zu nahe an den 24. august heranrücken, denn etliche tage hätte der official schon warten können. Mitte oder ende juli würde auch hier gut passen.

Die bemerkung (s. 658) Sickingens, dass Hutten und er *diesen winter* die Lutherschen bücher gelesen, passt nur auf den winter 1520/21 (s. Strauss a. a. o.), ja es scheint, als werde die anwesenheit Huttens auf der Eberburg jetzt nicht mehr vorausgesetzt, wenn es heisst: *Seit här die Lutherischen bucher ussgegangen und Hutten bei mir zu Eberburg gewesen . . .* (S. 652, 653 spricht meines erachtens nicht dagegen, da es sich dort nur um die interessengemeinschaft Sickingens und Huttens, nicht um einen aufenthalt auf der Eberburg handelt; und wenn Karsthans sagt *ir lassent in in euren hauss wider den bapst und genante geistlichen, was er wil schreyben*, so zwingt das keineswegs dazu, gegenwärtig Hutten auf der Eberburg zu denken, es soll etwa heissen: Euer haus stellt ihr ihm zur verfügung). Leider sind wir nicht genau unterrichtet über Huttens aufenthalt in dieser zeit. Ende mai war er noch auf der Eberburg (vgl. Böcking II, 76; der dort s. 78 auf den 14. juni gesetzte brief ist falsch datiert, vgl. Szamatolski: Ulrichs v. Hutten deutsche schriften s. 93), am 19. juni 1521 berichtet Cochlaeus an den papst aus Frankfurt: non adeo longe abest hinc Huttenus (Ztschr. für kirchengesch. XVIII, s. 118), das macht möglich, dass Hutten damals nicht mehr auf der Eberburg war, am 4. september war er sicher nicht mehr dort (vgl. Böck. II, 80). So unsicher diese notizen sind, machen sie die abfassungszeit des dialogs im juli nicht unmöglich, sondern eher wahrscheinlich.

S. 659 wird Luthers ächtung durch den kaiser erwähnt. Diese erwähnung hilft mit, das jahr 1521 zu fixieren als abfassungsjahr; ein näheres merkmal gibt sie nicht, da ein hinaufrücken der abfassungszeit über anfang juli hinauf aus obigen gründen unstatthaft ist. Die für

1) Es wird in der erzählung vorausgesetzt, dass der Bartholomäustag noch nicht vergangen ist. Denn sonst hätte doch wol Karsthans durch den verkauf seines getreides die ausstehenden 6 gulden zusammengebracht und wäre vom banne gelöst worden. Eine andere auslegung ist meines erachtens nach dem wortlaut unmöglich. Auch wird man nicht den Bartholomäustag so fassen dürfen, wie er in einem sprichwort vorkommt: „Auf Sanct-Barthel, Nimmermehr.“ d. h. auf den Nimmerleinstag, wenn der charfreitag auf den gründonnerstag fällt, wenn die kuh einen batzen gilt“ (vgl. Wander I, 241 fg. III, 1034 fg.), so dass ein unmöglicher termin ad calendae Graecas gedacht wäre. Dagegen spricht die ganze zeichnung der figur des Karsthans,



die datierung nicht unwichtige notiz, dass der Kaiser *Hutten getraud zu diener uffgenommen* (s. 659) wird in der schlusserörterung genaue besprechung finden.

Erwähnung verdient die erinnerung an die bulle Coenae Domini, von der Sickingen sagt: *die hat mir Hutten verteutschet, und ich fiud bei sechtzigerley menschen, die in derselbigen bullen durch den bapst jürlich verbannet werden*. Wir dürfen es bei dem — wie aus dem ganzen dialoge hervorgeht — nahen verhältnis des verfassers zu Sickingen für eine wahre notiz halten, dass Hutten Sickingen diese bulle verdeutschte. Wie aber kam er dazu? Wollte er seinem freunde lediglich einen typus päpstlicher anmassung zeigen? Die bulle Coenae Domini hat für die damalige zeit diese typische bedeutung (vgl. Böck. IV, 326 bei Hutten, bei Luther Weimarer ausgabe I, 620. 622. 623. II, 661. VI, 546. 432. Bosserts auf Weim. ausg. VIII, 689 ruhende notiz [Stud. u. krit. 274], dass Luther die bulle „nicht gerade häufig“ citierte, korrigiert sich hiernach); aber könnte nicht speziell die erwähnung seines Wittenberger freundes unter den ketzern Hutten zur vorlesung bei Sickingen veranlasst haben? Diese bulle, in welcher man den von Sickingen geschätzten Luther neben allerlei berüchtigte ketzer setzte, war dann ein prächtiges agitationsmittel, um den ritterlichen freund ganz für die Lutherische sache zu gewinnen! Es müsste diese lektüre Huttens und Sickingens dann in den sommer 1521, etwa in den monat april, fallen<sup>1</sup>, und wir hätten zugleich einen anhaltspunkt für das bekanntwerden der vermehrten und verbesserten bulle in Deutschland<sup>2</sup>.

der als der von den pfaffen geschundene, nicht sie äffende bauer charakterisiert wird, sowie insbesondere der wortlaut: *ich ... um gottes willen gebetten, mir mit den andern sechsen biss zu sauct Bartholomestag ... zu beiten*. Man muss bedenken, dass der Bartholomäustag in der landwirtschaft ein entscheidender tag ist, wie die sprichwörter beweisen: „Am Bartholomäustag schüttele die äpfel und birnen ab“ — „Wie sich Bartholomäus hält, so ist der ganze herbst bestellt.“ „Barthelmei knicket de haver in de kuei“ — vgl. Wander I ebda. Für den bauer, der in geldnot war, bedeutete der Bartholomäustag einen wichtigen termin. Das bestätigt aber nur die im text ausgesprochene behauptung, dass der verfasser des dialogs nicht so schreiben konnte, wenn jener tag bereits vorgegangen war. Wie ich mir habe sagen lassen, ist es landwirtschaftlich sehr wol möglich, dass der bauer bis 21. august ausgedroschen und auch bereits „etwas“ von frucht verkauft hat.

1) Dass Sickingen auch im sommer 1521 seine gemeinsame lektüre mit Hutten noch fortsetzte, beweist die bemerkung Aleanders bei Kalkoff (Depeschen Aleanders s. 179.)

2) Auffallend bleibt dann freilich, dass Luther so spät von dieser seiner verketzerung in der bulle gehört zu haben scheint. Hat Spalatin hier seine hand im spiele gehabt? Vielleicht fürchtete er einen allzu heftigen zornausbruch Luthers und

S. 668 sagt Karsthans: *Sollichs* (nämlich die befreiung von den bösen tyrannen) *wil ich nit auffhören täglich zu bitten biss so lang ich hilff befinde, und erfüllet werde die propherey der mutter gottes Marie, da sie spricht: Er hat die hoffertigen in den gedauken seines hertzens zerstreuet.* Man könnte eine anspielung an Luthers Magnificat vermuten (vgl. E. A. 45, s. 266 fgg., wo Luther jenen vers auch auf das verhältnis zu seinem „widerpart“ anwendet). Luther schickte am 10. juni das fertige manuskript seiner Magnificatauslegung an Spalatin (Enders briefw. 3 s. 171), am 6. august fragt Luther ungeduldig, warum der druck noch nicht beendet sei (ebenda s. 215). In dem briefe Corp. Reform. I nr. 130 schickt Melancthon an Spalatin ein fertiges exemplar des Magnificat. Dieser brief aber kann nicht vor den 9. september fallen (s. Bossert s. 313 fg.) und damit wäre die möglichkeit einer direkten abhängigkeit jener stelle im Neu-Karsthans von Luthers Magnificat ausgeschlossen; denn in den september werden wir den dialog nicht hinabrücken dürfen; abgesehen von der erwähmung des Bartholomäustages wäre die gratulation zu Sickingens bestallung dann ein wenig sehr verspätet (vgl. auch unten). Allein indirekt könnte jene notiz doch mit Luthers Magnificat zusammenhängen. Das Magnificat ist, wie stückweise vollendet, so wahrscheinlich auch stückweise gedruckt (gütige mitteilung von Bossert). Melancthon schreibt an Spalatin juli 1521: *Ex magnificat certe mitterem, si significares, quas paginas habeas* (Corp. Ref. I, 445 nr. 124). Das setzt voraus, dass Spalatin einige druckbogen des Magnificat besass, dann aber konnte sie Bucer in Worms auch von dort auf die Ebernburg getragen und sie dem verfasser des Neu-Karsthans, der, wie wir sehen werden, auf der Ebernburg zu suchen ist, mitgeteilt haben. Allerdings gehört der in betracht kommende vers in den letzten teil des Magnificat, wird also kaum vor anfang september gedruckt sein, es müsste also die kenntnis der auslegung der ersten verse des Magnificat den verfasser zur erwähmung eines der letzten verse, der für seine zwecke gut zu passen schien, veranlasst haben. Das ist möglich; aber wer will entscheiden, ob es so ist?<sup>1</sup>

Dem dialoge sind beigefügt 30 artikel, *so junker Helferich, reyter Heintz und Karsthans mit sampt irem anhang hart und vest*

hielt deshalb die bulle ihm verborgen? Hat dann vielleicht Luther bei seinem heimlichen Wittenberger besuch in december die bulle kennen gelernt?

1) Von der wol ins jahr 1520 gehörigen predigt Ökolampads: *Ain sermon von dem vers im Magnificat* ist die auslegung im N.-Karsthans nicht abhängig; erstere behandelt nämlich, wie ich durch einsicht in ein im Freytagsehen nachlass befindliches exemplar feststellen konnte, ausschliesslich den vers: *Exultavit anima mea.*

*zu halten geschworen haben.* Hauptsächlich um dieser artikel willen hat man den dialog an den bauernkrieg heranrücken zu müssen gemeint (vgl. Böcking IV, s. 650), und Strauss, der den dialog ins jahr 1521 setzt, hatte vermutet, dass die artikel ursprünglich nicht mit diesem zusammengehörten, sondern später beige druckt seien (s. 434). Allein die genaue durchsicht der artikel lässt nichts entdecken, was eine heranrückung an den ausbruch des bauernaufstandes, dessen vorboten ja übrigens schon 1521 sich zeigen, notwendig machen müsste. Die artikel sind sämtlich materialisierte, in die praxis umgesetzte forderungen, entlehnt aus Luthers ideen, ähnlich wie bei Eberlin. (Vgl. die polemik gegen pfaffen und mönche artikel 1 und 2, den bann art. 3, den papst und die cardinäle, die curfisanen art. 5 - 9, die feindschaft gegen das geistliche recht art. 13, polemik gegen das fasten art. 15, die bettelmönche art. 16. 17. Forderung der anstellung nur solcher pfarrer, die das evangelium predigen art. 21, gegenüber den vielen festen nur den sonntag zu feiern art. 24. Man vergleiche damit die drei grossen schriften Luthers vom jahre 1520). Die sprache ist, wie sie für den bauern passt, derb, aber nicht eigentlich revolutionär. Art. 29: *der heimlichen beicht halber dr. Luthern und andern der sach verstendigen und unpartheyschen an zu suchen und ives rats darinn zu pflegen* endlich zwingt geradezu die abfassung der artikel ins jahr 1521 zu setzen. So konnte nämlich nicht mehr geschrieben werden, wenn Luthers schrift „von der beichte“ usw. bereits erschienen war<sup>1</sup>. Das muss vor ende september (vgl. Weimarer ausg. bd. VIII s. 132) verfasst sein. Dann aber liegt kein grund vor, die artikel von dem dialog zu trennen (gegen Strauss). Gehen die uns erhaltenen drucke auf einen druck zurück und ist dieser der originaldruck? und ich wüsste nicht, was dagegen spräche -- so ist es sogar völlig ausgeschlossen, die Artikel als späteren beidruck zu fassen. Denn unmittelbar nach den letzten worten des dialogs folgt noch auf derselben seite: *Hic endet sich der Karsthans und volgen hernach dreyszig arti-*

1) Weim. ausg. VIII in den „Nachträgen und berichtigungen“ scheint die aufassung vertreten zu sein, als liege in artikel 29 eine anspielung an Luthers bereits erschienene schrift vor. Der text zwingt dazu nicht; der verfasser hätte sich meines erachtens anders ausgedrückt, wenn ein positiver entscheid Luthers bereits vorgelegen hätte. Vielmehr weiss er in diesem wichtigen punkte noch keinen rat, stellt daher dem rate Luthers und anderer verständiger leute die sache anheim. Nahe liegt die vermutung, dass der Eberburger kreis, dem der verfasser des dialogs angehörte, um das demnächstige erscheinen der schrift Luthers wusste -- sie war Sickingen gewidmet! -- und der verfasser des artikel 29 auf dieselbe hinweisen will.

2) s. Böck. I s. 78.

*kel usw.* Die neue seite beginnt mit artikel 1 — und zwar ist dies also bei sämtlichen vorhandenen exemplaren (vgl. Böcking). Auch kann, um dies vorweg zu nehmen, angesichts des artikel 29 Ökolampad nicht wol der verfasser der flugschrift sein, da er ja seinerseits dr. Luther nicht um rat gefragt, sondern selbständig ein büchlein über die beichte veröffentlicht hatte.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich: der dialog „Neu-Karsthans“ kann nicht vor mitte juli 1521 verfasst sein, er wird auch nicht allzu spät hinter diese zeit fallen, da die gratulation zu Sickingens bestallung nicht in eine zeit passt, da der feldzug bereits seit langem begonnen hatte. Sickingen aber war spätestens ende juli kriegsbereit (Ulman s. 201). Die erwähnung des Bartholomäustages lässt über ende ali, anfang august nicht hinausgehen, in den september vollends darf man nicht hinabsteigen bez. der datierung um der unkenntnis des dialogs von der schrift von der beichte willen.

Für diese fixierung des datums spricht auch ganz allgemein der tenor des dialogs. Das schriftchen nennt sich „Neu-Karsthans“, es ist in form und inhalt durchaus verschieden von der flugschrift „Karsthans“, nicht etwa eine art neu-auflage derselben. Diese war eine theologische streitschrift gegen Murner, jenes ist ein politisches flugblatt, wobei natürlich zu beachten ist, dass in der damaligen zeit die grenzen dieser bestimmung von litteraturprodukten fliegend sind. Demgemäss sind auch die personen in beiden dialogen verschieden, im Karsthans reden Murner, Karsthans und sein in Cöln bei Hochstraten in die schule gegangener sohn, Luther und Mercurius, in Neu-Karsthans nur Karsthans und Sickingen, der als Vertreter des lutherfreundlichen adels erscheint. Die rolle des Karsthans ist in beiden schriften verschieden, sie ist sich gleich nur insofern, als der bauer die lateinischen worte misversteht und dadurch ein wenig zur komischen figur wird (vgl. B. IV, 623. 625 u. ö. im Karsthans, 666. 679 im Neu-Karsthans). Aber sonst ist in den beiden dialogen, wie gesagt, die rolle des Karsthans conträr gefasst. Die rolle, die Sickingen im Neu-Karsthans spielt, führt im Karsthans der bauer; er leitet und entscheidet das gespräch, kennt seine bibel sehr genau, weiss von Tarquinius Superbus und hat Luthers schriften gelesen (640, 639), d. h. er ist nicht der schlichte bauer, sondern der typus des gegenüber papstsatzungen auf das evangelium gegründeten schlichten einfachen mannes, wie er in einem eine theologische disputation repräsentierenden dialoge gegenüber den scholastisch geschulten Römlingen wol am platze war. Im „Neu-Karsthans“ ist Karsthans zwar nicht der dumme, aber doch

der belehrungsbedürftige bauer, der die bibel erst noch lesen will (s. 671), auch Luthers schriften noch nicht kennt (s. 661, 671) kurz allenthalben seinen „gnädigen junker“ um rat fragt. Er ist typus des infolge der Lutherschen bewegung bereits in gärung geratenen bauernstandes, wie er in eine politische flugschrift, deren held Sickingen ist, hineinpasste. Hier ist er realistisch, im „Karsthans“ idealisiert aufgefasst. Gerade diese realistik aber kommt dem nach einer datierung der schrift suchenden zu gute. Der bauer ist innerlich empört über das schamlose gebaren seiner geistlichen oberherren. er möchte mit seinem flegel und karst dreinschlagen: *die pfaffen plagen mich für und für, dass ich schier nit weiss, wie ich meinen sachen thun soll und sollt es länger wähen, ich würd mich einmal gröblich vergessen; denn sie übermachen das spiel* (s. 651). *Wollen wir dann nit diejenigen, die uns so lung verführt, um ihre übelthat strafen?* (s. 659). *So fall er* (der papst) *in aller teufel namen und der teufel helf ihm darnach wiederum auf* (s. 662), vgl. auch s. 657. Gewiss drängt auch im dialog „Karsthans“ der Karsthans zur gewalt (s. 631, 633), aber nicht mit derselben intensität wie im „Neu-Karsthans“. Man bemerkt bei letzterem die enttäuschung, die der bauer am Wormser reichstag erlebt hat (vgl. s. 659). Er in seiner derben ursprünglichkeit will nun losschlagen, nachdem alle bemühungen um friedliche besse- rung der zustände gescheitert sind. Wie mir scheint, will dieses drin- gen auf gewalt am besten auf die zeit unmittelbar nach dem reichstag, in die monate juli und anfang august (s. oben) passen, nicht gut später. Dem stürmischen drängen des bauern gegenüber steht nun die massvolle zurückhaltung Sickingens, der mit einer gewissen virtuosität einzulenken versteht, sobald der bauer mit seinem zorn losbricht. Es erscheint aber sehr charakteristisch, dass der ritter mit bestimmten gegenvorschlägen nicht kommen kann, sondern in allgemeinen phrasen zur geduld mahnt. *Leyd dich und hab geduld, es würt etwa besser* (651). *Ach mein lieber Karsthans, lass uns mit gedult handeln* (657). *Biss geduldyg* (662). Auch die vertröstung auf gottes willen: *Hab gedult, got würt in die suchen sehen* (652). *Darin schaff gott seinen göttlichen willen* (659) erscheint im munde Sickingens nur als mittel zur verdeckung seiner verlegenheit. Es sind worte, die zur rechten zeit sich einstellen, eben wo begriffe, d. h. in diesem falle fest formu- lierte pläne fehlen. Es ist etwas anderes, ob Luther also spricht oder der tatenfrohe ritter. Wie leer und schal klingt auch die meinung, der kaiser habe wol keine böse absicht gehabt, als er Luther bannte und Hutten verfolgte! Es spiegelt sich in dem dialoge sichtlich wider

die peinliche verlegenheit, in welche die ritterpartei durch den Wormser reichstag geraten war; es war zu offenkundig, sie hatte sich blamiert. Zu einer neu-formulierung ihrer position ist sie aber zur zeit der abfassung unseres dialogs noch nicht gekommen, sie weiss noch nicht, was sie will, es mag ihr wol der gedanke gekommen sein, sich an die spitze der bauern zu stellen, wie es ja späterhin teilweise geschah<sup>1</sup>, aber man wagt es nicht ihn auszudenken, geschweige ihn auszuführen: *das weiss ich nitt, ich hab es noch biss hür unserm herrn gott becollen*, antwortet Sickingen auf Karsthans hierauf bezüglichem vorschlag. — Alles dieses passt vortrefflich in die zeitlage kurz nach dem Wormser reichstage. Der dialog „Neu-Karsthans“ ist der getreue abdruck der verlegenen stimmung in den lutherfreundlichen ritterkreisen unmittelbar nach dem reichstag<sup>2</sup>.

Endlich bietet eine in dem in allerjüngster zeit veröffentlichten „Beiträgen zum briefwechsel der katholischen gelehrten Deutschlands im reformationszeitalter“ (fortsetzung<sup>3</sup>) von Friedensburg sich findende notiz einen objektiv sicheren terminus ad quem für die datierung, welcher die obigen aus der analyse des dialogs gewonnenen combinationen in überraschender weise bestätigt. Unter dem 27. september 1521 berichtet Cochlaeus an Aleander über die neuesten litteraturprodukte, welche die Lutheraner auf der letzten messe (Cochlaeus schreibt aus Frankfurt) verkauften<sup>4</sup>. Die Frankfurter herbstmesse begann „gleich nach Marien geburt“, d. h. um den 8. september<sup>5</sup>, somit ist um diese zeit das büchlein in den handel gekommen, wenn unter den neuen lutherischen schriften Cochlaeus auch den „Karsthans novus“ nennt. Eine nähere bezeichnung oder charakterisierung des büchleins gibt Cochlaeus nicht. Meines erachtens nötigt nun nichts dazu, auf grund dieses sicheren datums die abfassungszeit bis ende august oder anfang september hinabzurücken. Erscheint ein buch auf der herbstmesse, so

1) Vgl. die worte des bauern: *Ich hoff, ir werdent selbs im spil sein und ist mein und meins gleychen veste zuversicht und vertrauen, ir werdent noch als ein hauptmann ire böse stuck helfen straffen.* (S. 652.)

2) Inwiefern persönliche rücksichten in ihm zum ausdruck kommen, darüber s. unten.

3) Zeitschr. für Kirchengesch. XVIII s. 106 fgg. Den hinweis auf diese notiz verdanke ich herrn dr. Bossert.

4) *Infinita et infanda ediderunt et publice vendiderunt his nudinis Lutherani*, a. a. o. s. 125

5) S. Lersner, Chronik I s. 424. Das datum verschob sich um einige tage, je nachdem der Marien tag auf donnerstag, freitag, samstag oder dienstag oder mittwoch fiel. Das eine mal begann die messe den montag darauf, das andere mal den montag vorher.

lässt sich mit sicherheit nur daraus folgern, dass es nach der frühjahrmesse (welche Judica begann) erschienen ist, für den einzelnen monat lässt sich gar nichts daraus schliessen. In unserem falle nun gewinnt vielmehr gerade aus dem umstande, dass die schrift anfang september auf dem büchermarkt war, das oben hervorgehobene argument bez. des Bartholomäustages an gewicht. Denn nummehr dürfen wir mit gewissheit behaupten, dass die erzählung von Karsthans Pferdlein und dem 24. august als erbetenem zahlungstermin vom autor des dialogs unmittelbar aus der zeit heraus, in der er schrieb, gebildet ist<sup>1</sup>. Er hat sich sein eingeflochtenes geschichtchen als (für ihn) gegenwärtige begebenheit gedacht, als solche gefasst aber lässt sie ende juli — anfang august als abfassungszeit erschliessen (s. oben), die notiz aus Cochlaeus brief aber hat nur wert für die fixierung des terminus ad quem.

Somit wird Bosserts vermutung bez. des Henricus in Luthers unterschrift in dem brieft vom 10. juni hinfällig. Die möglichkeit bliebe freilich, dass der „reiter Heinz“ eine bereits früher bekannte und irgendwie scherzweise auch wol mit Luther in beziehung gesetzte figur in dem Wormser-Ebernburger kreise gewesen sei, sodass Luther auf dieselbe anspiele, und der Neu-Karsthans sie als solche in die populäre litteratur einfuhrte. Aus dem dialoge selbst lässt sich über dieselbe nichts entnehmen, sie wird neben junker Helferich und Karsthans gestellt und steht nach inhalt der artikel auf Luthers seite (vgl. artikel 28: *sie schwüren ein feyndtschaft allen dr. Luthers feynden*). Bossert (laut gütiger persönlicher mittheilung) möchte den hessischen rat Heinz von Luder als diese figur vermuten; es bliebe zu untersuchen, ob er mit dem landgrafen in Worms<sup>2</sup> (vgl. Rommel, Geschichte von Hessen); es ist wahrscheinlich, dass der ihm nahestehende Heinz ihn begleitete, eine notiz darüber habe ich nicht finden können. Für Luther hätte die anspielung an den namensvetter doppelt nahe gelegen!

Und nun der verlasser des dialogs? Das dürfte keinem zweifel begegnen, dass er in der nächsten umgebung Sickingens zu suchen ist

1) Es wäre doch allzu ungereimt, wenn der 21. august als termin gesetzt wäre im dialog, nachdem er in wirklichkeit soeben verstrichen war! (s. auch oben). Einen grossen zwischenraum zwischen abfassungszeit und erscheinen des drucks zu setzen, liegt kein grund vor.

2) Wenn auch er damals noch römisch gesinnt war, so ist es doch nicht undenkbar, dass einer seiner räte mit dem Ebernburger kreise beziehungen anknüpfte. Da Heinz v. Luder laut Spangenberg's Adelspiegel 1525 zur klosterreform herangezogen wurde, sprechen chronologische rücksichten nicht gegen obige vermutung.

(vgl. Böcking, Strauss, Schade, Baur). Darauf weisen zunächst die zahlreichen kleinen erinnerungen an den winter 1520/21 auf der Ebernburg; das intime freundschaftsverhältnis zwischen Hutten und Sickingen wird geschildert mit einer anschaulichkeit, wie sie nur dem augenzeugen eigen sein konnte. Und mehr noch: die druckertypen der einzigen uns erhaltenen (vielleicht überhaupt einzigen s. oben) ausgabe weisen auf die Ebernburg (Schade s. 287 f.). Man hat Hutten als den verfassers ablehnen zu müssen geglaubt<sup>2</sup>. Aber warum hat man das geglaubt? — Die über die zufälligkeit hinausgehenden signifikanten berührungspunkte innerhalb des dialogs mit Huttenschen gedanken in den der zeit seines aufenthaltes auf der Ebernburg angehörigen grösseren schriften hat man bereits bemerkt, Strauss (s. 432) und Böcking (in den anmerkungen zum Neu-Karsthans) haben sie zusammengestellt, die ähnlichkeit streift stellenweise an deutsche übersetzung von Huttens lateinischen schriften! Demgegenüber muss Strauss bemerkung schon stutzig machen: „Aber es konnte auch ein anderer, besonders wenn es einer aus dem damaligen Ebernburger kreise war, diese gedanken Huttens sich angeeignet haben.“ Die gedankenaneignung hat doch eine grenze, und gewisse gedankencombinationen finden sich oft nur bei ihrem ersten concipienten und übertragen sich nicht. Aber man glaubt, die häufige, nicht ungeschickte citierung der bibel und der kirchenväter vertrage sich nicht mit der Huttenschen feder. Was ersteres anlangt, so ist bekannt, wie Hutten seit der annäherung an den Wittenberger kreis mit vorliebe die bibel citiert, und wie die auf der Ebernburg entstandenen schriften (vgl. besonders die glossen zur bannbulle und die Klag und vormanung) beweisen, war diese gepflogenheit nicht nur gleichsam ein um der koketterie mit Luther willen umgeworfenes mützelchen, sondern eine äusserung langsam eindringenden schriftverständnisses. Die lektüre der Lutherschen schriften führte Hutten zu demselben hin; so können die bibelcitate nicht befremden. Und was die patristischen kenntnisse Huttens angeht, so darf man sich

1) Diese notiz Schades ist freilich mit vorsicht aufzunehmen. Mir ist es trotz vergleichung zahlreichen, von der Frankfurter bibliothek gütigst zur verfügung gestellten materials nicht gelungen, den „Neu-Karsthans“ einer bestimmten druckerpresse mit sicherheit zuweisen zu können.

2) Dass Ökolampad nicht der verfassers sein kann, sagten wir bereits. Auf die Ebernburg kam er erst april 1522 (vgl. Herzog: Ökolampad s. 186 und artikel Ökolampad in der A. d. B.). In seinen schriften bis 1521 fehlt noch jeglicher gedanke an jenen im Neu-Karsthans geplanten zusammenschluss der ritter, bauern und Luthers; Ökolampad ist noch kein politiker in dieser zeit, sondern lediglich von Luthers und der mystik geist berührter theologe.



dieselben nicht zu gering denken. Hutten hat Sickingens bibliothek durchstöbert (Strauss 393); wenn sich eine schrift aus der zeit des Basler concils daselbst befand, die Hutten edierte, so mag auch „von seinem vater seligen verlassen“ einige patristische litteratur dort sich gefunden haben. Ausserdem hat Hutten persönlich patristische litteratur gekauft (s. Strauss s. 335). Es fällt auf, dass Hutten in den auf der Ebernburg geschriebenen schriften häufig die kirchenväter citirt; er hat sie auch innerlich verarbeitet; in der „Klag und vormanung“ sind die betreffenden stellen an den rand geschrieben, ihr inhalt aber ist geschickt in den deutschen text verwoben und auch in den randglossen zur bulle ist die citation nicht eine oberflächliche. Hutten hat den Hieronymus, Augustin, Origenes, Ambrosius, Cyprian ziemlich genau gekannt, von späterer zeit Gerson (vgl. die betr. schriften Huttens). Somit ist das „theologische geschmäckchen“ des dialogs Neu-Karsthans jedesfalls kein hindernis für die annahme der autorschaft Huttens. Allein eine positive beweisstütze ist durch den erweis der vertrautheit Huttens mit bibel und patristik an sich auch noch nicht gewonnen. Es gilt die citate im Neu-Karsthans zu vergleichen mit denjenigen in den der Ebernburger zeit angehörigen Huttenschen schriften — in betracht kommen die Bulla, Monitor I und II, Praedones, die Randglossen zur bannbulle und die Klag und vormanung. — Zum verständnis des folgenden sei bemerkt, dass in „Klag und vormanung“ neben den text an den rand gedruckt sind teils kurze inhaltsangaben des im text stehenden, teils die bibleitate und namen der kirchenväter mit oder ohne nähere bestimmung der betreffenden schrift, an welche Hutten denkt. Die beziehung zwischen text und bibleitat am raude ist häufig eine sehr lose, sodass es für uns schwer wird zu entscheiden, welchen vers Hutten im sinne hat; mitunter soll das bibleitat die position Christi geben gegenüber der negation des im texte geschilderten papstwesens. Im Neu-Karsthans sind in den text eingerückt mit kleinem druck kurze inhaltsangaben des im folgenden texte behandelten.

Das citat aus Ambrosius (Neu-Karsthans s. 656): *des priesters ampt ist keinem schädlich, sunder einem yeden nüt; sein wollen* findet sich lateinisch in den Randglossen zur bannbulle (Böck. V s. 309; das citat aus Ambrosius' auslegung des 118. psalms (N.-K. s. 656) ebenfalls lateinisch in den Randglossen zur bannbulle (s. 315).

Die stelle aus Origenes (N.-K. 656) ist verarbeitet in Huttens Klag und vormanung (Böck. III, 497). Die dortigen verse decken sich mit dem inhalt des citates, am raude steht Orige. super Genes. hom. XVI, woher die stelle tatsächlich stammt (s. Böck. IV, 656 ann.).

Das citat aus Cyprian (N.-K. 661) entspricht wörtlich der randglosse zur bulle s. 309 und findet sich in freier bearbeitung unter berufung auf Cyprian: *als Cyprianus hat gesezt* in Klag und vormanung s. 518 mit randbemerkung: Cyprianus. (beachte hier auch die ähulichkeit des nun folgenden gedankenganges mit dem gedankengang im Neu-Karsthans); das Cypriancitat N.-K. 664, dass das volk über die wahl seiner bischöfe wachen soll, ist verarbeitet Klag und vormanung s. 493. Randbemerkung: Cyprianus ad longum.

Die stelle aus Gerson (N.-K. 668) findet sich wider in Klag und vormanung s. 493; an rande steht: *Vide Gersonem!* Es heisst im N.-K.: *Der unnuüt; stoltz; weybiſch pomp und gebräng der geistlichen eret nit die kirchen gottes ...* in Kl. und v.: *darum sie prängen mit gewalt; gott hat ihn das nie zugestall.*

Die Hieronymusstelle (N.-K. 669) ist die unmittelbare fortsetzung der in den Randglossen zur bulle citierten stelle (Böck. V, 327). Sie stammt aus Hieronymus' Zephanja-commentar, den Hutten besonders eingehend studiert haben muss, da er ihn in den Randglossen zur bulle wiederholt (s. 305, 320, 327) und in der Klag und vormanung nicht weniger als neunmal am rande nennt. Die stelle N.-K. 669: *in der kirchen gottes muss man nicht allein lehren, sondern auch thun*, scheint mir vorzuschweben in Klag und vormanung s. 481. wenn es unter der randbemerkung Hierony. super Soph. (woher die stelle tatsächlich stammt) heisst: *der ylkat wil yeder sein gefreyt.* Das citat am rande bringt dann, wie es bei den bibelstellen häufig der fall ist (s. oben), die position gegenüber der negation im text.

Nicht alle citate der kirchenväter im „Neu-Karsthans“ lassen sich unmittelbar als herübernahme aus gleichzeitigen schriften Huttens erweisen; allein das ist auch gar nicht zu erwarten. Ein in der patristik nur einigermaßen belesener schriftsteller wird — auch in der damaligen zeit nicht — doch nicht stets dieselben citate bringen, sondern er wird aus dem ihm bekannten schriftencyklus in verschiedenen schriften auch neben gleichem verschiedenes bieten. Um daher auf grund der patristischen citate die identität der autorschaft in zwei oder mehreren dialogen festzustellen, ist die identität des schriftencyklus, aus welchem citiert wird, in den zu vergleichenden werken an sich schon sehr wertvoll; lässt sich ferner nachweisen, dass aus dem vorhandenen schatze häufig citiert wird, so kann es nicht überraschen, wenn nicht sämtliche citate in den zu vergleichenden schriften übereinstimmen. Man wird aber zugestehen müssen, dass in unserem falle die zahl der sich deckenden citate sehr gross ist. Der cyclus der patri-

stischen schriften ist nun — mit je einer unten zu erwähnenden ausnahme — im Neu-Karsthans und den gleichzeitigen Huttenschen schriften derselbe (nämlich die oben erwähnten kirchenväter). Bezüglich der nicht unmittelbar in Huttens gleichzeitigen schriften nachweisbaren kirchenhistorischen citate rücksichtlich der häufigkeit des citierens sei folgendes bemerkt:

Das Ambrosiuscitat N.-K. s. 678 entstammt der schrift *De dignitate sacerdotali*<sup>1</sup>. Es findet sich dieselbe unter dem titel *Sermo de pastoribus* [über die verschiedenen titel vgl. Migne bd. 17 s. 567] in *Klag* und *vormanung* am rande citiert s. 478, 479, 480, 481, 486, 498, 500, 501 (2mal) 503, 508, 515 (2mal) beweis genug, dass Hutten mit der betreffenden schrift des Ambrosius vertraut war! Möglich wäre, dass das im Neu-Karsthans wörtlich angeführte citat (*ein bischof ist das auy seiner kirchen*) in *Klag* und *vormanung* s. 479 oder 501, 503 vorgeschwebt hat, indem Hutten dort im texte von den bischöfen spricht. Die citate N.-K. 656, 662<sup>2</sup> entstammen Augustins *Sermones*. Dass Hutten dieselben kannte, beweist die randglosse zur bulle s. 313 (hier wird der sermon über Mt. 16, 18 citiert), sowie die randbemerkung in *Klag* und *vormanung* s. 498, 515: Aug. in homil. Ist es zufall, dass gerade dann in Kl. u. v. Augustin am rande steht, wenn von der pfaffen habgier die rede ist, indem auch im N.-K. an den beiden resp. 3 stellen von den *pfaffen, die man meyden soll*, die rede ist?

Origenes wird in den Randglossen zur bulle s. 313, in *Klag* und *vormanung* s. 477, 497, 502, 503, 509 (hier heisst es Origen. multa passim), 518 genannt und zwar handelt es sich in den citaten um verschiedene schriften des Origenes, nämlich Hom. XVI super Genes. (3mal; nämlich Kl. u. v. s. 477, 497, 503), Hom. VI in Esa. (2mal; Kl. u. v. s. 502, 518), Hom. VII in Hiere. (einmal s. 518) und die auslegung von Mt. 16, 18 (Randglossen zur bulle s. 313); — auf die frage nach überlieferung und echtheit dieser schriften brauchen wir uns hier nicht einzulassen. — Kann es nun — die autorschaft Huttens einmal angenommen — namentlich angesichts des multa passim (s. oben) befremden, dass N.-K. eine stelle aus Origenes Römerbriefauslegung bringt? (s. 659), vgl. ausserdem zu Huttens kenntnis des Origenes den brief an Bucer vom 28. nov. 1520 (Böck. I, 428).

Die kenntnis des Hieronymus seitens Huttens geht aus *Klag* u. *vorm.* s. 477, 478, 480, 481, 483, 499, 506, 507, 508, 515, 519, 522,

1) Vgl. Böck. ann. Im texte steht nur: „als Ambrosius sagt“.

2) Vielleicht auch 664, ein citat, dessen herkunft strittig ist, s. Böck. ann.

Randglossen zur bulle s. 303, 312, 321, 327, 328 (?) — es handelt sich um citate aus den commentaren über Zephanja, Daniel, Matthäus — so klar hervor, dass es nicht befremden kann, wenn Hutten verfasser des Neu-Karsthans ist, auch ein citat aus Hieronymus briefen bei ihm zu finden (N.-K. s. 675), zumal schon aus früherer zeit kenntnis des Hieronymus seitens Huttens zu erschliessen ist (Böck. I, 238).

Für die beiden citate aus Chrysostomus (N.-K. s. 663) habe ich eine parallele bei Hutten nicht gefunden. Soweit ich sehen konnte, finden sich die betreffenden stellen auch nicht im geistlichen recht, welches Hutten wiederholt benutzt, oder in Luthers schriften, die er mit Sickingen zusammen las. Wäre es aber unmöglich, dass Hutten den Chrysostomus gelesen hat, was damals nichts gerade seltenes war?<sup>1</sup> Oder hat er etwa aus einer anderen schrift, die noch zu entdecken wäre, die citate entnommen? Jedesfalls wird man wol kaum daraus, dass die kenntnis des Chrysostomus seitens Hutten sich sonst nicht nachweisen lässt, eine entscheidende gegeninstanz gegen die behauptung der autorschaft Huttens im Neu-Karsthans machen können, es sei denn, dass man zuvor die auffallenden sonstigen parallelen bei der annahme verschiedener verfasser befriedigend erklärt hätte. — Umgekehrt wird in Klag und vormanung s. 518 einmal Gregorius ad Eulogium citiert, der in N.-K. nicht erwähnt wird.

Das Cyprianicitat N.-K. 663 und 661 (bez. des zweiten Cyprianicitates auf 661 s. oben) begegnet nicht in gleichzeitigen schriften Huttens, aber dieser muss Cyprian genau gekannt haben, vgl. Klag und vorm. s. 479, 480, 481, 490, 503, 506, 507 (hier heisst es am rande: Cyprianus multa) 508, 509, 515, 518, 519, 521, 523, Randglossen zur bulle s. 316, 319. Dass ihm speciell Cyprians briefe, aus denen jene beiden citate im Neu-Karsthans stammen, bekannt waren, beweist Kl. u. v. s. 508, 509<sup>2</sup>.

Wir wenden uns zur vergleichung der bibleciteate.

Mt. 6. Le. 16. Vgl. Klag u. vorm. s. 476, 498. Neu-Karsthans s. 653. In letzterem heisst es: *Ir mögt nit got und dem reychtumb dienen*. In Kl. u. vorm.

1) Es sei erinnert an Luthers, Emsers und Ökolampads kenntnis des Chrysostomus. Ökolampad hat auf der Ebernburg sich mit übersetzung von homilien des Chrysostomus beschäftigt, nachdem er anfang april durch Hedio ein exemplar desselben erhalten hatte (vgl. Herzog: Ökolampad s. 267).

2) An den übrigen stellen findet sich nur allgemein: Cyprianus am rand. sodass sich näheres nicht bestimmen lässt; möglich, dass Hutten auch hier stellen aus den briefen vorschwebten.

- steht neben Mt. 6. Lc. 16 am rand: *Gott und reichthumb* (s. 476); an der zweiten stelle (s. 498) heisst es am rand: *Zweyen herren dienen.*
- Lc. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 476, Neu-Karsthans 655. Kl. u. v. form. heisst es: *Ob man mich dum verroylet schon das trifft allein den körper an, die seel man mir nit doeten kann.* Am rande: Lc. 12. N.-K. heisst es: *Item Luc. am XII ... des menschen leben ist nit in den dingen, die er besitzet.*
- Joh. 15 u. 17. Vgl. Klag u. vorm. s. 477, Neu-Karsthans s. 655, 674. Kl. u. v. heisst es am rande neben den bibeleitaten: *die geistlichen sollen nach dem geist leben.* N.-K.: *Die pffaffen sollten der welt ganz abthun . . . . Jo. am XVII: dann warumb sie sind nit von der welt, als auch ich nit von der welt bin, und, wie du mich hast in die welt geschickt, also schicke ich sie auch in die welt.*
- Col. 1. Vgl. Praedones (Böck. IV, 398): verum fas est sine capite esse ecclesiam? Non est atque igitur caput habet, quod est ipse Christus (ausdrücklich angeben ist Col. 1 hier nicht; dass es zu grunde liegt, ist klar), mit Neu-Karsthans 660: *Aber der kirchen haupt ist Christus selbs, als Paulus schreybt zu den Colosenseru: „Er ist ein haupt seines leybs der kirchen.“*
- Mt. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 479, Neu-Karsthans s. 672. Hier heisst es: *Bey iren früchten werdet ir sie erkennen.* In Kl. u. v. steht neben der kapitelangabe am rand: *Was von solchem* (nämlich von der pflichtvergessenheit der bischöfe) *kompt.* Der gedankengang ist an beiden stellen derselbe.
- Joh. 10. Vgl. Klag u. vorm. s. 479, Neu-Karsth. 662. Hier wird Joh. 10 v. 1—3 citiert. In Kl. u. v. schweben offenbar dieselben verse vor, wenn am rande Joh. 10 steht und es — wie im N.-K. von den bischöfen — im texte heisst: *Die deine schaff befolhen han, des hyrten ampts sich nemen an und solten nur der seelen heyl bedenken . . .* Vgl. auch N.-K. 664. Noch schlagender ist die parallele zwischen N.-K. 662 und Kl. u. v. 517. N.-K. heisst es: *Christus sagt Johannis am X . . . Ein gullter hirt gibt sein seel für seine schaff usw. . . . — Ich bin der gut hirt . . .* Kl. u. v. hat am rande: *Ego sum pastor b(onus).* Im text: *Ein ander ist des hirten pfirch, der hatt sein schäflein lieb und wert, ir wollen nit noch milch begert.*
- Ezech. 34. Vgl. Klag u. vorm. s. 476, Neu-Karsth 665. Kl. u. v. heisst es im text — am rande steht: Ez. 34 —: *Wo der eins hyrten namen hat, gar nichts denkt, mit hilff und radt, wie er verhieten mög die herdt, allein der milch und wollen gert.* Im Neu-Karsth.: *Hat in* (— den pffaffen) *auch die straff getrünet durch den propheten Ezechielem, sprechend: Wee den hirten Israet, die sich selbs weiden. Solten nit die herd von den hirten geweidet werden? Ir habt die milch gessen, euch von der woll geleidet . . .* Vgl. Klag u. vorm. s. 503, 517 (wo die worte fast dieselben sind wie 476), 518 (wo sie wiederum ähnlich sind) und Randglossen zur bulle 306.
- Mt. 10. Vgl. Klag u. vorm. s. 479: *und solten* (die bischöfe) *nit tragen feyl dein geistlichkeit, dein göttlich gunst, als ob du die nit gibst umb sunst.* (am rande: Mt. 10) mit Neu-Karsth. s. 654: *do er sie auch ußsendt zu predigen, sprach er nit: Ziecht hin, suchent reychtumb, erwerbent gut, stellent nach gewinn, sunder hat er zu in gesagt: Geet hin predigent . . . ir habts umb sunst empfangen, gebt es wieder umb sonst hin.* Vgl. noch treffender Kl. u. v. s. 186 (am rande Mt. 10): *Die wölff er auch geheysen hatt, der geyt: igitkeit nit geben statt, Er sprach: ir habts umb sunst erlebt, drumb auch umb sunsts den andern gebt.*

- Mt. 19. Vgl. Klag u. vorm. s. 479 (am rande: Mt. 19) und Neu-Karsth. s. 654. 655. Der gedankengang ist beide male ähnlich, sofern die pointe beide male ist, dass reichum nicht den himmel erschliesst. Und dazu passte aus Mt. 19 doch nur die erzählung vom reichen jüdling, die N.-K. gibt mit den ihr noch folgenden worten Jesu, die also auch wol Hutten vorschwebte, als er Mt. 19 an den rand schrieb. Vgl. auch N.-K. 667, wo es heisst, dass die reichen glauben den himmel gepachtet zu haben, wogegen wiederum Sickingen sich auf Mt. 19 beruft. Beachte auch Kl. u. v. 486, wo wie im N.-K. 654 Mt. 19 und Le. 18 zusammenstehen!
1. Tim. 4. Vgl. Klag und vorm. s. 480 (am rande 1. Tim. 4) und Neu-Karsth. s. 658. Hier ist im anschluss an das citat von 1. Tim. 4, 1—4, welches angeführt wird, die rege von den priestern, welche das volk verführen und allerlei gebote auflegen, die gott nicht geboten hat. Kl. u. v. heisst es: *Wo er* (der von den priestern betrogene) *dann zu der begehrtung gut, erzelt er was jm sey erlaubt* (d. h. nach des priesters gesetzten) *daran yetzt mancher vester glaubt dann Christ herr an die warheit dein.* Die pointen, der gegensatz zwischen dem, was gott gebietet und die priester tun, sind beide male dieselben. Vgl. Kl. u. v. 487 (am rande 1. Tim. 4), wo es sich laut weiterer randbemerkung um *stiftung der münchsorden* handelt, wozu die betr. verse [man vgl. 1. Tim. 4 v. 3, den N.-K. citiert!], noch besser passen; und endlich Kl. u. v. 490. 491 (am rande 1. Tim. 4); hier (490) heisst es im text: *Und sagen uns von yeder speyss, von essen uff ein neüwe weiss* [vgl. widerum 1. Tim. 4 v. 3!]
1. Tim. 3. Vgl. Klag u. vorm. s. 481 (am rande 1. Tim. 3) mit Neu-Karsth. s. 671. Hier heisst es nach citierung von 1. Tim. 3, 2. 3 (wörtlich): *Nun kanst du erkennen, ob wir yetzund der gleychen bey uns haben.* Klag u. v. steht am rande: *Wie geistlichkeit yetzo geschickt.* Vgl. auch Kl. u. v. s. 499 2mal, wo es am rande ausser der anführung 1. Tim. 3 heisst: *Fronn gelert und geistliche priester resp. Geistlichkeit yetzt!*
- Le. 14. Vgl. Klag u. vorm. s. 482 mit Neu-Karsth. s. 656 fg. Der zusammenhang ist beide male genau derselbe. Kl. u. v. steht ausser Le. 14 am rand: *Geyt der geistlichen.* N.-K. heisst es: *Aber Christus, was gebeut der seinen priestern? hör: Wer nit absagt allem das er besitz, may nit mein jünger sein.* Zweifellos liegt beide male derselbe bibelvers. Le. 14, 33 zu grunde, indem für den textzusammenhang in Kl. u. v. kein anderer vers dieses kapitels zur illustration passt.
- Mt. 5. Vgl. Klag u. vorm. s. 483 (am rande Mt. 5) mit Neu-Karsth. s. 678. Hier heisst es: *Was sol aber zu letst daraus werden? Oder wie mögen die gebrechen abgelegt werden? Ich acht, anders nit dann wie Christus sagt, das man das schautlich gid vom körper abschneyde . . .* Kl. u. v. steht im text: *dem sey nun wie jm werden kan, so muss man doch yn gryffen an, das nit und auch von nöten ist, und das der körpel bleib in frist, die kranken glieder schneiden ab;* am rande noch weiterhin: *Vou nöten ist besserung zu suchen.*
- Mt. 18. Vgl. Klag u. vorm. s. 484 (am rande Mt. 18) mit Neu-Karsth. 663. Beide male handelt es sich um bestrafung der schuldigen glieder am christlichen leibe. Es dürfte sich um v. 15 fg. handeln, den N.-K. frei citiert.
- Jerem. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 484 und 505 (am rande Jerem. 12) mit Neu-Karsth. s. 678. Auch hier ist beide male die rede von der strafe an den schuldigen

gliedern der kirche. Kl. u. v. wird wol auch v. I im auge haben, den N.-K. wörtlich anführt.

- Le. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 485 (am rande Le. 12) mit Neu-Karsth. s. 655. Kl. u. v. bringt am rande die worte: *Geytz der Romanisten*. N.-K. heisst es: *Item Luce am XII: Secht und hüt eüch vor aller geytlichkeit*. — Vgl. auch die unmittelbar vorhergehende citierung von Le. 12, 33 sowie Kl. u. v. s. 515. Vgl. ferner Kl. u. v. s. 488, wo ausser Le. 12 am rande im text steht: *doch ist der geytz, der sye das heissyt*.
- Mt. 19. Vgl. Klag u. vorm. s. 486 (am rande Mt. 19) mit Neu-Karsth. s. 667 (s. auch oben): *Wie wol doch Christus*, so heisst es im N.-K., *das hymelreich gar theür hat gemacht den, die allein nach zeytlichen reychtumb trachten, do er sagt, als ich hör: O wie schwärzlich werden die, so ir vertrauen uff d; gelt setzen ins reych der hymel geen.* Und meynt es sey müglicher einem kämelthier durch ein nadel ör zu geen, dann ein reychen zu hymel. Kl. u. v. steht im text: *Was aber jm (Christus) ein schwödes ding, wo einer nur mit gelt umbyg. Wo nun uff gelt der hymel stett, nie kan dann war sein gottes redt, der spricht so müglich moegen sein zu einem nadel oer gon egn ein ungefüges kämelthyr, als koent ein reicher sich enthier gen hymmel und den wouen inn?*
- Jerem. 23. Vgl. Klag u. vorm. s. 488, Randglossen zur bulle s. 363 mit Neu-Karsth. s. 664. Hier heisst es: *Und über sollich (der pfaffen) ir tyranny schreyt der prophet Hieremias, sprechend: Wee den hirten, die verstreüen und verreyssen die herd meiner weid, spricht der herr*. Kl. u. v. (am rande Jerem. 23) steht im text: *Ir cardinül ich sprich eüch zu, die uns zu rauben habt kein ru*. In den randglossen heisst es: ut in te (papam) propheticum illud exclamare conveniat: *Ve pastoribus, qui dispergunt et lacerant!*
- Mt. 15. Vgl. Klag u. vorm. s. 491 mit Neu-Karsth. 666. Hier lauten die worte: *getz und geschicht, do sie dem bapst hofieren und sein gesetz, ob sie die schon unrecht und zu verwerffen erkennen, für gottes gebott zichen. Wüliches zu fürkommen hat Christus selbs die juden gestrafft Matthei am XV und Marei am VII, das sie umb menschlicher gesatz willen die gebott gottes überträten*. Kl. u. v. (am rande Mt. 15) hat im text: (Paulus) *hyess: yeden essen was er find am speizmarkt feyl on alle sünd. Ist aber getz ein grösser gbott dann selbs ye hatt gestiffet gott*.
2. Thess. 2. Vgl. Klag u. vorm. s. 492, 520 mit Neu-Karsth. 679. Beide male die bekannte identifizierung des papstes mit dem antichrist. (Kl. u. v. am rande 2. Thess. 2.)
- Tit. 1. Vgl. Klag u. vorm. s. 495, 96 mit Neu-Karsth. 672. Hier lauten die worte: *Wegter schreyt s. Paulus zu einem andern seiner jünger, Titus genant . . . Ein bischoff sol sein wie ein schaffner gotes, nit vorüg, sauder der gant; hart ob der geschriffte halte usw*. Kl. u. v. (am rande Tit. 1) steht im text: *des seind yetz solcher lugen vil die man vil grossyer acht und meer dann heytlig schriffte und christlich leer. Und seind doch nur uff gewinn und eggen nutz gegeben hien*, vgl. auch Randglossen zur bulle s. 315, wo es heisst: *Agó autem, quid ambire tibi in saeculo licet, quem Paulus dispensatorem dei esse iubet . . .* sowie Kl. u. v. 506 (am rande Tit. 1): *getz hat uns gott auch kanst beschert, das wir die bücher auch verstan . . . do uns die geschriffte noch unbekawt, do hettenus alls in irer handt (vgl. 507)*. Der gedan-

kengang dreht sich an allen stellen um die *gschriift*; es ist offenbar, dass immer derselbe vers (9) vorschwebt resp. v. 7.

- Tit. 3. Vgl. Neu-Karsth. s. 663 mit Klag u. vorm. s. 497 (am rande: Tit. 3). Es handelt sich beide male um bestrafung eines ketzers laut der in der schrift bezeugten strafgewalt. Zu beachten ist, dass das in N.-K. angeführte citat (Tit. 3 v. 10) sich wörtlich in der bannbulle selbst, die Hutten zugleich mit seinen bemerkungen dazu drucken liess, findet. (Böck. V, 326.)
1. Petr. 5. Vgl. Klag u. vorm. s. 503 (am rande 1. Petr. 5), Randglossen zur bulle s. 304 und Monitor I s. 341 (Böck. IV). Der gedankengang ist an allen diesen stellen derselbe, es handelt sich um die vermeintlichen priesterlichen vorrechte, die biblisch nicht begründet seien. Am schlagendsten ist die parallele zwischen N.-K. und Monitor I: N.-K.: *In seiner ersten epistel am fünfften kapitel schreibt er (Petrus) also: Euch, die ir priester seind ... bitt ich, verhütent, so rit in eüch ist, die herd Christi, acht uff die habend, nit bezwängklich, sunder mit guttem willen, nit schandtlich des gewinns darinn begerend sunder mitt eygem zuneeyglichen gemüt ...* Monitor I heisst es: Audi vero, quia de Petri successoribus agitur, quales ille voluerit, esse compresbiteros suos et successores. „Pascite“ inquit, quantum in vobis est gregem Christi, non coacte sed volentes, non turpiter affectantes lucrium sed propenso animo .... Zu beachten ist ferner, dass in N.-K. sowol wie in Kl. u. v. (am rande und im text) und in den Randglossen zur bulle unmittelbar anf 1. Petr. 5 ein citat aus 1. Tim. 3 folgt!
- Mc. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 505 (am rande Mc. 12) mit N.-K. s. 665. Hier heisst es: *Der geleychen hat Christus selbs auch zu verstein gegeben in dem gleychnüss Marei am zwelften, do er sagt von einem reyehen, der seinen weingarten ellichen verlühen heft usw. ... Biß här ist der weingart gottes, das ist die kirch, den pfaffen verlühen gewëzt, die haben iren nutz darinnen geschafft, aber gott dem hern haben sie kein frucht oder nutzung zugestellt ...* Kl. u. v. sagt im text: *Der weingart gottes ist nit rein, vil ungewëchß ist kommen drein.* Vgl. auch das folgende: *Wir reüten auß, unfruchtbarkeit und thund als gott hatt selbs geseit,* mit N.-K., wo die ganze ausführung laut in den text eingerückter bemerkung unter den gesichtspunkt gestellt ist, wie Christus den geistlichen getrewet und wo es heisst: *.. Darumb will gott seinen weingarten (die kirchen) von in nehmen und den andern verlassen ... Wil gott, du wirst es auch sehen, dann es hebt sich schon an ...*
- Joh. 10. Vgl. Klag u. vorm. s. 521 (am rande Joh. 10) mit N.-K. 662. Hier lauten die worte: *Christus sagt Joh. am X: Fürwar say ich eüch, wer nit in schaffstat geet durch die thür, sunder andersswo hingusteygt, der ist ein dieb und rauber.* Kl. u. v. heisst es: *Wer nit gee durch der warheit thür, hab nit den rechten hyrten kîr und sey ein dieb als du (Christus) jn heist.* Vgl. auch Huttenus Vadiscus s. 221.
2. Thess. 2. Vgl. Randglossen zur bulle s. 303 mit Neu-Karsth. s. 679. Beide male wird dasselbe citat ebensoweit anfangend und schliessend gegeben, nur in den randglossen als apostolicum, quod ad Philippenses scribitur. Eine solche verwechslung der neutestamentlichen schriften begegnet auch in Neu-Karsth. wiederholt (vgl. s. 674, 655 u. a.).
- Mt. 18. Vgl. Klag u. vorm. s. 509 (am rande Mt. 18) mit Neu-Karsthans s. 663. Hier heisst es: *Darumb sagt er zu Petro, wann sein bruder im nit volgen*



wüldt und auch der kirchen nit gehorsam sein, sollt er sich sein abthun und in halten als ein abgesünderten und verachten menschen. Vgl. unmittelbar vorher: *Und soltlichs ist die höchst straff gewesen, die Christus seinen aposteln gegen den ungehorsamen für zu wenden berolthen hat ...* Kl. u. v. lauten die worte: *Dann bannen ist die letzte not, wann helfen will kein straff noch leer und sich der sündler nit beker, ist doch vorhin so oft ermant alsdann er rechtlich würt verbant.*

Act. 5. Vgl. Klag u. vorm. s. 508 (am rande act. 5) mit Neu-Karsth. s. 666. *Und die aposteln, als Le. schreybt am V kapitel im buch der aposteln geschicht als sie eins mals von den bischoffen und obersten geschlagen waren, giengen sie mit guttem mut von in und freireten sich, dz sie würdig wären worden, umb Christus willen schmach zu leyden,* heisst es im N.-K. Kl. u. v. sagt: *Die schrecken uns mit irem bann, den mancher fürcht und geet von dann. Ich bin des aber nit gesündt ...* Offenbar setzt Hutten hier die päpstlichen intriguen in parallele zu der verfolgung in Jerusalem und führt die apostel als beispiel staudhaften ausharrens sich vor die seele, das wäre aber derselbe gedankengang wie in Neu-Karsthans!

Joh. 21. Vgl. Randglossen zur bulle s. 315 mit Neu-Karsth. s. 669. Hier lauten die worte: *do er Petrus das hirten ampt befaleh, fragt er yn zu drey malen ob er in lieb und mer dann die andern lieb hette;* in den randglossen: „Et in Petro, ut dignus fieret, qui Christi oves pasceret nihil aliud quaesivit Christus quam sui amorem.“ Beide male ist diese stelle citiert in Polemik gegen die römische bischofs- bez. papstpraxis. Vgl. dasselbe citat auch Monitor I s. 340.

Habacuc 1. Vgl. Neu-Karsth. s. 678: *Etwan würd ich auch erzüert und schrey mit dem propheten Abacuc:* „Herr, warumb siehst du an die jhenen, die dich verachten und schreygst, wann der ungerecht den gerechten undertrit?“ mit Randglossen zur bulle s. 318: *Doenerunt linguam suam loqui mendacium et ut iniqua agerent, laboraverunt. Tu autem domine, quae non respicis contemptores et faces concaleante impio iustiorum se?*

Le. 1. Neu-Karsthans citiert s. 668 v. 51 die Randglossen zur bulle s. 318 frei v. 51 und 52. Vgl. N.-K.: *Er hat die hoffertigen in den gedanken seines hertzens zerstreuet* und Randglossen: *te ut iniuriam potentem deponet (auspielung an 51), ne gravis sis humilibus, quos exaltabit.*

2. Cor. 10. Vgl. Neu-Karsthans s. 663: *Und er schreybt zu den Corinthiern, sein gewalt sey im gegeben zu einer auffbauung, nit zu einer verbrechung* mit Randglossen zur bulle s. 319: *Vide Leo . . . et ne abutaris potestate, quam tribuit tibi dominus in aedificationem non in destructionem.*

2. Thess. 3. Vgl. Neu-Karsth. s. 663: *Und zu den Thessalonicensern* (sc. schreibt Paulus): *Brüder, ich verkünd euch in dem namen Jesu Christi unsers herren, das ir euch absündert von einem geglickten bruder, der sich unordentlich und nit nach unser ler, die wir gegeben haben, halte* mit Randglossen zur bulle s. 321: „Nos oportet imitari apostolos iuxta institutionem, quam accepimus ab ipsis et subducere nos a te qui inordinate te geris atque oneri es nobis.“

Le. 6. Vgl. Neu-Karsth. s. 672: *Darumb gab er uns auch ein ler daron, sprechend:* „bey iren fruchten werdet ir sie erkennen“ mit Randglossen zur bulle s. 331: *Utinam omnes legant ac intelligant ut qualis arbor sit, ex fructu arboris pernoscant.*

1. Thess. 5. Vgl. Neu-Karsth. s. 669: *Paulus schreibt zu den Thessalonicensern: „Ihr sollt euch auch vor einem geglichen schein des übeln hüten“* mit Randglossen zur bulle s. 332: Paulus iubet etiam a specie mali abstinere te (scil. Leonem).
- Rm. 1. Vgl. Neu-Karsth. s. 658: *Darumb schreibt Paulus von in zu den Römern: Sie haben die warheit gottes verwardelt in lügen ...* mit Randglossen zur bulle s. 332: Noli vero commutare veritatem dei in mendacium.
2. Cor. 6. Vgl. Monitor I (Böck. IV s. 338): Sed hoc tandem mihi edissere, ubi illa inter Romanum Pontificem et Christum est facta conventio? mit N.-K. s. 657: *Dawider Paulus hart und vest geresst, fragt also: „Was kan für ein geselschaft sein zwischen dem liecht und der fynsternüß? was mag für eintrüch-tigkeit sein zwischen Christo und Belial: Als soll er antworten: „ger keine“.*

Wir stellen nummehr noch einige citate zusammen, in welchen wenigstens die kapitel der betreffenden biblischen bücher übereinstimmen, während es teils unentschieden gelassen werden, teils verneint werden muss, dass auch dieselben verse vorschweben.

Mt. 23 s. Klag u. vorm. s. 476. 489. 525 Neu-Karsth. s. 661

Mt. 10 „ „ „ 477 N.-K. s. 654.

Mt. 18 und 16 s. Kl. u. v. s. 478 N.-K. s. 663.

Mt. 5 s. Kl. u. v. s. 479 N.-K. s. 673.

Mt. 7 „ „ „ 479 „ „ 672.

Col. 3 „ „ „ 480 „ „ 664.

1. Cor. 10 s. Kl. u. v. s. 482. 491 N.-K. s. 657.

Mc. 10 „ „ „ 486 „ „ 668.

Lc. 6 „ „ „ 487 Monitor I s. 342 N.-K. s. 674. 672.

Col. 2 „ „ „ 490 N.-K. 660.

2. Cor. 5 „ „ „ 500 „ 678.

2. Cor. 11 „ „ „ 501 „ 658 Monitor I s. 340.

1. Tim. 3, Tit. 1 s. Kl. u. v. s. 502 N.-K. 671/672. Beachte, dass in N.-K. die beiden citate dicht hintereinander folgen, die in Kl. u. v. nebeneinander am rand stehen.

Mt. 20 s. Kl. u. v. s. 516. 521 N.-K. s. 668.

Lc. 10 „ „ „ 516. 521 „ „ 666.

2. Cor. 10 s. Kl. u. v. s. 519 „ „ 662.

2. Cor. 12 „ „ „ 520 Monitor II s. 360 N.-K. s. 663.

1. Thess. 2 „ „ „ 521 Randglossen zur bulle s. 314 N.-K. s. 655.

1. Cor. 4 „ „ „ 525 N.-K. 674.

Phil. 2 s. Randglossen zur bulle 315, Monitor II s. 351, N.-K. 655.

1. Joh. 2 s. „ „ „ 315 N.-K. s. 675.

Ps. 13 „ „ „ „ 318 „ „ 673.

Lc. 5 „ „ „ „ 326 „ „ 673.

Jac. 4 „ „ „ „ 329 „ „ 674.

Sap. Sal. 1 s. Randgl. z. bulle 332 (hier wird v. 6 citiert) N.-K. s. 656 (hier ist v. 4 citiert).

2. Thess. 3 s. Randgl. z. bulle s. 333 N.-K. s. 666.

1. Cor. 9 s. Monitor I s. 347 N.-K. 657.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese übereinstimmung der kapitel der biblischen bücher in den bibelcitaten des dialogs „Neu-Karsthans“ mit denen in gleichzeitigen schriften Huttens, selbst wenn verschiedene verse vorschweben, von Wichtigkeit ist. Sie ist ein weiterer beweis, dass das gedankenmaterial in jenem dialoge, soweit es sich um bibelworte handelt, Huttenschen geprägtes ist. Die übereinstimmung als eine zufällige zu kennzeichnen, geht nicht an; dazu kommt sie einmal zu häufig vor, und ferner handelt es sich zum teil um kapitel, die nicht gerade häufig citiert zu werden pflegen, wenigstens damals nicht, wo ein gewisses spruchmaterial in vielen flugschriften allerdings regelmässig widerkehrt (wie z. b. Mt. 16, 18. 1. Petr. 2, 9 u. a.); derart sind die oben zusammengestellten kapitel aber nicht (vgl. z. b. Sap. Sal. 1, Ps. 13, 1. Joh. 2 u. a.). Das freilich kann nicht überraschen, dass nicht sämtliche citate, oder nur kapitel der Bibel, die Neu-Karsthans erwähnt, in gleichzeitigen Huttenschen schriften sich finden. Die autorschaft Huttens einmal vorausgesetzt, ist bei seiner verhältnismässig grossen schriftkenntnis (vgl. besonders Klag und vormanung und die Randglossen zur bulle) von vornherein zu erwarten, dass er in den citaten wechselt. Immerhin ist darauf hinzuweisen dass die kenntnis aller der biblischen bücher, aus welchen Neu-Karsthans worte citiert, bei Hutten in den betreffenden schriften nachweisbar ist, vielleicht mit der ausnahme des Epheserbriefes, wenn derselbe nicht Praedones s. 398 neben Col. 1 zu grunde liegt. (Die Proverbien, welche Neu-Karsthans als „Psalter“ citiert werden, kannte Hutten laut Randglossen zur bulle s. 329; bez. der kenntnis der propheten Amos und Hosea (Neu-Karsth. s. 675. 665) vgl. Kl. u. v. s. 481. 482).

Ehe wir nun das ergebnis aus unserer untersuchung ziehen und die frage zu lösen versuchen, inwiefern sich der dialog „Neu-Karsthans“ in den verlauf der lebensschicksale Ulrichs v. Hutten, wie man sie bisher kannte, einfügen lässt, wird es notwendig sein, den stil unserer flugschrift auf seine übereinstimmung mit den stilistischen eigentümlichkeiten der schreibweise Huttens zu prüfen.

TÜBINGEN.

W. KÖHLER.

## UNTERSUCHUNGEN ZUR ENTWICKELUNGSGESCHICHTE DES VOLKSSCHAUSPIELS VOM DR. FAUST.<sup>1</sup>

### Der höllensbund.

Dem oberflächlichen blick gliedern sich die Faustspiele in dieser scenenreihe in zwei gruppen: die eine trennt die contractscene scharf von der beschwörungsscene (AGLM<sup>1</sup>RSUWfsehho<sup>2</sup>schle), die andere verbindet beide (BDIKrM<sup>2</sup>MüOSwTedi<sup>3</sup>ljorschhaso). Aus der zweiten gruppe hebt sich die „crucifixversion“ DIKrSwTejr, auf der Mü weiter zu bauen scheint, scharf heraus: BM<sup>2</sup>Odi<sup>4</sup>lorschhaso sind ihr nur äusserlich ähnlich, nicht innerlich verwandt.

Zunächst hat sich O, ein auerkannter mischtext, anscheinend sehr stark an Schwiegerling<sup>2</sup> angelehnt. Weiter führen viele andeutungen, die sich über das ganze stück verteilen<sup>3</sup>, zu der wol nicht unrichtigen vermutung, dass BM<sup>2</sup>di<sup>4</sup>lorschhaso die verknüpfung der beiden scenen unter dem einfluss der Neuberschen fassung erhielten<sup>4</sup>. Wie von diesen stücken wenigstens B noch deutlich verrät, dass es einst die beiden scenen getrennt hatte, so weisen von den jetzt zur ersten gruppe gehörigen fassungen GLfsehho<sup>2</sup>schle spuren davon auf, dass sie einst die beiden scenen verknüpften.

Wir können demnach die stücke folgendermassen ordnen:

1. Scharfe trennung beider scenen: AM<sup>1</sup>RSUW.
- 2<sup>a</sup>. Getrennte scenen, spuren einstiger verbindung: GLfsehho<sup>2</sup>schle.
- 2<sup>b</sup>. Verbundene scenen, spuren einstiger trennung: BM<sup>2</sup>di<sup>4</sup>lorschhaso.
3. Verbundene scenen ohne solche spuren: DIKrSwTejr (MüO).

Von diesen haben KrT einer- und Sw(r) anderseits einflüsse von (jedemal verschiedenen) fassungen der vulgata her erfahren.

Von den treuesten vertretern der 3. gruppe abgesehen lässt sich für die vorläufer sämtlicher fassungen eine durchaus selbständige contractscene ansetzen. Jedesfalls hatte also auch der archetypus eine solche; denn wo die crucifixversion allen anderen fassungen entgegen ist, da bietet immer sie das jüngere. Ausserdem spricht die erwägung mit, dass man für die zusammenlegung der beiden scenen gute gründe finden kann, für die trennung einer einheitlichen scene aber nicht.

1) Vgl. Ztschr. 29, 180 fgg. 345 fgg. Von nun an tritt auch R in den kreis der untersuchung, vgl. Creizenach, Euphorion 3 (1896), 710 fgg. 2) Wol weniger unser Sw, als eine andere fassung dieser sippe.

3) Vgl. z. b. Ztschr. 29, 345. 363, dann die letzte scene.

4) Keiner dieser texte stammt direkt von dem Neuber ab, denn sie bewahren alle mehr oder weniger deutlich den vor Neuber zu recht bestehenden zustand besser, als es diese geschickt ausgeführte fassung getan haben kann.

Zu dieser contractscene wird der teufel am schlusse der beschwö-  
rungsscene bestellt: um zwölf uhr nachts soll er sich in Fausts  
studierzimmer einfinden. So die 1. gruppe<sup>1</sup>, der sich GM<sup>2</sup> und  
nach s. 171, 29 fgg. Kr anschliessen<sup>2</sup>. Auch L lässt dies deutlich durch-  
scheinen. Da diese terminbestimmung schon in dem Spiesschen  
drucke<sup>3</sup> und bei Marlowe begegnet, dürfen wir ihr unbedenklich ein  
sehr hohes alter zusprechen.

Vernünftiger weise kann nun doch diese bestellung nur mit dem  
hinweis auf den abzuschliessenden contract motiviert werden. Aber  
in den meisten stücken finden wir eine ganz andere moti-  
vierung: Mephisto kann aus sich allein nicht auf Fausts verlangen<sup>4</sup>  
eingehen und will erst Plutos erlaubnis einholen; mit dem bescheide,  
ob Pluto will oder nicht, soll er zu dem erwähnten termin widerkom-  
men. Faust kann nun ja doch gar nicht wissen, ob Pluto denn  
auch will; die seenen sind aber so angelegt, als ob die möglichkeit,  
dass Pluto nicht wollte, gar nicht in frage käme, d. h. die einholung  
der erlaubnis ist ohne jeden einfluss auf die handlung. Diese erlaub-  
nis finden wir überall<sup>5</sup> ausser in M<sup>1</sup> M<sup>2</sup>Swsehohschle; da wir sie schon  
in der Historia und bei Marlowe finden, müssen wir ihr ein sehr  
hohes alter zusprechen.

Da haben wir nun einen ganz auffallenden und sehr alten  
widerspruch: ein neues motiv für eine ihrer ganzen anlage nach bei  
ihrer entstehung unbedingt anders motiviert gewesene scene. Der  
widerspruch verrät sich noch deutlicher. Mephisto ist doch gedanken-  
schnell: um die erlaubnis einzuholen braucht er nicht so  
lange wegzubleiben.

Das haben so ziemlich die meisten fassungen als widerspruch empfun-  
den und ihm auf verschiedene weise abzuheffen gesucht: 1. In der crucifix-  
version und 2. bei Neuber kommt Mephisto sofort oder doch nach einer  
kurzen arienscene (Neuber = B\*G\*I) wider. Aus diesem grunde fal-  
len hier beide scenen zusammen. In Sw wird dann der abgang Me-  
phistos als unnötig ganz gestrichen. 3. AU. denen sich LRSTW mehr  
oder weniger stark nähern, lassen Mephisto schon hier auf Fausts gedan-  
ken hin erscheinen. Dass aber Faust gerade zur festgesetzten stunde und  
nicht etwa früher an Mephisto denkt, beweist deutlich, dass dieser an sich

1) Für AS, deren beschwö-  
rungsscene, wie die von M<sup>2</sup>, durch anlehnung an  
FdgrM entstellt ist, entnehmen wir das dem beginn der contractscene, die sich ganz  
an U anschliesst. R scheint einen bestimmten termin nicht zu kennen. 2) Für M<sup>2</sup>  
ist hier s. 8 massgebend. 3) Nicht in der Milchsäckschen handschrift, vgl.  
s. 345. 4) Vgl. zu dessen inhalt s. 331.

5) M<sup>3</sup>S fallen aus. In Mü schickt Faust unangefordert Mephisto zu Lucifer,  
um ihm mitzuteilen, dass er den Mephisto zum diener haben wolle.

und auch im drama selbst alte zug an dieser stelle nicht angebracht ist. 4. Geisselbrecht, — GSW —, dem sich, wie so oft, Kr anschliesst, hat den humoristischen gedanken, dass Pluto vor mitternacht nicht gestört werden dürfe, weil er auf gesellschaft bei der Proserpina sei. Diese motivierung ist, wie W deutlich verrät, recht jung<sup>1</sup>.

Beim nähern zusehen finden wir nun noch einen widerspruch in fast allen fassungen.

Ehe Mephisto in die contractscene eintritt, fragt er in AG<sup>1</sup>M<sup>1</sup>S UW an<sup>2</sup>, in welcher gestalt Faust ihn sehen wolle. Faust antwortet: „als mensch“. Die stücke der gruppen 2 und 3 konnten diese frage an dieser stelle kaum beibehalten, denn es würde doch ausserordentlich auffällig sein, wenn der eben als teufel abgegangene Mephisto bei seiner sofortigen widerkehr diese dann höchst überflüssige frage stellen sollte. Die crucifixversion hilft sich auf die beste weise durch streichung, ebenso M<sup>2</sup>. In den meisten stücken der 2. gruppe aber wird die frage trotz ihrer unpassenden stelle beibehalten. In BG<sup>2</sup> (lo schha?) verlangt Faust, ehe Mephisto zu Pluto geht, er solle ihm in einer andern gestalt erscheinen und antwortet, auf Mephistos frage, wie in AG<sup>1</sup>M<sup>1</sup>SUW „als mensch“ (student G<sup>2</sup>). So bewahren diese fassungen die älteste gestalt dieser frage ausserordentlich deutlich. In so wünscht Faust eine andere erscheinungsform am schluss der contractscene. In LOSw tritt Mephisto von vorne herein im gegensatz zu den anderen teufeln als mensch auf, worüber Faust sich erfreut wundert. In OSw ist er der einzige, der menschliche gestalt annehmen kann. In Mü verspricht Mephisto ungefragt am schlusse der contractscene künftig in menschlicher gestalt zu erscheinen.

Diese frage steht nun mit zwei punkten in widerspruch. Erstens können wir zweifellos annehmen, dass Faust in der beschwörungscene keine äusserung des missfallens über Mephistos teufelsgestalt getan hat. Wenn ihm aber dort Mephisto als teufel nicht zuwider gewesen war, so hat dieser in der contractscene, wo ja nur die in der beschwörungscene unterbrochene besprechung weitergeführt werden soll, nicht den geringsten grund zu denken: „du könntest Faust doch erst fragen, wie er mich sehen will.“ Zweitens stellt sich Mephisto in der contractscene von ABGKrLM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>U mit dem satze „hier bin ich“ ein: er will damit sagen, dass er den termin pünktlich innehält. Dieser satz verliert nun natürlich seinen

1) Zu S vgl. das vorspiel. In GKr wird Proserpina nicht mehr genannt.

2) G bewahrt züge der gruppen 1 und 2, ohne sich um die so entstehenden widersprüche zu kümmern. Ich benenne die ursprüngliche, vor Neubers einfluss bestehende fassung G<sup>1</sup>, die jüngere G<sup>2</sup>.

zweck völlig, wenn Mephisto schon vorher durch die erscheinungsfrage kundgegeben hat, dass er da ist: er muss also zu einer zeit erfunden sein, wo ihm die erscheinungsfrage noch nicht veraufgegangen sein kann.

Diese widersprüche sind unantastbar; niemand kann ihre existenz auch nur anzweifeln wollen. Können sie gelöst werden? Ja, und zwar auf das beste, durch die annahme, es liege im grunde eine sehr alte aber nicht völlig gelungene verschmelzung zweier teufel vor. Pluto wird beschworen und schliesst den contract ab. Erst dann erscheint, von Fausts gedanken herbeigerufen, der gedankenschnelle künftige diener Mephisto und stellt die frage nach der gewünschten gestalt. Dann steht die befragung der teufel nach ihrer geschwindigkeit, die herbeirufung Mephistos durch Fausts gedanken und die frage Mephistos, wie Faust ihn sehen wolle, jetzt in fast allen fassungen an unrichtiger stelle. Wir erwarten sie nach der abholung des contracts.

Nummehr erhebt sich die entscheidende frage: hat es ein drama ohne die verschmelzung beider teufel gegeben? Man darf antworten, dass es ein solches gegeben haben muss, wenn es auch gleich schon sehr früh von dem gewicht der die beiden verschmelzenden fassung entrückt wurde. Seine spuren sind noch jetzt in vielen fassungen deutlich zu erkennen. Meist sind es im zusammenhang verloren dastehende stellen, die ich anführe, und gerade deswegen von kritischer bedeutung.

1. Zunächst hält eine fassung, die niedrigste von allen, z. die teufel noch streng auseinander und hat die dienerwahl nach dem contract zu liegen. Faust ruft den teufel, dass er mir in meine plane, die prinzesse zu verlieben, beistehen soll. Satan erscheint und verlangt die blutverschreibung. Nachher verlangt Faust eine furie, die ihn nach Mantova bringen soll. Es erscheint einer, schnell wie der auerhahn, dann der kugelschnelle, zuletzt der gedankenschnelle. Dieser bringt Faust nach Mantova. Diese fassung sieht so ursprünglich aus, dass wir ihre selbständige erfindung den zigeunern nicht zutrauen dürfen, zumal da, wie wir sehen werden, die beschwörung der teufel hier in ihrer altertümlichsten funktion erhalten ist.

2. In W sind die spuren der einstigen trennung zweier teufel noch sehr deutlich. Hier lautet (nach W<sup>1</sup>) der dialog folgendermassen:

F.: Sage mir, furie, willst du mir auf der oberwelt dienen?

M.: Nein! ich diene dir nicht.

F.: Und warum willst du mir nicht dienen.

M.: Weil ich die erlaubniss noch nicht dazu habe von meinem höllenfürsten Pluto.

F. Wie! solltest du keine erlaubniss haben, uns erhabenen menschen zu dienen?

M.: Nein, es darf heute niemand vor ihm erscheinen, indem er bey der höllengöttin Proserpina ist.

Hierin beachte man das gesperrt gedruckte. Die schroffe verneinung Mephistos und Fausts verwunderte selbstgefällige frage passen nur, wenn man für Mephisto den höllengott Pluto selbst einsetzt, der nicht dienen kann, auch den „erhabenen menschen“ nicht. Mephisto hat zu der verneinung gar keinen grund, er hat nur zu sagen: ich darf dir das nicht versprechen. Die antwort mit der Proserpina passt auf die frage gar nicht. Dafür hat früher eine begründung dafür gestanden, warum Pluto nicht dienen könne.

Nun bietet auch der dialog von Kr eine solche verlorene stelle, die sich in den von \*W gut einfügen würde:

F.: Sage an, hast du erlaubnis, dass du mir dienen darfst und kannst?

M.: Nein, Faust.

F.: Ah sieh da, daraus erkenne ich den augenblick, dass du ein lügner bist. Wärest du so geschwind, . . . so hättest du deinen fürst und Pluto meister schon fragen können.

M.: Wir teufel wussten doch nicht, warum du uns citieren und beschwören tust.

F.: Jetzt weisst du warum.

Die beiden ersten gesperrten stellen könnten eine erinnerung an die noch jetzt in W vorliegende fassung sein; sie sind aber von geringer bedeutung der dritten gegenüber. Die steht jetzt ganz ausserhalb des zusammenhangs. Ihre richtige motivierung könnte sich nun gut aus W entnehmen lassen: Faust hätte gefragt: warum kommst du denn, wenn du nicht dienen kannst? und darauf von Pluto die noch jetzt in Kr stehende antwort erhalten. Da wir auch sonst vielfach gerade zwischen W und Kr nahe berührungen annehmen müssen<sup>1</sup>, so passt der umstand ausgezeichnet, dass gerade Kr und W sich hier ergänzen.

3. In Kr ist aber nun weiter noch der antritt des dieners Mephisto nach der abholung des contracts in einer besonderen scene erhalten. Die dortige frage Fausts, was Pluto von der handschrift gesagt habe<sup>2</sup>, löst sich als jüngerer ansatz ab, aber die antwort darauf ist höchst altertümlich und passt vortrefflich im munde des

1) Vgl. besonders die letzte scene.

2) Ein nachklang der frage der vulgata nach Plutos erlaubnis.



neuaufgetretenen dieners. Ebenso ist in so das auftreten des dieners nach der abholung des contractes noch deutlich erhalten: Mephisto geht nach der verschreibung ab, um sich umzuziehen und kommt nachher in freundlicherer gestalt wider.

4. In LM<sup>2</sup> kommt Mephisto nicht mit den anderen langsameren teufeln zusammen, wie in allen anderen nicht zur 3. gruppe gehörigen texten, sondern für sich allein. Auch \*M<sup>1</sup> hat offenbar dasselbe gehabt<sup>1</sup>. Bei den Sachsen — LM<sup>1</sup>M<sup>2</sup> — war eben die verschmelzung der befragung der allzulangsamten teufel mit dem auftreten des schnellsten noch nicht vollzogen. In L gibt sich nun Mephisto als fürst der hölle aus; das ist aber er ebensowenig als ein anderer teufel ausser Pluto.

5. Weiter sind nun auch die Sachsen M<sup>1</sup>M<sup>2</sup> und sehhschle die einzigen fassungen, die die plutonische erlaubnis nicht haben: sie haben sie nicht etwa, wie man ja annehmen könnte, gestrichen, sondern eben nie besessen<sup>2</sup>. Dass ich darin nicht fehl gehe, zeigt L: dieser die sächsische gruppe vervollständigende text bringt die plutonische erlaubnis nur ganz nachträglich an, nachdem Mephisto schon so ziemlich auf den contract eingegangen ist: sie ist offenbar erst ganz spät hier nachgetragen. Die Sachsen und sehhschle haben aus Pluto einfach Mephisto gemacht, lassen ihn Fausts frage, ob er dienen wolle, bejahen und streichen die noch in KrW durchschimmernde erörterung über die für Pluto bestehende unmöglichkeit dienen zu können.

6. Weiter finden wir in L noch einen alten zug, der sonst nur in AGW erhalten ist, an seiner ursprünglichen stelle. In AW überlegt Faust nach Mephistos frage, in welcher gestalt er ihn sehen wolle, ob er den teufel als tier erscheinen lassen soll; in W<sup>2</sup> tritt Mephisto wirklich auch erst in verschiedener tiergestalt auf. In G<sup>2</sup> finden wir ähnliche erwägungen, auch \*S mag sie gehabt haben. In L ist es nun aber nicht Mephisto, dessen erscheinungsform so diskutiert wird, sondern der den contract abholende rabe. Hier hält L nur die richtige alte stelle fest, denn der höllensbote war, seitdem einmal Pluto

1) Nachdem hier Vitzliputzli und Auerhahn abgewiesen, sagt Faust: zwei geister und keiner zu gebrauchen! Ha, da sind ja noch zwei! Dieser nachsatz ist doch unstreitig angehängt. Diese letzten beiden sind Wiratho, ein später eindringling, und Mephisto. Früher kam Mephisto nach der abweisung des kugelschnellen — der damals noch Vitzliputzli war, s. s. 357 — für sich, nachdem Faust seinen unmut darüber geäußert hatte, dass keiner der teufel ihm genüge.

2) Von dem bruchstück einer nach G gehenden contractscene in M<sup>2</sup> s. 73 fgg. muss man absehen.

mit Mephisto verschmolzen war, nur ein rabe. Aber früher erschien Mephisto, der diener, erst nach der abholung des contractes, und da darf er nach der gewünschten erscheinungsform fragen. Zu der erscheinung als tier, die wol nur eine weiterung der einfachen „als mensch“ ist, vgl. unten und s. 353. Wenn Müso die änderung der erscheinungsform an dieser stelle haben, so halten sie darin höchst wahrscheinlich eine erinnerung an das alte fest.

7. In \*Lr figuriert unter den langsamen furien Pluto<sup>1</sup>.

Wir fanden im vorhergehenden spuren einer trennung der beiden teufel bei Geisselbrecht, den Sachsen, den besten vertretern der beiden Schütz-Drehersehen gruppen (schhoshle und so), in Mü und den vielfach an die vulgata sich schliessenden Krr. Von den textkritischen gruppen stehen nur noch AU und die reinen vertreter der crucifixversion, DIEj, aus. In ihnen kann ich — von den ja immerhin wichtigsten widersprüchen natürlich abgesehen — keine deutliche spur der einstigen trennung mehr erkennen. Auch ihre vorgänger müssen sie gehabt haben, denn auch sie müssen auf den gemeinsamen archetypus zurückgehen. Besonders dass AU die erinnerungen an die trennung ganz getilgt haben, ist von der grössten kritischen bedeutung. Sie gehen, wie vieles später noch zeigen wird<sup>2</sup>, direkt auf die alte fassung zurück, die die teufel verschmolz. Die von einem ausserordentlich geschickten umarbeiter herrührende crucifixversion geht ihre eigenen wege.

Der archetypus hatte also noch beide teufel getrennt. Mephisto kommt erst nach der abholung des contractes mit seiner frage nach der gewünschten erscheinung, Faust antwortet „als mensch“. Sehr nahe lag die idee, diese einfache erscheinung zu variieren. Ihr entsprung die in AGL(S)W begegnende verwandlung in verschiedene tiere. Ich glaube nun, dass auch das auftreten mehrerer teufel vor Mephisto nur eine weiterung davon ist. Wie in der tiervariante ein und derselbe geist in verschiedenen erscheinungsformen hintereinander auftrat, so liess man nun mehrere teufel zu gleicher zeit erscheinen, aus denen sich Faust den letzten ebenso auswählt, wie er dort die letzte erscheinungsform erwählt hatte. Ein weiteres

1) Nach dem wortlaute des berichtes von Rosenkranz kann das in r nur einer der langsamen teufel gewesen sein. Der name ist in L entstellt, möglicherweise hat Rosenkranz etwaige verballhornungen stillschweigend berichtigt. Die gleichung Alekto : Pluto r = Alexo : Prutolo L besitzt immerhin kritischen wert.

2) Vgl. besonders den in der fassung der disputation in der letzten scene liegenden beweis.

moment stützt diese Vermutung. Schon im archetypus schloss sich an Mephistos anwerbung die weltreise. Man liess nun Faust sich einen für den bestimmten zweck, für diese reise passenden diener aussuchen; als kriterium gilt diejenige eigenschaft, die *ad hoc* die wichtigste sein musste, die schnelligkeit. Mephisto ist von vorne herein gedankenschnell gewesen, wie schon bei Widman und Marlowe B (v. 1019); dass er auf Fausts gedanken hin erscheint, wie in AKrLM<sup>2</sup>RTUW, ist auch in unserem stücke uralt. Die mit Mephisto konkurrierenden teufel müssen daher weniger schnell sein. Nur in diesem zusammenhang hat die befragung der teufel nach ihrer geschwindigkeit überhaupt sinn und zweck. Sie kann unmöglich von anfang an da gelegen haben, wo sie jetzt liegt, auch wenn sie erst nach der verschmelzung Plutos und Mephistos erfunden wäre, sondern nur da, wo sie noch z hat, vor dem antritt der weltreise. Ich dünkte, Faust hätte doch in dem augenblicke, wo er am ziele seines strebens steht, nach wichtigeren dingen zu fragen, als nach der geschwindigkeit. Da liegt doch z. b. die macht ausserordentlich viel näher. So denkt er denn auch jetzt noch, als er von Mephistos schnelligkeit erfahren, zunächst nur an das reisen: „wie schnell bin ich mit meinen gedanken bald in Asien, bald in Afrika, Europa oder Amerika.“ So GKrLM<sup>1</sup>W, d. h. ausser der crucifixversion und U alle ausführlichen alten texte<sup>1</sup>. Weiter zweifelt Faust in B\*KrSw\*W vor dem antritt der weltreise daran, dass Mephisto ihn schnell genug nach Parma bringen könne und Mephisto muss ihm erst an seine gedankenschnelligkeit erinnern. Das ist jetzt sehr auffällig, aber sofort verständlich, wenn wir es für einen rest der befragung der teufel an dieser stelle halten. Dann ist in e Mefistafel so geschwind, dass er in einer minute von Persien nach Böhmen gelangt. Die auffällige, hier durch nichts motivierte ortsangabe wird sofort verständlich, wenn wir finden, dass in der nächstverwandten fassung D die hofscene in Persien spielt. Mefistafel beweist seine geschwindigkeit an einem concreten *ad hoc* passenden beispiele.

Diese befragung nach den geschwindigkeiten kann, so alt sie auch sein mag, dem archetypus auch an ihrer ehemaligen stelle nicht angehören; denn in ihm hatte Faust keine wahl zwischen mehreren candidaten für den dienst, sondern ihm stand nur Mephisto zur verfügung. Das beweisen die folgenden nur für ein individuum berechneten züge:

1) In KrM<sup>1</sup> sind die erteile nicht mehr aufgezählt. \*AU hat den satz hier absichtlich gestrichen und nach vorne getragen, wo wir ihn in der geisterstimmenscene finden, ztschr. 29, 318 anm. 1. AS fallen hier aus, vgl. s. 354.

die frage nach der erscheinungsform, ihre ursprüngliche einfache beantwortung „als mensch“ und die gedankenschnelligkeit, mit der sich Mephisto jedesfalls schon im archetypus zum diensttritt stellte. Das letzte hält auch den gedanken fern, als könne man als älteste gestalt dieser befragungsscene etwas der fassung der Erfurter geschichten verwandtes annehmen: als sei Mephisto zwar der ständige diener, für den bestimmten reisezweck aber hätte Faust hier einen besonderen gedankenschnellen gewählt, der nachher nicht wider auftritt.

Als diese befragungsscene entstand, war Pluto noch nicht mit Mephisto verschmolzen. Nach der verschmelzung konnte die scene an ihrem alten platze nur dann belassen werden, wenn in ihr keine dienerwahl mehr stattfand; sie musste in diesem falle zu einem schauspiel mit ganz anderer pointe<sup>1</sup> umgestempelt werden. Liess man aber die dienerwahl bestehen, so musste notwendigerweise die scene an die spitze der beschwörungsscene verlegt und, wenn möglich, dieser neuen umgebung angepasst werden. Dies bestreben liegt in AU deutlich zu tage. In \*U und wahrscheinlich auch bei Schroeder haben die teufel ausser ihrer geschwindigkeit noch andere eigenschaften anzugeben: der pfeilschnelle Vitzliputzli wird zum liebesteufel, der windschnelle Auerhahn ist ein luftgeist, der vogelschnelle Krummschnabel ist ein fliegender geist und der gedankenschnelle Mephisto ist der kluge teufel<sup>2</sup>. Faust wählte sich also in \*U in erster linie den klugen und nebenbei noch gedankenschnellen Mephisto. Höchst wahrscheinlich ferner hat \*U, weil ihm eben noch völlig bewusst war, dass diese befragung ursprünglich nicht hier lag und weil er sie absichtlich an der neuen stelle einbürgern wollte, den oben erwähnten, nur in dem alten zusammenhange passenden geographischen satz bei der verlegung hier ausgemerzt und lässt nachher beim antritt der weltreise unter dem eindrucke dieser änderung absichtlich Mephisto ein langsameres tempo einschlagen. \*A hat jedesfalls diese änderung mit U geteilt<sup>3</sup>. In den anderen fassungen ausser der crucifixversion wurde die verlegung ohne vornahme weiterer correcturen bewerkstelligt; nachträglich erfuhr W (schha?) oberflächlich einflüsse Marlowes. Die crucifixver-

1) Wie die todsündenscene eins ist.

2) So muss man, wie schon Creizenach bemerkte, die durch streichungen in U entstandenen verwirungen berichtigen. Die eigenschaften stehen im engsten gedankenzusammenhang mit den geschwindigkeiten. zum teil auch den namen.

3) Bei der betrachtung der letzten scene wird sich ergeben, dass zu dieser alten umarbeitung AKrM<sup>1</sup>U gehören und dass AU eine erweiterte umarbeitung dieser gruppe ist. Die gruppe AKrM<sup>1</sup>U ist, wie dort gezeigt werden wird, die erste, AU die zweite pädagogische umarbeitung.

sion scheint die befragung mehrerer teufel ganz gestrichen zu haben, erst in die einzelfassungen kamen unter dem einflusse der vulgata abgeschwächte erinnerungen an die befragungsscene hinein. So weichen Iej — D hat nur den Mephisto — in namen und geschwindigkeiten ausserordentlich stark von einander ab: sie besitzen eben dafür keinen gemeinsamen ursprung<sup>1</sup>. Man beachte, dass wiederum AU die einzigen texte sind, in denen man von einem bewussten versuche, die scene der neuen umgebung anzupassen, reden kann.

Nun die speciellere betrachtung der beiden scenen.

#### IV. Die beschwörung.

Den wald als das älteste lokal dieser scene halten Bremen, v. Kurtz, DGIKrRS\*Uej\*ru fest; in ASwW treten an seine stelle grausige lokalitäten in Fausts hause, doch bewahrt W noch sehr deutlich das alte. Die unter Neubers einfluss stehenden fassungen und ihre verwandten haben das lokal der voraufgehenden und der folgenden scene beibehalten, sehr deutliche fugen in M<sup>1</sup>. Nur G bewahrt noch den kreuzweg (vgl. G 758, 11).

Faust wird mit einigen den zuschauer orientierenden worten, etwa wie in IKrLM<sup>1</sup>O gekommen und vor den augen des zuschauers, wie in ABDGM<sup>1</sup>SUschhasschhohschleso, in den kreis<sup>2</sup> getreten sein. Dann könnte er einige bedenken über sein vorhaben geäußert haben, wie in BDKrSwUW; dass er sich im kreise sicher fühle, spricht er in KrUW aus<sup>3</sup>. Die zauberformel musste er vielleicht schon im archetypus wie in DGKrM<sup>1</sup>SW mehrmals wiederholen, ehe der teufel darauf reagierte. Die älteste gestalt der formel lässt sich nicht feststellen: die worte von KrL einer-, M<sup>1</sup>W anderseits sind einander ähnlich. Die griechischen namen Acheron, Phlegeton, Styx, Tartarus mögen schon dem archetypus angehören. Beim erscheinen der teufel erschrickt Faust in LM<sup>1</sup>OSwUW. Der teufel muss zuerst das schweigen brechen; das halten nur wenige fest, da infolge der anschweissung der befragung

1) Die nun entstehende unwahrscheinlichkeit, dass gerade Mephisto, doch auch nur ein untergeordneter teufel, auf die beschwörung reagiert, hat die crucifixversion dadurch zu entfernen gesucht, dass sie von vorne herein den gedankenschnellen Mephisto citieren lässt. Faust stellt an der hand seines buches, das ihm von Mephisto „viel erzählt“, die persönlichkeit des erschienenen teufels fest. In I wird deswegen Pik fortgeschickt, weil er nicht den richtigen namen hat. Ob dieser zug auch ausserhalb der crucifixversion vorkam und älter ist als sie, kann ich nicht sagen. Vielleicht deuten stellen bei Schroeder und in M<sup>1</sup> darauf hin, sowie die erwägung, dass auch bei Ma direkt Mephisto beschworen wird. 2) Vgl. den excurs I.

3) In U vielleicht wörtliche entlehnung aus der litteratur des 17. jahrhunderts.

nach der geschwindigkeit überall Faust am reden ist. Die erste frage Fausts lautete, wie in BDIKr\*LM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>SwUW (schhohschleso) einfach „willst du mir dienen?“ Die einföhrung der plutonischen erlaubnis machte diese frage inhaltsreicher, vgl. s. 337. Der teufel verneint. Seinen alten grund haben sämtliche fassungen aufgeben müssen: „Ich bin der fürst der hölle, und diene als solcher nicht. Aber, wenn du dich mir verschreiben willst, werde ich dir einen diener schicken.“ Dass, wie bei den Sachsen (und Widman) der teufel im archetypus diese frage bejaht hätte, ist unmöglich. Zur besprechung des contracts soll Pluto-Mephisto um zwölf uhr nachts in Fausts zimmer wider erscheinen. Ehe Faust den teufel entlässt, fragt er ihn, ob er den kreis verlassen dürfe, was der teufel bejaht, denn jetzt hätte die hölle noch keine macht über ihn. So in M<sup>1</sup>, weniger deutlich in KrW, ganz verblasst in G. Wir vermessen diese erörterung, die in BDI\*L M<sup>2</sup>Osw wegfallen musste, nur in U: sie würde dem archetypus ganz angemessen sein. Sicher schloss die scene, wie in \*BGIKr\*L\*M<sup>1</sup>UW, mit einem kurzen freudvollen monolog, der in den ganz dem alten stile angemessenen gedanken ausklang: „jetzt will ich nach hause gehn, um dort den teufel zu erwarten“, wie in G\*Kr\*LM<sup>1</sup>UW.<sup>1</sup> In BLR äussert Faust hier die bedenken, die wir sonst vor der beschwörung finden.

## V. Die contractscene.

In GM<sup>1</sup>W wartet Faust in der mitternachtsstunde ungeduldig auf den teufel; in GW glaubt er schon die stunde vorüber. Hieraus konnte sich leicht die aufregung Fausts über Mephistos langes ausbleiben in KrO entwickeln. Ausserdem steht diesen texten der dritte Geisselbrechtsche, S, nahe, der indessen an die gruppe AU angeglichen ist und ausserdem noch andere fremde bestandteile in sich aufgenommen hat.

Pluto-Mephisto tritt mit dem s. 326 besprochenen „Hier bin ich“ ein<sup>2</sup>. Man schreitet sofort zum contract.

Die summe der contractscenen zerfällt in drei teile: 1. Fausts bedingungen. 2. Die bedingungen der hölle. 3. Die verschreibung.

### 1. Fausts bedingungen.

In IU(R?) stellt Faust überhaupt keine, in B<sup>2</sup>B<sup>3</sup>DKrT nur die zeitbedingung, davon in BDT in der beschwörungsscene. In B<sup>1</sup>GM<sup>2</sup>S(so?)

1) In M<sup>1</sup> will er „seinen neuen diener“ erwarten, d. h. hier den Hans Wurst.

2) Deutsch in BGM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>U, lateinisch *adsum* in A, *empresio* in Kr. Verwischt in L.

werden ausser der zeitbedingung von Faust ebenfalls gar keine bedingungen gestellt: solche erscheinen aber plötzlich in dem geschriebenen accord, den bei Geisselbrecht (GM<sup>2</sup>SW) Faust in der zwischenzeit geschrieben, den in B<sup>1</sup> so die hölle überbracht hat. Die zeitbedingung bringen B<sup>1</sup>GM<sup>2</sup>R so in der beschwörungsscene an. In B<sup>1</sup>GM<sup>2</sup>so wird der geschriebene contract vorgelesen; in S geht Faust über alle punkte ausser der zeitdauer mit der motivierung schnell hinweg, dass Mephisto sie schon gehört hätte — d. h. in der nach EdgrM gehaltenen beschwörungsscene; in W tritt das verlesen mit ähnlicher motivierung wie in S ganz zurück und werden einzelne punkte besprochen.

Wie wir nun sehen werden, enthielt der geschriebene accord im archetypus sicher keine specialisierung irgend welcher bedingungen, sondern nur einen kurzen wechsel auf Fausts seele. Die bedingungen Fausts könnten also höchstens mündlich vorgebracht worden sein. Da finden wir solche in der contractscene, von der zeitbedingung wider zunächst abgesehen, nur in M<sup>1</sup>OSwWr schho<sup>1</sup> und diese sind hier offenbar nur dem bestreben zu verdanken, den teufelsbedingungen etwas paralleles an die seite zu stellen. Das verrät schon ihr inhalt deutlich.

Die schönheitsbedingung (M<sup>1</sup>OSw schho), die wir auch in den summarischen aufzählungen von BGLM<sup>2</sup> finden, entwickelt sich offenbar aus der antwort, die der teufel auf Fausts einwand gegen die zweite teufelsbedingung gibt, vgl. dort. Besonders schlasso sind hier sehr lehrreich. Die wünsche nach wunderbaren arbeiten in M<sup>1</sup>OSwWr werden hier angebracht, um diese sonst nicht verwertbaren, der erueifixversion entlehnten interessanten einzelzüge doch irgendwie zu erwähnen; vgl. den excurs 1 zur hofscene<sup>2</sup>.

1) O hat die fuge der beiden scenen allerdings erst nach der besprechung, das ist aber sicher unursprünglich. In A finden sich in der contractscene ebenfalls bedingungen Fausts, sie sind aber, von der zeitbedingung abgesehen, sicher erst nachträglich hier eingefügt worden, denn M. antwortet nur auf die zeitbedingung, die andern werden von ihm gar nicht gestreift. Ebenso geht der unmittelbar vorausgehende dialog nur auf die zeit. Meines erachtens sind diese bedingungen aus der beschwörungsscene herübergenommen, wo sie dann wol wie in L angebracht waren. Darauf muss man nach A 827, 3 fg. kommen. In schlasso stellt Faust hier keine bedingungen. Denn in schlasso verspricht ihm der teufel bloss dies und das, und in schle werden nur teufelsbedingungen erörtert; wenn nachher Faust im letzten act sich auf angebliche vertragspunkte beruft, so bedingt das nicht im geringsten, dass sie auch wirklich ausgemacht waren. Was den inhalt der ersten contractscene von schle bildete, ist ganz unklar.

2) Ähnlich wird es um die forderung von künsten und sprachen in Sw stehn. Faust brauchte in einer nahezu gänzlich aufgegebenen aber doch deutlich erkennbaren fassung des 17. jahrhunderts sprachkenntnisse, um sein Constantinopler abenteuer bestehen zu können „dass er sicher sey“, nicht etwa aus wissensdurst.

Die wünsche nach schneller beförderung in AGI, Wschho, nach warnung vor allen gefahren und ankündigung des endes in L sollen auf spätere scenen vorbereiten. Die geldforderung in AB<sup>1</sup>GM<sup>2</sup>LSSwW<sup>r</sup> versteht sich von selbst<sup>1</sup>. Es bleibt dann noch die forderung der beantwortung aller fragen übrig. Sie wird hier verlangt in OWschho, in schha wird sie versprochen, in LSSchle beruft sich Faust zwar im letzten act auf diesen angeblichen vertragspunkt, im contract finden wir ihn aber gar nicht erwähnt. er ist also im letzten act sicher erst nachträglich eingeschoben. Dieser punkt kann nun nur mit rücksicht auf die entscheidende wendung im letzten acte zu einer specialisierten bedingung Fausts geworden sein. Dort besteht, wie wir sehen werden, im archetypus eine innere unwahrscheinlichkeit: der teufel kann die entscheidende frage, ob Faust noch selig werden könne, nicht bejahen, was er eigentlich müsste, weil er dadurch seine heute verlieren würde; er darf sie nicht verneinen mit rücksicht auf den gang der handlung; aber eine innere notwendigkeit hier nicht zu lügen, besteht für den teufel nicht. Wenn er aber im contract die wahrheit zu sagen versprochen hat, dann ist dieser fehler behoben. Man sollte nun meinen, dass alle texte, die im letzten act diese entscheidende wendung aufweisen, die bedingung, die wahrheit zu sagen, im contract hätten beibehalten müssen, wenn sie sie gehabt hätten. Ihn aus der contractbesprechung zu entfernen hatten sie nicht den geringsten grund. Es kann daher auch dieser punkt unmöglich dem archetypus angehören, in OWschho(schha) wurde er von gut nachdenkenden regisseuren eingefügt. Nach W ist er, wie seine fassung hier und dann der letzte act verrät, auch erst nachträglich gelangt, die übrigen Geisselbrechtschen fassungen haben ihn nicht.

So erweisen sich alle Faustischen punkte bis auf die noch nicht zur sprache gekommene zeitbedingung als nachträglich erfunden. Besonders klar wird es durch die erwägung, dass nur in M<sup>1</sup>OSwW<sup>r</sup>schho in der contractscene mündlich darüber diskutiert wird<sup>2</sup>, die geschriebenen contracte in B<sup>1</sup>GM<sup>2</sup>SW<sup>so</sup> sind ebenso unursprünglich, wie die erweiterung der ersten an den teufel in der beschwörungsscene gerichteten frage in \*AL.

Nun ist endlich die zeitdauer gar keine Faustische, sondern eine teuflsbedingung in I<sup>3</sup>. In MüSwU schlägt Mephisto die zeit vor: in Mü kommt er nach längerem feilschen zu seinem höchstgebot: 24 jahre, länger nit. In SwU kommt er sofort mit dem höchstgebot heraus, Faust findet das in Sw zu kurz, in U hält er das auch für

1) Die in GM<sup>2</sup>SwW daran geknüpfte bedingung, es müsse wirkliches geld sein, ist allerdings sagenhaft, war aber dem volksmunde oder mühelos zugänglichen teuflsschriften leicht zu entnehmen.

2) Wer sich die besprechung der bedingungen in diesen texten ansieht, erkennt sofort, dass sie nachträglich erfunden sein muss. Ich muss aus rücksicht auf den mir zur verfügung stehenden raum es dem leser überlassen, sich damit selbst zu recht zu finden.

3) Zum ersten male hier erwähnt im teuflspunkt 3.



seine gedanken, früher mag er auch hier damit zunächst nicht einverstanden gewesen sein, denn auch hier sagt Mephisto nicht länger. In DKr schlägt Mephisto zunächst eine kurze zeit vor, Faust findet sie zu kurz und proponiert 24 (36 D) jahre, auf die Mephisto dann auch eingeht. In ABso fragt Faust den teufel, wie lange der dienst dauern solle, und Mephisto wartet Fausts vorschläge ab. In A kommt dieser dann mit den ohne widerspruch angenommenen 24 jahren, in Bso will er 48, Mephisto aber kann nicht länger als 24 jahre dienen.

Bei Schroeder und in GLM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>ORSTW schlägt Faust die zeitdauer vor. Bei Schroeder und in (R?)S bleibt es sofort bei den 24 (30 R) jahren, die Faust ansetzt; in GLM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>TW schlägt Faust ebenfalls von vorne herein 24 jahre vor und der teufel will weniger; doch beruhigt er sich überall<sup>1</sup>. In O hält er den auf 30 jahre gehenden vorschlag Fausts für eine ewigkeit, er könne und dürfe nur 24 jahre dienen, länger gienge es nicht. Faust muss sich damit begnügen.

Man beachte nun, dass in \*ABIMÜOSWUso die zeit von der hölle vorgeschlagen wird, dass in BMÜOUSo diese zeitdauer für Mephisto gesetzmässig festgelegt ist, länger gienge es nicht: und man wird sich meiner überzeugung anschliessen müssen, dass auch diese zeitdauer im archetypus gar nicht zu Fausts bedingungen gehörte, sondern dass die hölle sich nur auf 24 jahre und nicht länger verpflichten wollte oder konnte<sup>2</sup>. Faust stellte im archetypus gar keine bedingungen. Wenn der teufel einen diener stellen will, so ist dieser eben verpflichtet alles zu tun, was der herr verlangt; und das bedingt sich denn auch Faust beim dienstantritt Mephistos aus, s. s. 344.

Die idee, Faust bedingungen stellen zu lassen, ist an sich alt; die plutonische erlaubnis hängt davon ab. Der text, in dem sie erfunden, liess Faust gleich in der ersten frage die 24 jahre vorschlagen. Am reinsten scheint dieser zustand in GM<sup>2</sup>R und bei Schroeder bewahrt. Daran schlossen sich dann noch weitere vorschläge Fausts wie in AL. Wenn diese erlaubnis noch jetzt in den meisten fassungen von der einfachen alten frage „willst du mir dienen?“ abhängt, so liegt auch darin ein beweis für ihre unursprünglichkeit.

1) In G feilscht er mit zahlen, in den übrigen hält er die vorgeschlagene zeit für eine ganze oder halbe ewigkeit. Dass er in L schon hier an die doppelrechnung denkt, ist wie der ganze zug unursprünglich.

2) Die 24 jahre spielen als frist im stücke nur eine sehr bescheidene rolle, ich will nicht ausdrücklich behaupten, aber ich glaube, dass im archetypus keine frist angedeutet worden war. Das würde zum ausgang gut passen.

## 2. Die bedingungen der hölle.

Wir dürfen dem archetypus folgende höllische bedingungen zuschreiben<sup>1</sup>:

1. Faust muss gott abschwören. Vgl. Creizenach s. 82. Von unsern texten halten nur AIMÜSSWjso die anstössige abschwörung fest; bei den anderen ist das wol schon von anbeginn an in der näheren specialisierung dabei erwähnte kirchenverbot zum träger des punktes geworden, das in AO<sup>2</sup>, KrM<sup>1</sup>T<sup>3</sup> und DIcj<sup>1</sup> noch weitere entwicklungsstufen aufweist. Die einwände Fausts zeigen seinen charakter im lichte des monolog: er fürchtet vor allem das gerede der leute. Der teufel beruhigt ihn, er wolle den leuten schon die augen verblenden.

2. Faust darf sich nicht mehr waschen, kämmen, die nigel und die haare (den bart) beschneiden. Überall ausser in M<sup>2</sup>RSw<sup>e</sup>, die entgegung darauf ist aber in ihrer weiterentwicklung auch in Sw, ferner in Lschho erhalten. Vielleicht bildete diese forderung, wie noch in Mü, einst keinen besonderen punkt, sondern erschien als anhängsel zum ersten<sup>5</sup>. Auf Fausts einwand, er würde dann ein abscheu aller menschen sein, verspricht ihm Mephisto ihn ebenso rein zu erhalten, wie er jetzt sei. Dass er ihn noch schöner (A) oder zum schönsten manne (Oso) machen will, oder dass er sagt, er werde gerade durch das nichtwaschen schöner werden (DI) ist erklärliche weiterung. Hieraus entwickelte sich die schönheitsbedingung Fausts.

3. Faust darf sich nicht verheiraten; widerum fast überall. In der crucifixversion, der sich auch O anschliesst, nimmt Faust diesen punkt ohne einwand an; im archetypus wird er auch hiergegen geredet haben: es gäbe nichts schöneres als ein weib<sup>6</sup>. Der teufel verspricht ihm anderweitig liebesglück<sup>7</sup>.

1) In GLU<sup>s</sup>schho sind sie aus dem s. 340 mitgeteilten grunde gestrichen.

2) Collegien- (A) oder bibliotheksverbot (O).

3) Vermeidung geistlicher disputationen.

4) Er darf sich nicht mehr nach dem kreuze umschauen DIj, kein almosen mehr reichen (O)cj, keinem mehr borgen e.

5) Wenn Faust gott abschwört, ist er ihm feind. Dass man sich, so lange man im kriegszustande sei, nicht schmücken dürfe, ist eine weitverbreitete anschauung.

6) SSw sind sicher von FdgrM-Klinger beeinflusst. In S ist das alte noch sehr deutlich in Mephistos einwand erhalten.

7) Dass er sich in AB gerade verheiraten will, und es in SSw bereits ist, ist neuerung.

8) Die Geisselbrechtschen fassungen SW, denen sich M<sup>2</sup> anschliesst, das ja dem dritten Geisselbrechtschen texte G nahe steht, lassen hier Mephisto launig seine ansichten über das thema chestand-vehstand entwickeln.

4. Faust soll sich der hölle verschreiben. In \*A\*D\*IKr\*L \*M<sup>1</sup>\*M<sup>2</sup>\*O\*S\*U\*W verlangt Mephisto, dass Faust ihm einen schein des wortlautes ausstelle, dass er nach 24 jahren mit seele und leib der hölle verfallen sei. Hier soll also der schein keine ausführlichen bedingungen enthalten. In BGSwsehhaschheshleso(R?) dagegen wird verlangt, dass Faust den die bedingungen enthaltenden ausführlichen und bereits fertig geschriebenen contract unterzeichnen soll. Diese gruppe hat auf ADILM<sup>2</sup>OSW deutlich eingewirkt<sup>1</sup>. Nun verspricht auch in G Faust in der beschwörungs-scene dem teufel seele und leib mit genau denselben worten, die Mephisto sonst für den wechsel verlangt. Es bleiben also nur die Schütz-Dreher'schen fassungen (und R?) übrig, in denen deutlich nur der fertige contract zu unterzeichnen ist<sup>2</sup>. Da das nachträgliche erfindung sein muss, hatte im archetypus Faust sicher einen wechsel auf seine seele *in extenso* geschrieben, nicht einen fertigen nur unterzeichnet.

Nun fordert Mephisto die ausstellung dieses wechsels mit blut gleich in der bedingung nur in ABDIM<sup>2</sup>OSw (sehhaschleso?). Davon hat A das nur in einer offenbar erst nachträglich interpolierten stelle<sup>3</sup>. Wenn wir von den beiden Böhmen DI absehen, sind das gerade die kritisch wertlosesten aller fassungen. In allen anderen vermissen wir

1) Besonders lehrreich ist der wortlaut von W. Hier lautet die letzte bedingung: Der letzte und hauptpunkte ist dieser daß du nach verlauf von (Leztens sollst du nach W<sup>2</sup>) 24 jahr, mit seel und leib in das Plutonische reich verfallen bist (seyu 2). Wie geschraubt! Früher stand natürlich wie in DIKr M<sup>2</sup>OU, dass er das verschreiben solie. In den kurz darauf folgenden worten Ich will dir meine seele verschreiben (dafür i. gehe dir diesen punkt auch ein 2) verspüren wir noch die alte fassung. Bemerkenswert ist der versuch von W<sup>2</sup>, den alten wortlaut besser zu tilgen. Dann aber heisst weiter Gut! so will ich dir den contract *unter*schreiben. In O stellt Mephisto als letzte bedingung: auf deinem pulte liegt ein blatt pergament, das unterschreibst du mit deinem blute, dass nach ablauf dieser 24 jahre deine seele mir gehört. 4) Ähnlich ist die bedingung in DM<sup>2</sup>Sw gehalten. In A sagt Mephisto zuerst, er wolle dienen, wenn er Pluto seine seele verschreibe; nachher fordert er in dem interpolierten stücke „weiter nichts“, als dass er den contract mit seinem blute unterschreibe. Ähnlich LS. In M<sup>1</sup> fehlt die bedingung sonderbarer weise ganz, später wird nur vom schreiben gesprochen.

2) In B<sup>1</sup>schleso(R?), ähnlich OSw, bringt die hölle den contract; auch in M<sup>1</sup> stellt Mephisto Faust wenigstens das papier zur verfügung, wie er auch in DIKr die materialien besorgen soll. Wie B<sup>2</sup>B<sup>3</sup>sehhaschho sich die herkunft des contractes denken ist unklar.

3) Was hier zwischen S27, 25 und S29, 19 steht, d. h. die specialisierung aller teufelspunkte ausser dem letzten, ist, wie ihr wortlaut verrät, interpoliert. Die letzte teufelsbedingung erhält dadurch doppelte vertretung.

die forderung des blutes an dieser stelle. In MütU wird das blut überhaupt nicht erwähnt, es wird hier absichtlich unterdrückt. Diese drei stücke sind von gleichem geiste beseelt. Müt sind klosterdramen, U rührt von einem pädagogen her. Ihr bedenken, die blutverschreibung auf die bühne zu bringen, können wir verstehen. Aus demselben grunde verzichtet AU auf alle teuflingsbedingungen ausser dem letzten. Derselben gruppe AU stehen GLschho nahe, wo ebenfalls ausser dem letzten alle teuflingsbedingungen gestrichen sind. Für G spricht besonders die ganz nach U gehaltene fassung des *homo fuge* mit. Möglicherweise verraten auch Bschha darin, dass in ihnen der letzte teuflingspunkt an erster stelle erscheint wie in A, ihre ehemalige zugehörigkeit zu der gruppe AGLÜschho, der dann ausser schleso alle Schütz-Dreherschen texte angehören würden. Fehlt deshalb in Bschhaso das *homo fuge*?

In den nun noch erübrigenden fassungen KrM<sup>1</sup>SW vermissen wir die blutforderung im punkte selbst ebenfalls: wir dürfen unbedingt annehmen, dass der archetypus sie nicht stellte. Für ihn war es selbstverständlich, dass Faust sich nur mit blut unterschreiben konnte, der teufel legt eben deshalb darauf kein gewicht. Diese fassungen, denen sich dann GLschho anschliessen, bewahren die blutforderung in der gestalt, wie sie der archetypus hatte, wo sie nicht im zusammenhang mit dem punkte selbst stand, s. u.

### 3. Die verschreibung.

Faust schickt sich zum schreiben an, wird aber vom teufel zurückgehalten: die hölle verlange blut. So die älteste, von LS am besten bewahrte fassung<sup>1</sup>. Faust macht einwände: wo soll er blut hernehmen? So DG KrLM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>SSwW. Soll er sich schneiden oder stechen? Er könne keinen körperlichen schmerz vertragen. So B<sup>2</sup>B<sup>3</sup>DI\*KrLM<sup>1</sup>OSW. Faust wird beruhigt. Nun gewinnt er das blut selbst nur in M<sup>1</sup>schlez; in allen anderen fassungen beschafft es Mephisto. Was ist davon das ältere? Dass Widman und die Historia die selbstverwundung haben, darf nicht für M<sup>1</sup>schlez ins feld geführt werden, weil hier eben der teufel während der verschreibung nicht zugegen ist. Trotzdem wird diese fassung, mag sie auch noch so selten sein, der des archetypus entsprechen. Die mehrzahl der stücke

1) Der von G sieht man deutlich die nachträgliche interpolation an. Die von KrM<sup>1</sup>Wschho ist für den archetypus unmöglich, weil im studierzimmer doch ein tintenfass sein muss; sie haben sich, wie schho auch sonst vielfach und M<sup>1</sup>W gerade in dieser contractscene von (der deutschen fortsetzung) der éreifixversion beeinflussen lassen (vgl. den excurs 1 der hofscene), wo die scene im walde spielt.

hat eben einen sonst ganz unterdrückten zug besser bewahrt als M<sup>1</sup> schlez: im archetypus erstarrte Fausts blut in der wunde und Mephisto brachte es wider zum fließen. Er holt eine schale feuers, um daran das blut anzutauen<sup>1</sup>. Zumal auf dem puppentheater, wo die feuerschale auf den widerstand der regie stossen musste, war von da bis zur blutgewinnung durch Mephisto selbst nur ein schritt.

Beim näheren zusehen finden wir noch mehrere spuren dieses zuges:

1. In DI verspürt Faust bei der blutgewinnung brennende schmerzen: in der parodie der beschwörungsscene auch Hanswurst, als Mephisto ihm die hand zum contract reicht (OSSwW), was sehr wol herangezogen werden darf. Dass des teufels hand brennt, ist in diesem zusammenhang doch nicht so ganz selbstverständlich.

2. Die art der blutgewinnung durch Mephisto in DIKrej, wo er es heraussaugt, in LM<sup>2</sup>, wo er auf die hand bläst, und in O, wo er es hervorzaubert. Nur in BGSSwsehho und wol auch W macht Mephisto eine offene wunde, wie Faust in M<sup>1</sup>schlez und im archetypus.

3. In S sagt Mephisto, als Faust ihm mitteilt, er hätte böse träume gehabt: Träume sind schönme, sie rühren gewöhnlich *von allzudickem geblüt* her. Diese auffällige medicinische bemerkung hat nur dann sinn, wenn sie der stehengebliebene rest einer äusserung über die verdickung des blutes ist. In U entzückt sich Fausts geblüt. Doch gewiss nicht, weil der engel ihn anruft, sondern das entzückt, oder was sonst dafür zu lesen wäre — ich halte es für verderbt — geht auf die änderung des blutflusses: es ist ein stehen gebliebener rest der früher auch hier vorhanden gewesen blutverschreibung. In andern fassungen spiegelt sich das plötzliche aufhören des blutflusses nicht als erstarrung, sondern als ermattung wider: in Kr hat Faust — jetzt an anderen stellen — keinen tropfen blutes mehr in den adern: in W ist es ihm, als ob mit diesem tropfen blut seine ganze lebenskraft geschwunden sei: in M<sup>2</sup> s. 31 ruft Faust mit komischem pathos aus: Wie ist mir meine doctorkraft (!) von mir gewichen; in vielen fassungen entschläft er oder wandelt ihn eine ohnmacht an. In B<sup>1</sup> kann Faust

1) In der Historia, wo ja der teufel nicht zugegen und eine ausführliche obligation zu schreiben ist, lässt Faust das blut in einen tiegel und setzt diesen auf warme kohlen. Ebenso danach Marlowe. Das drama kann von anfang an nur das blut in der wunde haben erstarren lassen, wie das *h. f.* und dann auch die erwägung verrät, dass der tiegel doch gar zu undramatisch ist.

nicht weiterschreiben, weil seine hand von einer unsichtbaren macht zurückgehalten wird: in DI entschwindet ihm die feder aus der hand<sup>1</sup>

4. Von besonderer wichtigkeit ist der abgang Mephistos während der verschreibung. Er entfernt sich ohne ersichtlichen grund in BKrM<sup>2</sup> (auch U?<sup>2</sup>); aus furcht vor dem jetzt nahenden schutzgeiste Fausts in S(T)Wschhasehose<sup>3</sup>; um zu Pluto zu gehen: IT; um schreibmaterialien zu besorgen in D. Den alten grund halten am besten D und dann KrM<sup>1</sup>Wschho<sup>4</sup> fest. In DIKr(M<sup>2</sup>)ej entstand infolge dieser nicht mehr erklärlichen entfernung Mephistos der grosse einschmitt in der contractscene, den man nicht mit hinweis auf Widman und die Historia für altüberliefert halten darf; denn da die ausstellung des kurzen wechsels nur eine höchst geringe zeit erfordert, braucht das drama hier nicht den einschmitt zu machen, der für die romane mit ihrer ausführlichen obligation notwendiger ist. Der abgang Mephistos ist auch in O, wenn auch nur ganz leicht, noch angedeutet; ganz getilgt ist die erinnerung an ihn nur in GLSw<sup>5</sup>.

In LM<sup>2</sup>OSSwWschhosehle bildet das hervorquellende blut die drei buchstaben (O.)H.F. Ich glaube dass dieser uralte zug<sup>6</sup> unmittelbar mit der erstarrung des blutes zusammenhängt; wir vermissen ihn nur in BM<sup>1</sup>schhaso<sup>7</sup>, doch ist er aus M<sup>1</sup> sicher erst in ganz junger zeit geschwunden<sup>8</sup>. Abgesehen von DI und GU erscheinen diese buchstaben überall auf Fausts arm; in GU liest Faust die — nicht mehr von blut gebildeten — worte „hier in einem buche“ (G) oder „hier mit romanischen buchstaben geschrieben“ (U). Ohne zweifel hatte nun der archetypus nur die anfangsbuchstaben, und nicht die voll aus-

1) Wie bei Mountford die Bibel, in der er liest.

2) Vgl. 794, 14 fg.

3) Vgl. dazu den anhang über die Arien.

4) Vor der blutgewinnung schickt Faust hier den Mephisto nach schreibmaterialien ab. In M<sup>1</sup>Wschho ist Faust der, der abgehen will; in M<sup>1</sup>W will er auch noch nach der blutgewinnung ab, um feder (W) oder papier (M<sup>1</sup>) zu holen.

5) Ob man darin, dass in Sw bei der verschreibung dem tische feuer entspricht, noch eine deutliche erinnerung an die sonst nirgends erhaltene feuerschale sehen darf, bezweifle ich; der text ist einer der jüngsten und wertlosesten.

6) Ausgeschrieben *homo fuge* haben GU; die anfangsbuchstaben H. F.: LOW; O M(ensch) F(liche): M<sup>2</sup>; F(liche) S(atau): S; J(ohannes) F(aust): Sw. In I findet Faust die von den drei tropfen blutes gebildeten worte *libro ride*, in I s. 126 spricht er ausser zusammenhang *homo ride* aus. In D zeigt Mephisto ihm drei tropfen blut, mit denen er *hama fije mena /tije* und den namen schreiben soll (!).

7) Ausserdem natürlich in AKrMüT. Zu Bschhaso vgl. s. 340.

8) Vgl. s. 57. Früher wunderte er sich über die buchstaben wie in LSw.

geschriebenen wörter, wie DGIU<sup>1</sup>. Denn Faust fragte schon im archetypus, wie in DGILM<sup>2</sup>OSSw(U)W, was diese buchstaben bedeuten: ein ausgeschriebenes *homo fuge* braucht er sich nicht erklären zu lassen. Dem teufel ist das eine kitzliche frage: er weicht aus: „So ein grosser gelehrter kann das nicht selbst finden?“ So G(L)M<sup>2</sup>OS(U)W Faust kommt dann auch auf die deutung und ruft, wie in L(SU)W, aus: „Ha, dich muss ich fliehen“. Mephisto aber hat eine überraschende deutung bei der hand: es hiesse zwar „mensch fliehe, aber wohin anders als in meine arme?“, mit der Faust sich zufrieden gibt. So GLM<sup>2</sup>OS(Sw)UW. Diese sophistische deutung, die dem archetypus abzusprechen kein grund ist, möchte der crucifixversion zu banal erscheinen; sie liess Mephisto die deutung aussprechen, es sei eine mahnung, den bund abzuschliessen. So deutlich DI, weniger Sw. Wie auch sonst vielfach zeigt sich schhosehle hierin von der crucifixversion beeinflusst: die alte deutung fehlt und Faust hält die buchstaben für eine warnung des himmels.

Nachdem der wechsel geschrieben, scheint schon im archetypus, wie in B<sup>1</sup>GM<sup>1</sup>SU Faust den teufel aufgefordert zu haben, den schein zu prüfen. In DIKrM<sup>2</sup>SwTUso steckt der teufel den wechsel ein; in den anderen fassungen — von A natürlich abgesehen — holt ihn der höllische rabe<sup>2</sup> ab. Bei so bringt der rabe den zettel aus der hölle. Ich halte den raben, der in dem alten Bremer programm und in (A)DI die aufgabe hat, Faust das ende anzukündigen, für effekthaschende neuerung, mag er auch durch Neuber und v. Kuntz als relativ alt beglaubigt sein<sup>3</sup>. Im archetypus ist vielleicht Pluto nimmehr plötzlich verschwunden, was vielleicht in Kr noch durchschimmert.

Nach der abholung bekommt Faust eine reueanwandlung nur in BGSSwW (schha schhosehle?). In GSW erschrickt Faust aber nur über den raben, was ekle effekthascherei ist, in B ist die disputation aus dem letzten acte und ihre wirkung hierher verlegt, wie wahrscheinlich ähnliches auch andere fassungen hatten, vgl. den excurs 2. Dem archetypus wird, wie den meisten fassungen, eine seelische erregung Fausts an dieser stelle fremd gewesen sein. Er scheint nimmehr seinen neuen diener durch gedanken herbeieitert zu haben, wie er auch jetzt

1) Von diesen vier fassungen können DGIU schlechterdings nur die ausgeschriebenen formen gebrauchen, und I hat sie unter dem einflusse von D erhalten. In <sup>3</sup>D<sup>1</sup>I erschienen früher sicher die drei buchstaben O H F, wie die erwähnung der drei blutstropfen, die Mephisto Faust zeigt, deutlich verrät.

2) In O eine eule.

3) Voltaire kennt wol die höllenpost, aber nicht den raben.

in DIKrLM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>U<sup>1</sup> Mephisto auffordert zum dienste bereit zu sein. Dann erfolgte die bestellung des hauses vor dem antritt der weltreise.

Über die engelrute in dieser scene spreche ich am besten im anhange über die arien. Schon im archetypus wird, wie in B<sup>2</sup>B<sup>3</sup>DI RU der engel mehrmals Faust an die ewigkeit erinnert haben.

Nachdem wir nun dem archetypus nahe gekommen zu sein glauben, wollen wir zu den prosawerken und zu Marlowe greifen. Das resultat der vergleichung wird den einsichtigen nicht überraschen.

I. Bei Widman, dem Pfitzer und ChrM in allem wesentlichen folgen, haben wir folgendes:

1. Bei der beschwörung, abends spät, erscheint nach mannigfachem gaukelspuk ein gespenstiger geist, den Faust fragt, ob er ihm dienen wolle. Der geist bejaht unter der bedingung, dass Faust auf seine punkte eingehe. Faust ist zufrieden, beschwört den geist ihm morgen in seiner behausung wider zu erscheinen, geht heim — wo er, weil die stadtthore verschlossen bleiben, erst am morgen wider eintreffen kann — und

2. erwartet den geist in seiner stube. Er meint schon, der teufel hätte ihn betrogen, da bemerkt er am ofen einen schatten, beschwört ihn und der teufel streckt seinen kopf heraus. Auf Fausts verlangen näher zu treten, erscheint nach einigem hin und wider der leibhaftige Gottseibeims, der Faust einen riesenschreck einjagt und wider hinter den ofen muss. Die frage Fausts, ob er denn keine andere gestalt annehmen könne, verneint der teufel mit der begründung, er sei kein diener, sondern ein fürst unter den geistern; er wolle ihm aber, wenn er seine punkte halten wolle, schon einen gelehrten und erfahrenen dienstbaren geist schicken. Faust lässt sich nun die punkte diktieren; er soll sie mit seinem eigenen blute bekräftigen. Faust bedenkt sich lange, philosophirt sophistisch und bespricht einzeln die punkte, von denen ihm nur der zweite, dass er allen menschen feind sein solle, nicht besonders gefällt. Nachdem dann der teufel Faust auf die seele gebunden hat, den contract noch am selben tage mit blut zu schreiben und auf den tisch zu legen, so dass er ihm abholen könne, und nachdem Faust den teufel gebeten, er solle ihm doch nicht mehr so greulich, sondern als mensch, als mönch oder sonstwie bekleidet erscheinen — was der teufel auch ohne widerspruch zusagt! — geht der teufel ab.

3. Nun sticht Faust sich eine ader auf, fängt das blut in einem gefässe und schreibt den contract. Auf der hand erscheint „eingegraben und blutig“ *o homo fuge*.

4. Der teufel kommt als mönch, steckt die obligation ein und verspricht am nächsten morgen den dienstbaren geist zu senden.

5. Dieser erscheint aber schon desselben tags nach dem nachtessen als mönch, stellt sich als Mephostophilis vor, beklagt sich anfangs darüber, dass er nun dienen müsse, doch könne er nicht gegen seinen

1) Auffällige wendungen in DI.



herrn löcken. Er sei übrigens kein teufel, sondern ein *Spiritus familiaris*, der gerne unter menschen weile.

Im folgenden kapitel „erscheint“ Mephisto dem herrn, wenn dieser an ihn denkt, und, um nicht immer überrascht zu werden, hängt Faust ihm schellen an, worüber Mephisto sich als *ein hochechtfahrener gelehrter und subtiler geist* ärgert.

Ganz widerspruchsfrei ist diese fassung nicht. Der gespenstige geist beginnt schon mit dem diener zu verschmelzen. In 1. darf er Fausts frage nicht bejahen: er muss früher darauf die antwort gegeben haben, die in 2. auf die frage erteilt wird, ob er nicht in anderer gestalt erscheinen könne. Diese antwort nimmt noch jetzt auf die kleiderfrage gar keinen bezug, sie passt nur auf frage 1. und steht in hellem widerspruch mit dem schlusse des 2. abschnittes. Auch der diener kommt nicht programmässig. Aber im grossen und ganzen stimmt Widman vortrefflich zum vermutlichen dramenarchetypus: die beiden teufel sind im wesentlichen noch getrennt; die erste frage lautet einfach „willst du mir dienen?“; die plutonische erlaubnis fehlt; Faust erwartet den teufel sehnsüchtig und glaubt er betrüge ihn; er stellt keine bedingungen; er bittet ihn noch zuerst als mensch zu erscheinen und knüpft erst daran die specialisierung als mönch; der diener ist gedankenschnell. Vom dramenarchetypus weicht Widman besonders in folgenden punkten ab: die contractscene findet am morgen statt; die teufelerscheinung flösst Faust schrecken ein und die ercheinungsfrage hängt damit zusammen; der teufel ist während der verschreibung nicht anwesend, infolgedessen fehlt die kohlenpfanne und überhaupt die erstarrung des blutes.

II. Widman verteidigt seine darstellung gegen das, *was sonst etwan* über die *versprechung und handtluß aufzugeben* ist. Damit meint er die Historia, deren fassung denn auch von der Widmans ganz bedeutend abweicht:<sup>1</sup>

1. Nachts zwischen 9 und 10 uhr beschwörung im walde. Nach längerem spuk erscheint ein grauer mönch — hier erscheint in den paktscenen nirgends der leibhaftige — und fragt nach Fausts begehre. Faust bestellt ihn *morgens um die genaute stund* (eine stunde ist nicht „genannt“; *morgen um 12 uhr zu nacht* hat der druck) in seine behausung, der teufel weigert sich anfangs — warum, wird nicht gesagt —, sagt aber zu, als Faust ihm bei seinem herrn beschwört.

2. Als Faust am morgen zuhause angekommen ist, bestellt er den geist in seine kammer. Er legt ihm drei artikel vor: 1. Er soll ihm dienen. 2. Er soll ihm *dessen, was er von jm forschen werde, nichts erhalten*.

1) Ich folge der Wolfenbütteler hdschr. (Milchsack, Historia D. Joh. Fausti des zauberers, Wolfenbüttel, 1892 — 1897).

3. Er soll ihm immer wahr antworten. Der teufel weigert sich darauf einzugehen, weil er keine vollmacht dazu von seinem fürsten Lucifer habe. Faust, der das nicht glauben will, muss sich über der teuffel regiment belehren lassen. Erschreckt will er dem teufel den abschied geben, und dieser will schon entweichen, als Faust sich wider besinnt und den teufel zur vesperzeit wider in seine behausung bescheidet, um die weiteren punkte anzuhören, die er ihm noch vorzutragen habe.

3. Abends um 4 kommt der teufel mit Lucifers erlaubnis zurück, hört Fausts sechs artikel an, acceptiert sie und legt nun seinerseits Faust sieben punkte vor, die dieser nach kurzem besimmen und ohne disputation zu halten verspricht.

4. Nachdem Faust diese „promission“ getan, ruft er am nächsten morgen den geist, gibt ihm seine verhaltungsmassregeln — er solle ihm immer als Franziskaner erscheinen und seine ankunft jedesmal durch ein glockenzeichen ankündigen — und fragt ihn nach seinem namen. *Als dise beide rind boese Parthey sich miteinander vergloben*, richtet Faust seine obligation auf: er sticht in eine ader der linken hand, das *O Homo fuge* erscheint wie bei Widman. *Er last jm das bluet herauf; inn ein degell, setzt es auf ein warme kohlen, rind schreibt.*

5. Am dritten tage erscheint Faust sein geist ganz fröhlich. Er macht allerlei *geberden rind enderungen*, die mit dem bestreben Faust nicht von seiner promission abzubringen motiviert werden. Endlich *gieng Mephistophiles, der geist, zu dem d. Faustus inn die stuben hinein, in gestalt eines münichs*. Faust bedankt sich für den *wunderbarlichen anfang*. Mephisto verspricht ihm noch weit mehr zu zeigen, wenn er ihm nur die promission leisten wolle. Faust übergibt ihm dann auch den accord, und er steckt ihn ein, nachdem er Faust noch ein duplikat hat machen lassen.

Die fugen zweier eklektisch benutzter quellen sind hierin ausserordentlich deutlich zu erkennen.

1. In 1. weigert sich der teufel ganz ohne grund zu kommen. In 2. weigert er sich auf drei artikel ohne Lucifers vollmacht einzugehen. In 3. trägt Faust ihm weitere sechs artikel vor. Warum bringt er die nicht schon in 2. an? Warum weigert sich der teufel in 1.? Hier haben wir folgende verschmelzungen anzunehmen: In beiden quellen weigerte sich der teufel, aber in beiden bei der ersten unterredung im walde. In der einen jedesfalls, weil er noch Lucifer war, denn nur so bekommt die erörterung über der teufel regiment einen richtig passenden sinn: Faust fragte Lucifer: „willst du mir dienen?“ „Nein“, antwortet dieser. *„Du sollt wissen, daß vnter vns gleich so wol ein regiment rind herrschafft ist, wie auff erden. Ich, Lucifer, diene dir nicht.“* In der anderen quelle aber waren beide teufel völlig verschmolzen und kam die plutonische erlaubnis vor, die wegen der drei Faustischen bedingungen in 2. eingeholt wurde. Aus den zwei parallelen see-

nen ihrer quellen macht die Historia zwei besondere unterredungen<sup>1</sup>, so dass nun hier ganz unnötiger weise zwei contract-scenen erscheinen; die erste ist ursprünglich die beschwörungsscene der zweiten quelle<sup>2</sup>.

2. In 4. sind diese beiden quellen ebenfalls nebeneinander beibehalten. In der ersten wird — wie bei Widman zwar ausgemacht worden war, aber nicht innegehalten wurde — der neue diener Mephisto morgens herbeieitert, erhält seine verhaltensmassregeln, wird nach dem namen gefragt usw.; er ist eben der bisher Faust unbekannte neue diener. In der anderen quelle aber tritt er nach verschiedenen wandlungen in tiere usw. als mönch ein.

3. Die verschreibung ist ebenfalls nach beiden quellen geschildert: in der ersten erfolgte sie nach der contractbesprechung (3. abschnitt) und vor dem auftreten des dieners; in der zweiten aber nach den „geberden und änderungen“ Mephistos, die ja den zweck haben ihn bei der *promission und zusagung* zu halten. Da nun die Historia hauptsächlich ihrer zweiten quelle folgt und Faust sich doch nicht zweimal verschreiben kann, wird die verschreibung der ersten quelle als versprechung beibehalten, wie besonders deutlich aus dem anfange des folgenden kapitels hervorgeht: Auff die *promission* so doctor Faustus gethon, fordert er des andern tags den geyst<sup>3</sup>. Bei der zusammenschweissung käme nun das auftreten des dieners Mephisto nach der ersten quelle mit den änderungen des teufels Lucifer-Mephisto der zweiten quelle zusammen zu liegen; die Historia sucht sich zu helfen, indem sie unter dem eindruck der ersten quelle die verschreibung voraufgehen lässt; den reflex ihrer alten lage bewahrt sie in der tendenz der „änderungen“, ferner darin, dass die handschrift erst am schlusse des kapitels abgegeben wird und schliesslich wol auch in der forderung eines duplikats.

Die erste quelle der Historia ist im grossen und ganzen Widman gleich, aber sie ist einheitlicher als dessen fassung: sie hatte

1) Genau so, wie sie das bei der disputation über die hölle z. b. tut. Vgl. die ganz analoge verschmelzung mehrerer parallelen quellen in den irischen sagen-texten bei Zimmer, Ztschr. f. vergl. sprachf. 28, 417 fg.

2) Weil die beiden parallelen scenen als besondere scenen erscheinen, erscheint die befragung des teufels, seine weigerung und der zweck, zu dem er bestellt wird, in 1. jetzt ganz verwaschen.

3) Wäre die Historia einheitlich und hätte die versprechung am schlusse des 3. abschnittes nur die bedeutung der einwilligung in die punkte Mephistos, dann wäre dieser satz völlig unnötig: der hat nur sinn, wenn er einen gewichtigeren inhalt besitzt, die abgabe der handschrift selbst.

nicht die bejahung der ersten frage Fausts „willst du mir dienen?“; sie hatte keine missfallensäußerung über die erscheinungsform des teufels; sie hielt den termin, an dem der diener auftreten soll, besser inne. Sie stimmt mit dem erschlossenen dramenarchetypus völlig überein bis auf die termine der contractscene und des dienstantrittes und vielleicht auch darin, dass Lucifer während der verschreibung nicht zugegen ist. Die termine, besonders der der contractscene, sind wichtig: ich glaube darin liegt der beweis dafür, dass diese erste quelle keine dramatische war, sondern die epische gestalt, die die sage angenommen hatte: Faust kann, da er die beschwörung spät im walde vorgenommen hat, nicht eher nach hause kommen als am morgen, nach der öffnung der stadttore; der teufel soll sobald als möglich, d. h. am morgen, zum contract erscheinen. Im drama wählte man aber aus poetischen gründen die, sich den tatsächlichen verhältnissen nicht fügende mitternacht. Auch die abwesenheit Lucifers während der geraume zeit beanspruchenden herstellung der ausführlichen obligation wird episch sein, im drama mit seinem kurzen wechsel bleibt Pluto zunächst zugegen<sup>1</sup>. Die zweite quelle der Historia kann aber nur eine dramatische gewesen sein: denn sie zeigt dieselben züge, die wir in der voraufgegangenen untersuchung als sehr frühe neuerungen des volksschauspieles nachweisen konnten: die verschmelzung der beiden teufel; die plutonische erlaubnis, abhängig von Faustischen bedingungen, unter denen die der beantwortung aller fragen wegen ihres ausserordentlichen alters bemerkenswert ist; das auftreten Pluto-Mephistos als tier vor der abgabe des contracts. Auch die befragung der teufel nach ihrer geschwindigkeit hat die Historia gekannt; sie ist an ihrer alten stelle belassen, die auftretenden geister können deshalb keine diensteoneurrenten mehr sein, sondern werden zum schauspiel: im 28. kapitel werden (nach der überschrift des druckes) *dr. Fausto alle hellische geister in jhrer gestalt fürgestellt, darunter sieben fürnehmste mit namen genennet*. Der zweiten dramatischen quelle kann dieser zug nicht entnommen sein, weil hier noch *dr. Fausti herr und meister* kommt ihm zu visitieren; vgl. W 4 *Lucifer, doctor Fausti rechter herr, dem er sich verschrieben*. Man kann nicht mehr zweifeln: zur zeit vor Spies bestand das deutsche Faustspiel schon in einer anzahl von varianten. „allenthalben geschicht ein große nachfrage nach gedachtes Fausti historia bey den gastungen vnuud geschafften“. Gewinnt diese notiz des begleitschreibens des Spiesschen druckes jetzt nicht fleisch und blut?

1) Nach W muss man doch wol annehmen, dass Mephisto zugegen ist.

Tragikomisch für die Marlowianer erscheint nun die leicht beweisbare tatsache, dass Marlowe nicht nur die übersetzung von Spies<sup>1</sup> benutzte, sondern auch ein deutsches drama gekannt haben muss. Marlowe bietet nämlich folgende abweichungen von Spies:

1. Mephisto erscheint zuerst als teufel und wird zurückgeschickt um eine andere gestalt anzunehmen. Davon nichts bei Spies, wol aber bei Widman. Den zug kann Marlowe unmöglich selbst erfunden haben; es wäre das ein wunderbares spiel des zufalls. Einwirkungen von Marlowe auf Widman und umgekehrt<sup>2</sup> sind ausgeschlossen.

2. Marlowe bringt die plutonische erlaubnis an der stelle an, wo sie die ungemischte gestalt der zweiten quelle der Historia hatte; hätte ihm nur die verwirrung von Spies vorgelegen, so hätte er nur wider durch einen unglaublichen zufall gerade das richtige getroffen.

3. Faust wartet ungeduldig um 12 uhr nachts auf Mephisto; die ungeduld nur bei Widman, die terminangabe zwar bei Spies (im druck) aber nur ganz nebenbei und im gegensatz zu der erzählung. Bei der annahme spontaner erfindung wiederum eine wunderbar zufällige übereinstimmung mit Widman.

4. Marlowe hat die kohlenpfanne in einem dem ursprünglichen sehr nahe kommenden zusammenhang; er fand sie zwar bei Spies vor, aber er hätte eine wunderbare divination besitzen müssen, wenn er aus der dortigen dunklen andeutung gerade das dieser zu grunde liegende richtig erschlossen hätte.

Dann halte man dazu die bereits Ztschr. 21, 191 fg. und 29, 362 angedeuteten punkte. Die Marlowekritik muss mit diesen unbezweifelbaren tatsachen rechnen. Allem anscheine nach wurde das deutsche drama erst nach der dramatisierung der Spiessschen übersetzung herangezogen. Vielleicht wurde Marlowe durch seinen frühen tod verhindert, das ganze werk nach dem deutschen drama umzuarbeiten, denn in der hofscene z. b. ist kaum noch ein einziger schwacher anhaltspunkt für die annahme einer beeinflussung durch das deutsche drama zu finden; nachher aber hört dessen einfluss ganz auf. Die letzten scenen, in denen das deutsche drama von jeher an kraft der handlung der Historia und der danach gehaltenen Marloweschen fassung unendlich überlegen war, hätten unbedingt ihren einfluss im englischen stück, das hier geradezu langweilig wird, hinterlassen müssen. Woher Marlowe die kenntnis eines deutschen stückes bekommen haben mag, ist

1) Ich konnte diese leider nicht selbst einsehen, halte mich also an Braune-Zarnecke s. X.

2) „Marlowe“ im weiteren sinne, also mit einschluss der umarbeitungen vor 1604, verstanden.

nicht schwer zu sagen; die englischen komödianten waren schon 1585 auf dem kontinent.

So wäre den Marlowianern der boden unter den füßen weggegraben. Die folgenden untersuchungen werden das hier gefundene noch mehr bestätigen. Wer immer noch, ohne die hier gegebenen bewewe erschüttern zu können, an der Marlowehypothese festhalten will, der muss nach gewichtigeren stützpunkten suchen, als es die fetzen der königskleides sind, das Marlowe seinem naiven deutschen adoptivkinde umgeworfen hatte. Wer diese fetzen, die Padameras, die pickadevaunts und ähnliches — denn besseres hat man ja nicht — auch jetzt noch als die einzigen stützen für die Marlowehypothese ins feld führen zu können vermeint, dem rufen wir zu: hände weg!<sup>1)</sup>

#### Excurs I.

III<sup>a</sup>. Die bereitung des zauberringes. In DI kommt Faust nach dem abgange in sc. III (Ztschr. 29, 360 fg.) zurück und hält einen kurzen monolog; die bücher hätten ihn belehrt, wie er den kreis machen müsse. Er ruft Wagner herbei, der farben und pinsel holen soll. Wahrscheinlich zeigte Wagner sich dabei neugierig (U 793, 17). Wagner wurde in dem archetypus dieser scene mit dem bescheide entlassen, Faust sei für einige zeit nicht zu sprechen; Wagner soll sagen, er sei verreist. In DIR soll er bei der bereitung des ringes helfen, was ich für spätere änderung halte. Zum schlusse erwartungsvoller monolog Fausts. — Spuren einer ähnllichen scene zeigen viele fassungen. In Kr kommt Faust zurück und trifft mit Hans Wurst zusammen; nach dessen abgang hält er die beiden monologe dieser scene hintereinander weg. Die unterbrechung durch Wagner fehlt, vielleicht aber bewahrt die etwas unvermittelte anrufung Hans Wursts 164, 18 eine spur davon, dass Wagner durch Hans Wurst verdrängt worden ist. Ebenso wie hier ist auch in G das lokal dieser scene von dem der folgenden deutlich getrennt. Faust hat in G den zauberkreis inzwischen schon fertig gestellt, er kommt zurück ohne den alten grund dafür anzugeben, nur um zu erzählen, alles sei fertig, und er warte die mitternacht ab. Wagner unterbricht ihn, ohne gerufen zu sein, mit einer den Hans Wurst betreffenden meldung und erhält den oben besprochenen auftrag. Der endmonolog Fausts ist auf Wagner übertragen. Auch in S kommt Faust noch einmal zurück, ohne dass er einen grund dafür hätte; er trifft mit Hans Wurst zusammen und befiehlt ihm, abends mit ihm spazieren zu gehen, so die perlckescene in der variante GSW (ru v. Kurtz?) vorbereitend. — In allen anderen fassungen fehlt eine selbständige entsprechende scene. Am besten bewahrt noch U eine erinnerung an ihre selbständigkeit: Faust hält seinen

1) Dass R. M. Werner seit jahren für die priorität des deutschen Faustspieles kämpft, brauche ich den fachgenossen nicht zu sagen; auf anderen wegen als ich kommt er zu demselben ergebnisse. Er weist auf Widmans vorzüge, auf die dramatisch anmutenden stellen bei Spies hin. Keiner wird aber bereitwilliger als er mir zugestehen, dass ich durchaus selbständig vorgehe.

monolog, ruft Wagner, er solle den kreis aus dem studierzimmer holen. Das ist natürlich unursprünglich, den fertigen kreis hätte Faust sicher selbst mitgebracht; wie kam er die voraussetzung des folgenden liegen lassen! Früher besorgte Wagner eben die materialien, wie in DIR. Wagner erhält dann seinen auftrag und zeigt sich neugierig. Der freudvolle monolog ist gestrichen, weil die beschwörungsszene unmittelbar angeknüpft ist; die fugen verraten sich deutlich, wenn man sich die widersprechenden lokalitätsangaben klar macht. In A wird nach dem umgemodelten monolog — S24, 18 ist der kreis auf einmal da, ohne dass gesagt wäre, wie — Faust noch von Wagner unterbrochen, der ihm den Hans Wurst vorstellt — vgl. GKrS —, aber keinen auftrag erhält. Unterbrochen wird endlich Faust noch in BM<sup>so</sup> durch die stimmen, Faust tritt mit dem fertigen kreise, der in so sein leibgürtel ist, auf. In den anderen texten fehlt die unterbrechung. In Wschlhaschhosehle wird der kreis noch erwähnt, Faust tritt mit dem fertigen kreise auf. In LM<sup>2</sup>OSw fehlt jede erwähnung des kreises, in L ist er aber in der parodie der beschwörungsszene auf einmal da. Der eingangsmolog ist in LM<sup>3</sup>M<sup>2</sup>OW, der endmonolog in BSw vielleicht noch erkennbar.

Wenn man nun auch annehmen kann, dass das alte publikum über die zubereitung des kreises unterrichtet sein wollte, so mag ich doch diese scene dem archetypus nicht zusprechen. Sie mag früh in varianten entstanden sein, z. b. in den umarbeitungen AU und DIKrR (grundlage der crucifixversion), und von AU aus nach GS und noch stärker verblasst zu den anderen gedrungen sein. Dass Hans Wurst hier auftrat, ist jedenfalls unursprünglich; im archetypus trat er zum zweiten male sicher erst vor dem antritt der weltreise auf.

## Excurs II.

V<sup>a</sup>. Der alte mann. Schon bei Lercheimer und in der Historia finden wir den zur busse mahnenden alten mann — ursprünglich wol der historische dr. Klinge in Erfurt —, der in der folgezeit als wahres irrlieht im drama bald in der nähe der contractscene, bald im letzten act erscheint, eine greifbare gestalt aber erst in M<sup>2</sup>di<sup>f</sup> annimmt. In der Historia und bei Widman ist es ein „guter alter frommer mann“, arzt und nachbar Fausts; bei Schroeder ein einsiedler, bei Nicolai ein kaufmann. Seit v. Kurtz ist er Fausts vater. In GM<sup>2</sup> hat Wagner viele züge von ihm erhalten.

Bei Mahler Müller tritt er vor der beschwörung auf; in der Historia, bei Widman und in f vor der verschreibung; in M<sup>2</sup>Tdi, Schroeder, Weidmann, Klinger, Klingemann nach der verschreibung und zwar bei Schroeder M<sup>2</sup>di vor dem antritt der weltreise; bei Nicolai Tz an einer unbestimmten stelle vor dem letzten act; in GP, bei Marlowe, v. Kurtz (als geist), Weidmann, Klinger (als geist) im letzten act vor dem durch seine bussrede hervorgerufenen reueanfall; bei Marlowe, Weidmann, Klingemann (v. Kurtz), in \*G\*O\*T<sup>so</sup> nach dem fall durch die Helena, hier auf dem kirchhofe bei v. Kurtz, Klingemann \*G\*O\*so, als geist bei v. Kurtz, \*G\*O\*so. Im ballet *dernier jour* citiert Faust kurz vor seinem ende den geist seines vaters; um ihn aufzumuntern bringt Mephisto

ihn dann zum vermählungsfest einer „idealischen“ d. h. italienischen prinzeßin<sup>1</sup>.

Der alte mann wird von Faust ermordet in (M<sup>2</sup>)difz. bei Weidmann (hier von der Helena), Klingemann; andeutungen schon in der Historia, bei Widman und Marlowe<sup>2</sup>. Bei v. Kurtz und Klinger ist er aus gram gestorben. Aus dieser ermordung ist sicher die grausige kirchhofsscene bei v. Kurtz (G<sup>2</sup>O<sup>2</sup>)so hervorgegangen: Faust will seinem toten vater das herz aus dem leibe reißen, um damit einen talisman gegen den teufel zu gewinnen, der vater erhebt sich aus dem grabe und ermahnt seinen sohn zur busse, d. h. dem besseren mittel gegen den teufel anzugehn. Wie schon Creizenach sah, hat diese ekle effekthascherei auf Weidmann und Weidmann auf T eingewirkt.

Die ursprüngliche lage der alten-mannscene ist unstrittig die vor dem antritt der weltreise, ob vor oder nach der verschreibung ist nicht ganz sicher, ich glaube das letztere liegt näher. Sie wurde wol unter Marlowes einfluss von einer fassung, der v. Kurtz nahe steht, und die in BGLM<sup>1</sup> M<sup>2</sup>Tloschhaso spuren hinterlassen hat, ans ende des stückes verlegt, um die funktion der dort von anfang an allein berechtigten<sup>3</sup> disputation zu übernehmen, die deshalb in BGM<sup>2</sup> und bei v. Kurtz ganz weggefallen ist, und in LM<sup>1</sup> deutlich unter dem einflusse dieser verlegung steht. Die disputation geriet dann an die alte stelle der alten-mannscene, wo wir sie (ganz in der Historia, bei Widman und Marlowe, in bruchstücken in BM<sup>2</sup>Mü) vorfinden. Die wirkungen sei es der disputation, sei es der alten-mannscene nach der verschreibung hatten GSW (Geisselbrecht) und Sw fest.

Mag diese scene auch, wie Lereheimer, die Historia, Widman, Marlowe zeigen, unalt sein, so kann man sie trotzdem dem archetypus nicht zusprechen, weil eben gar kein grund vorlag, sie, wenn sie dort vorgekommen wäre, zu streichen. Im gegenteil. Man darf auch nicht einwenden, die puppenspiele hätten sie aus technischen rücksichten gestrichen; in der hofsene finden wir neueinführungen von personen, die dem archetypus sicher fehlten.

Der vater Fausts wird dem 18. jahrhundert entstammen. Die verwunderung über die änderung der lebenshaltung des sohnes scheint von anfang an ein hauptinhalt der reden des vaters gewesen zu sein, es ist aber möglich, dass auch schon der kaufmann oder einsiedler daran anknipte.

## VI. Antritt der weltreise.

Nur bei Schütz-Dreher, Geisselbrecht, in R, den beiden Sachsen M<sup>1</sup>f und infolge ganz junger anschweissung in D ist die abreise unmittelbar mit der contractscene verbunden; in AIKrLM<sup>2</sup>Mü

1) Sicher stehengebliebener druckfehler.

2) Dass Mephisto in Ma Faust einen dolch gibt, ist ursprünglich sicher dahin gemeint, dass Faust den alten mann damit erstechen soll. Am selbstmord Fausts ist Mephisto nichts gelegen.

3) Das beweist deutlich ihr inhalt.



Oudilo dagegen liegt zwischen der contractscene und der abreise eine grössere zeitpause, die für \*D unbedingt, für \*G ziemlich sicher ebenfalls anzunehmen ist. Diese pause ist für die fabel des stückes durchaus unnötig, sie ist das vacuum, das entstehen musste, als der diener Mephisto mit dem teufelobersten Pluto verschmolzen wurde. In M<sup>2</sup>di\*f wird es durch die ermordung des vaters, in \*B\*Mü durch die hierhergeratene disputation ausgefüllt.

Die scene muss, wie noch jetzt in Krso, undeutlicher in LMü erkennbar ist, mit dem auftreten des neuen dieners Mephisto begonnen haben. den Faust mit gedanken herbeieitert haben wird und der sich mit der frage nach der gewünschten erscheinungsform einstellte. Faust antwortete im archetypus einfach: „als mensch“. Dass hier ausschmückungen und erweiterungen ausserordentlich nahe lagen, wurde s. 330 gezeigt: in ALW, weniger deutlich in GS, liess Faust den Mephisto sich erst in verschiedene tiergestalten verwandeln; in allen fassungen findet sich die concurrenz mehrerer furien um die dienerstelle, doch ist sie von der crucifixversion offenbar gestrichen worden und in deren nachkommen erst infolge anlehnung an die vulgata hineingelangt. In der ältesten fassung dieser teufelconcurrenz traten nur die drei furien Vitzliputzli, der pfeilschnelle, Auerhahn, der windschnelle und Mephisto, der gedankenschnelle auf; eine jüngere, aber ebenfalls altertümliche variante fügte als vierte furie Krummschnabel, den vogelschnellen, hinzu, der — die übereinstimmung von namen und geschwindigkeit zeigt das deutlicher als der hinweis auf den teufelsnamen Krummnase im Redentiner osterspiel v. 1523 — unbedingt ursprünglich ein „deutscher“ teufel ist, dann von den englischen komödianten in der entstellung Grumshal — so bei Dekker — übernommen wurde, und durch dieses medium dem vielfach dem englischen einfluss raum gebenden U als Krummschal zukam. Dieser jüngeren version gehören U, sehr wahrscheinlich Oloeschhosehle und, ganz äusserlich, G an. In verhältnismässig sehr junger zeit kam dann ein humorist auf den an sich sehr effektvollen, dem ursprünglichen zweck der scene aber völlig widersprechenden gedanken eine besonders langsame furie mit der schneckengeschwindigkeit zu erfinden: von dieser neuerung sind W<sup>2</sup>, die jüngeren Schütz-Drehersehen fassungen BOSw (schha)so, späterhin auch die sämtlichen Sachsen betroffen<sup>1</sup>. Wol nicht viel später, aber kaum gleichzeitig damit verliess man die bisher im grossen und ganzen sehr getreu bewahrte tradition ganz, erhöhte die

1) In W<sup>1</sup> ist die scene nur skizziert.

anzahl der teufel und erfand zu ihnen neue geschwindigkeiten. Die neuen teufelsnamen wurden der christlichen sage (Asmodi, Astaroth) oder der klassischen mythologie (Alekto, Megera, Harpyja, Hekate, Polymnia?, Erato?) entnommen; sie zeugen für eine gewisse bildung des neuerers. Auch diese neuerung finden wir erst in W, in den jüngeren Schütz-Drehersehen fassungen und bei den Sachsen, bei diesen letzteren aber löst sie sich noch sehr leicht als oberflächliche tünche ab. Durch diese grosse anzahl von furien und geschwindigkeiten wurde die alte tradition gestört, die bestimmten furien bestimmte geschwindigkeiten gab und sogar streng die althergebrachte ordnung (pfeil, wind, gedanke oder vogel. pf., w., g.) innehielt und die bis in die tage von G und selho schle, also den älteren Geisselbrechtsehen und Schütz-Drehersehen fassungen unberührt von den einflüssen der grossen bühne<sup>1</sup> fortbestanden hatte; als man später wieder zur dreizahl zurückkehrte, war das richtige vergessen. So bewahren BSw nur noch getrübe erinnerungen.

In die crucifixversion dringt die effektvolle scene erst nach der ablösung der einzelnen stücke ein; Kr nimmt den Auerhahn mit der unrichtigen kugelgeschwindigkeit auf; die Böhmen Ie entleihen den englischen komödianten den — übrigens auch im mittelalterlichen deutschen drama vorkommenden — elfennamen Puk als Pik<sup>2</sup>. In j erscheint an seiner stelle ein teufel Pronulo, schnell wie das augenzwinkern; D hat neben Mephisto gar keinen anderen.

In AM<sup>3</sup>S ist die scene, wie ihre ganze umgebung, an FdgrM angeglichen, und dieser hat sich Lessing zum muster genommen: A benutzt ausserdem Sodens Faust. In Mü sind die alten namen durch biblische, in R durch z. t. einheimisch niederländische ersetzt, die geschwindigkeiten erinnern mehr an das traditionelle<sup>3</sup>.

Fassungen, die die alte stelle der befragung beibehalten, aber dann ihre tendenz ändern mussten<sup>4</sup>, haben sich nicht erhalten; die

1) Die, wie Schroeder und Grimmelshausen zeigen schon sehr früh, um dem sensationslüsternen publikum entgegen zu kommen, zu änderungen griff.

2) Kraus hält das für eine abkürzung von Pickelhäring (!). Man kommt zu meiner vermutung durch die in I oft begegnende formel Strik Pik *Auber*on (d. h. Oberon). Der sommernachtstraum gehörte allem anscheine nach zum repertoire der englischen komödianten. Heintje Pik von R hat mit dem Pik der (nahe verwandten) Böhmen wol nichts zu tun; das ist ein bekannter „niederländischer“ teufel = „Heinz Pech“.

3) Einer specielleren kritik der namen usw., die mir unerlässlich erscheint, ist der excurs gewidmet.

4) Vgl. s. 332.

Marlowesche todsündenszene hat auf W (und dann auch schha?) ganz oberflächlich eingewirkt. Dass sie jemals in vollem umfange in einem vorgänger unserer stücke gestanden haben könne, ist meines erachtens ausgeschlossen. Zu dem in U vorliegenden versuche, die scene der neuen umgebung anzupassen, vgl. s. 332.

Nachdem Faust den neuen diener in seinen künftigen pflichten unterwiesen, teilt er ihm sein vorhaben mit abzureisen. Faust will die freuden der welt geniessen: A\*BDGIM<sup>1</sup>O\*SSwUWdi(f). Dass er in KrM<sup>2</sup>schhosehle seinen namen berühmt machen will, liegt zwar im sinne des monologs, widerspricht aber dem so oft zu constatierenden bestreben, zunächst am hofe unerkannt zu bleiben. Im archetypus wird wie in DIKrR\*SUWschhosehle Faust das gewünschte reiseziel angegeben haben; Mephisto schlägt es ihm in ABGM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>MüOSwdi vor. Diese texte stehen, wenn sie so ändern, anscheinend unter dem einflusse der wenigstens in BGM<sup>2</sup>MüSwdi voraufgehenden seelischen erregung Fausts infolge der disputation oder der alten-manns-scene. Mephisto macht ihn dann, wie in ABGM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>O(U)W(loschha?)so<sup>1</sup> mit der function des zaubermantels bekannt, der sicher dem archetypus angehört und in gewissem widerspruche zu der dienerconcurrnz steht, was zu dem s. 331 gesagten stimmt; diese concurrnz ist ja auch an ihrer ältesten stelle unursprünglich. Dass die crucifixversion und nach ihr schhosehle den mantel nicht erwähnen, wird damit zu erklären sein, dass diese version wol auch hier schon Mephisto als zauberpferd hatte, das in ihr später bei der abreise vom hofe wider eine bedeutende rolle spielt. Nur in B<sup>2</sup>(Uloschha?) erfolgt der abflug auf offener scene, sonst im „nebenzimmer“.

Dass in AU die reise langsam geschehen soll, damit er „die verschiedene baukunst bewundern“ kann, wie er in A hervorhebt, ist, wie s. 332 angedeutet wurde, absichtliche änderung dieser gruppe.

Nach dieser unterredung mit seinem teufel bestellt Faust sein haus. In DIM<sup>2</sup>di<sup>2</sup> überträgt Faust Wagner seine haushaltung, sicher auch in \*L, wo jetzt Wagners auftreten ganz unmotiviert ist, wahrscheinlich auch in lo, das sich hier mit LM<sup>2</sup> nahe zu berühren scheint, wenigstens in der charakterisierung Wagners. In A geht Faust ab, um Wagner die haushaltung zu übertragen, in G wird ganz unsinniger weise Mephisto damit betraut. Sehr wahrscheinlich gehört dieses auf-

1) In Uloschha gehts „durch die luft“.

2) Zu M<sup>2</sup> vgl. das unmotiviert: *tue was ich dir befohlen habe*. Ich muss fort um alles zur abreise zu ordnen. In di werden „aufträge“ erteilt, wahrscheinlich doch in dem hier in rede stehenden sinne.

treten Wagners dem archetypus an, ihm würde sich die vorstellung Hans Wursts gut anschliessen, die wir hier noch in DIL finden und die auch vielleicht bei Schultz 1<sup>1</sup> hier gelegen hat.

### Excurs.

Namen und geschwindigkeiten der furien. Bsp = Berliner Faustbuch, Lg = Lessings gegner; Sch = Schroeder; V = volkslied; Wu = wunderbuch. ADIM<sup>3</sup>Sej kommen für namen und geschwindigkeiten, BspLgMüRSchWulosehhschlez, zum teil r, für namen, W<sup>1</sup>diFruschha für geschwindigkeiten nicht in betracht. In GLM<sup>1</sup> sind p(personale) und t(text) zu unterscheiden.

Vitzliputzli kommt überall, ausser in G(t)Vru, Auerhahn nur nicht in U vor, doch hat \*U ihn nach s. 332 unbedingt gehabt; ausserdem erscheint er in KrM<sup>3</sup>z<sup>2</sup>. Krummschnabel haben als Krump. G(t), Grüns, O, Grünschnabeloff ru, Krummschal U.

Von den geschwindigkeiten finden wir pfeil oder kugel — beide sind identisch — überall, ausserdem noch in \*AIS; in MüR kommen kugel und pfeil vor. Wind überall ausser in BM<sup>2</sup>MüSwUW<sup>2</sup>schhschle; ausserdem begegnet er in AM<sup>3</sup>S. Den vogel haben BM<sup>2</sup>UWulosehle<sup>2</sup>, die schnecke haben BLM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>M<sup>3</sup>cor<sup>r</sup> OSwW<sup>2</sup>so.

Die anderen namen<sup>3</sup> und geschwindigkeiten sind nur sporadisch anzutreffen: Alekto L(p)M<sup>2</sup>r, Megera BSwschha, Pluto Lr, Nikate = Hekate M<sup>3</sup>(p), Haribax = Harpyja BSwschhaso, Polümor = Polymnia? BSwschha, Wiratho M<sup>1</sup> Vicarto f = Erato?; Hagnuar Sw, Varentha Sw, Mexico L, Xerxes so; Asmodi SwWschhaso, Astaroth (Mü)SwW<sup>1</sup>schha; Audiumetgugulorum W, Delinkwent ru. — Blitz LgMü, fisch BW<sup>2</sup>, hirsch Sch, auerhahn z (s. ann. 2), pest<sup>1</sup> schho, lichtblink W<sup>2</sup>, blinzeln j; wolken Sch, schiff L, felsbach so, herbstlaub so, altes weib W<sup>2</sup>.

Von den geschwindigkeiten haben pfeil und wind nicht nur die ältesten quellen für sich, sondern liegen auch dem sprachgefühl am nächsten, das sie mit vorliebe zu gleichnissen der geschwindigkeit verwendet (Parzival 241, 10; Konrads Troj. 3922; 22234; Bomer 3, 58; 63, 44; Albrecht v. Halberstadt 2, 25; CXCI); höchstens könnte der blitz darin mit ihnen wetteifern, aber nicht vogel, hirsch oder fisch. Die vogelgeschwindigkeit ist sicher erst mit dem dritten langsamen teufel Krummschnabel aufgetreten und stach, wol nur weil dieser einen noch deutlich als solchen gefühlten vogelnamen besass, den dem volksbewusstsein näher liegenden blitz an. Nun haben die pfeilgeschwindigkeit: Vitzliputzli in M<sup>2</sup>O U, Auerhahn in B KrSwW so, Krump schnabel in G(t), ein anderer in I(Pik), L (Mexico), M<sup>1</sup> (Wiratho) M<sup>3</sup> (Oron) Mü (Astaroth und Beelphagor.); R (Ramuzes und Stokebrand); ausserdem sowol Auer-

1) Vgl. die zweite function Hans Wursts als lächerlicher famulus.

2) In z ist die erste furie schnell wie der auerhahn: sicher ein missverständnis seitens der zigeuner.

3) Von denen der Böhmen, Lessings = Fdgrn und MüRWu sehe ich ab.

4) Nicht auf Lessing zurückzuführen, da man sonst unbedingt auch die anderen übertreibungen hätte.

hahn wie Mephisto in V. Die windschnelle besitzen Auerhahn in GLM<sup>1</sup>, Vitzliputzli nirgends, Grünschnabel in O, ein anderer in A (Leviathan), M<sup>3</sup>S (Dilla), so (Haribax), R (Heintje Pik). Vogelschnell ist Krummschnabel in U, Auerhahn und Vitzliputzli nirgends, ein anderer in B (Haribax), M<sup>2</sup> (Alex). Langsam wie die schnecke ist Vitzliputzli in BM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>corr Sw W so, Auerhahn in M<sup>2</sup>O, ein anderer in L (Aleks). Andere geschwindigkeiten haben Auerhahn und Krummschnabel nirgends, Vitzliputzli in L (schiff).

Vitzliputzli ist der pfeilschnelle des archetyps, weil die geschwindigkeit der schnecke ihm ebensowenig ursprünglich gehört haben kann, als wie die des schiffes. Auerhahn ist der windschnelle, weil die geschwindigkeiten von pfeil und schnecke ihm nicht eigen sein können. Krummschnabels vogelgeschwindigkeit ist unbezweifelbar.

Nach dem eindringen Krummschnabels hatte man also zwei grundtypen:

1. Vitzliputzli = pfeil. Auerhahn = wind.
2. Krummschnabel = vogel. V. = p. A. = w.

Wir finden in den jetzigen fassungen wider: 1. in der alten anordnung in Bsp. (R), umgedreht in G (p.)<sup>1</sup> Lg<sup>2</sup>z; 2. in der alten anordnung in schho, wo nur der wind durch die pest ersetzt ist; mit auslassung eines teufels in Uloshle, wo der windschnelle gestrichen ist. In verkehrter ordnung und mit auslassung des pfeilschnellen in Wu<sup>3</sup>; desgleichen mit moderner störungen in O<sup>4</sup>.

Es stehen nun noch BLM<sup>1</sup>M<sup>2</sup>M<sup>3</sup>corr Sw W difschaso aus.

In W ist, wie in allen hierhergehörigen Schütz-Drehersehen fassungen (BSwschaso) Vitzliputzli = schnecke und Auerhahn = pfeil. Das ist kein zufall. Der erfinder der schneckenlangsamkeit erteilte diese dem teufel mit dem am meisten komischen namen, die diesem eigene geschwindigkeit wollte er aber nicht angeben, weil sich daran eine traditionelle bemerkung von einigem effekt knüpfte, vgl. ann. 3 s. 358. Er stand aber noch so unter dem banne der überlieferten zweizahl, dass er es bei Vitzliputzli = schnecke und Auerhahn = pfeil (kugel) genug sein liess. So fiel der wind ganz aus, den vogel hatte er überhaupt nicht gekannt.

1) Auf dem zettel figurirt Vitzlipuzli, im text ist Krummschnabel an seine stelle getreten. Die geschwindigkeiten passen zum zettel. Es stimmt also alles bis auf den textnamen des kugelschnellen, der durch entlehnung hineingekommen sein wird. G mochte an dem etymologisch undeutbaren mexicanischen namen anstoss nehmen, der zur zeit, wo G entstand, noch nicht seine spätere popularität besass und setzte dafür den leichtverständlichen, ihm wahrscheinlich aus schho bekannten Krummschnabel in den text. Der das alte conservierende zettel behielt den alten stand bei.

2) Hier sind die teufel wind- und blitzschnell. Die synonymität von windblitz-pfeilschnell mochte dem anonymus vorschweben und dieser sich in der erinnerung vergriffen haben.

3) Mochiel = wind, Aniguel = vogel.

4) Auerhahn = schnecke, Vitzliputzli = kugel, Grünschnabel = wind. Die entstellung ist anscheinend jung und ruht vielleicht von Wiepking selbst her; sie scheint auf einer mit M<sup>2</sup> verwandten fassung zu beruhen, wo ebenfalls Auerhahn = schnecke ist.

Die heimat der schneckengeschwindigkeit kann deshalb nicht bei Schütz-Dreher liegen, weil deren älteste gestalt den vogelschnellen hatte. Darum sind auch hier wind und vogel in einzelnen fassungen bewahrt. Man darf sie aber noch weniger bei den Sachsen suchen, denn diese veraten ausserordentlich deutlich, dass sie die neuerung verhältnismässig spät überkamen<sup>1</sup>. Es bleibt nur die annahme übrig, dass der humorist Geisselbrecht<sup>2</sup> in einem vorfahren von W war. Man kann dem besonders auch mit rücksicht auf G<sup>3</sup> unbedenklich zustimmen. Geisselbrechts neuerung erregte sensation. Nun genügte der jüngeren Schütz-Drehersehen fassung die alte in schlo vorliegende überlieferung nicht mehr; sie griff den gedanken Geisselbrechts auf. Die Sachsen schliessen sich nachher an Schütz-Dreher an. Dass sie diese neuerung aus zweiter hand erhielten, geht daraus deutlich hervor, dass in ihnen Vitzliputzli nicht durchweg der schneckenlangsame ist.

Woher stammen nun die vielen neuen teufel und geschwindigkeiten in W, Schütz-Dreher und den Sachsen? Auch in ihnen stimmen W und Schütz-Dreher vielfach zusammen. Wir finden z. b. den Asmodi in W und BSwschla, die fischgeschwindigkeit in W und B und endlich sowol in W wie in \*BSwschla\*so sieben teufel. Da nun Geisselbrecht in W<sup>2</sup> der einzige ist, der eine erinnerung an die sieben todsünden Marlowes, das vorbild der vielen teufel, besitzt, so wird man nicht fehl gehen, wenn man ihm auch hier den preis gibt. Die schneckengeschwindigkeit und die sieben teufel hatten ursprünglich noch nichts mit einander gemein; erst nach der einföhrung der schnecke kam Geisselbrecht auf den gedanken, auch die ihm bekante todsündenscene auf die tradition zu

1) Die Sachsen geben der schnecke zu liebe keine der alten geschwindigkeiten auf, sondern erfanden einen neuen teufel, der wie der wortlaut von M<sup>1</sup>M<sup>2</sup> deutlich zeigt, ganz jung ist. Die alten namen und geschwindigkeiten gerieten durch diese vermehrung in störungen.

2) Unter „Geisselbrecht“ ist die textkritische gruppe, nicht die person zu verstehen.

3) Die vorlage des humoristen hatte die teufel in derselben anordnung wie G: wind vor kugel bzw. pfeil. Diese umdrehung der alten, in Bsp, schhoscble, U z. b. bewahrten anordnung hängt mit der (seit der ersetzung des pfeiles durch die kugel und gleichzeitig mit ihr?) erfolgten erweiterung der anerkennung zusammen, die Faust dem zweiten teufel spendete. Wie in Bsp wurde im archetypus der scene der windschnelle gelobt: er besässe eine schöne (IKrWso, grosse LM<sup>1</sup>, ausserordentliche M<sup>2</sup>) geschwindigkeit. Dieses lob wurde in GKRo erweitert durch folgenden nur für den kugelschnellen passenden gedanken: sobald der funken an das pulver fällt, ist die kugel schon dort wo sie hingehört (Kr; ehe das pulver seinen knall tut, so ist die kugel schon aus ihrem platze (!) G; wenn der jäger auf ein edles stück wild anlegt, so ist die kugel zur stelle O. Da nun aus poetisch-technischen gründen nur der zweite teufel diese anerkennung erhalten darf, musste der windschnelle mit dem kugelschnellen den platz wecheln. Diese erweiterung der anerkennung stützte bei dem humoristen die erhaltung des kugel-(pfeil-)schnellen und rief die übertragung seiner geschwindigkeit auf Auerhahn hervor. Es war das eine vorfahre von W, und sehr wahrscheinlich hat Kr seinen Auerhahn = kugel diesem texte der vulgata entnommen, dem es auch sonst sehr nahe steht.

pfropfen: so fließen beide in W<sup>2</sup> und danach bei Schütz-Dreher zusammen. Dass Geisselbrecht in W die befragungsscene nur skizziert, beweist meines erachtens gerade, dass ihre erweiterung hier zu hause ist; er improvisierte, ohne sich an einen festen wortlaut zu binden<sup>1</sup>.

1) Die befragung der teufel bei Simrock hat einige züge nach Marlowe, z. b. die namen, die Faust den fragten gibt. Hat Simrock das nun Marlowe nachgemacht oder erinnert er sich dabei an schla? Das letztere ist nicht unmöglich.

GREIFSWALD.

J. W. BRUNIER.

#### BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER GERMANISTISCHEN SEKTION DER 44. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER ZU DRESDEN.

Nachdem die 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner mittwoch. den 29. september 1897, vormittags 9 uhr im grossen saale des evangelischen vereinshauses zu Dresden in gegenwart sr. majestät des königs Albert von Sachsen und sr. königl. hoheit des prinzen Georg, herzogs zu Sachsen, mit begrüßungsreden des vorsitzenden, oberschulrat rektor prof. dr. Wohlrab, sr. excellenz des herrn kultusministers dr. v. Seydewitz, des herrn oberbürgermeisters von Dresden geh. finanzrat Beutler und des senators und universitätsprofessors Tocileseu aus Bukarest eröffnet worden war und prof. dr. Treu in der ersten allgemeinen sitzung einen vortrag über Winckelmann und die bildhauerei der neuzeit gehalten hatte, erfolgte um 12 uhr die konstituierung der einzelnen sektionen der zahlreich besuchten versammlung.

In der germanistischen sektion, die ihre sitzungen in der aula der Annen-schule abhielt, begrüßte professor Sievers-Leipzig die erschienenen und gedachte zunächst der seit der letzten philologen-versammlung verstorbenen.

Hierauf wurden von der versammlung einstimmig die herren prof. Sievers-Leipzig und oberlehrer dr. Lyon-Dresden zu vorsitzenden, privatdocent dr. Saran-Halle und oberlehrer dr. Bassenge-Dresden zu schriftführern erwählt. Sodann beschloss die versammlung auf vorschlag von prof. Sievers sofort in die 1. sitzung einzutreten und genehmigte die von den vorsitzenden empfohlene tagesordnung.

In der nun beginnenden 1. sitzung, in welcher prof. Sievers präsiidierte, überbrachte zunächst prof. Bötticher-Berlin grüsse der gesellschaft für deutsche philologie in Berlin und bat um fernere teilnahme an den bestrebungen der gesellschaft und unterstützung des jahresberichts. Insbesondere forderte er auf, dissertationen, programme u. a. einzusenden, um die berichterstattung zu erleichtern. Prof. Sievers erwiderte die grüsse und versprach für erfüllung der ausgesprochenen bitten zu wirken. Darauf erhielt prof. Siebs-Greifswald das wort zur erläuterung folgender von ihm vorgelegter sache:

„Die im ernsten drama übliche deutsche bühnenaussprache pflegt als norm für die deutsche aussprache zu gelten. Sie ist aber nicht im deutschen sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen standpunkte betrachtet, nicht in jeder beziehung zu billigen.

Deshalb ist aus orthoepischen gründen für bühnen- und schulzwecke eine ausgleichende regelung der aussprache wünschenswert; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige verbesserungen der orthographie auf ihr werden fassen müssen. Vor allem ist nötig

1. die unterschiede der aussprache zwischen den einzelnen bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen sprachgebietes auszugleichen, sei es nach massgabe der gebildetensprache grösserer städte, sei es nach historischen oder ästhetischen gesichtspunkten;
2. die unterschiede in der aussprache des einzelnen lautes zu beseitigen, die nur nach massgabe der orthographie willkürlich geschaffen sind und von der wissenschaft verworfen werden.

Die germanistische sektion der 14. in Dresden tagenden versammlung deutscher philologen und schulmänner würde es mit freude begrüssen, wenn der deutsche bühnenverein bereit wäre, sich zu gemeinsamer arbeit an diesem nationalen werke mit der germanistischen wissenschaft zu verbinden.“

Prof. Siebs teilte mit, dass er bei den leitungen der hofbühnen von Berlin, Wien, München und Stuttgart grosses interesse für diese fragen und freundlichste auskunft gefunden und dass generalintendant graf Hochberg selbst mit rat und tat für die sache einzutreten versprochen hat. Letzterer will im nächsten frühjahr dem deutschen bühnentage den vorschlag machen, eine kommission aus praktischen und theoretischen vertretern für das ober-, mittel- und niederdeutsche sprachgebiet zu beschicken. Für Oberdeutschland würde prof. Seemüller-Innsbruck, für Mitteldeutschland prof. Vietor-Marburg, für Niederdeutschland prof. Siebs eintreten. Auch prof. Sievers hat seine fernere hilfe zugesagt. Die mit diesen reformen zusammenhängende heikle frage der deutschen rechtschreibung braucht einstweilen praktisch noch nicht berührt zu werden. Die these ist absichtlich ganz allgemein gehalten, weil vorzeitige beschlüsse von einzelheiten das gemeinsame vorgehen mit den bühnen schädigen könnten.

An diese ausführungen von prof. Siebs schloss sich eine längere, lebhaft geführte debatte. Prof. Vietor-Marburg wünschte die these noch allgemeiner und position 2 gestrichen. Prof. Burdach-Halle erinnerte an den stärker werdenden einfluss der mundarten in den modernen dramen; prof. Koch-Breslau sagte, man werde fragen, welche grössern städte als vorbildlich gelten sollten, und prof. Burdach schlug deshalb vor, statt „der gebildetensprache grösserer städte“ einfach „der sprache der gebildeten“ zu schreiben, was prof. Sievers unterstützte. Direktor Evers stimmte der position 2 nur dann zu, wenn „die unterschiede“ = diejenigen unterschiede zu verstehen wäre, was prof. Siebs bejahte. Gegenüber dr. Zwierzina-Graz, welcher meinte, es werde sich in der sache überhaupt nichts allgemeines bestimmen lassen, betonte prof. Siebs, dass dies eben versucht werden müsse und solle. Dr. Friedländer-Berlin äusserte, die gesangskunst müsse bei reformen der aussprache zu rate gezogen werden, was prof. Siebs zugab und nur einstweilen aus praktischen gründen zurückzustellen empfahl. Hierauf wurde die von prof. Sievers warm befürwortete these mit der angegebenen änderung von prof. Burdach von der sektion einstimmig angenommen, wofür prof. Siebs seinen dank aussprach.

Den ersten vortrag hielt hierauf dr. John-Meier-Halle über volkslied und kunstlied.

Der erste, der in Deutschland auf den gegensatz zwischen volks- und kunst-dichtung hinwies, war Herder, doch blieben seine ausführungen darüber noch unklar, und ebensowenig genau bestimmten Arnim und Brentano die begriffe. Denn da ihre zwecke rein praktische waren, indem sie durch veröffentlichung der volkslieder eine ästhetische erziehung des volkes zu erreichen wünschten, so vermischten sie volks- und kunstlieder, wenn sie nur zu diesem zwecke gleich-



mässig geeignet schienen. Davon abweichend stellten sich zwar die brüder Grimm auf den historisch-kritischen standpunkt und unterschieden romantische und volkspoesie, aber sie übertrugen beziehentlich der entstehung die am epos gewonnenen anschauungen auf die lyrik und meinten, das ganze volk sei der dichter des volksliedes. Steinthal suchte diese ansicht theoretisch zu begründen: er redete von der dichtung des volks- oder gesamtgeistes und verschleierte damit den wahren sachverhalt. Diese ansicht ist durchaus zu verwerfen. Den neusten versuch, sie zu stützen, machte Berger, der den nachdruck auf den gegensatz von geschrieben und ungeschrieben legt und damit zwar für die gegenwart recht hat, nicht aber für das mittelalter. Denn die kunstlyrik des mittelalters wurde ebenfalls nur mündlich überliefert. Die mündliche überlieferung gehört zum volksliede, ist aber nicht sein hauptcharakteristikum. Über seine entstehung ist folgendes festzustellen. Das volkslied ist zwar stets produkt des einzelnen, aber das bewusstsein davon verliert sich, da das volk damit wie mit seinem eigentum schaltet und da es sich mit dem geiste des ersten verfassers identisch fühlt. Volkslied und kunstlied sind also nicht organisch, sondern nur graduell verschieden und aus einer wurzel entsprungen. Ein weiterer unterschied ist der, dass das volkslied eine viel bedeutendere produktion aufweist, während das kunstlied nur reproduciert. Dass kein organischer unterschied zwischen ihnen besteht, lehrt die tatsache, dass beide heute noch in einander übergehen: kunstliedlicher nehmen motive aus der volksdichtung, andererseits werden kunstlieder wie volkslieder verarbeitet und behandelt, was zahlreiche beispiele veranschaulichen. Endlich sind im volksliede nur wenige und zwar ganz allgemeine situationen vorhanden, im kunstliede aber alle möglichen. Und hierzu treten einige stilistische kriterien: das volkslied z. b. liebt einen deutlichen abschluss, während das kunstlied zuweilen mit einer frage u. dgl. schliesst. Ja, kunstliedlicher werden vom volke in jenem sinne verändert, so dass man oben daraus schlüsse auf das wesen des volkslieds ziehen kann.

In der anschliessenden debatte betonte prof. Berger-Berlin, dass er sich im wesentlichen doch mit dr. Meier in übereinstimmung befinde, während direktor Evers-Barmen beim volksliede doch an das zusammenarbeiten mehrerer dichter glaubt. Prof. Hauffen-Prag sieht den hauptunterschied zwischen volks- und kunstlied auf dem gebiete des stils sowie darin, dass jenes sich verändert, während dieses sich gleich bleibt, und betonte auch, dass jenes eine längere lebensdauer habe. Für die änderungen, die das volk mit den kunstliedern vornehme, müssen gewisse gesetze aufgesucht werden. Prof. Burdach-Halle hält ebenfalls die stilistische seite für die wichtigste und stimmte bez. des massendichtens direktor Evers bei. Dr. Friedländer-Berlin betonte, dass man die chronologische frage nicht immer genau genug erörtert habe. Das kunstlied stammt oft aus dem volksliede; deshalb muss in jedem falle, wo Meier den umgekehrten übergang ansetzt, die möglichkeit untersucht werden. Dr. Meier lässt das zusammendichten nur als eine vereinzelt abnormität gelten. Endlich verlangte dr. Schullerus-Hermannstadt eine schärfere scheidung von volkslied und volkstümlichem lied. Eine völlige einigung der verschiedenen ansichten wurde durch die debatte nicht erreicht.

Die 2. sitzung (donnerstag, den 30. sept., vorm. 8 uhr), welche dr. Lyon-Dresden leitete, wurde nach einigen geschäftlichen mittlungen des vorsitzenden eröffnet mit einem vortrage von prof. Streitberg-Freiburg (Schweiz) über das sogenannte Opus imperfectum.

Die ältere ansicht, dass der fragmentarisch überlieferte kommentar zum Matthäus-evangelium, der als „Opus imperfectum, quod Chrysostomi nomine circumfertur“ bekannt ist, ein denkmal gotischer litteratur sei, sucht Friedrich Kauffmann in der Münchener Allgemeinen zeitung (24. febr. 1897, beilage) zu beweisen; er vermutet zugleich, dass Wulfila selbst der verfassers sei.

Die stellen aber, aus denen Kauffmann die gotische nationalität des verfassers folgert, beweisen höchstens, dass dieser mit dem germanischen wesen vertraut war. Eine fülle von andern stellen zeigt, dass er ganz in den anschauungen der antiken kultur lebt, so dass er entschieden kein Germane war.

Gegen Kauffmann entscheidet vor allem die zeit. Das werk kann, wie aus vielen punkten klar erhellt, erst niedergeschrieben sein, als die niederlage des Arianismus endgiltig besiegelt war, und einzelne stellen sprechen deutlich aus, dass der verfassers etwa ein menschenalter nach der mitte des 4. jahrhunderts gelebt haben muss. Die fortwährenden klagen über den untergang des Arianismus stimmen nicht zu den ersten regierungsjahren Theodosius des Grossen, sondern erst zur wende des 4. und 5. jahrhunderts. Kauffmanns vermutung ist damit nicht vereinbar.

Die eingehende auseinandersetzung mit Kauffmann wird an anderer stelle erfolgen.

Den nächsten vortrag hielt privatdocent dr. Carl Kraus-Wien über die sprache Heinrichs von Veldeke.

Da Veldeke zu Maastricht geboren ist, so ist es auffällig, dass eine dichtung, die in diesem dem Niederländischen so nahe verwandten dialekt geschrieben war, auf deutschem boden so nachhaltige bewunderung hervorrufen konnte, während die heimat den dichter, wie es schien, vollkommen unbeachtet liess. Der vortragende skizzierte kurz die verschiedenen versuche, welche von Lachmann bis auf Braune und Behaghel zur lösung dieses litterarhistorischen und sprachlichen problems unternommen worden sind, ohne sich ihnen anschliessen zu können. Die untersuchung der von Veldeke gebrauchten reime lehrt, dass der dichter auf die hochdeutsche sprache in sehr weitgehender weise rücksicht genommen hat, indem er von bindungen, die in seiner mundart vollkommen unanstössig gewesen wären, gar keinen oder auffallend seltenen gebrauch macht, weil sie der übertragung ins hochdeutsche widerstrebt hätten. Dies zeigte der redner an einzelnen beispielen aus der laut- und formenlehre, sowie aus dem wortschatze. Veldeke steht mit seinem princip keineswegs vereinzelt da, es lassen sich vielmehr bei andern mittelhochdeutschen dichtern ganz ähnliche beobachtungen machen, so dass dieser fall geeignet ist, uns von dem wesen der mittelhochdeutschen dichtersprache eine deutliche vorstellung zu verschaffen.

Auch diesem vortrage folgte keine diskussion.

Weiter sprach privatdocent dr. Konrad Zwierzina-Graz über reinwörterbücher zu den höfischen epikern.

Das reinwörterbuch bietet uns die möglichkeit, die klassiker unter den höfischen epikern, besonders Hartmann, bei ihrer fortgesetzten arbeit an dem ausbau ihrer sprachlichen technik zu beobachten. Gut angelegt, wird es ein mittel, das verhältnis des syntaktischen und lexikalischen materials zur metrik und technik des verses festzustellen. Auch über das wortmaterial selbst, sowie über die syntaktischen fügungen und wortformen wird es aufschluss geben. Wichtiger noch wird es sein, reinwörterbücher zu verschiedenen dichtern typus für

typus, reimwort für reimwort zu vergleichen. Alle verschiedenheiten der diction müssen auf diese weise sofort in die augen fallen. Diese vergleihung ist besonders erforderlich bei dichtern, von denen wir nur ein werk haben, wie Gottfried. Die wichtigsten schlüsse sind für den genannten zweck die schlüsse ex absentia. Aus einer solchen vergleihung verschiedener reimwörterbücher wird also der gröbste wie der feinste unterschied in stil und technik der einzelnen dichter klar werden und z. b. der starke abstand zwischen den drei grössten mittelhochdeutschen epikern gleichsam mit händen zu greifen sein. Man wird die eigenart jedes einzelnen genau abgrenzen können und dabei zugleich vorteile für die textkritik, für erkennung des sprachgebrauchs u. a. m. gewinnen.

Eine debatte fand nicht statt.

Der vierte redner, privatdozent dr. Otto Bremer-Halle, sprach über die aufgaben der deutschen mundartenforschung.

Als besonders dringlich erscheinen folgende aufgaben:

1. Qualitative und quantitative vermehrung des mundartlichen materials.
2. Verarbeitung des bereits vorliegenden materials.
3. Bearbeitung der karten von Wenkers Sprachatlas des deutschen reiches. Hierzu bedarf es der zusammenarbeit möglichst vieler forschers unter ausnutzung der grammatischen dialektliteratur.

Es empfiehlt sich nicht, diese 3 aufgaben getrennt zu behandeln, vielmehr tut eine systematische erforschung der deutschen mundarten not, die sich verwirklichen liesse durch eine organisation sämtlicher deutscher sprachforscher. Erste aufgabe dieses verbandes würde die grammatische und lexikalische bearbeitung der mundarten sein. Von den übrigen aufgaben hob der vortragende noch zwei besonders wichtige hervor:

1. die beleuchtung der mundarten in ihrem verhältnis zur schriftsprache, wobei besonders die beziehungen zum werdegange der deutschen nation zu betonen sind. Dies führt auf
2. die bedeutung der mundarten für die deutsche, richtiger germanische stammesgeschichte. Die heutige mundartengrenze ist oft die alte stammesgrenze, und für scharf ausgeprägte mundartengrenzen gibt es unantastbare belege. Die wichtigsten charakteristika lassen sich freilich am schwersten fassbar darstellen, besonders accent, gesamt aussprache, tempo u. dgl. Mit den sprachunterschieden stehen die der sitte, der lebensart, des volkscharakters usw. in zusammenhang. Die verschmelzung der stämme zu einer nation kann auch durch die mundartenforschung beleuchtet werden.

Der vortragende legte die beiden ersten hefte von Nagls zeitschrift „Deutsche mundarten“ vor.

In der anschliessenden debatte machte prof. Hauffen-Prag darauf aufmerksam, dass oft in einem orte die mundart der einzelnen stände verschieden sei, wodurch die schwierigkeit der feststellung von mundartengrenzen wesentlich erhöht wurde. Prof. Sievers fürchtete, dass die von Bremer gewünschte organisation aus praktischen gründen undurchführbar sei, und empfahl, kleinere arbeiten über die einschlägigen fragen vorzunehmen. Prof. Siebs hielt Bremers wunsch für erfüllbar, wenn ein institut staatlich eingerichtet würde, das junge leute für die mundartenforschung schule. Prof. Sievers wünschte dann lieber mehr solche centra und wies auf den vorgang

Schwedens mit seinen dialektvereinen zu Upsala, Lund usw. hin. Dr. Murko-Wien empfahl die heranziehung von studenten zur sammlung des materials, dr. Uhl-Königsberg erklärte, dass auch im Osten mundartlich gearbeitet werde, und prof. Lumbel-Prag stellte beiträge zur kunde der deutschen mundarten in Böhmen in aussicht durch den verein für geschichte der Deutschen in Böhmen.

Hierauf berichtete dr. Anton Schullerus-Hermannstadt über den stand der vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen wörterbuche. Das wörterbuch, von Leibniz angeregt, von Schuller, Haltrich, Wolff als lebensaufgabe betrachtet und gefördert, ist nun aufs neue in angriff genommen worden. Zu dem in Wolfs nachlass vorfindlichen grundstocke sind in den letzten zwei jahren etwa 10000 beiträge aus der lebenden mundart gesammelt worden, so dass im kommenden winter mit der ausarbeitung begonnen werden kann. Indem der redner den ersten gedruckten bericht über die fortschritte der vorarbeiten verteilte, bat er um wolwollende teilnahme der germanistischen sektion an diesem wissenschaftlichen und nationalen unternehmen der Deutschen in Siebenbürgen.

In der 3. sitzung (Freitag, den 1. oktober, vorm. 8 uhr) führte prof. Sievers den vorsitz. Nach einem einstimmig gutgeheissenen vorschlage von geheimrat Wilmanns-Bonn sollen die akten der germanistischen sektion künftig in Leipzig in der bibliothek des germanistischen seminars, später vielleicht in der universitätsbibliothek dasebst aufbewahrt werden.

Den ersten vortrag an diesem tage hielt realgymnasiallehrer dr. Carl Reuschel-Dresden über die ältesten Lutherspiele.

Nach einer einleitung über Lutherspiel und Luthersfestspiel wandte er sich zur besprechung der ersten dramen, die Luthers leben und wirken behandeln. Das 1600 zu Magdeburg gedruckte „Curriculum vitae Lutheri“ des Andreas Hartmann, welches nur bis zu Luthers entführung auf die Wartburg reicht, zeichnet sich durch selbständigkeit, sowie gewissenhafte benutzung der quellen vor einem früheren werke Hartmanns aus. Die hauptquellen waren die drei ersten predigten des Mathesius über Luther, die schriften und tischreden des reformators und die *Historica narratio et oratio* des Selnecker. Leidenschaftlicher greift in den konfessionsstreit Martin Rinkarts „Eisslebischer christlicher ritter“ ein, welcher sich durch sein allegorisches gewand von allen andern Lutherdramen unterscheidet. Zu grunde liegt dem werke die erzählung von den drei königssöhnen, die nach des vaters leiche schiessen, wie sie in Hondorffs „*Promptuarium exemplorum*“ dargeboten ist. Für den geschichtlichen inhalt waren auch hier Mathesius und die tischreden die quellen.

Zur hundertjahrfeier des theseuanschlags erschienen 3 schauspiel. Das erste war der „Lutherus“ des Heinrich Hirtzig, ein dramatisches ungeheuer, das den ganzen lebenslauf Luthers in lateinischen versen darstellen will. Es ist im allgemeinen geschichtlich treu.

1617 liess Heinrich Kielmann seine „Tetzclaramia, daß ist eine lustige komoe die von Johan Tetzels ablasskram“ in Stettin aufführen, ein werk, das durch Naogeorg, Chryseus, Hildesheim und Hartmanns „Curriculum“ beeinflusst ist und in geschickter weise ernstes mit heiterem, gelehrtes mit volkstümlichem verknüpft.

Martin Rinkart schöpft in seinem „*Indulgentiaris confusus*“, den Trümpelmann 1890 für die gegenwart bearbeitet hat, aus Hartmann und Kielmann, meist

ohne wahl. Auch er hält sich bei seiner eigenen arbeit an die tischreden und Mathesius und gibt die Lutherworte möglichst genau wider.

Rinkarts drittes Lutherstück, der „Monetarius Seditiosus“, von 1625, ist eine nach guten quellen zusammengestellte chronik über die ereignisse im bauernkriege in dramatischer form. Es sollte in zwei tagewerken aufgeführt werden. Die verwendung der sprachmittel bei Rinkart lässt vielfach den geübten kanzelredner erkennen.

Dr. Bolte-Berlin wies zur ergänzung auf noch einige stücke hin, in denen Luther und sein werk behandelt werden, so auf fastnachtsspiele aus Danzig von 1522; das bedeutendste sei ein spiel von 1565. Auch von katholischer seite sind zwei spiele des 16. jahrhunderts vorhanden, von Fabricius und Hildebrand.

Dr. Uhl-Königsberg fragte, wann der irrthum aufgekommen sei, dass Luther eine persönliche disputation mit Tetzl ge habt habe, was dr. Reuschel aus dem dramatischen bedürfnis der dichter nach veranschaulichung erklärte.

Prof. dr. Adolf Hauffen-Prag sprach über Johann Fischarts bibliothek und machte vorläufige mittheilungen über neue Fischartfunde, die dem hofbibliothekar dr. Adolf Schmidt in Darmstadt geglückt sind. Die funde bestehen aus einer handschriftlichen sammlung von abschriften lothringischer verordnungen, die sich Fischart als amtmann zu Forbach (circa 1584—90) angelegt hat, und aus 6 büchern, die mit zahlreichen namenseintragen, anagrammen und randbemerkungen von Fischarts hand versehen sind. Der vortragende führte die wichtigsten ergebnisse seiner studien darüber vor. Die mehrzahl der randbemerkungen sind etymologien. Diejenigen in den Opera des Goropius Becanus wollen zeigen, dass nicht die niederländische form des Germanischen die ursprache der menschheit gewesen sei, wie Becanus behauptet, sondern die alemannische. Der vortragende wies ferner auf die randbemerkungen zu den Hieroglyphica des Pierius Valerianus, sowie auf weitere bücher hin, die sich nachweislich in Fischarts bibliothek befunden haben, und erwähnte zum schlusse Fischarts schönes gedicht an die bibliothek der abtei zu Theleme.

Der vortrag, der mit mehreren photographischen nachbildungen der genannten eintragungen illustriert wurde, wird in erweiterter form veröffentlicht werden. Eine diskussion fand nicht statt.

Als dritter sprach an diesem tage privatdocent dr. Karl Drescher-Bonn. Sein thema liess: Der verfasser der pseudo-Stainhoewelschen Decamerone-übersetzung.

Durch Wunderlichs eingehende untersuchung ist sicher erwiesen, dass der Arigo des Decamerone nicht, wie Jacob Grimm gemeint hatte, Heinrich Stainhöwel ist. Der vortragende trat nun der frage nach dem richtigen übersetzer nahe. Dieser muss, wie Friedrich Vogt gezeigt hat, zugleich der übersetzer der „Fiori di virtu“ sein.

Das Decamerone ist kein schwäbisches denkmal, dagegen sind wesentliche übereinstimmungen mit der sprache in der kanzlei kaiser Friedrichs III. zu bemerken und dazu viel speziell Bayrisches, besonders Oberpfälzisches, was der vortragende alles durch beispiele belegte. Eine betrachtung des wortschatzes widerlegt die auch von Wunderlich vertretene ansicht einer lateinischen zwischenbearbeitung, denn zahlreiche übersetzungen erklären sich nur bei einer italienischen vorlage. Im übrigen weist auch der wortschatz seinem charakter nach auf Bayern hin, einiges direkt auf Nürnberg; so das wort *dinglach* weisszeug,

gewand und die sechsmal vorkommende übersetzung des italienischen *spesa* mit „speisen“. Steht sonach fest, dass Arigo seine Decamerone-übersetzung in Nürnberg schrieb, so ist doch auch zu beachten, dass einige worte auf das nördliche Mitteldeutschland deuten, wenn auch die mitteldeutschen elemente des wortschatzes nicht zahlreich sind.

Die weitere untersuchung ergibt, dass Arigo ein geistlicher gewesen ist, auch die rhetorische manier eines kanzelhedners spricht sich deutlich aus; denn Arigo denkt sich sein publikum weniger lesend als vielmehr hörend. Auch diese punkte wurden durch beispiele erhärtet. Arigo hat ferner entschiedenes interesse für deutsche dichtung und eine vorliebe für deutsche sprichwörter und sprichwörtliche redensarten, was neben andern anzeichen dafür spricht, dass Arigo ein Deutscher war und nicht, wie Vogt will, ein Italiener.

Sucht man nun in Nürnberg nach Arigo, so findet man dort um 1450—60 in einem humanistischen kreise neben Nielas von Wyle, Gregor Heimburg, Martin Mayr und Peter Eschenloer auch Heinrich Leubing, den pfarrer von St. Sebald, auf den alle obigen feststellungen passen. Leubing stammte aus Nordhausen, studierte in Leipzig und Bologna, war mehrfach in Italien — auch im gefolge des kaisers — kam 1444 aus dem dienste des erzbischofs von Mainz nach Nürnberg als rechtskonsulent und pfarrer von St. Sebald und blieb in dieser stellung 20 jahre. Später trat er in den dienst der sächsischen herzöge und starb 1472 als domherr von Meissen. Entscheidend für ihn scheint die novelle I, 1 in ihrer behandlung durch den übersetzer. Dieser hatte offenbar das bestreben, die beichte nicht in den händen des ordensgeistlichen zu lassen, was auch der gegenstand eines 1451 zwischen Leubing und der geistlichkeit der vier Nürnberger orden geführten streites war. Der beginn der übersetzung möchte dann nicht zu lange nach 1451 zu setzen sein.

Die in dem vortrage vorgeführten punkte sollen an anderer stelle ausführlicher dargelegt und begründet werden.

In der dem vortrage folgenden debatte wendete sich dr. Bolte-Berlin gegen einige schlussfolgerungen des redners, prof. Vogt dankte für die gegebene anregung, hielt jedoch eine endgiltige entscheidung noch für bedenklich, prof. Sievers äusserte ein bedenken sprachlicher natur (dass ein Nordhausener sich der süddeutschen sprache so angeglichen haben sollte), hielt aber die frage für eingehender untersuchung wert.

Den letzten vortrag hielt privatdocent dr. Wilhelm Uhl-Königsberg über benennung und wesen der deutschen priamel.

Der entdeckter der als priamel bezeichneten gattung von dichtungen war Lessing (schreiben vom 10. jan. 1779 aus Wolfenbüttel an Herder in Weimar), und schon 1781 warf Eschenburg („Zur geschichte und litteratur“ V. band, s. 183—222. XXV. „Altdeutscher witz und verstand“) die frage auf, ob der name priamel vielleicht aus dem lateinischen *praecambulum* entstanden sei. Die richtigkeit dieser etymologie schien Herder („Litterarischer briefwechsel“ des Teutschen Merkur vom jahre 1782“, drittes vierteljahr, Weimar 173 fg.) ohne allen zweifel: „priamel ist also ein kurzes gedicht mit erwartung und aufschluss“. Als den urheber der heute noch üblichen erklärungen der priamel haben wir somit Herder anzusehen; doch ist sie keineswegs unbestritten. Etmüller, Gervinus und Scherer haben sich gehütet, sie nachzusprechen, und zu allgemeiner verbreitung gelangte sie erst durch Wackernagel, Vilmar, Bartsch und das Deutsche wörterbuch 7, 2113 (Lexer). Offenen widerspruch erhob nur Bernhard

Josef Docen: „Über die deutschen liederdichter seit dem erlöschn der Hohenstaufen bis auf die zeiten kaiser Ludwigs des Bayern“ (Archiv für geographie, historie, staats- und kriegskunst, 12. jahrgang, Wien 1821, Nr. 50, 51, 53, 54 s. 201<sup>b</sup> und 213<sup>b</sup>, ann. 12.). Die neueren priamelforscher Bergmann, Wendeler und Euling haben über das wesen der deutschen priamel keine entscheidenden aufschlüsse gegeben. Die Herdersche erklärung ist aus mehreren gründen unhaltbar: 1. Warum sollte nur die erwartung, das praeambulieren, die bezeichnung für das ganze abgegeben haben, die hauptsache aber, der aufschluss, gar nicht berücksichtigt worden sein? 2. Praeambulum hat im mittelalter keineswegs die bedeutung „sprichwort“, wie einige annahmen. 3. Wie war es möglich, dass eine deutsche dichtungsort, die gerade in ungelehrten kreisen die meiste verbreitung besass, mit einem lateinischen namen belegt wurde? Eine parallele bietet nur das quodlibet, und wie dieses, so wird auch die priamel auf universitätskreise zurückzuführen sein. Da man aber im 15. jahrhundert auf deutschen hochschulen alles andere trieb, nur nicht geschichte der deutschen litteratur, so müssen wir annehmen, dass wir einen studentenwitz vor uns haben. Diese vermutung wird bestätigt durch die auffindung zweier quaestiones praeambulares der universität Erfurt aus den jahren 1497 und 1499; die letztere fand der vortragende in der stadtbibliothek zu Braunschweig, die erstere darauf Franz Muncker in der hof- und staatsbibliothek zu München.

Die quaestiones praeambulares oder expectatoriae sind vorläufer oder generalproben der quaestio quodlibetica. Nähere mitteilungen hierüber verspricht der vortragende in seinem demnächst erscheinenden buche: „Die deutsche priamel, ihre entstehung und ausbildung. Mit beiträgen zur geschichte der deutschen universitäten im mittelalter“ (Leipzig, Hirzel 1897) zu geben. Wie nun die akademische jugend mit dem namen der quaestio quodlibetica allmählich eine art scherzhafter mischmasch-gedichte bezeichnete, so wird auch mit dem namen der quaestio praeambularis derselbe missbrauch getrieben worden sein.

Von diesem urdeutschen mischmasch-gedichte sind zwei arten zu unterscheiden: die häufung selbstverständlicher wahrheiten (kinderreime) und die häufung selbstverständlicher unwahrheiten (lügenmärchen). Beide arten gehören zur didaktik und leben im kreise der erwachsenen fort. Priamel ist also genau wie quodlibet ein scherzhaftes mischgedicht ohne jede schlusswendung.

Heutzutage gehen nun irrthümlicherweise unter der bezeichnung „priamel“ zwei ursprünglich völlig getrennte dinge nebeneinander her: Das altdeutsche mischgedicht und das internationale kurze lehrgedicht mit pointe. Letzteres kommt von Indien und läuft durch die gesamte weltlitteratur und wird am besten ebenfalls in zwei arten zerlegt, nämlich koordinierende und differenzierende priameln, von denen die ersteren überwiegen.

Eine diskussion schloss sich dem vortrage nicht an.

Hierauf wurden für den wahrscheinlichen fall, dass die nächste philologenversammlung in Bremen stattfindet, als obmänner der germanischen sektion die herren prof. Heyne-Göttingen und dr. Bulthaupt-Bremen gewählt.

Der vorsitzende prof. Sievers dankte den herren vortragenden und geheimrat Wilmanns-Bonn den herren vorsitzenden prof. Sievers und dr. Lyon für ihre mühwaltung.

In das goldene buch der sektion haben sich 62 mitglieder eingeschrieben.

## LITTERATUR UND MISCELLEN.

### NEUERE SCHRIFTEN ZUR RUNENKUNDE.

#### II.<sup>1</sup>

- 1) De danske runemindesmærker undersøgte og tolkede af **Ludv. F. A. Wimmer**. Abbildningerne udførte af **J. Magnus Petersen**. Undersøgelserne foretagne med understøttelse af det kgl. nordiske oldskriftselskab og ministeriet for kirke- og undervisningsvæsenet; udgivelsen bekostet af Carlsbergfondet. I. De historiske runemindesmærker. København, Gyldendalske boghandels forlag (F. Høgel & søn), Thielæs bogtrykkeri. 1895. 174 s. gr. 4 und 8 s. 8. 25 kr.
- 2) Om undersøgelsen og tolkningen af vore runemindesmærker af **Ludv. F. A. Wimmer**. (Indbydelsesskrift til Kjøbenhavns universitets aarsfest i anledning af hans maj. kongens fødselsdag den 8. april 1895.) Kjøbenhavn 1895. (IV), 116 s. 4. Nicht im buchhandel.
- 3) Norges indskrifter med de ældre runer. Udgivne for Det norske historiske kilde-skriftfond ved **Sophus Bugge**. 3. hefte. Christiania, A. W. Broggers bogtrykkeri. 1895. 8. 153—256. 4. 5.60 kr.

1) Von dem seit langen jahren mit sehnsucht erwarteten werke Wimmers, das in vier bänden die sämtlichen dänischen runendenkmäler (224 nummern) umfassen soll, liegt der erste halbband jetzt vor; die früchte einer mehr als 20jährigen sammler- und forscherarbeit beginnen zu reifen<sup>2</sup>. Dass wir von Wimmers hand eine hervorragende leistung erhalten würden, konnte keinem zweifelhaft sein, der seine früheren publikationen, die zum grossen theile nur vorläufer dieses seines lebenswerkes waren, zu würdigen verstand, und jeder leser desselben wird mit freudiger genug-tung bekennen müssen, dass alle hoffnungen aufs schönste erfüllt worden sind.

Ein grosser teil dieses ersten halbbandes enthält freilich nur bereits bekanntes. Die beiden steine von Wedelspang (nr. 3 und 4), von Hedeby (nr. 11), vom Dannevirke (nr. 12) und das fragment von Aarhus (nr. 13) waren von Wimmer schon in seiner jubiläumsschrift über die runendenkmäler Schleswigs<sup>3</sup> behandelt, und was wir

1) Vgl. Ztschr. XXVIII (1896) s. 236—245.

2) Da die arbeit an dem werke schon vor so langer zeit begonnen wurde, war es natürlich unvermeidlich, dass manuscript verschiedenen alters zum abdruck gelangte. Die merkmale früherer abfassung hätten jedoch bei der schlussredaction entfernt werden sollen. Es macht einen eigentümlichen eindruck, wenn man in einem 1895 erschienenen buche einen passus liest (s. 147 anm.), dessen ausdrucksweise es deutlich verrät, dass er bereits vor 1887 geschrieben wurde gengiver Thorsen nu, indrømmer Thorsen nu).

3) Diese sind inzwischen noch durch einen neuen fund um ein stück vermehrt worden — leider nicht durch den von Asfrid ihrem gatten Gnuva errichteten denkstein, dessen existenz Wimmer s. 63 vermutet — aber der aus den fundamenten des Schleswiger domes hervorgezogene runenstein ist bedauerlicher weise in so fragmentarischer gestalt aus licht gefördert worden, dass eine sichere ergänzung des fehlenden kaum zu erhoffen ist. Um der von R. v. Liliencron angekündigten abhandlung nicht vorzugreifen, will ich hier nur kurz bemerken, dass der stein (den ich während eines kurzen aufenthaltes in Schleswig nur flüchtig untersuchen konnte), da er bereits einzelne punktierte runen aufweist, aber noch die alten diphthonge *ai* und *au* bewahrt hat, etwa derselben zeit angehören wird wie die steine von Hedeby und Bustorf. Auf diese zeit deutet auch die erwähnung Englands (*aenklanti*, d. i. *ä Englandi*). Sonst sind nur wenige worte myverstümmelt erhalten, darunter die bekannte formel *lit raiisa stain* und der eigenname *Kufmuntr* (d. i. *Gudmundr*). Weitere combinationen, die in der Beilage zur Allg. zeitung 1897 nr. 197 versucht sind, schweifen kühn



in dem neuen buche über sie finden, ist im wesentlichen nur ein hier und da berichtigter und vervollständigter abdruck des dort ausgeführten<sup>1</sup>. Ich übergehe daher diese nummern, indem ich auf meine frühere anzeige verweise. 13 weitere monumente werden aber hier von Wimmer zum ersten male ausführlich beschrieben und erklärt.

Nr. 1 und 2 sind die beiden mächtigen steine von Jellinge (nw. von Vejle), die prächtigsten von den „historischen“ (d. h. den geschichtlich — nicht bloss palaeographisch und sprachlich — sicher datierbaren) denkmälern. Der ältere der beiden steine trägt die inschrift:

*KurnR kunukR karþi kubl þusi aft þurui kunn sinu TanmarkaR but*, d. h. (nach Wimmers übersetzung): „könig Gorm errichtete dieses denkmal nach (zum gedächtnisse) seiner gattin Thyri, der retterin Dänemarks.“

König Gorm („der alte“) herrschte in der 1. hälfte des 10. jahrhunderts, und seine gemahlin Thyri soll nach der angabe des Sven Aggesön ihren ehrenden beinamen deswegen erhalten haben, weil sie den dänischen grenzwall gegen süden, das Dannevirke wider herstellen und erweitern liess. Ob Wimmer diesen namen mit „Dannmarks frelse“ richtig wiedergibt, kann jedoch zweifelhaft erscheinen: Sven übersetzte ihn durch „Daniae decus“, und diese bedeutung wird meines erachtens durch den von einer Isländerin des 10. jahrhunderts geführten namen *bekkjarbót* gestützt, den Wimmer für „unklar“ hält, der aber doch wol nichts anderes als „bankzierde“ bezeichnen kann; vgl. das von Loki dem Bragi — freilich in ironischem sinne — beigelegte epitheton *bekkkrautuþr* (Lokas. 15. 2). — Der bei Saxo grammaticus (s. 473) und in der Ólafs saga Tryggvasonar (Fms. I, 118) überlieferte und mit einem alten (schon bei Paulus diaconus sich findenden) novellenmotive aufgeputzte bericht, dass Thyri ihren gatten überlebt habe, wird durch das zeugnis des runensteines, der nach Wimmer um 935—40 errichtet wurde, als falsch erwiesen.

Der zweite stein ist etwa 40 jahre jünger (um 980). Ihn liess Gorms sohn, könig Harald blauzahn, zum andenken an seine eltern errichten — nicht minder aber, um den ruhm seiner eigenen herrschertaten zu verkünden. Denn die stolze inschrift lautet:

*Haraltr kunukR þaf kaurua kubl þausi aft Kurm faþur sin auk aft þaurui mufur sina — sa Haraltr ias saft non Tanmark ala auk Nurniak auk Tani karþi kristna*, d. h. „könig Harald befahl dies denkmal zu errichten nach (zum gedächtnisse) seinem vater Gorm und nach (zum gedächtnisse) seiner mutter Thyri — der Harald, der sich das ganze Dänemark und Norwegen erwarb und die Dänen zu christen machte“. — Der auf einer seiner flächen mit einer grossen Christusfigur geschmückte stein enthält also die officielle erklärung, dass von nun ab das christentum die staatsreligion des dänischen reiches sei.

ins blaue. Das material des steines ohne weiteres als „gotländisch“ zu bezeichnen, ist übrigens etwas voreilig, da nach dem von mir eingeholten gutachten eines fachmannes derselbe graue kalk oft genug auch in Schleswig-Holstein vorkommt. Ohne beispiel wäre sonst die ausführung gotländischen gesteins zu denkmälern nicht, vgl. Liljögren ur. 1555.

1) Hinzugefügt sind in dem grossen werke die querschnitte der 5 steine und eine kleine topographische skizze der umgegend von Wedelspang. — An den historischen erörterungen, die Wimmer an die erklärung der schleswigschen inschriften knüpfte, hat er nichts erhebliches zu ändern gefunden, nur erklärt er in den dem bande vorgehefteten „Förelöbige bemerkninger“, dass er Storms hypothese, der den Sigtrygg der Wedelspangsteine mit dem von Flodoard erwähnten Setricus († 913) identifiziert, sich anschliesst (vgl. Ztschr. 28, 238).

Ungefähr gleichzeitig (nach Wimmer zwischen 960 und 980 errichtet) ist nr. 5. der grössere stein von Sønder-Vissing (zwischen Horsens und Silkeborg). Die inschrift lautet:

*Tofa let kaurua kubl Mistivis tuttR oft mafur sina Harats hins kupa Karms suuak kuaa*, d. h. „Tofa, Mistivis tochter, die gemahlin von Harald Gormsson dem guten, liess das denkmal errichten nach (zum gedächtnisse) ihrer mutter.“

Harald Gormsson ist selbstverständlich identisch mit dem errichter des grösseren steins von Jellinge; seltsamerweise erwähnt zwar keine litterarische quelle eine Tofa als seine gemahlin, aber Wimmers Vermutung, dass die in der königsreihe des Codex runicus genannte „Pora“ dieselbe person und der in späterer zeit nicht mehr gebräuchliche frauenname Tofa durch den allgemein bekannten Pora ersetzt worden sei, trifft sicherlich das richtige. Diese Tofa war, wie der name ihres vaters Mistivi beweist, eine SlavIn, und zwar, wie Wimmer vermutet, eine obotritische prinzeßin, da die Dänen mit diesem wendischen stamme vielfache verbindungen hatten und tatsächlich zu kaiser Ottos I. zeit ein Obotritenfürst namens Mistivi in den quellen begegnet. Dass der name von Tofas mutter, zu deren gelächtnis der stein errichtet ward, nicht genannt wird, erscheint uns seltsam, ist aber durchaus nicht beispiellos: während die trauernden hinterbliebenen es fast nie unterlassen, ihre eigenen namen der nachwelt zu überliefern, geben sie häufig, und keineswegs nur wenn es um eine frau sich handelt, nur das verwandtschaftliche verhältnis des verstorbenen zu dem errichter des denkmal's an!

Dass die inschrift (mit ausnahme der ersten vier wörter) in metrischer form abgefasst sei, erscheint mir nicht so unbedingt sicher, wie Wimmer behauptet. Die gesetze der alliterierenden verkunst sind nämlich nicht strenge beobachtet (namentlich fällt es auf, dass in der zeile: *Haratts hins kupa* das zweite nomen träger des stabreims ist); doch gebe ich zu, dass die steinmetzen, welche öfter nicht bloss die runen einhauen, sondern auch die anzubringenden verse selber schmieden mussten<sup>2</sup>, nicht immer auf der höhe der dichterischen technik gestanden haben mögen. — Auffallend ist es, dass die rune **Λ**, welche zweimal in der gewöhnlichen bedeutung (*R*) gebraucht ist, einmal auch einen vokal (*é* oder *ó*) bezeichnet; Wimmer folgert wol mit recht daraus, dass der mann, der die runen einhieb, aus Schweden gebürtig war, da nur hier (und zwar besonders in Vestergötland) das runenzeichen mit dieser geltung sich nachweisen lässt (auch der jütische stein von Hobro, auf welchem die rune ebenfalls einmal den laut *é* wiedergibt, ist höchst wahrscheinlich von einem Schweden errichtet, s. Wimmer, Die runenschrift s. 244 fgg.).

1) Rostad, Upland (Lilj. nr. 138): *Brusi ok Þorbiarn litu raisa stau eftir faður sin. Kuf hialbi ant hans*; Tenstad, Upland (Lilj. nr. 234; Dyb. fol. I, 227): *Þorbiarn auk Þorstain uk Sturbiarn) . . . at faður sin. Ybir ristí*; Vible, Upland (Lilj. nr. 387): *Knutr í Vík han sum lat í stau rita uk bro kara eftir faður uk moþor uk brufur sina uk sustur*; Ärlsunda, Upland (Lilj. nr. 401; Dybeck fol. II, 52): *Tírva ristí runar auk Þorkar. Þair litu hakua stau eftir brufur sína*; Vallentuna, Upland (Lilj. nr. 446): *Þannilt uk Olfrít litu stau eftir faður uk broður sin*; Ryd, Upland (Lilj. nr. 640; Dyb. fol. II, 25): *Ku lit raisa kuml eftir sun síu miuk nutan trik. mirk(i) karþi Símastr*; Norby, Upland (Lilj. nr. 718; Dyb. fol. I, 90): *Lifsten ristí runa yfti feþra tuo kupa treka*. Der name der frau fehlt (falls die inschrift vollständig und richtig gelesen ist) auf einem dänischen runenstein (Lilj. 1544): *Tuke let risia þese eftir kuuu sina*.

2) Auf schwedischen runensteinen fügt der steinmetz öfter mit selbstgefühl seinem namen die bezeichnung *skald* hinzu: Säby, Upland (Lilj. 215; Dyb. fol. I, 190): *Kirímr skalt hín(k)*; Bro, Upland (Lilj. 626): *Þurbiurn skalt hín runar*; Hillersjö, Upland (Lilj. 2009; Dyb. fol. II, 60) *Þurbiurn skalt ristí runar*.

Nr. 6—8. die steine von Hällestad in Schonen, sind gleichzeitig errichtet und bezeugen zusammen eine und dieselbe historische begebenheit. Die inschriften lauten:

a) *Askil sati stin þansi ift[R] Tuka Kurms sun saR hulán trutin. sar flu aigi at Ubsalum. satu trikar ift[R] sin brufur) stin a biarki stuþan runum. þiR Kurms Tuka kiku niistir*, d. h. „Askel errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) dem Toki Gormsson, seinem ihm wolgesintten herrn. Der floh nicht bei Upsala. Es errichteten die helden nach (zum gedächtnisse) ihrem bruder den stein auf dem hügel, der da fest steht mit seinen runen. Dem Gorms-Toki folgten sie als die nächsten.“

b) *Askautr ristþi stin þansi ift[R] Airu brufur sin. ian saR uas himþiki Tuka. nu skal stafa stin a biarki*, d. h. „Asgaut errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem bruder Aira. Der aber war ein hausgenosse des Toki. Nun soll der stein auf dem hügel stehen.“

c) *Asbiorn himþaki Tuka sati stin þasi ift[R] Tuka brufur sin*, d. h. „Asbjorn, der hausgenosse des Toki, errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem bruder Toki“.

Die schlacht bei Upsala, welche die inschrift a erwähnt, fand um das jahr 983 statt. Als gegner standen sich gegenüber der schwedische könig Eirik der siegreiche und sein brudersohn Styrbjorn der starke, der, da ihm der geforderte anteil an der herrschaft verweigert ward, den oheim mit dänischer hilfe vom throne zu stossen versuchte. Er fiel jedoch im kampf und sein heer ward beinahe gänzlich aufgerieben. Dass könig Harald blauzahn selbst den Styrbjorn (mit dem er verschwägert gewesen zu sein scheint), auf dem zuge nach Schweden begleitet habe, wie eine isländische erzählung (der Styrbjarnar þátr Svíakappa) berichtet, ist unhistorisch (Saxo gramm. meldet, dass Harald zu derselben zeit in kämpfe mit den Deutschen verwickelt war und deshalb nicht mitziehen konnte); den namen des wirklichen führers der dänischen hilfstruppen, den keine litterarische quelle überliefert, haben uns nur unsere runensteine erhalten. Es war Toki Gormsson oder „Gorms-Toki“ (vgl. Palna-Toki), offenbar ein bruder des Dänenkönigs Harald Gormsson. Da er es verschmähte, sich durch die flucht zu retten, fand auch er in der mörderischen schlacht seinen untergang. Ihm errichtete im auftrage der gefolgschaft, die den geliebten herrn im kampf umgab, sein leben aber nicht retten konnte, einer aus der schaar, Askel, den denkstein a. Den gefallenen fürsten bezeichnen die helden stolz als ihren bruder, dadurch bezeugend, dass das band der blutsbrüderschaft (*föstbróðralag*) sie mit ihm verknüpft habe, denn so und nicht im wörtlichen sinne sind natürlich die worte *sin brufur* zu verstehen.

Ebenso aber werden wir auch dieselben worte (*brufur sin*) auf dem stein e fassen müssen. Es ist meiner meinung nach gänzlich ausgeschlossen, dass auf diesem steine zwei verschiedene personen, die beide den sonst gar nicht häutigen namen Toki geführt haben müssten, genannt sind. Asbjorn kannte nur einen Toki, dessen hausgenosse (d. h. gefolgsmann) und dessen bruder (d. h. *föstbróðir*) er gewesen war. Wäre dies nicht der fall, so würde mindestens dem einen namen der des vaters zur unterscheidung beigelegt sein. Dass die stilisierung der inschrift nicht besonders geschickt ist, kann für die entgegengesetzte auffassung, welche Wimmer vertritt, ohne auch nur die möglichkeit einer anderen anzudeuten, nicht als beweiskräftig gelten. Ob auf der inschrift b, wo dieselben worte (*brufur sin*) nochmals wiederkehren, wider das *föstbróðralag* bezeichnet werden sollte, oder ob Aira der liebliche bruder des Asgaut gewesen ist, lässt sich dagegen nicht entscheiden.

Zwei der inschriften (a und b) schliessen mit alliterierenden versen, a mit 4, b mit einer langzeile in dem aus der Edda wolbekannten metrum des *fornyrðislag*, das ja längst durch zahlreiche ostskandinavische inschriften als ein gemeinnordisches erwiesen ist. Im ganzen sind die verse glatt und regelrecht; anstoss erregt nur die zweite zeile in a, wo die 2silbige eingangssenkung in einem C-verse und die starke betonung des pronomens *sín* auffallend sind.

Mit den Hällestadsteinen gleichzeitig und ein zeuge derselben begebenheit ist sodann nr. 9, der stein von Sjörup in Schonen, der noch zu Worms zeiten unbeschädigt war, später aber einem unglaublichen vandalismus zum offer fiel, indem er in stücke gesprengt und zum bau einer brücke verwendet ward. Glücklicher weise sind aber bis auf eins alle fragmente noch erhalten und der untersuchung zugänglich, sodass mit hilfe der abbildung in Göransons Butil die ganze inschrift lückenlos re-construiert werden konnte. Dieselbe lautet:

[*Saxi sati [sti]n hási huftir Asbiörn sín filaga Tukas [sun]. saR flu aki at Ubsal[um] an va meþ an rabn affi*, d. h. „Saxi errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem genossen Asbiörn Tukason. Der floh nicht bei Upsala, sondern kämpfte so lange er waffen hatte.“

Der auf diesem steine genannte Toki, der vater des Asbjörn, dem sein waffenbruder Saxi den denkstein errichtete, ist, wie auch Wimmer meint, mit dem Toki der Hällestadsteine identisch. Der historische zusammenhang der vier steine ist unverkennbar: nicht nur wird auf dem steine von Sjörup die schlacht bei Upsala ebenfalls erwähnt, sondern es kehrt auch eine verslinie, die auf dem ersten steine von Hällestad steht (*saR flu aigi at Ubsalum*) hier buchstäblich, wenn auch mit etwas anderer orthographie, wider. Dies kann unmöglich zufällig sein, und Wimmers zweifelnd ausgesprochene vermutung, dass eine unebenheit in dem poetischen theile der Sjörupinschrift darin ihren grund haben dürfte, dass der runenritzer (oder sein auftraggeber) die verse nicht selber gemacht, sondern aus dem gedächtnisse reproducirt habe, hat sicherlich das richtige getroffen. Wir haben es ohne alle frage mit einem eitat zu tun, von dem der erste Hällestadstein nur eine langzeile, der von Sjörup dagegen zwei enthält, und die annahme wird nicht zu kühn sein, dass der visuhelmingr einer drápa entstammt, in der ein der dänischen königsfamilie nahestehender skalde den sohn und den enkel Gorms des alten, die der heimat fern in heldenmütigem kampf gefallen waren, feierte<sup>1</sup>. Die metrischen mängel, auf die Wimmer aufmerksam macht, sind daher nicht dem dichter zur last zu legen, sondern dem manne, der die runen einhieb oder einhauen liess und hierbei der gehörten verse sich nicht mehr genau erinnerte. In der dritten halbzeile des Sjörupsteines ist vermutlich ein 2silbiges adverbium, z. b. *rostla* (= isl. *kraustla*) oder *djarfla*, ausgefallen, und wenn wir dies einsetzen und mit Wimmer *meþan* für *meþ [h]an* lesen, so ergibt sich eine tadellose<sup>2</sup> halbstophe im *fornyrðislag*:

1) Möglich wäre es ja auch, dass in der drápa Styrbjörn selbst nebst seinen dänischen bundesgenossen besungen ward, und es wäre in diesem falle erlaubt, an den Úlfr Súlujarl zu denken, der nach dem Skáldatal ein gedicht auf Styrbjörn verfasst hat. Dass Úlfr ebenfalls bei Upsala gefallen sei (Sn. E. III, 320 fg.), wird meines wissens nirgends ausdrücklich gesagt.

2) Dass die 4. halbzeile durch die änderung von *meþ [h]an* in *meþan* „nicht sonderlich besser werde“, wie Wimmer meint, kann ich nicht zugeben. *meþan wápn hafpi* ist ein vollkommen correcter C-vers.

*sáR fló égi at Upsalum,  
en wá rostla meþan wápn hafþi.*

Endlich wird derselbe Toki, wie Wimmer mit recht annimmt, auch auf nr. 10, dem steine von Års (bei Ålborg in Jütland) genannt. Die inschrift lautet:

*Asur sati stin þansi aft Ual-Tuka trúti sin. stin kuask hírsi stanta laki  
sar Ual-Tuka uarþa nafni,* d. h. „Asur errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem herrn Wal-Toki. Der stein sagt dass er lange hier stehen werde; er möge den Wal-Toki nennen.“

Toki Gormssen führt hier den namen Wal-Toki, weil er auf dem walplatze gefallen war (*fell í val*). Den schluss der inschrift bildet wider eine halbstrophe in regelmässigerem *fornyrðislag*, was neben den reimstáben die in prosaischer rede unumögliche wortstellung beweist: *uarþa* (= isl. *verða*) hat man nämlich mit *stanta* zu verbinden (staturum esse) und die worte *sar Ual-Tuka nafni* als schaltsatz aufzufassen.

Zu den steinen 6—10 ist schliesslich noch zu bemerken, dass sie nicht grabsteine sind (die leichen der bei Upsala gefallenen Dänen sind natürlich an ort und stelle beerdigt worden), sondern als denksteine betrachtet werden müssen, welche die dem tode entronnenen kriegler in ihrer heimat dem führer oder kameraden errichteten.

In etwas spätere zeit (um 1000) fallen die drei folgenden (nr. 14—16).

Nr. 14, der grössere stein von Århus, enthält folgende inschrift:

*Konulfr auk Augur auk Aslakr auk Rulfr rispu stin þansi eftir Ful felaka  
sin iar uarþ u[s]tr uti tufr þa konukar barþusk,* d. h. „Gunnulf und Eygut und Aslak und Rolf errichteten diesen stein nach (zum gedächtnisse) ihrem genossen Ful, der draussen (d. h. auf dem meere) im osten umkam als die könige mit einander kämpften.“

Der ort der seeschlacht, in welcher der jütische kriegler fiel, ist nicht genannt und wir sind daher nur auf die angabe angewiesen, dass dieser ort im osten von Jütland gesucht werden muss. Da nun aber runen- und sprachformen beweisen, dass die inschrift in die regierungszeit des kónigs Swen gabelbart zu setzen ist, so hat Wimmer zweifellos recht, an die berühmteste seeschlacht jener zeit, an die von Svoldr zu denken, in welcher kónig Olaf Tryggvason von Norwegen den herrschern von Dänemark und Schweden gegenüberstand und nach ruhmvollem kampf gegen die feindliche übermacht seinen vielbesungenen heldentod fand.

Auch nr. 15, der stein von Kolind (bei Randers in Jütland) wird auf dieselbe begebenheit zu beziehen sein, da auch hier der „kampf im osten“ erwähnt wird:

*Tusti rispi stin þansi ift Tufa is uarþ tufr ustr burþur sin smiþr Asuiþar,* d. h. „Tosti, der schmid des Aswed, errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem bruder Tofi, der im osten umkam.“

Nr. 16, der stein von Sjølle (bei Århus in Jütland) hat leider dadurch, dass er lange zeit mit nach oben gewendeter schaulliche im fussboden der kirche lag, so sehr gelitten, dass die runen zum teil unleserlich geworden sind. Wimmer konnte von der ziemlich langen inschrift nur noch etwa  $\frac{1}{16}$  entziffern:

*Fraystain sati stain þensi aft Gyrd lagu man sin brupar Sigualta. ian  
han . . . . . nu trekia u Vis eþi,* d. h. „Freysteinn errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem dienstmaune Gyrd dem langen, dem bruder des Sigwaldi. Der aber . . . . . der tapferen männer auf Wesheide.“

Wimmer vermutet, dass der hier genannte Sigvaldi mit dem jarl Sigvaldi identisch sei, der den könig Olaf Tryggvason in den bei Svoldr ihm gelegten hinterhalt lockte und wahrscheinlich zwei jahre später (1002) in England umkam (s. meine note zur Eyrb. c. 64, 1). Für diese annahme spricht, dass der name Sigvaldi verhältnismässig selten vorkommt, nicht minder aber, dass in der familie jenes jarls auch der ebenso seltene name Gyrd nachgewiesen ist. Nach mehreren isländischen quellen (J msvikinga saga, Landn mab k, Eyrbyggja) führte nämlich der sohn des Sigvaldi jarl diesen namen. Dass der auf unserem steine erwähnte Gyrd, wie Wimmer meint, ein jüngerer bruder des Sigvaldi gewesen ist, ergibt sich schon daraus, dass er in herrendienst sich begeben hat. Der von ihm geführte beiname lässt eine doppelte interpretation zu: *laga* kann nämlich als *langa* oder als *luga* gelesen werden. In dem ersten falle würde Gyrd „der lange“, im zweiten „der kurze“ genannt worden sein; da jedoch das ganze geschlecht, wie es scheint, durch hohen wuchs ausgezeichnet war (von Sigvaldi jarl und seinem bruder Þorkell wird ausdrücklich berichtet, dass sie aussergewöhnlich gross waren), so wird die erste annahme wol die richtige sein. Der z. t. unleserliche schluss der inschrift wird die angabe enthalten haben, dass Gyrd im kampf gefallen sei. Wimmer verzichtet darauf, eine ergänzung der l cken vorzunehmen, die ja freilich das richtige leichter verfehlen als treffen kann. Dennoch möchte ich die behauptung wagen, dass das *na vor trekkia* zu *knna* (d. i. *knna*<sup>1</sup>) zu ergänzen ist, da kaum ein sinnentsprechenderes adjectiv nach dem paradigma *venn* oder *heidinn* zu finden sein wird (*kon* bedeutet im alt-d n. oft genug „modig“, „dristig“; vgl. die belege bei Kalkar, Ordb. II, 712<sup>a</sup>). Was davor gestanden hat, wird wol immer unanfgel rt bleiben; man denkt natürlich zunächst an die bekannten formeln *uarþ tuþk* oder *uas trebin*, aber die erhaltenen spuren von buchstaben scheinen nach Wimmers angabe beide lesungen zu verbieten. Den ort des kampfes haben nach Wimmers meinung die beiden letzten wörter: *a Usciþi* angegeben, aber eine lokalität dieses namens hat er weder in Dänemark noch anderwärts (es l ge ja nahe mit Wimmer an die durch die dänische vesper veranlassten feldz ge gegen England zu denken), nachweisen können, und es dürfte immerhin zweifelhaft sein, ob nicht auch eine andere lesung möglich ist.

Wider ein halbes jahrhundert später (um 1050) f llt die folgende inschrift (nr. 17), die von Ny Larsker auf Bornholm:

*Kobu-Suain raisti st in þina aftir Bausa sun sin tri[k kupa]n þan is tribin narþ i urostu at Ulla . . . in. kuþ trutin hialbi hans ont auk sata Mikial,* d. h. „Kapu-Svein errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem sohne Bosi, einem braven manne, der in der schlacht bei U . . . getötet ward. Gott helfe seiner seele und der heilige Michael.“

Kapu-Sveinn (d. i. Sveinn Kapuson) ist nach Wimmers wahrscheinlicher vermutung ein sohn des aus der J msvikinga saga bekannten Sigurdr k pa und seiner frau T fa, der schwester des jarl Sigvaldi. Sigurdr entrannt, wie die saga berichtet, dem gemetzel im Hj rungavagr und kehrte nach Bornholm zurück, wo er lange lebte und eine zahlreiche nachkommenschaft hinterliess. Der name Sveinn ist in dem geschlecht mehrfach nachgewiesen. Den lückenhaft überlieferten ortsnamen der inschrift ergänzt Wimmer zu Utl ngja, das er an der mündung der G ta-Elf sucht,

1) D n. schwed. *k n*, norw. *kj n*, altn. *kann* ist ein echt skand. wort und sicherlich nicht, wie Dahlerup (Det danske sprogs hist. s. 36) meint, erst im 14. 15. jahrhundert aus mnd. *kone* ins d n. aufgenommen.

wo um die mitte des 11. jahrhunderts öfter kämpfe zwischen Sveinn Ástríðarson und Haraldr harðráði stattfanden, das jedoch wol, wie inzwischen Erik Brate (Arkiv 13, 98) und F. Dyrland (Nord. tidskr. f. filol. 3. r. IV. 121) bemerkt haben, mit der insel Utlängen an der küste von Blekinge identisch ist.

Die letzte der von Wimmer in dem halbbande publicierten inschriften ist die des steines von Ásum in Schonen (nr. 18). Während die datierung der früheren oft nur durch gelehrte combination zu bewirken war, ist bei dieser, die von dem hellsten historischen licht bestrahlt wird und einen namen trägt, der zu den glänzendsten in der altdänischen geschichte gehört, jeder zweifel ausgeschlossen. Sie lautet:

*Krist Mario sun hiapi þem ær kirku þesi gerþo, Absalon ærkibiskup ok Æsbiorn muli*, d. h. „Christus, der sohn Marias, helfe denen, die diese kirche erbauten, Absalon der erzbischof und Ásbiorn muli.“

Erzbischof Absalon (1128—1201) ist der als feldherr, staatsmann und kirchenfürst gleich berühmte berater Waldemars des grossen und Knuds VI. Æsbiorn muli war wahrscheinlich ein naher verwandter des erzbischofs (denselben namen führte bekanntlich auch Absalons geistesverwandter zwillingsbruder Asbiorn snari); er wird in Absalons testament erwähnt und hinterliess eine wittve, namens Margareta, die um 1215 als nonne im St. Petrikloster zu Lund gestorben ist. Weiteres ist von ihm nicht bekannt. Nach dem tode der beiden gründer der kirche (etwa um 1210) ist zu ihrem gedächtnisse, vielleicht von Margareta selber, der denkstein errichtet worden.

2) Die an zweiter stelle genannte schrift Wimmers, die gleichzeitig mit der ersten erschienen ist, zerfällt in zwei theile; sie enthält nämlich eine geschichte der nordischen runenforschung, soweit sie die dänischen runendenkmäler betrifft, und eine darstellung der von Wimmer bei seinen eigenen untersuchungen angewandten methode. Die erste abtheilung, die ursprünglich nur als eine übersicht über das dem verfasser zu gebote stehende ältere material gedacht war<sup>1</sup>, gestaltet sich naturgemäss unter seinen händen öfter zu einer mehr oder minder eingehenden kritik seiner vorgänger, die ja leider bis in die neueste zeit oft genug schlimme dilettanten waren. Die ersten, durch den druck veröffentlichten versuche, runeninschriften zu deuten, die des rector's Herm. Chytraeus von Halmstad (1598), von denen Wimmer ein paar ergötliche proben mittheilt, sind gewissermassen vorbildlich für eine lange reihe von „tåbeligheder“, an denen — die etymologie ausgenommen — vielleicht keine wissenschaft so reich ist wie die runologie. Nachdem diese im 17. jahrhundert durch Ole Worm einen verheissungsvollen aufschwung genommen hatte — die zahlreichen fehler, die auch er begieng, waren in der damaligen zeit kaum zu vermeiden — ist bei seinen nachfolgern, denen er meist als unfehlbare autorität galt, bis zum ende des 18. jahrhunderts kaum ein fortschritt zu spüren, und ihre arbeiten, die ungedruckt gebliebenen (von Joh. Meier, Peder Syv, Peder Hansen Resen, Sören Abildgaard u. a.) wie die publicierten (Th. Broder Birkerods *Epistola de perditis antiquitatibus* 1743, Erik Pontoppidans *Marmora Danica* 1739—41,

1) Die durchmusterung dieses materials hat zu verschiedenen nicht unwichtigen entdeckungen geführt, z. b. zu der, dass der „runenstein von Vejle“ (Stephens I, 332) aus der reihe der verschollenen denkmäler zu streichen ist, da die aus Peder Syvs handschriftlichen sammlungen reproducirte inschrift als eine fehlerhafte widergabe der auf dem steine von Haverstund stehenden worte sich erweist (s. 45 fg.).

Joh. Goransons Bautil 1750, L. de Thurahs Beskrivelse over Bornholm 1756) haben fast nur deswegen einen wert, weil sie eine grössere anzahl bis dahin unbekannter denkmäler — von denen einzelne seitdem wider vorschollen sind — bekannt und der forschung zugänglich machten. Eine rühmliche ausnahme macht die 1799 zu Friedrichstadt (anonym) erschienene „Beschreibung zweier in der nähe von Schleswig aufgefundenen runensteine“ von J. C. Jürgensen und J. M. Schultz, in welcher die beiden steine von Hedeby und Wedelspang sorgfältig beschrieben und getreu abgebildet sind. Die begründung des wissenschaftlichen studiums der altgermanischen sprachen durch Rask und Jacob Grimm bedeutet natürlich auch für die runenkunde den anfang einer neuen epoche, aber noch bei J. G. Liljegen, der 1833 in seinen Runerkunder sämtliche bis dahin bekannt gewordenen inschriften sammelte und hierbei immer noch Worm als hauptquelle benutzte, ist kaum etwas von einer einwirkung der modernen forschungen zu spüren, die erst bei Rafn und P. G. Thorsen sichtbar zu tage tritt, während George Stephens in seinem grossen 3bändigen werke (1866—84), das Wimmer nur nennt, ohne es nochmals zu charakterisieren — seine meinung darüber ist ja aus den Aarboger hinlänglich bekannt — durch krasse ignoranz und verachtung jeglicher methode alles überbietet, was jemals von dilettanten gesündigt worden ist. Aber auch Thorsen, der (1864—80) in zwei bänden die dänischen runendenkmäler behandelte, war sprachlich für seine aufgabe durchaus nicht hinreichend geschult und hat überdies nur die wenigsten runensteine persönlich in augenschein genommen, vielmehr gewöhnlich auf die benutzung des handschriftlich oder gedruckt vorliegenden materials, das oft durchaus unzureichend war, sich beschränkt. Wimmer dagegen war sich, als er den plan zu seinem werke fasste, von vornherein darüber klar, dass nur eine sorgfältige persönliche untersuchung jedes einzelnen denkmals den sicheren grund für eine den heutigen anforderungen genügende wissenschaftliche publication gewähren könne; er hat daher, ehe er die ausarbeitung seines manuscrites begann, in den jahren 1876—79, von dem rühmlichst bekannten zeichner Magnus Petersen begleitet, die sämtlichen dänischen lande, sowie Schleswig und Schonen bereist, um diese untersuchungen auszuführen, und ist zu einzelnen denkmälern, die bei dem ersten besuche sich nicht erledigen liessen, später nochmals zurückgekehrt, damit die letzten zweifel beseitigt werden konnten. Als notwendigste unterlage für das runenwerk betrachtete Wimmer, neben den von Magnus Petersen angeführten zeichnungen, die stets nach der fertigstellung mit dem originale verglichen wurden, die von den steinen genommenen papierabdrücke, deren herstellung er ausführlich beschreibt (leider ohne die firma in Christiania, von der er das vorzüglich sich bewährende abklatschpapier bezog, namhaft zu machen) und die ihm absolut zuverlässige, jederzeit zur benutzung bereite copien der inschriften lieferten. Von der anwendung der photographie hat er dagegen grundsätzlich abstand genommen, vielleicht mit unrecht, da neben den abdrücken eine photographische aufnahme, und sei es auch nur zur controlirung des zeichners, doch wol gute dienste leisten könnte<sup>1</sup>. Natürlich wurde zugleich an ort und stelle über die beschaffenheit des denkmals (material, massverhältnisse, beschädigungen der inschrift usw.) ein detailliertes protokoll aufgenommen. Auf grund des so zusammengebrachten materials, das Wimmer von allen älteren zeichnungen und beschreibungen unabhängig macht, ge-

1) Ähnlich urteilt auch Erik Brate (Arkiv 13, 95), der es empfiehlt, um ein deutliches bild zu gewinnen, die runen vor dem photographieren vermittelst eines pinsels mit kienruss auszustreichen.



schiebt nun die ausarbeitung des werkes, dessen weitere bände hoffentlich bald nachfolgen werden.

3) Das 3. heft des Buggischen werkes enthält auf den ersten seiten (s. 153 — 158) den schluss des excurses über die gotländische inschrift von Etelhem, in welchem der verfasser zu beweisen sucht, dass die sprache der insel ursprünglich nicht skandinavisch, sondern gotisch war. Die möglichkeit dieser hypothese ergibt sich schon aus der geographischen lage Gotlands, welches von den alten sitzen der Goten, die vermutlich bis nach Kurland und Livland hinein sich erstreckten, nur wenige stunden entfernt war; wahrscheinlich wird die annahme durch den umstand, dass der name der Gotländer (*Gutar*, gen. *Gutna*) mit dem der Goten (*Gut-þiuda* im got. kalender, *Gutanio wi* auf dem ringe von Pietroassa) identisch ist (auch altn. *gotar*, *gotnar* „menschen“ ist sicherlich, wie Bugge meint, nur der alte volksname der Goten mit verallgemeinerter bedeutung). Die sprache der insel ist heute freilich ein nordischer dialekt, was jedoch nicht befremden kann, da durch die auswanderung der festländischen Goten nach dem süden die Inselgoten von ihren stammesgenossen getrennt wurden und allmählich den benachbarten Schweden sich assimilierten. Die grammatik des altgotländischen hat jedoch nach Bugges ansicht noch einige gotische idiotismen bewahrt, z. b. die endung *-a* in der 3. sg. ind. des schwachen praeteritums (*wirta* auf der spange von Etelhem = got. *waírhta*) und die vortiebe für *i* statt *e*; und auch das gotländische lexikon enthält eine anzahl wörter, die nur im gotischen, nicht im skandinavischen eine entsprechung finden: *skurü*, *skaurü* „schaufel“, vgl. got. *wínþiskauro*; *lukarna-staki* „leuchter“, vgl. got. *lukarna-stafa*; *ver* „lippc“, vgl. got. *waírilo*; *briska* „sich vermehren“, vgl. got. *ya-wrisqan*; *scára af* „abtrocknen“, vgl. got. *af-swaírban* u. a. m. Bugge selber sieht zwar diese sprachlichen kriterien, die z. t. auch eine andere erklärang zulassen, nicht als entscheidend an, indessen sind sie doch von solchem gewicht, dass sie hoffentlich zu weiterer forschung anregen werden.

Die 10 norwegischen inschriften, welche darauf besprochen werden, sind inhaltlich zum grössten theile unbedeutend und haben fast nur ein sprachliches interesse. Ich begnüge mich daher mit einer summarischen verzeichnung der Buggischen lesungen, und füge nur der letzten, weil ich sie für problematisch halte, einige kritische bemerkungen hinzu.

7. Elgesem. Stein, innerhalb eines grabes gefunden. 6. jh.

*alu* u. „schutzmittel“; vgl. got. *alles*, ags. *calh*, griech. *ἀλλή*, *ἀλλήλα*, *ἀλλήλων*.

8. Sötvet. Zwei brakteaten von einem gepräge, in einem frauengrabe gefunden. Um 600.

*Onla elwa* „Ali der blonde“. — *Onla* = ags. *Onela*, altn. *Óli* (urgerm. \**Anula*); *elwa* (in st. form *elwak*) = ahd. *elo*, *clawër* „hochgelb“.

9. Stenstad. Stein, innerhalb eines (frauen-) grabes gefunden, jetzt in Jagerspris (Seeland). Um 500.

*Igingon halak* „Igingas stein“. — *Igingo* zu ahd. *igo*, altniederl. *ich*, schweiz. *iche*, *ige* „taxus“; *halak* steht für \**hallak* (vgl. got. *hallas*).

10. Saude. Stein (jetzt verschollen). 6. jh.?

*Wadaradas* „Wandrads (stein). — *Wadaradas* (für *Wandaradas*) ist gen. von *Wandaradak* = altn. *Vandradr*. Ein regierendes nomen („stein“ oder „grab“) ist zu ergänzen.

11. Aagedal. Brakteat aus einem frauengrabe. Um 700.

Der gegenstand ist eine mangelhafte copie, deren verfertiger wahrscheinlich die inschrift des originalen gar nicht verstand. Auch diese hat Bugge zu reconstruieren gewagt: *apilr Rikifir ai cirilidi Uha ifalh fahide tiade elift an it*, „der hochgeborne Rikifir (= ahd. *Rihido*) besitzt den häuptlingsschmuck, Uha grub ein, schrieb, stellte dar das elbische weib auf ihm“, er gibt jedoch diese deutung nur unter reserve.

12. Tomstad. Stein (fragment). 6. jh.

... *an waruk* „des XX. grab“. — *waruk* zu altn. *vqr* „steinhauf“, das vermutlich nur das geschlecht geändert hat (*vqrr*, *varar* > *vqr*, *varar*).

13. Belland. Stein (wahrscheinlich aus einem grabe). 6. jh.?

*Kefan* „Kethas (stein)“. Die etymologie des namens ist zweifelhaft. Das regierende nomen fehlt wie bei nr. 10.

14. Reistad. Stein (wahrscheinlich aus einem grabe). Schluss des 6. jhs.

*Iufingak. ik Wakrak unnam wraita* „Iufing. ich Wakra führte die einritzung aus“. — *Iufingak* (der name des toten) zu altn. *jöd* „kind“, *unnam* < \**und-nam*. praet. von \**und-niman*; *wraita*, acc. sg. eines st. m. oder n., zu *writan* ritzen? Die alliteration ist vermutlich beabsichtigt, obgleich die inschrift nicht als metrisch gelten kann.

15. Aarstad. Stein, innerhalb eines grabes gefunden. Schluss des 6. jhs.

*Hivigak [Hiligak?] sar alu Þingwinak [Engwinak?]* „Hiwig [Hilig?] (setzte) hier das gefriedete denkzeichen. (Dies ist) Thingwins (grab)“. — *Hivigak*, abgeleitet von \**hīwa*, altn. *hǫ* „flaum“, also etwa „dünnhaar“ oder „dünnbart“, *sar*, adverb. vom pronominalstamme *sa-* (vgl. *þar*, *hear*), „hier“, *alu* bedeutet hier wol den „schützenden hügel“, *Þingwinak* gen. von \**ÞingwiniR* = ahd. *Dingwin*, der erste beleg für den urnord. gen. eines *i*-stammes. Das verbum im ersten satze und das regierende nomen im zweiten sind ausgelassen.

16. Bø. Stein, wahrscheinlich auf einem hügel errichtet. 6. jh.?

*Hnabdas hlaiwa* „Hnabids grabhügel“. — *Hnabdas*, gen. von „Hnab(i)dar, zu altn. *hnafa*, *hnóf* „abhauen“.

17. Ödemotland. Sensenförmig zugeschnittenes knochenstück, von dem ein ende abgebrochen ist; gefunden in der urne eines grabhügels, jetzt im museum zu Bergen. Copie?

*Uha urte (E)burinu aijid þinu<sup>2</sup> ue. Tuuþa bi Uh(a)n f(ah)iþi tiard þinnu*. „Uha machte. Ebarwinu besitzt dies amulet. Tuuþa nebst Uha schrieb diese reiheneinritzung“. — *Uha*, nom. eines männl. eigennamens, = ahd. *Ūo*. *Ūwo*; *Eburwinu*. nom. eines weibl. eigennamens, vgl. ahd. *Ebarwin*, m.; *aijid* < \**aih it* (got. *aih ita*); *þinu* (= *þinnu* am schluss der inschrift) acc. sg. m. das demonstr. pron., vgl. altn. *þenna*; *ue*, acc. sg. m. (stamm *wēha-* < *wīha-*) „heiliger gegenstand“, „amulet“ = ags. *weoh*, *wēg*, *wēg*, alts. *wih*, altn. (mit verändertem geschlecht) *vē*, n.; *Tuuþa*

1) *Engwinak* liest Bugge s. 230, *Þingwinak* s. 233, nachdem der stein von ihm und prof. Rygh nochmals untersucht war. Das wenig empfehlenswerte verfahren, das manuscript stückweise in die presse zu geben, ehe die untersuchung eines denkmals abgeschlossen ist, wird also fortgesetzt (vgl. Ztschr. 28. 242 anm. 1).

2) Nach *þinu* folgt noch eine rune, die wie ein *Y* aussieht, aber nach Bugge nicht als *k* gelesen werden darf. Wie er dieselbe deutet, werden wir erst aus dem folgenden hefte erfahren.

(< *Tuŕpa*), nom. eines männl. eigennamens, = altschwed. *Tunni* „grosse zähne habend“; *bi*. praep. c. dat. „neben“, „mit“ = got. und westgerm. *bi* (im histor. altn. verdrängt durch *hjá*); *Uhan*, dat. von *Uha*; *f(ahi)fi* (oder *f(ai)fi*). 3. praet. ind. von \**faihjan*, altn. *fá*; *tiard*, acc. sg. eines compositums, urgerm. \**teha-erda*, m. „reihenritzung“ (\**teha* zu ags. *teoh*, mhd. *zeche*, \**arda* zu got. *arjan*, altn. *erja*).

Für mehr als einen versuch wird Bugge selber diese deutung nicht ansehen (vgl. s. 256<sup>24</sup>). Zu den schwachen punkten rechne ich z. b. die erklärang von *aijíd*. Dass durch ein pron. auf das object hingedeutet werde, halte ich deswegen nicht für glaublich, weil dieses unmittelbar folgt, was in den ags. beispielen, die zur unterstützung der hypothese angeführt werden, nicht der fall ist. Auch scheint es mir befremdlich, dass das neutr. des pron. gebraucht sein sollte, obgleich das object ein masc. ist (Béow. 1705 u. Gen. 403 bezieht sich das *hit* auf ein folgendes neutrum und Gen. 2504 auf den inhalt des ganzen folgenden satzes). Ferner finde ich für die geschraubte ausdrucksweise: *Tuŕpa bi Uhan faihfi* usw. kein analogon; das natürliche wäre doch gewesen: *Tuŕpa auk Uha faihíun*, eine formel, die aus zahlreichen runeninschriften bekannt ist. Endlich glaube ich auch nicht an die realität des seltenen compositums *tiard* „reihenritzung“ (eigentlich „reihenpflügung“), um von anderen minder wesentlichen bedenken (z. b. dem auffallenden *ü* in *fiunui*) zu schweigen. Ich kann daher Bugges deutung der runen von Ödemotland ebensowenig wie die der inschrift auf dem neugefundenen Fyrungasteine (Arkiv 13, 317 fgg.) als eine endgiltige betrachten, obwol ich seiner genialen combinationsfähigkeit, seinem scharfsinne, seiner kühnheit, die vor keiner schwierigkeit zurückschreckt, und seiner beharrlichkeit, die nicht eher ruhe findet, als bis jede aufgabe ohne rest aufgeht, die höchste anerkennung zolle.

Indem ich hoffe, dass wir recht bald die vollendung auch dieses werkes schauen mögen, will ich zum schluss nur noch bemerken, dass auch in diesem hefte gelegentlich zahlreiche andere runendenkmäler (darunter die südgermanischen von Balingen, Körlin und Müncheberg) berücksichtigung finden, freilich keines in so ausführlichem excurs, wie sie im 2. hefte den spangen von Charnay<sup>1</sup>, Eugers, Freilaubersheim und Müncheberg gewidmet sind. — S. 221, z. 27 hätte gesagt sein sollen, dass Berga in Södermanland (Stephens I, 176 fgg.) gemeint ist; s. 247 z. 28 vermisst man die angabe, wo der „dänische brakteat“, auf dem das wort *frohila* steht, publiciert ist; s. 243 z. 17 lies 1894 st. 1844.

1) Über meinen eigenen versuch, die inschrift der Charnayspange zu deuten (Ztschr. 28, 241) ist mir ein öffentliches urteil bisher nicht zu gesicht gekommen. Doch schrieb mir R. Heinzel (20. sept. 1895), dass er seinerzeit, auch durch die Wimmersche schrift über die deutschen runen angetregt, zu einer deutung gelangt sei, die mit der meinigen nahe übereinstimme. „Ich glaube“, schreibt H., es ist zu lesen und zu verstehen: *Hunþafanþai Hiddan Uhan* „centurioni Hiddae datum“. Das *u* in *-fanþai* ist vielleicht richtig, wenn gr. *αὐρία*, sl. *pan*, lit. *ponas* erlauben, ein infigiertes *u* anzunehmen. Dann ist in jedem worte das *h* durch die schrift nicht ausgedrückt, und sie ergeben sogar einen langvers mit 2 A-typen. — Auch *laena* finde ich in meinen notizen neben *legiones*“.

Die stellung des verbums im althochdeutschen Tatian. Von **Wilhelm Ruhfus**. Dortmund 1897. VIII, 77 s.

Der verfasser vorliegender, auf prof. Braune's anregung entstandenen Heidelberger dissertation konnte für seine arbeit nur wenige vorarbeiten (so Gering 1876, Tomaszewski 1879, Starker 1883) benutzen. Er hat seinen stoff sorgfältig gesammelt die klare anordnung beruht auf dem aufsatze, den Braune über die entwicklung der deutschen wortstellung in den „Forschungen zur deutschen philol.“ festgabe für Rudolf Hildebrand Leipzig 1894 s. 31 fgg.“ hat erscheinen lassen. Darnach unterscheidet herr Ruhfus also (hauptsächlich) anfangstellung des verbum finitum, und zwar a) reine, b) durch unbetonte satzglieder gedeckte anfangsstellung von der stellung des verbs am zweiten platze oder nach betontem ersten satzgliede. Da diese einteilung nicht bloss praktischer ist als andere früher versuchte, sondern unsers erachtens auch das wesentliche trifft, so verdient sie fortan für ähnliche untersuchungen nachahmung. Ebenso richtig ist des verfassers voraussetzung, dass eine untersuchung der wortstellung des ahd. Tatian bei all seiner sklavischen abhängigkeit von der lateinischen vorlage ebenso beachtenswerte ergebnisse liefern muss, wie gleiche untersuchungen bei Isidor oder Otfrid, „wenn man sich nur auf eine zusammenstellung der abweichungen des ahd. vom lat. beschränkt und daraus schlüsse zieht.“ Deshalb untersucht der verfasser die stellung des verbum finitum, soweit sie entweder gegen oder ohne lateinisches vorbild ist. Eine solche vergleichung wäre bei allen ähnlichen übersetzungen und gleichen fragen am platze. Der gestellten aufgabe entsprechend ist die arbeit erschöpfend und ihr ergebnis abschliessend. Um das wesentliche kurz zusammenzustellen, so strebt zur zeit der Tatian-übersetzung das verb in abhängigen aussagesätzen schon darnach, die zweite stelle im satze einzunehmen. In den nachsätzen (die übrigens besser sofort nach den unabhängigen aussagesätzen zu erörtern wären, insofern der vordersatz eben die stelle eines sonstigen betonten ersten satzgliedes vertritt), steht das verb in der grossen mehrzahl der fälle in anfangsstellung. Imperativsätze haben das verb am anfang; von den optativsätzen nur jene, welche sich imperativischem sinne nähern. Die fragesätze haben schon eine fast eben so feste wortstellung wie heute. Die nebensätze endlich zeigen das bestreben, das verbum dem schlusse zuzurücken. Der versuch, die einzelnen arten der nebensätze in ihrem verhalten hierbei genauer abzugrenzen, ist weniger überzeugend als z. b. die feststellung, wann die oft zweifelhaften sätze mit einleitendem *uanta* als haupt-, wann als nebensätze zu gelten haben (s. 68 fg.) — Im ganzen ist die arbeit des herrn Ruhfus ein wertvoller beitrug zur ahd. syntax. An nicht wenigen stellen vertritt der verfasser mit recht die selbständigkeit des übersetzers, so s. 47 fg. gegen Dietz, dessen tüchtige dissertation (die lat. vorlage des ahd. Tatian, Leipzig 1893), von keinem, der sich Tatianstudien widmet, übersehen werden darf. Wenn Ruhfus durch die tabelle (s. 31), welche die verschiedenartige übersetzung einzelner satzformen gibt, feststellen will, dass die vorliebe für die eine oder andere übersetzung klar zu tage trete, so finde ich solche unterschiede in der sprache und anderen umständen zu natürlich begründet, als dass es mir die hypothese mehrerer übersetzer zu stützen schiene. Ruhfus selbst muss (s. 72) zugeben, dass die unterschiede immerhin nicht allzu bedeutsam sind.

Schriftsprache und mundart. Akademische rede zur feier des jubelfestes der grossh. hessischen Ludwigsuniversität Giessen 1896. Von **Otto Behaghel**. 39 s.

Die wesentlichen punkte dieser bedeutsamen rede sind etwa die folgenden. Was wir im gewöhnlichen sinn als schriftsprache bezeichnen, entsteht erst, wo eine bestimmte form festen bestand gewinnt und für weitere kreise vorbildlich wird; aber in allgemeinem sinne ist schon mit der tatsache der schriftlichen überlieferung die tatsache einer schriftsprache gegeben. So muss denn auch die sprache unserer ahd. denkmäler von anfang an zweifellos als eine schriftsprache bezeichnet werden. Aber erst in mhd. zeit und zwar seit ca. 1190, in der eigentlichen blütezeit altdeutscher dichtung, entfaltete sich eine den obd. md. nd. mundarten übergeordnete schriftsprache. Sie blieb in geltung bis ins 15. jahrhundert herein. Die meinung, dass mit dem ausklingen der mhd. dichtung auch die mhd. schriftsprache abgestorben und allenthalben die mundart emporgewuchert sei, ist durchaus unrichtig<sup>1</sup>. Wol war die dichtung die eigentliche heimstätte jener schriftsprache, aber auch die prosa, soweit sie litterarische zwecke verfolgte, war ihr dienstbar. Die urkundensprache wird von Behaghel als eine übergangsstufe zwischen mundart und schriftsprache bezeichnet.

Der ursprung dieser mhd. schriftsprache ist in Oberdeutschland zu suchen und zwar im westen, auf fränkisch-alemannischem boden. Hier besass sie ihre hauptstärke, die bair.-österreichischen laude haben sich der von westen kommenden errungenschaft gebengt<sup>2</sup> und auch der norden hat die vormacht des südwestens anerkannt. Hier im südwesten, wo die schriftsprache ihre heimat hatte, ist die urkundensprache am frühesten deutsch geworden. Andernorts ist sie um so länger beim altvertrauten latein verharrt, je fremder sich eine gegend gegenüber der obd. schriftsprache fühlen musste. Wie weit jedoch im einzelnen die md. und nd. litteraturen von der obd. schriftsprache beeinflusst worden sind, bedarf noch der untersuchung. Fest stellt, dass die diminutivbildung auf *-lîn* acceptiert worden ist, es kann also keinem zweifel unterliegen, dass selbst die nd. dichtung einfluss der hd. dichtersprache erfahren hat.

In den anmerkungen hat Behaghel materialien zusammengefragt, die namentlich dem mittelniederdeutschen zu gute kommen werden und lebhaft mahnen, diejenigen heimatbestimmungen mhd. autoren und dichtwerke noch einmal nachzuprüfen, die ihrer dialectmischung wegen in grenzgebiete versetzt worden sind.

So anregend die untersuchung Behaghels ausgefallen ist, der kritik vermögen seine hauptpunkte wol kaum stand zu halten. Keiner ist einwandfrei.

Man hat mehrfach darauf hingewiesen, dass in Baiern-Osterreich trotz der frühen und zahlreichen belege der diphthongierung von *i ü* *iu* und trotz der starken ausdehnungsbewegung derselben die dichter bis zum ausgang der mhd. zeit verse gebaut haben, die nur bei einsetzung der alten monophthongischen reimformen richtige reime ergaben. Auch nach Behaghel ist dies ein entscheidender beweis für die existenz einer schriftsprache, der dadurch noch verstärkt wird, dass die verschiedensten spätmhd. dichter nicht bloss *a* auf *a*, sondern auch *a* auf *o* reimen. Die erste reimkategorie könne nur der herrschaft der schriftsprache ihr dasein verdanken. Dem wird man unmöglich beipflichten können. Die archaischen reime haben nichts mit einer schriftsprache zu tun, fallen vielmehr der sprache anheim, der sie angehören. Jene reimkategorien beweisen absolut nichts für eine schriftsprache, beweisen nur für eine „reimtradition“, für eine dichtersprache, die bekanntlich zu allen zeiten archaisch

1) Mit recht wird dies auch von Michels QF. 77, 18 fg. betont. 2) Völlig unklar bleibt hierbei das „vordringen“ der sog. bair.-östrerr. diphthonge, vgl. Pauls Grd. I<sup>2</sup>, 701 fg.

gewesen ist. Die archaismen in dem mhd. reinregister sind mehr und mehr gewürdigt worden, sie werden als stilmerkmale stets wertvoll bleiben, vermögen aber nichts für die grammatik der sprache zu leisten und eine mhd. schriftsprache zu erweisen. Das unerschöpfliche problem, das in dem verhältnis von stil zu sprache (in grammatischem, nicht in künstlerischem sinne) beschlossen liegt, taucht auch bei der frage nach einer mhd. schriftsprache immer wider auf und ich weiss wol, dass es mit nicht geringeren schwierigkeiten verknüpft ist, den anteil den sprache und stil an den reinformen haben, reinlich zu sondern, als dies bei den syntaktischen formen der fall ist. Aber in unserem fall dürfte die sachlage nicht zu verkennen sein.

Über die zeit, da die geltung der mhd. schriftsprache anhebt, äussert sich Behaghel nur mit unbestimmten worten. Vollkommene deutlichkeit hat er bezüglich ihrer heimat gewonnen. Sie ist da zu hause, wo *p-* zu *pf-* verschoben und die verkleinerung mit einem *l-* suffix gebildet ist. Genauer gibt Behaghel an, im westen, auf fränkisch-alemannischem boden sei der ursprung der schriftsprache zu suchen. Geographisch mag er dabei an den Oberrhein und die nächst angrenzenden lande gedacht haben, das schwäbische, elsässische und rheinfränkische müsste danach der mutterboden jener schriftsprache sein. Behaghel glaubt speciell für ihre alemannische herkunft noch ein unabhängiges argument gefunden zu haben: die urkundensprache ist da am frühesten deutsch geworden, wo die schriftsprache ihre heimat hatte. Die chronologische übersicht, welche Behaghel selbst in Pauls Grundriss I<sup>2</sup>, 658 fg. über das erste auftreten deutsch geschriebener urkunden gegeben hat, ist jener geographischen heimatsbestimmung der mhd. schriftsprache nicht eben günstig und die chronologische differenz ist so bedeutend (ca. 1190 setzt Behaghel die anfänge der schriftsprache, ca. 1250 beginnen die deutschgeschriebenen urkunden), dass ich von jenem argument, so bestehend es auf den ersten augenblick sein mag, keinen gebrauch zu machen wage<sup>1</sup>. Es kommen zudem für die deutschsprachliche bewegung im geschäftsverkehr des 13. jahrhunderts so wichtige andere factoren ins spiel, und schliesslich hat Behaghel selbst damit, dass er die urkundensprache als übergangsstufe zwischen mundart und schriftsprache definiert, seine beweisführung so entkräftet, dass sie nicht mehr leistungsfähig erscheint. Denn wenn die deutsche urkunde in organischem zusammenhang steht mit der deutschen schriftsprache, dann ist nicht zu sehen, weshalb die deutschen urkunden nicht in der deutschen schriftsprache geschrieben sein sollen.

Unklarheit stösst aber da auf, wo Behaghel aus der wirkung auf Mittel- und Niederdeutschland die mhd. schriftsprache Oberdeutschlands abstrahiert. Ich bin selbstverständlich durchaus mit Behaghel einverstanden, wenn er s. 9 zusammenfassend erklärt: „Es kann danach keinem zweifel unterliegen, dass die nd. dichtung in den meisten ihrer glieder einen einfluss der hochdeutschen dichtersprache erfahren hat.“ Das ist doch aber etwas ganz anderes, als was Behaghel zu suchen ausgezogen war. Es handelte sich für ihn nicht mehr darum, in Niederdeutschland spuren hochdeutscher dichtersprache zu finden, sondern darum, seine oberdeutsche schriftsprache nachzuweisen. Das letztere ist ihm so wenig geglückt, dass er (leider nur) in einer anmerkung auf s. 38 constatieren musste: „der hd. einfluss ist den Niederdeutschen im ganzen zunächst durch das Mitteldeutsche vermittelt, . . . aber auch oberdeutsche, insbesondere bairisch-österreichische einflüsse lassen sich vermuten.“ Von fränkisch-alemannischen bestandteilen hat selbst Behaghel auf nd.

1) Dass Behaghel die deutschsprachliche bewegung in Köln (seit der mitte des 12. jh.) nicht berücksichtigt, sei nur nebenbei erwähnt; vgl. auch Vanesa s. 28 fgg.

boden nichts gefunden: damit ist aber seine fränkisch-alemannische schriftsprache im norden beseitigt.

Der neue versuch Behaghels — und es ist der entschiedenste, der bisher zu gunsten einer einheitlichen mhd. schriftsprache gemacht worden — ist aber damit noch nicht ganz abgetan. Schon Beitr. 18, 534 fg. hatte sich Behaghel auf das diminutivsuffix berufen und das ergebnis kund gegeben, dass die mittel- und niederdeutschen dichter, die das *l*-suffix verwenden, dies nicht auf grund ihrer heimischen mundart tun, dass wir somit einen weiteren bedeutsamen beweis für das bestehen einer mhd., auf obd. boden ausgebildeten schriftsprache erhalten. Das *l*-suffix ist nun aber nichts spezifisch alemannisch-fränkisches und s. 8 der akademischen abhandlung meint Behaghel nur noch: „obwol Mitteldeutschland in seiner mundart seit den ältesten zeiten niemals jenes obd. verkleinerungssuffix mit *-l* gekannt hat, steht sein litterarischer brauch hierin durchaus unter dem banne der obd. dichtersprache.“ Von der westoberdeutschen schriftsprache ist in diesem zusammenhang nicht mehr die rede. Es erschiene ja wol auch gar zu dürftig, auf diese eine säule des diminutivsuffixes das ganze gebäude zu stellen. Diese eine säule vermag aber nicht einmal so viel zu tragen, als Behaghel ihr aufgebürdet hat.

Das diminutive *l*-suffix ist ebenso gemeingermanisch wie das diminutivsuffix *-in*; folglich für Behaghels zweck unbrauchbar. Wenn Behaghel davon spricht, Mitteldeutschland habe in seinen mundarten seit den ältesten zeiten niemals jenes verkleinerungssuffix mit *-l* gekannt, so ist dies unrichtig<sup>1</sup>. Behaghel meinte wol das suffix *-lîn*. Aber auch dieses kann in mhd. zeit noch nicht so wie heute als dialektmerkmal gegolten haben, denn es ist jedesfalls schon in ahd. zeit auf mitteldeutschem und niederdeutschem gebiet eingebürgert (z. b. Tatian, Heliand). Wir müssen demnach die sachlage so beurteilen, dass das *l*-suffix im mittelalter die concurrenz gegen das *k*-suffix noch siegreich bestanden hat, aber in der neuzeit ihr unterlegen ist. Dass Behaghel s. 28 so starken nachdruck auf den zusammenfall der grenzlinien für *-lîn* und für *pf-* legt, erscheint willkürlich, wenn wir unsere unwissenheit bezüglich des verlaufs und des zusammenfalls der grenzlinien verschiedener spracherscheinungen zugestehen und in anschlag bringen, dass auf thüringischem boden *pf-* und *-lîn*-grenze beträchtlich auseinanderlaufen.

Ich meine also auch dieser letzte gesammelte vorstoss Behaghels muss abgeschlagen werden. Wir dürfen uns mehr und mehr in die gewissheit einleben, dass es eine schriftsprache im deutschen mittelalter nicht gegeben hat, dass vielmehr die einzelnen „lantsprachen“ zu lokalen schriftsprachen ausgewachsen sind (vgl. meine Deutsche grammatik § 3 anm. 2). Mit befriedigung wird man sehen, dass jetzt auch Kögel sich von dem phantom einer hofsprache losgesagt und für eine mehrheit von schriftsprachen sich ausgesprochen hat (Geschichte der deutschen literatur 1, 2, 560 fg.). Ich gebe die hoffnung nicht auf, dass auch Behaghel, wenn er die begriffe schriftsprache und dichtersprache strenger auseinanderhalten und sich von der principiellen identität der urkundensprache und der literatursprache überzeugt haben wird, unsern anschauungen näher kommen dürfte. Sie sind am schärfsten von Edward Schröder, Zwei altdeutsche rittermären s. 11 fg. formuliert.

1) Was Schlesien anlangt, so kann ich jetzt auf Behaghels eigene worte in Pauls Grundr. 1<sup>2</sup>, 665 verweisen.

Das christentum in der altdeutschen heldendichtung. Vier abhandlungen von A. E. Schönbach. Graz, Leuschner und Lubensky. 1897. XII und 266 s. 6 m.

Das buch gehört dem kreis der forschungen Schönbachs an, aus denen bereits seine schrift über Hartmann von Aue hervorgegangen ist, und hat den zweck, einerseits den zusammenhang der altdeutschen litteratur mit der lehre und überlieferung der mittelalterlichen kirche aufzuweisen, anderseits fragen über den charakter der dichtungen und ihrer verfasser sowie über ihre geschichte zu beantworten. Es beschränkt sich auf die „klassischen“ heldendichtungen, Nibelungen, Klage, Kudrun, Alphart. In den vier über diese epen handelnden abschnitten stellt Schönbach zuerst die formeln und redewendungen religiösen inhalts, die stellen mit christlichen oder spezifisch geistlichen anschauungen und die darstellungen kirchlichen lebens zusammen. Im mittelalterlichen kirchenwesen und in der kirchlichen litteratur trefflich unterrichtet, hat er zu vielen stellen daraus belege gegeben, und es sind seine mit sorgfältiger prüfung der vorliegenden epischen stellen verbundenen erläuterungen, die auch oft noch auf andere sachliche und stilistische eigentümlichkeiten sich erstrecken, stets anregend, lehrreich und für die interpretation unentbehrlich. Diesen sammlungen schliesst dann Schönbach seine kritischen und litterargeschichtlichen folgerungen an, denen jedesmal eine darlegung und prüfung der wichtigsten früheren ansichten vorangeht.

In betreff des Nibelungenliedes urteilt Schönbach zunächst, dass diese formen des lebensverkehrs „mit denen der erzählungsposie des zwölften jahrhunderts gar nicht mehr oder nur gauz wenig zusammenhängen“. Daher schliesse das Nibelungenlied sich nicht an diese überlieferung poetischer sprache unmittelbar an, sondern stehe durchaus im bannkreise der höfischen epik. Da nun aber beliebte formeln des Nibelungenliedes auch in jener geistlichen epik sich finden (*vater aller tugende, nu ruoche mich bewisen der mir ze lebene geriet, wax ob got gebietet, sô sol in got gebieten, got hât an in getîn vil genædielichen, sô hât mîn got vergexen, got sol ineh bewarn* u. a.), so ist dieses urteil dahin einzuschränken, dass der zusammenhang mit jener älteren epik noch vorhanden, der einfluss der höfischen epik aber dazu getreten ist. Es handelt sich jedoch hierbei nicht bloss um litterarischen einfluss. Das Nibelungenlied ist, wie auch die höfische epik, im unterschied von jener älteren dichtung, ein lebendiges abbild des modern-ritterlichen wesens und hat daher die konventionelle redeweise der höheren gesellschaft in sich aufgenommen, wie auch das ziemlich reichlich berücksichtigte kirchliche ceremoniell ein wichtiger bestandteil des höfischen lebens ist. Dazu kommt noch, dass der häufige gebrauch der kurzen wechschreden die anwendung jener christlich gefärbten konventionellen redewendungen sehr begünstigte. Daher auch die fülle dieser formeln im XX. liede, dem Schönbach deshalb mit recht keine sonderstellung einräumen will. — Die kritischen beobachtungen Lachmanns erkennt Schönbach als an sich zutreffend an, bezweifelt aber ihre verwendbarkeit für die rekonstruktion eines älteren, echten textes: gegen die liederaussonderung verhält er sich daher entschieden ablehnend, die scheidung älterer und jüngerer strophen erklärt er bei unseren derzeitigen mitteln für nicht durchführbar. Seiner hierbei ausgesprochenen meinung, dass die unterschiede der echten und unechten strophen nicht gross genug seien, um die athesen zu begründen, kann man freilich entgegenhalten, dass auch die plusstrophen in B und C dem original so ähnlich sind, dass sie so lange als strophen desselben verteidigt werden konnten. Auch Wilmanns' letzte untersuchungen weiss er wol zu würdigen, bestreitet aber



ihre ergebnisse, namentlich ist ihm seine hypothese von einem hauptdichter „weder bewiesen noch beweisbar“. Wenn er aber die möglichkeit einer freien dichtung grösserer scenen vermeint, die ohne beispiel in der nichthöfischen epik dastehe, so ist doch dabei zu berücksichtigen, dass diese scenen (wie die nächtliche Hagen-Völker-scene und der buhurt an Etzels hof) bloss situationsbilder sind und kaum alten sagenstoff enthalten. — Schönbachs gesamtansicht ist: die vorstufe unseres Nibelungenliedes sind lieder in kurzzeiligen reimpaaren, die durch einen ritterlichen ministerialen unter anregung durch die höfische epik zu einem epos verarbeitet und dabei in die strophische form der ritterlichen lyrik umgegossen sind. Diese ansicht könnte man wohl annehmen, wenn man damit den ausgebreiteten gebrauch der Nibelungenstrophe in der jüngeren volksepiik vereinigen zu können glaubt.

Dem dichter der Klage sind christliche gedanken in bildlicher form sehr wol vertraut, und eine grosse anzahl von stollen hat ihren ausdruck unter biblischem einfluss erhalten; eine tatsache, über die das gesammelte material keinen zweifel lässt, auch wenn Schönbach bei vielen stellen den einfluss nur als wahrscheinlich hinstellt und man hin und wider auch anderer ansicht sein kann (466<sup>b</sup>, 467<sup>a</sup> ist allgemein episch und auch lyrisch, vgl. Ruge 98, 38, 517—520 ist von N. 2256 beeinflusst). Die darstellung der schmerzensausrüche zeigt mehrfach ähnlichkeit mit dem sprachgebrauch höfischer epiker, besonders Hartmanns. Dennoch ist der verfasser ein geistlicher, wie Schönbach endgiltig feststellt. Über die vorlage, die dieser bearbeitete, lässt sich nur behaupten, dass sie eine schriftliche, einheitliche, poetische und sagengeschichtlich nicht bedeutende dichtung war. Die zeit der letzten abfassung ist, nach den unleugbaren einflüssen der höfischen poesie, nach der freien, persönlichen stellung des dichters zur überlieferung zu urteilen, nicht zu früh anzusetzen, vielmehr so weit ins dreizehnte jahrhundert zu rücken, als es die handschriften zulassen. Die heimat der Klage ist Österreich, wo auch sonst fürstenklagen bezugt sind.

In der Kudrun werden die religiösen formeln des verkehrs zwar nicht so häufig (auch verhältnismässig) gebraucht wie im Nibelungenliede, dafür aber werden dem kirchlichen und religiösen leben angehörige tatsachen und handlungen um so mehr berichtet. Das erste hätte sich leicht aus dem mangel an bewegtem dialog, den die Kudrun gegenüber dem Nibelungenliede zeigt, erklären lassen. Das zweite leitet Schönbach überzeugend aus den zeit- und lebensverhältnissen ab, unter denen die Kudrun entstand. Der einfluss der kreuzzüge, des Levanteverkehrs tritt hierin überall deutlich hervor, wie die genauen und durch eine fülle litterarischen und kulturgeschichtlichen materials gestützten beobachtungen Schönbachs dartun. — In richtiger schätzung der schwierigkeiten, die dieses allein stehende und schlecht überlieferte werk der höheren kritik bietet, weist er so durchgreifende versuche, wie sie Müllenhoff und Wilmanns machten, zurück, hält aber mit Sijmons eine von metrischen beobachtungen (über cäsurreime und Nibelungenstrophen) ausgehende unterscheidung einzelner zusatzstrophen für möglich. Die Kudrunstrophe leitet er nicht aus der Nibelungenstrophe, sondern mit dieser aus der lyrik ab; da die strophe schon lange bestanden haben kann, ehe der Kudrundichter sie anwendete, so legt er auch der Titurstrophe keine bedeutung für die feststellung der auffassungszeit der Kudrun bei. Diese setzt er später an, als sie gemeinhin angenommen. Verschiedene beobachtungen führen ihn auf die zeit von c. 1230—1240. Damals wurde der alten Hildesage zuerst die Kudrunsage hinzugefügt und schliesslich noch die jugendgeschichte Hagens als einleitung vorangesetzt. Die nachahmung des Nibelungenliedes in der Kudrun

findet Schönbach nur erklärbar, wenn das Nibelungenlied bereits allgemeine autorität erlangt hatte; dazu würde stimmen, dass dem dichter oder bearbeiter der Kudrun, wie sich mir (Ztschr. 23, s. 117 fg.) ergab, ein der vulgata am meisten entsprechender text der Nibelungen vorlag. Wenn ich übrigens auch jetzt mein damals (s. 205) über das verfahren des Kudrundichters ausgesprochenes urteil etwas einschränken würde, so kann ich doch an eine bloss gedächtnismässige aufnahme des Nibelungenstoffes, wie Schönbach sie annimmt, nicht glauben: so zusammenhängende nachahmungen wie z. b. in K. 20—30 setzen die eigentliche benutzung einer vorlage voraus. — Die vorstellungen des dichters von landschaft, von lebensverhältnissen, kriegs- und seewesen und seine terminologie, dinge, die nirgends bekanntheit mit niederdeutschen zuständen zeigen, ebenso wie die christlichen anschauungen, der geschmack an märchenhaften ausschmückungen, die romanischen und orientalischen namen lassen die bei der entwicklung der dichtung zusammenwirkenden faktoren erkennen: kreuzzüge, entwickeltes höfisches leben, höfische und spielmännische poesie, zustände der mittelmeerländer und zwar besonders der östlichen mittelmeerländer, beziehungen zu Palästina. „Das kostüm der Kudrun ist das der späteren, der letzten kreuzzüge.“ Man hat dabei also wol besonders an den kreuzzug Friedrichs II. zu denken. Und in der tat wird man nach Schönbachs untersuchungen das epos, wenigstens in seiner letzten fassung, der aber immer noch vereinzelte stropfen zugesetzt sein mögen, etwa in die zeit von 1230 setzen müssen. Dagegen ist die ansicht, dass auch die eigentliche Kudrunsage nicht viel älter ist, nicht hinreichend begründet, und es ist dies auch nicht wahrscheinlich. Unrichtig ist es ferner, das epos zu den spielmannsdichtungen von der art des Ortnit und der Wolfdiëtriche zu zählen. Durch eine engere verwandtschaft des stils und der epischen technik bilden diese einen kreis, dem weder die Kudrun noch das Nibelungenlied angehört, wenn auch jene durch eine weit grössere menge von zutatzen spielmännischer herkunft ihm näher steht als dieses.

Da die handschrift des Alphart aus dem 15. jahrhundert die schlechte widergabe einer erst gegen 1350 angefertigten vorlage ist, wie Schönbach besonders aus den lesefehlern schliesst, so stehen der von Martin versuchten scheidung des echten und unechten unüberwindliche hindernisse entgegen. Die religiösen formeln verwendet Schönbach hier vorzugsweise zu der feststellung, dass der zweite teil des Alphart (von 306 an) die fortsetzung eines anderen (aber nicht späteren) dichters ist. Er berechnet für I 48 formeln, für II als göltig 8, während es im verhältnis hier 24 sein sollten. Obgleich mir diese zählung nicht ganz einwandfrei ist (auch fehlt 311, 4), will ich sie hier doch annehmen. Diese formeln, wird man leicht sehen, sind der rede eigentümlich, besonders der erregteren: vgl. Nib. XX. Nun kommen auf I fast dreimal so viel stropfen mit rede wie auf II: das verhältnis 8 statt 24 wäre hiernach das richtige. Die formel *wis got wilkomen*, hebt Schönbach hervor, findet sich nur in II. Sie kommt hier dreimal vor bei derselben handlung. Nib. 1123, 2 wird sie gebraucht bei der freudigen begrüssung gern gesehener gäste, ebenso II 398—401, in I fehlt ein empfang dieser art. Die abschiedsformeln in I, die Schönbach in II vermisst, beziehen sich fast alle auf die mehr oder weniger rührenden und daher lebhaft geschilderten verabschiedungen von Alphart, II kennt einen solchen abschied nicht. Auch was Schönbach sonst noch für die trennung der beiden teile göltend macht, lässt sich in der hauptsache aus ihrem verschiedenartigen inhalt erklären. Die wenigen wesentlicheren abweichungen werden durch recht bedeutende und zahlreiche übereinstimmungen aufgewogen. Bei der betrachtung der darstellung

des kampfes ist die bemerkung, dass die kämpfe in II einen so viel kleineren raum beanspruchen als die in I, insofern unzutreffend, als die zahl der von kampf erzählenden strophen in II fast noch grösser ist als in I.

So richtig an sich Schönbachs methode ist, so konnte sie doch bei dem verschiedenen umfang und wert des in den vier epen enthaltenen materials nicht in gleicher weise fruchtbar sein. Ausserdem erwiesen sich die stellen für die bestimmung des standes des verfassers, der litterarischen stellung der dichtung, der kultur-einflüsse, die auf sie wirkten, ihrer abfassungszeit im allgemeinen als geeignet, weniger für die höhere kritik. Daher sind die untersuchungen über die klage und besonders über die Kudrun, bei denen es sich um einen bedeutenderen stoff und fast nur um den ersten zweck handelte, auch in dieser beziehung wertvoll und ergebnisreich, während bei denen über die Nibelungen und den Alphart mit diesen hier viel schwächeren mitteln für die beantwortung jener kritischen und litterargeschichtlichen fragen wenig gewonnen wird und ihr wert in dem sonst gebotenen liegt.

Zu den erklärungen einzelner stellen möchte ich noch folgendes bemerken. Nib. 1789 wird *si sungen ungeliche, kristen unde heiden wârn niht ewein* auf den gesang der zur kirche ziehenden gedeutet. Aber diese stelle, die das singen zwischen dem läuten und dem aufstehen aus den betten erwähnt, soll wol weiter nichts sagen als: ein verschiedener gottesdienst fand statt, getrennt für christen und heiden. *Singen* kann die allgemeine bedeutung „gottesdienst halten“ haben: auch 787, 1 wird es mit *gote dienen* zusammengestellt, Walth. 11, 1 dem *bannen* entgegengesetzt, *ungesungen* bedeutet auch „ohne gottesdienst“ (Mhd. wb. II<sup>b</sup> 301). — 945, 3 soll *mettine* gleichbedeutend sein mit einer *vuomesse*, wie sie 750, 3 erwähnt wird. „Aus den angaben, dass es finster war 945, 3, dass licht gemacht wurde 946, 3. 947, 3, ersieht man, dass es spätherbst war: das schickt sich trefflich zu der jagdzeit . . . Dagegen war es 750, wo man vor der frühmesse in der dämmerung schon spiele treiben konnte, natürlich sommer.“ Aber der dichter hat an einen solchen zeitunterschied nicht gedacht: das beweisen seine zeitangaben 756, 820 und seine vorstellung von der sommerlichen natur des waldes (*bluomen* 929, 1. 939, 1). Entweder hat er 945 eine andere kirchliche handlung gemeint als 750 oder er hat dort ein beliebtes motiv (vgl. Kaiserchr. 12245) ohne längere überlegung verwendet. — Die worte Hagens 1897, 3 will Schönbach nicht auf das gelächtnis Siegfrieds beziehen, sondern versteht darunter ein minnetrinken zur ehre des wirtes. Die gewöhnliche deutung wird aber schon nahe gelegt durch das vorangehende *ich hân vernomen lange von Kriemhilde sagen daz si ir herzeleide wolde niht vertragen*, wo also gerade das andenken an den ermordeten Siegfried hervorgehoben wird. — Bei seinem interessanten erklärungsversuch der engelsbotschaft Kudr. 1166 fg. hat er doch übersehen, dass 1168 der erscheinung zweifellos vogelgestalt beigelegt ist; die angaben darüber vermag er (s. 133) mit seinen anschauungen nur gezwungen zu vereinigen.

MÜHLHAUSEN IN THÜR.

EMIL KETTNER.

Vergleich des Hartmannschen Iwein mit dem Löwenritter Crestiens. Greifswalder dissertation 1896. Von **B. Gaster**. IV, 152 s. 8.

Eine eingehende vergleichung zwischen Crestiens Löwenritter und Hartmanns Iwein hat zuerst Güth angestellt in Herrigs Archiv, bl. 46, 1870, s. 251–292. Auf ihn folgte, offenbar ohne von seinem vorgänger kenntnis zu haben, den er nirgends erwähnt, Settgast: Hartmanns Iwein verglichen mit seiner altfrz. quelle (Marburg

1873). Auch Gärtner: Der Iwein Hartmanns von Aue und der Chevalier au Lyon des Crestien von Troies (Breslau 1875) hat, wenn auch seine methode gewiss nicht unanfechtbar ist, manche treffende einzelbemerkung gemacht.

In erster linie das schroffe urteil, welches W. Förster in der einleitung zu seiner grösseren Iwein-ausgabe (Halle 1887) über die leistung des mhd. dichters gefällt hatte, veranlasste Gaster, die frage nach Hartmanns verhältnis zu seiner vorlage nochmals aufzunehmen, und es ist gewiss zuzugeben, dass seine ausführungen hier und da ein neues moment zu gunsten des ersteren zu tage gefördert haben. Sehr dankenswert ist jedesfalls die ziffermässige zusammenstellung von Hartmanns auslassungen und zusätzen, s. 8 fgg.

Wenn er indessen s. 7 sagt: „Schon Rauch hatte verlangt: ‘Wer die lösung der aufgabe unternimmt, das verhältnis beider dichter so zu beleuchten, dass die frage nach dem beiderseitigen verdienst als erledigt betrachtet werden darf, der muss seinen vergleich nicht auf das ganze und grosse, auf eine nebeneinanderstellung ganzer teile der beiden in rede stehenden gedichte beschränken; er muss ihre abweichungen und übereinstimmungen bis in die einzelnen verse, ja worte, verfolgen; aber weder er, noch Güth, Settegast und Gärtner, die sämtlich die vortrefflichen neuen Iweinausgaben noch nicht benutzen konnten, haben eine so genaue untersuchung angestellt“ — und also seine arbeitsweise zu derjenigen seiner vorgänger in gegensatz stellen möchte, so entspricht dem die vorliegende leistung keineswegs. Gewiss zwei drittel der schrift würden wegfallen, wenn wir alles das abstrichen, was Gaster den früheren einschlägigen abhandlungen entnommen hat, ohne sie dabei zu citieren; ja die sachliche entlehnung wird nicht selten zur wörtlichen copie. So bemerkt z. b. Güth über das tête à tête Kalogreants mit der tochter des ritters s. 262: „Es liegt etwas sentimentalität in dieser scene . . . so dass hier Crestiens darstellung matt und farblos gegen die innige schilderung Hartmanns erscheint“; dem entsprechend Gaster s. 31: „In der darstellung des zusammenseins Kalogreants und der schönen jungfrau steckt etwas sentimentalität . . . Hartmann hat die ganze scene zarter behandelt als Crestien, dessen darstellung matt und farblos gegenüber Hartmann erscheint.“ Über Laudins schmerzansbrüche am grabe ihres gemahls, wie der frz. dichter sie schildert, heisst es bei Güth s. 269: „Bei Cr. s. 1156 fgg. ringt und schlägt sie die hände, rauft sich die haare aus, greift sich an die kehle und liest dabei psalmen, wobei Cr. (v. 1417) aber nicht vergisst zu bemerken, dass diese mit goldenen buchstaben verziert sind.“ Ebenso bei Gaster s. 53: „Bei Cr. (v. 1412) greift sie sich an die kehle, ringt die hände, schlägt sich selber und liest ihre psalmen in einem psalterium, ja Cr. vergisst nicht zu bemerken, dass die buchstaben darin mit gold illuminiert sind.“ Als Artus bei dem neu vermählten paar gastfreundschaft geniesst, hebt Hartmann, statt die dabei arrangierten festlichkeiten zu beschreiben, lieber hervor, wie sehr Laudine ihrem gemahl für die durch sein verdienst ihr zuteil gewordene ehre sich ihm zu dank verpflichtet fühlt; Güth fährt fort s. 275: „Es war ja die erste freude und die erste ehre, welche sie ihrem siegreich heimgekehrten gemahl verdankt“; copiert bei Gaster s. 77: „Es ist ja die erste grosse freude und ehre, welche sie dem mute und der tüchtigkeit Iweins, ihres gatten verdankt.“

Zu seinem schaden hat Gaster Settegast (s. 9) ausgeschrieben, wenn er meint, (s. 36). Hartmanns frommes, gott vertrauendes gemüt zeige sich darin, dass Kalogreant dankbar der hilfe gottes gedanke; denn Gärtner hat s. 24 bereits ganz

richtig darauf hingewiesen, dass Hartmanns vorlage dies moment auch schon enthalten hat (vgl. v. 451).

Eudlich sind aber Gasters selbständige ausführungen keinesweges immer glücklich; namentlich hat er wiederholt den frz. text missverstanden; auch hat er öfters kleinlich und ungerecht an Crestiens versen herumgemäkelt, ohne zu bedenken, dass der ästhetische geschmack des 12. jahrhunderts von dem unsrigen naturgemäss nicht selten abweicht. So heisst es s. 29: „Ebenso nimmt Kalogreant bei Crestien die aufforderung widerzukommen beim abschied nur an, weil es eine beschimpfung gewesen sie auszuschlagen; wegen seines wirtes (der ihn so freundlich aufgenommen!) wäre es ihm nicht darauf angekommen, sie abzulehnen.“ Aber Cr. v. 267 fg.: *Petit por mon oste fëisse, Se cest don li esconleüsse*, heisst doch vielmehr: „Wenig hätte ich für meinen wirt getan, wenn ich ihm diese gabe abgeschlagen hätte.“ — S. 36: „Bei Crestien wird das unheil dadurch herbeigeführt, dass Kalogreant zuviel (v. 439 *trop*) wasser auf den stein giesst; aber in der erzählung des waldmenschen hierüber (v. 395—97) war von einer bestimmten menge wassers nicht die rede. Hartmann hat das *trop* nicht berücksichtigt.“ Indessen geht aus frz. v. 439: *Mes trop an i versai, ce dot*, doch nur hervor, dass Kalogreant fürchtet, die masslose heftigkeit dieses unwetters rühre von dem „zuviel“ her. — S. 12. Dass man den vergleich v. 812: „Der ritter kam vor zorn mehr als kohlenlut glühend“, oder den gleich darauf folgenden, der jagd entlohten, als unsehön empfunden haben sollte, bezweifle ich sehr; modern sind sie freilich nicht. — S. 43 tadelt Gaster, dass die durch das fallgatter abgeschnittenen und natürlich nach aussen zu gefallenen sporen zufolge v. 1125 innerhalb des tores lägen; denselben vorwurf hatte schon Settegast s. 10 gegen den dichter erhoben. Sicherlich zu unrecht, denn in den worten v. 1122 fgg.: *La sele assex plus que demie Est ça dedanz, ce vous bien, Ni de lui ne recomes rien Fors que les esperons tranchiez, Qui li cheïrent de ses piez*, wird überhaupt nichts davon gesagt, wo die sporen liegen; der leser musste das schon aus v. 951 fgg. wissen. — S. 56 meint Gaster, Crestiens worte v. 1498—1506 forderten uns zum spott heraus, gibt aber die stelle dann ganz ungenau wider, wodurch die gegenüberstellung von *Nature* und *Dieu* garnicht zum ausdruck kommt. Dagegen bringt Gütth s. 271 parallelstellen aus Ariost und einem sicilianischen volksliede bei, wozu sich noch der schluss von lord Byrons *Monody on Sheridan's Death* stellen wurde. — S. 79 sagt Gaster gelegentlich der schilderung des Artus zu ehren veranstalteten festes: „Die jungen burschen springen vor freude in die höhe“; aber frz. v. 2351 fg.: *D'autre part refont lor labor Li legier bacheler qui saillent*, kann sich doch nur auf einen tanz beziehen. Eine merkwürdige idee ist auch, dass Crestien das fest wol nur deshalb so eingehend schildere, „damit seine leser, denen solche feste neu sind, vorkommenden falls nach seinen angaben sich richten können.“ — S. 80 nennt Gaster den vergleich von Gawein und Lunete mit *somme* und *mond*, den Gütth s. 275 als ein „hübsches wortspiel“ bezeichnet, „einen stumpfsinnigen witz“ (!), und entstellt in folge eines missverständnisses die worte des frz. dichters, v. 2412 fgg.: *Et neporuce je nel di mie Solemant por son [se. Lunete's] buen renon. Mes por ce que Lunete a non*, wenn er sagt: „schliesslich versichert Crestien selber, dass er den vergleich gar nicht (!) zu ehren Gaweins (!), sondern nur weil Lunete's namen ihm dazu die veranlassung gegeben, angestellt habe.“ — S. 92 fg.: „Natürlicher ist es auch, wenn bei Hartmann (v. 3315) der einsiedler betet, gott möge ihm künftig solche gäste fernhalten; bei Crestien (v. 2856 [l. 2863]) fleht er gott um schutz für den ritter an.“ Aber Crestien sagt genau dasselbe wie Hartmann; Gaster hat nur v. 2862—64 falsch

aufgefasst. — Was daran „spassig“ ist (G. s. 96), dass bei Crestien (v. 2382 fgg.) „Iwein dem löwen ein stück seines schweifes abhauen muss, weil die schlange sich daran festgebissen hat“, bekenne ich nicht einzusehen; ebensowenig, inwiefern sich Crestien „etwas wunderlich ausgedrückt“ hat, wenn er v. 3567 spricht von *le mur qui estoit crerex* (G. s. 101); risse in einer mauer sind doch etwas sehr gewöhnliches. — Endlich lesen wir s. 145: „Bei ihm [sc. Cr.] fordert Lunete ihre herrin auf, Iwein ihren zorn zu verzeihen; das ist sehr schief ausgedrückt, denn Iwein war ja der schuldige teil; Hartmann lässt sie richtiger sagen v. 8071: *Vergebt im sine missetät*.“ Der verfasser hat frz. v. 6756: *Dame, or li pardonez vostre ire!*, den z. b. der nordische übersetzer wörtlich so widergegeben hat (Riddarasögur s. 135<sup>18</sup> fg.): *Fyrirgefít honum, frá min, nú reidi ydru* = „Traget ihm nun euren zorn nicht länger nach“, nicht verstanden.

So leistet diese etwas prätentios auftretende erstlingsarbeit nicht ganz das, was man der einleitung zufolge von ihr hätte erwarten sollen.

BRESLAU, JULI 1897.

E. KÖLBING.

Die Alexanderchronik des meister Babiloth, ein beitrage zur geschichte des Alexanderromans. Programm des Eberhard-Ludwigs-gymnasiums. Von prof. dr. Herzog. Stuttgart 1897.

Die „Cronica Alexandri des grossen königs“, ein werk des ausgehenden mittelalters, das in der Dresdner handschrift einem „Meister Babiloth“ zugeschrieben wird, gehört zu den letzten und geringwertigsten ausläufern des Alexanderromans, entbehrt jedoch, als ein seinerzeit offenbar ziemlich beliebtes und weit verbreitetes unterhaltungsbuch, nicht eines gewissen litterarischen interesses. Nachdem ich vor einem jahrzehnt (in der festschrift der badischen gymnasien zum Heidelberger jubiläum 1886 s. 112 fgg.) den inhalt der chronik näher untersucht und auf seine quellen zurückgeführt hatte, hat es nun Herzog unternommen, mit verwendung einer grösseren anzahl von handschriften das buch zum abdruck zu bringen. Das vorliegende programm enthält von seiner ausgabe die einleitung und das stück der chronik, das Alexanders herkunft und jugendzeit behandelt.

Um den leser über die quellen der chronik zu orientieren, schiekt Herzog zunächst eine besprechung der ältesten bearbeitungen des Alexanderromans voraus. Auf diesem schwierigen gebiet wird man freilich erst durch jahrelange beschäftigung einigermaßen heimisch, und so ist nicht zu verwundern, dass der verfasser die litteratur noch nicht genügend beherrscht, und dass ihm hier mancherlei irrthümer begegnen. Unter anderm ist ihm das erscheinen von Raabes ausgabe der armenischen übersetzung entgangen und er kennt über diesen wichtigen text des romans nur die kurzen bemerkungen Nöldekes und Römhelds. Da immer noch manche fachgenossen auf die versprochene fortsetzung der untersuchungen des letzteren zu hoffen scheinen, so sei hier beiläufig mitgeteilt, dass Römheld bereits vor zwanzig jahren in Hersfeld gestorben ist.

Was die unmittelbare quelle der chronik, die sogenannte Historia de preliis, betrifft, so folgt Herzog in seinen erörterungen über die verschiedenen bearbeitungen dieses vielgestaltigen werks den aufstellungen, die ich im 18. bande dieser zeitschrift und in der erwähnten festschrift, vorbehaltlich eingehender begründung in meiner ausgabe Leos, kurz angedeutet, bezüglich des textes I<sub>2</sub> am letzteren orte auch weiter ausgeführt habe. Doch möchte ich zu s. 8 bemerken, dass meine ausgabe nicht

bloss die erweiterten texte, sondern zunächst die ursprüngliche fassung behandeln soll, ferner auch, dass ich bd. 18 s. 388 dieser ztschr. natürlich keineswegs eine klassifikation der handschriften bieten, sondern nur jede der von mir aufgestellten textformen durch einige beispiele belegen wollte. An eine erschöpfende klassifikation der handschriften Leos ist überhaupt vorderhand nicht zu denken, und Herzog würde wol auch keine solche erwartet haben, wenn er, statt des kurzen verzeichnisses in Landgrafs ausgabe, die lange und trotzdem noch weitaus nicht vollständige liste P. Meyers gekannt hätte.

Hat sich der verfasser in den beiden ersten abschnitten, wie begreiflich, in der regel nur den ergebnissen anderer angeschlossen, so hat er dagegen das verhältnis der Chronik zur Historia de preliis nochmals selbst untersucht und ist dabei zu denselben resultaten, wie ich, gelangt. Ausser den im druck erschienenen texten hat er hierfür die Stuttgarter hs. 411, cod. lat. Mon. 824 und 14796 und die Berliner hs. 49 verwendet. Von der pseudo-Aristotelischen schrift „Secreta secretorum“, die gleichfalls zu den quellen der Chronik gehört, war ihm kein text zugänglich. Ich bin damals, trotz beziehung mehrerer, auch ungedruckter texte, zu keinem abschliessenden urteil über die verschiedenen fassungen dieses traktats gelangt, und habe mich inzwischen überzeugt, dass sich hier ohne beträchtliche mitwirkung der orientalischen philologie überhaupt keine klare einsicht erreichen lässt.

Der eigentliche wert der arbeit Herzogs liegt im dritten und vierten abschnitt, die von den handschriften der deutschen chronik handeln. Die von mir namhaft gemachten 8 handschriften, von denen ich nur drei benutzen konnte, hat er mit ausnahme der Wolfenbütteler, die nicht ausgeliehen wird, alle herangezogen und nach form und inhalt sorgfältig untersucht. Dass dies das gesamte handschriftliche material sei (s. 10), möchte ich zwar nicht behaupten; aber allzuviel wird wol eine weitere durchforschung der bibliotheken nicht hinzufügen<sup>1</sup>, und wahrscheinlich wird sich das neu hinzukommende denselben beiden, erheblich von einander abweichenden textklassen einreihen, die ich bereits nach den wenigen mir vorliegenden handschriften unterscheiden konnte, und die nun von Herzog auf grund eines reicheren stoffes genauer beschrieben und gekennzeichnet werden. Die eine, die Herzog A nennt und ihrem dialekte nach als oberdeutsche bestimmt, enthält einen text, der durch das verschieben von blättern in einem ungebundenen archetypus in unordnung geraten ist; die andere, B, die ausser der von mir benützten Dresdener nur noch durch die Berliner handschrift vertreten ist, zeigt mitteldeutschen dialekt und ist von jenem fehler frei. Mit recht gibt Herzog der zweiten klasse den vorzug, aber die ursprüngliche fassung des werkes lässt sich einstweilen auch aus dieser nicht gewinnen, da der Berliner text unvollständig erhalten, der Dresdener willkürlich verkürzt ist. Unter diesen umständen hat Herzog seine ausgabe so eingerichtet, dass die Stuttgarter und Dresdener handschrift als vertreterinnen der beiden recensionen neben einander zum abdruck kommen, während die abweichungen der anderen handschriften unter dem text vermerkt sind. Für die fortsetzung der ausgabe wäre zu wünschen, dass die fälle, wo Stu und D die lesart ihrer klasse unrichtig oder unvollständig wiedergeben, im text durch ein zeichen angedeutet und die ergänzenden varianten durch den druck hervorgehoben würden. Auch sollte der herausgeber

1) Kürzlich machte mich herr dr. H. Fuels in Giessen auf eine niederdeutsche fassung der Alexanderchronik aufmerksam, die in Rostock gedruckt und von Wichmann (Mecklenburgs altniedersächsische litteratur III, 87) ausführlich beschrieben ist.

doch nicht so ganz bei dem, was A und B überliefern, stehen bleiben. Denn der archetypus, auf den A und B gemeinsam zurückgehen, enthielt, wie ich (a. a. o. s. 113 anm. 2) nachzuweisen versucht habe, bereits mehrere fehler, die sich teilweise mit hilfe der lateinischen vorlage beseitigen lassen. Heisst es z. b. s. 19 in B: *do uert, Phylippus uegende und alle andere mit ihm*, in A mit weiterer entstellung *und all die andern mit ihm*, gegenüber L: *cepit Phil. rex flere et Alexander cum eo*, so ist doch klar, dass diese abweichung nicht etwa auf die lateinische vorlage der Chronik zurückgeht, sondern dass auch im deutschen text ursprünglich gesagt war: *und alexander* (so schreibt die Chronik gewöhnlich) *mit ihm*. Ein solcher fehler müsste ebenfalls kenntlich gemacht, oder doch wenigstens in den anmerkungen verbessert werden. Endlich dürfte vielleicht eine nochmalige kollation der handschriften zu empfehlen sein; s. 32 fehlt z. b. aus sp. 1<sup>a</sup> der Dresdener hs. *do weder* = *darwider* A nach den worten: *noch* (hs. *nach*) *lat keynerley künst*.

Die im nachtrag (s. 60) erwähnte metrische bearbeitung der Historia de prollis, von der kürzlich eine handschrift nach Berlin gelangte, ist vermutlich das bekannte werk des Quilichinus.

BADEN-BADEN, OKT. 1897.

AD. AUSFELD.

Das büchlein gleichstimmender wörter aber ungleichs verstandes des Hans Fabritius. Ältere deutsche grammatiken in neudruckem herausgegeben von **John Meier**. 1. heft. Strassburg, Trübner. 1895. S. XLVI. 11 s. 2 m.

Die deutsche grammatik des Laurentius Albertus. Ältere deutsche grammatiken usw. 3. heft. Von **Carl Müller-Fraureuth**. Strassburg, Trübner. 1895. S. XXXIV, 160 s. 5 m.

Die von John Meier begründete sammlung älterer deutscher grammatiken hat nicht mit dem vorliegenden ersten heft ihren anfang genommen; vorausgegangen war diesem vielmehr das zweite heft, Weidlings ausgabe der grammatik des Johannes Clajus, Strassburg 1894. Dass der gedanke, die ältere deutsche grammatik in neudruckem zugänglich zu machen, ein glücklicher und fruchtbarer ist, dafür bedarf es keiner erörterungen. Dem herausgeber gebührt dank dafür, dass er der bisherigen zersplitterten herausgabe einzelner werke gegenüber die sammlung ins leben gerufen hat, die den überblick erleichtert und recht eigentlich erst die studien ermöglicht, die an die ältere deutsche grammatik anzuknüpfen berufen sind. Es sind mehrere arbeitsgebiete, die hier in mitleidenschaft gezogen sind. Ganz allgemein ist es für die litteraturgeschichte von bedeutung, die geistigen fäden aufzudecken, die den einen oder andern dieser grammatiker mit den bestrebungen seiner zeit verknüpfen; im besonderen ist es die aufgabe der geschichte des deutschsprachlichen unterrichts, die abhängigkeit der grammatiken untereinander und von gemeinsamen mustern nachzuweisen. Für die sprachwissenschaft haben methodische fragen interesse; es ist gerade im überblick lohnend, zu vergleichen, wie eine oder die andere beobachtung von den beobachtern so verschieden gedeutet wurde; andererseits wie oft auf einer primitiven stufe der erkenntnis vorahnungen späterer wahrheiten auftauchen. Ein besonderes gewicht möchte ich jedoch auf die ergebnisse legen, die für die neuhochdeutsche grammatik hier zu gewinnen sind. Bei dem wachsenden interesse, das gerade den grundbedingungen unserer neueren sprache gewidmet wird, gewinnen auch diese ersten gesetzgebenden faktoren ihre besondere bedeutung. Und andererseits lässt sich an



tatsächlichen beobachtungen für den sprachstand des 16. jahrhunderts aus diesen grammatiken doch mehr ziehen, als man gewöhnlich annimmt.

Die aufgabe eines herausgebers scheint sich mir hier demnach neben der textkritischen behandlung vor allem auf eine einleitung zu beschränken, die den beziehungen des betreffenden denkmals zu den oben angedeuteten fragen gerecht wird.

John Meier gibt uns in seinem neudruck den ersten abdruck einer bisher nur dem namen nach gekannten schrift, die er in einem lange vermisst gewesenen sammelband der ratschulbibliothek zu Zwickau aufgefunden hat. Aus diesem grunde wol greift das erste heft in den kreis ein, der durch Johannes Müllers Quellenschriften und geschichte des deutschsprachlichen unterrichtes bis zur mitte des 16. jahrhunderts (Gotha 1882) im wesentlichen abgeschlossen ist, und für den die sammlung Meiers vor allem eine ergänzung nach dem 17. jahrhundert zu bieten soll. Die schrift des Fabritius stammt aus dem jahre 1531, da aber Johannes Müller (s. 381, anm. 244) diese „von Gottsched (Deutsche sprachkunst 5. aufl. Leipzig 1862 s. 601) angeführte schrift“ als desideratum hatte bezeichnen müssen, gibt sie jetzt ein willkommenes bindeglied zwischen Müllers Quellenschriften und der neuen sammlung.

In der ausgabe schliesst sich Meier genau an das original an, die abkürzungen sind aufgelöst, druckfehler verbessert. Die tabelle dieser änderungen auf s. VII VIII hat insofern interesse, als an einzelnen buchstaben die fehlerquelle besonders deutlich hervortritt. Unter den litterarhistorischen beziehungen hat Meier mit sichtlichcr liebe das biographische moment kräftig herausgearbeitet. Auch der zusammenhang mit der pädagogischen litteratur kommt zu seinem rechte, wie ebenso den lautphysiologischen betrachtungen des verfassers mit grund eingehendere beachtung geschenkt wird. Dagegen hätte ich für den vierten der oben angeführten punkte allerdings mehr ausführlichkeit gewünscht.

Meier hebt hier richtig hervor, dass die sprache des Fabritius in keiner weise einheitlichkeit zeige, dass vielmehr die thüringischen eigenheiten des druckortes vorherrschen, neben denen sich die dem verfasser angeborenen oberdeutschen besonderheiten geltend machen, durchkreuzt von niederdeutschen elementen, die wol als spuren der wanderschaft aufzufassen sind. Hier, glaube ich, hätte das oberdeutsche als das grundelement bezeichnet werden müssen, das der sprache des Fabritius trotz der mitteldeutschen lautgebung doch den eigentlichen charakter aufprägt. In syntax und wortschatz kommt es viel kräftiger zur geltung, als der herausgeber andeutet. Nur auf einiges möchte ich aufmerksam machen, wie das verschobene „helfen“ in: *wie wol etliche stimmen end sylben bücher von hoch berumpten end wohlgeleerten männer im druck ausgangen, wil ich die selbigen rugescheucht, sonder vil mehr neu erhalten helfen haben* (s. 13); hieher gehört auch das adverb „tapfer“ in verbindungen wie *so ever etlich weren, die solche kunst lust hetten zu leren, die komen frey dapper zu mir* (s. 43). Auch in dem satze: *so ens nun Christus unser aller erlöser end seligmacher also sein wort mit geteilt*, verrät sich wol der oberdeutsche, denn in mittel- und niederdeutschen denkmalen wiegt in dieser zeit für salvator „gesundmacher“ vor. Im lautstand ist als oberdeutsch auch das schwanken der anlautenden dentalen hieher zu ziehen, media für tenuis (*dapper*) und umgekehrt (*wie ich willens wer ein künstliches rechenbuch in truck zu geben* s. 2).

Die einleitung von Müller-Fraureuth zu seiner ausgabe der grammatik des Laurentius Albertus grenzt sich ganz und gar auf den zweiten gesichtspunkt ein, der nach der oben angegebenen reihenfolge bei dieser sammlung in frage kommt.

Die stellung innerhalb der grammatik, die abhängigkeit von den vorgängern wird gekennzeichnet und zwar beschränkt sich Müller ganz auf die lateinische grammatik, die er in den werken des Melancthon und Camerarius als die eigentlichen vorläufer des Laurentius anerkennt. Abschnitt für abschnitt wird vorlage und ausführung geprüft und neben der entschieden anlehnung an die antiken schemata doch auch eine gewisse selbständigkeit, ein feiner blick, eine glückliche beobachtung gerühmt. Die darstellung, die Müller hier wählt, erleichtert bei der lektüre des textes das nachschlagen, sie macht es einem aber unmöglich, vor dieser lektüre schon sich ein bild zu machen, sie erschwert den überblick. Auffallend müsste es erscheinen, dass der grammatik des Ölinger in diesem zusammenhange mit keinem worte gedacht ist, galt ja doch vor nicht langer zeit Laurentius Albertus als blosser plagiator des Ölinger. Der grund für diese nichtberücksichtigung des Ölinger liegt in demselben umstande, der die eigentlichen litterarhistorischen abschnitte der einleitung unterdrückt hat. Nachdem Reifferscheid in der Allgemeinen deutschen biographie unter Osterfrank das verhältnis umgekehrt und den Ölinger für den plagiator des Laurentius erklärt hatte, kam Müller in der festschrift zum 70. geburtstage R. Hildebrands auf den gedanken, beide namen zu identificieren und die unter dem namen Ölingers gehende grammatik als eine spätere und anderen zwecken gewidmete ausgabe unserer grammatik aufzufassen. Diese annahme war zu wenig begründet, um zustimmung zu finden, es standen ihr zu gewichtige gründe gegenüber, unter denen inzwischen einige von dem herausgeber der sammlung in den Beiträgen zur geschichte der deutschen sprache und litteratur (20, 565 fgg.) geltend gemacht worden sind<sup>1</sup>. Trotzdem aber beherrscht diese annahme unausgesprochen die ausgabe Müllers und sie hat nun den so wünschenswerten vergleich beider darstellungen unmöglich gemacht. Auch die allgemeinen persönlichen beziehungen, den eigentlichen biographischen hintergrund, vermisse ich nur ungerne in der einleitung, wenn uns auch der letztere im texte selbst mit lebenswarmen farben entgegentritt. Von allgemeinerem interesse ist hier eine stelle in der widmung, die an den apostolischen pronotar, den Würzburger canonieus Johann Aegolf von Krönungen gerichtet ist. Von der pflge der deutschen sprachstudien um diese zeit sagt Laurentius: „hic respondendum: quod apud doctos literatosque viros, et in summorum excellentissimorumque hominum aulis atque familiis, summa cura diligentia et industria linguae nostrae excolendae adhibeatur, quorum in archivis, tablinis, et cancellariis (ut vocant) actiosa, luminosa et gravissima verba invenire, aut a veteribus inventa et composita emere, atque collocare, et rebus commoda applicare studiosissime amittuntur. Atque in hoc studio, efferant alii alios, quoscumque velint, de te autem hic testari iure cogor, quod praeter multa a Deo dona tibi collata, linguae nostrae antiquae et avitae multum splendoris, et ornamenti addas“ (s. 3). Hier erwächst also die deutsche grammatik aus der lektüre und der beschäftigung mit alten sprachdenkmälern, es sind vergangene sprachperioden, die durch das fremdartige ihrer formen die notwendigkeit grammatischer studien darlegen; bei Ölinger umgekehrt sind es fremde sprachen, die dieselbe wirkung erzeugen. Wir sehen die wissenschaftliche und die praktische grammatik aus ihren wurzeln entkeimen. Beachtung mag auch eine stelle aus dem abschnitt „Utilitas et finis hujus

1) Kurz nach absendung des manuscriptes dieser anzeige ist die ausgabe der grammatik des Ölinger als 4. heft der sammlung erschienen. Der herausgeber, W. Scheel, der den Ölinger auf seine quellen prüft, stellt sich ebenfalls mehr auf die seite von Reifferscheid, ohne jedoch plagiat anzunehmen.

instituti“ finden, die über die fremdwörtersucht sich folgendermassen ausspricht: „hoc idem Germanis contingit, qui adeo non excolunt aut absolvunt suam linguam, ut cum in quotidianis tum gravibus rebus à Graecis, Latinis, Gallicis, et pluribus aliis linguis abstinere nullo modo possint“ (s. 15).

Aus der grammatik selbst lassen sich mannigfaltige für die geschichte der neohehdeutschen sprache belangreiche beobachtungen hervorheben. S. 25 wird der unterschied von *dasi* = quod und *das* = hoc zum ersten male festgelegt, den das deutsche wörterbuch 2, 811 erst für Henisch anmerkt, während ihn Pietsch in der einleitung zur Lutherausgabe (XII s. 12) richtig in das 16. jahrhundert setzt. Interessant sind die bemerkungen über die diphthonge (s. 29. 30). für die vor allem die differenzen einzelner sprachstufen beobachtet sind. Unter die diphthonge wird auch der umlaut gerechnet, wobei für das umlauts-*e* gute und schiefe beobachtungen gleichmässig von selbständigem denken zeigen, wofern nicht auch für diese und andere bemerkungen noch eine unbekante, dem Ölinger wie dem Albertus gemeinsame vorlage aufgefunden sind. Die deklination wie die conjugation klebt am lateinischen schema und zeigt — wie noch heute die deutsche schulgrammatik — das ängstliche bestreben, die lateinische formenfülle, die doch der deutschen sprache verloren gegangen ist, durch künstliche bildungen widerzugeben. So spielt unter den casus der ablativ und der vocativ, unter den modi ein vollkommen ausgebildeter imperativ seine rolle; aus der griechischen grammatik ist ein künstlicher optativ entlehnt (*wolt got, ich hett*) u. a. Am deutlichsten wird diese abhängigkeit jedoch beim tempus, das in der deutschen grammatik ja ganz verkümmerte formen zeigt und nun auf dem Prokrustesbett der lateinischen sprache die unnatürlichsten verrenkungen erleidet. Selbständiger und freier ist die vergleichung der praepositionen mit den adverbien (s. 131) und ganz aus dem deutschen sprachgebrauch geschöpft sind die bemerkungen über die wortstellung (s. 104). Die regelmässige folge von subjekt und verb (*ich hab*), die sogenannte inversion auch in der paraktischen form des nebensatzes (*hab ich es getau, so straff er mich*) und endlich die eigentliche nebensatzstellung (*düncil er sich dann dessen angemasset hat*) werden aufgeführt. Das neue an der grammatik des Laurentius im verhältnis zu seinen deutschen vorgängern ist der abschnitt, der die syntax behandelt, er ist jedoch, wie der herausgeber zeigt, in hohem grade abhängig von Melancthon und Camerarius und umfasst nur den zehnten teil des ganzen werkes, das freilich vielfach mit einzelbemerkungen in das gebiet der syntax übergreift. Die congruenz, die in der deutschen syntax eigentlich nur eine geringe rolle spielt, wird mit der ganzen breite behandelt, die der antiken syntax gebührt. Daneben vermag sich nur noch die lehre von der rektion der casus geltung zu verschaffen. Ein erstes anzeichen von mundartlicher syntax (Enallagen Saxonae et Belgae nunquam inmiscent nobis inusitatam, neque ab aliis descendam, ubi infinitivum ponunt, als *Er aber immerzu schlafen, die uechsten :alauffen, sie schreien pro er aber schlug immerzu, die uechsten :ulieffen* usw.) stammt nach Müller aus der vorlage, aus Camerarius. Wichtig aber ist diese bemerkung, weil sie die volkstümliche wurzel dieser infinitiveconstruction im norden nachweist und damit zugleich die erklärang als aus einer verwitterung des in norddeutschen mundarten besonders beliebten periphrastischen praeteritums nahelegt: er war schlagend, war schlagen, — er schlagen.

Geschichte der minnesinger von **Fritz Grimme**.<sup>1</sup> I. band. Die rheinisch-schwäbischen minnesinger. Paderborn 1897. XVI, 330 s. 6 m.

Der gefanke, die äussere lebensgeschichte der altdeutschen liederdichter besonders auf grund der urkundlichen zeugnisse im zusammenhang darzustellen, wird allseitigen beifall finden. Seit von der Hagens umfassenden forschungen, die aber in jeder hinsicht veraltet und bekanntlich auch nicht immer zuverlässig sind, ist dieser versuch nicht mehr erneuert worden. Wol brachten Haupt, Bartsch, Stilm u. a. neues material bei, jedoch nur auf beschränktem gebiete. Die arbeit kann mit vollem erfolge nur von einem flüchtigen archivär und historiker unternommen werden, der mit sicherem blick die weit verstreuten nachrichten aufzufinden und sorgsam zu verwerthen versteht. Grimme hatte sich diese dankenswerte aufgabe bereits vor längerer zeit (1885) vorgesetzt und darauf hin die süddeutschen archive und bibliotheken durchforscht. Einige seiner funde veröffentlichte er in zeitschriften. Im vorliegenden buch erscheint das gesamte für Schwaben und die Rheinlande zu gebot stehende material neu gesichtet und gesammelt. Im ganzen sind 34 minnesinger, 18 rheinische und 16 schwäbische, darunter ein bisher völlig unbekannter, Heinrich Offenbach von Isny, behandelt. Die bisher benutzten nachrichten werden theils erheblich vermehrt, theils berichtigt, so dass das geschichtliche bild mancher dichter oft sehr wesentlich sich verändert. Die anordnung des Grimmischen buches ist durchaus zu loben. Die urkunden und regesten, soweit sie die mhd. dichter unmittelbar betreffen, sind in einem besonderen abschnitte (s. 224—303) vorgelegt. Diese quellenzeugnisse, in die etwaige nachträge leicht und bequem eingefügt werden können, bilden die grundlage der im ersten abschnitt (s. 1—221) gegebenen geschichtlichen darstellung. Dem benutzer des buches wird so stets die möglichkeit selbständiger nachprüfung der zeugnisse und eigener von der darstellung des verfassers unabhängiger ansicht darüber gegeben. Diese reinliche sonderung der quellen selber und der darauf beruhenden geschichte scheint mir der grösste vortzug des buches, wozu sich noch das genaue orts- und personenverzeichnis (s. 304—330) gesellt. Auf die schnellste und bequemste art gewinnt man übersicht über alle einzelheiten, die im buche zur sprache kommen und einsicht in ihre urkundliche begründung. Bei verwertung der zeugnisse geht Grimme mit grösster sorgfalt zu wege, alle möglichkeiten sind reiflich erwogen. Auch die aus den gedichten selber zu entnehmenden inhalts-punkte finden gebührende rücksicht. Ich hebe hier einige der von Grimme erwiesenen oder doch sehr wahrscheinlich gemachten neuen ergebnisse hervor. Berngers von Horheim heimat glaubt Grimme s. 20 im badischen seekreise, südlich von Stühlingen annehmen zu sollen. Der dichter starb vielleicht in jungen jahren 1196 in Italien. Ulrichs von Gutenberg wohnsitz war die feste Gutenberg in der nähe von Diedolshausen bei Rappoltsweiler i. E. (s. 13). Friedrich von Leiningen regierte 1189—1220, nicht wie Bartsch irrthümlich behauptet, indem er zwei verschiedene persönlichkeiten zusammenwirft 1214—39 (s. 26 fgg.). Ob der 1270—87 in urkunden bezeugte Burkart III. von Hohenfels ein sohn des minnesingers Burkart II († nach 1242) ist, wie Grimme s. 47 sagt, scheint mir zweifelhaft. Der zeitabstand lässt eher an einen enkel des dichters denken. Zum beweis für Grimmes sorgfalt hebe ich hervor, dass er s. 261/2 den Basler Conrad Goeli, von dem Bartsch (Schweizer minnesinger LXXXVII) nur eine einzige urkunde kennt, in 27 urkunden aufzählt. Er entscheidet sich übrigens gegen Bartsch und Herzog, die Diethelm Goeli in Basel 1254—81 für den minnesinger

1) Vgl. Schulte, Litteraturblatt f. germ. u. rom. phil. 1897, 260/6.

erklären, für den vogt Goeli in Freiburg i. B. 1248—89. Die nachkommen des Dürners versetzt Grimme jetzt nach Mengen bei Sigmaringen (s. 108). Durchaus überzeugend ist die verteilung derjenigen urkunden, die von 1125—1256 Hiltbold von Schwangau erwähnen, auf 4 träger dieses namens (s. 134). Der dichter begegnet vielleicht schon 1179, sicher 1221. Ulrich von Winterstetten aus der Schmalegger linie, den späteren domherrn weist Grimme (s. 161) urkundlich bis 1280 nach. Er hält aber einen sprossen der eigentlichen linie Winterstetten, Ulrich, den angeblichen sohn Konrads, für den dichter und findet diesen 6mal, 1239—80 in urkunden. Es ist allerdings sehr fraglich, welche urkunden gerade für diesen Ulrich in anspruch genommen werden dürften, da auch der Augsburger domherr gelegentlich schlechthin als schenk Ulrich von Winterstetten angeführt wird. Konrad von Bickenbach stellt Grimme nicht zum Bopparder ministerialengeschlecht, sondern zu den freiherrn von Bickenbach bei Alsbach an der bergstrasse und hält ihn für Konrad H. (1254/75). Die regesten (s. 244/46) verzeichnen hier, wol aus versehen, nur die Bopparder familie. Für Wachsmut von Mülhhausen, dessen lieder s. 172 auf die mitte des 13. jahrhunderts angesetzt werden, vermutet Grimme zugehörigkeit zu einem ministerialengeschlecht im dienste der schwäbischen herrn von Mülhausen. S. 192 leugnet Grimme gegen Bartsch und Herzog die möglichkeit, das bild der handschrift C auf ein bestimmtes ereignis im leben der herrn von Buwenburg auszulegen. Rudolf den schreiber findet Grimme s. 208 in Augsburger urkunden 1280 und 1289. Endlich erkennt Grimme in des bischofs Nikolaus I. von Konstanz (1334—44) secretär Heinrich, von dem die Zimmerische chronik berichtet, er sei „mit den deutschen lieder und geruempfen gedichten umgangen“, den in urkunden aus der zeit des bischofs und nach 1347 mehrfach erwähnten notar und domherrn Heinrich Offenbach von Isny, der, obwol ein geistlicher in hohen ämtern und wörden, doch noch um die mitte des 14. jahrhunderts der pflege der dichtkunst sich hingab, zu einer zeit, als das deutsche lied sich bereits in die stuben der meister zurückgezogen hatte, und der daher nicht mit unrecht als der letzte minnesinger in Schwaben bezeichnet werden dürfe.

Grimmes buch macht im ganzen einen guten eindruck. Es wird gewiss die aufnahme und beachtung finden, die der verfasser wünscht, um ihm in bälde die geschichte der bayerischen und österreichischen minnesinger folgen zu lassen. Schon die vereinigung der weit verstreuten nachrichten und abhandlungen über die minnesinger in einem handlichen bande ist ein verdienst, das um so grösser wird, je mehr durch eigene neue forschung und gründliche nachprüfung der quellenzeugnisse die einzelnen fragen gefördert werden. Auch tritt im grösseren rahmen die art und weise der untersuchung viel lebendiger hervor, als in der einzelarbeit. Man lernt daraus, nach welchen grundsätzen solche fragen behandelt werden müssen. Dass Grimme dem fleiss und sammelleifer v. d. Hagens, obwol er in jeder hinsicht, namentlich auch durch ausscheidung aller unnötigen gelehrsamkeit, weit über ihn hinaus gekommen ist, volle anerkennung und bewunderung zollt, dass er nirgends mit billiger geringschätzung über die zahlreichen fehler und irrthümer seiner vorgänger aburteilt, gereicht seiner eigenen arbeit nur zur empfehlung.

Goethes werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. I. band 37 (mit abbildungen). 47; (schriften zur kunst 1788—1800). III. band 8. Tagebücher 1821—1822. IV. band 19. 20. 21. Briefe vom januar 1808 bis December 1810. 6 bände. 8. Weimar, Hermann Böhlau's nachfolger.

Bei besprechung der von ende 1895 bis ende 1896 erschienenen bände fällt es unangenehm auf, dass eine anzahl derselben, da sie nur halb vorliegen, zur vollen benutzung noch unbrauchbar sind, weil ihnen der gerade für den forser bedeutende teil, die lesarten, fehlt. Wir haben schon früher den misstand bedauert, dass der text gedruckt wird, ehe die lesarten abgeschlossen sind, von denen doch dessen gestaltung abhängt, da ohne sie die berechtigung der abweichungen vom früheren wortlaute nicht beurteilt werden kann. Nun hatte der herausgeber der gedichte schon 1891 beim 4. bände die lesarten fehlen lassen, und zwei jahre später, wo er nur die erste abteilung des 5. liefern konnte, die lesarten zum 4. und zur ersten hälfte des 5. zugleich mit der zweiten abteilung nachzuliefern versprochen. Unglücklicherweise hat ihn der tod abgerufen. Zwar verhält die lieferung des schlusses der gedichte tüchtigen kräften anvertraut, aber die aufgabe war so schwierig, dass bis jetzt nichts weiter von den gedichten erscheinen konnte. So hat denn die eile, womit die vollendung der gedichte betrieben wurde, die benutzung des 4. bandes und der ersten abteilung des 5. zum bedauern der teilnehmenden forser gehindert. Leider gieng dieses übel dann auch wie eine krankheit auf andere bände über. Seit 1894 vermissen wir die 2. abteilung des 13. bandes, der Goethes bearbeitung von Kotzebue's „Schutzgeist“ und die „Paralipomena“ und die „lesarten“ der stücke der 1. abteilung bringen sollte. Auch die „lesarten“ zu den „Wanderjahren“ band 24 und 25, 1 (1894 und 1895) sind noch im rückstand. Ebenso verhält es sich bei dem im vorigen jahre erschienenen 37. bände: die „lesarten“ sollen, was für die benutzung nichts weniger als bequem sein wird, im nächsten bände folgen. (Ist jetzt geschehen.) Den die ausgabe wirklich benutzenden forser und den liebhaber, der sich nicht gern mit brochierten bänden eines so vornehm auftretenden werkes abgibt, würde die redaktion aufs beste verbinden, wenn sie nur abgeschlossene bände ausgeben und denjenigen bänden den vorrang lassen wollte, die man am meisten wünschen muss, unter ihnen vor allem dem epischen band mit „Hermann und Dorothea“ aber auch die „Lehrjahre“ sollten nicht lange hinter den „Wanderjahren“ zurückstehen.

Was ich gleich beim beginne des erscheinens bemerkt habe, dass man die arbeit ohne alle kenntnis der mängel der ausgabe letzter hand, die man widergeben wollte, unternommen, hat sich nur als zu wahr erwiesen. Obgleich von anderer seite längst darauf hingewiesen worden war, welchen ärger Goethe darüber gehabt, dass man bei anordnung dieser ausgabe ohne weiteres mehrfach aus buchhändlerischen rücksichten von seiner bestimmung abgewichen ist, am tollsten darin, dass man den epischen band, der nach des dichters bestimmung zwischen die lyrischen gedichte und die dramen treten sollte, an den schluss rückte, hinter alle prosa! Fanden wir noch im vorbericht von 1887 frischweg behauptet, für den druck seiner werke habe Goethe selbst in der ausgabe letzter hand die norm gegeben. Die ärgerlichen abweichungen des druckes von Goethes verteilung auf die bände habe ich in meiner beurteilung angegeben. Die redaktion wusste von allem diesem nichts. Auch die behauptung, dass die erst nach dem tode des dichters veröffentlichten und die noch ungedruckten stücke sich ohne schwierigkeit einfügen liessen, bewährt sich nur teilweise. Die gedichte des 4. und 5. bandes erscheinen in arger, wenn auch schon in

der beim ersten allmählich erfolgten drucke vorhandenen zersplitterung, die man bei dem neudrucke nach dem tode des dichters vermeiden musste. Und einen anderen hauptpunkt hatte man trotz dem vorbericht ganz übersehen, dass über die wirklich von Goethe gebilligten lesarten keine völlige sicherheit herrscht, die man sich vor der schliesslichen bestimmung durch nähere untersuchung hätte verschaffen müssen. Bei einzelnen bänden hatte schon Vollmer entleckt, dass zwei oder mehrere in kleinigkeiten abweichende abdrucke der ausgabe letzter hand vorhanden seien; die redaktion aber liess sich das nicht kümmern. Und doch fragte es sich, welche abdrucke von Goethe durchgesehen waren, da diese allein bei der bestimmung der lesarten massgebend sein konnten. Jetzt erst hat August Fresenius, wie Suphan (Goethe-jahrbuch XVII, 261 fg.) mittheilt, sämtliche Cotta'sche ausgaben auf diesen punkt hin untersucht, und seine ergebnisse jetzt für den 13. band zusammengestellt. Von band 1, 2, 3—5, 9, 11, 12, 15 (mit ausnahme der „novelle“), 21—23, 29, 31—33 ist die druckvorlage erhalten; Goethe hat die bogen nicht revidiert. Sind diese ergebnisse gedruckt und genau geprüft, so werden danach die bisherigen bände unserer ausgabe revidiert werden müssen; erst dann wird ein tatsächliches bild der textgestaltung vorliegen, und wir über die gewähr jeder lesart sicher sein. Was ich seit einer reihe von jahren über die Weimarische ausgabe nach genauester prüfung gewissenhaft bemerkt habe, wird durch die versicherung von Loepers im Jahrbuche nicht umgeblasen, alles sei in dieser vortrefflich geleistet.

Wenden wir uns zu den im vorigen jahre erschienenen bänden, so erhalten wir im 37. die ersten jugendwerke, zunächst die neujahrswünsche des knaben (?) an die „erhabenen grosseltern“ von 1757 und 1762, den ersteren in fünf-, den anderen in sechsfüssigen jamben; im nächsten jahre „möchte er gern mit fremder zunge reden“. Es folgt die längst bekannte „Höllenfahrt Jesu Christi“ und das von Suphan früher herausgegebene „Buch Annette“, die ältesten dramatischen versuche, die lannige „Ode an den kuchenbäcker Händel“, die „Judenpredigt“ (in jüdisch-deutsch), die „Bruchstücke“ eines Leipziger romans, die „Gesänge von Selma“ (aus Ossian), die „Ephemerides“ und die „Positiones juris“, die rede „Zum Shakespeare-tage“, „Von deutscher baukunst“, der „Brief des pastors“, „Zwo biblische fragen“, die „Recensionen in die Frankfurter gelehrten anzeigen. Die jahre 1772 und 1773“, wovon ein teil als Goethe nicht angehörend, mit kleiner schrift gedruckt, die letzten als „nachträger“ bezeichnet sind. Weiter „Parabeln Davids, königs von Israel und Juda“ und das „Hohe lied Salomons“, dann „Aus Goethes brieftasche“, was der dichter zu Wagners übersetzung von Mercier's „Neuem versuch über die schauspielkunst“ 1774 geliefert hatte, endlich „Goethes anteil an Lavater's Physiognomischen fragmenten“ nach der bestimmung von der Hellen's, auch die dazu gelieferten bilder. Wir haben leider nichts darüber zu sagen, da auch hier die verweisung der lesart auf die zukunft eingerissen ist, die redaktion kurz und gut die lesarten noch nicht geliefert hat.

Glücklicher sind wir mit dem 47. bande, wo den „Schriften zur kunst von 1788—1800“ paralipomena, vorarbeiten und bruchstücke, sodann die lesarten beigegeben sind. Die von Harnack geschickt geordneten paralipomena stammen fast alle aus den jahren 1797—1799, nur wenige gehören etwas früher, etwa 1795, und stehen meist zu den „Propyläen“ in näherer oder fernerer beziehung. Die reihenfolge derselben ist zu grunde gelegt, und, wo es nötig, die textstelle, zu der sie gehören, bezeichnet. Manches ist für Goethes anschauung bezeichnend; so die ausführung über römisches künstlerleben, wo der studiengang der verschiedenen nationen in Rom angegeben wird. Sehr bedeutend erscheinen das allgemeine und die beson-

deren schemata über den dilettantismus, dem die verbündeten dichter besondere aufmerksamkeit zugewandt hatten. Hier erhalten wir sie zuerst vollständig und in ihrer ursprünglichen folge. Zum „Sammler“ findet sich das ursprüngliche diktat, auch die veränderungen zum 6. briefe. Von Flachsmanns „Kompositionen“ liegen noch die ursprünglichen aufzeichnungen vor; ebenso die bemerkungen, die Goethe sich bei seinem besuche des Städel'schen cabinets in Frankfurt 1797 gemacht hatte, und die 1790 im kataloge der gemälde der Dresdener gallerie von 1771 den 500 ersten nummern hinzugefügten kurzen beschreibungen. Auch erhalten wir hier die schematisierung von 200 satirischen kupfern, die er in Frankfurt 1797 entworfen und für Schillers „Horen“ bestimmt hatte. Harnack übergeht dies, so wie die erwähnung dieser kupfer in Goethes brief an Schiller vom 24. juli 1797. Später wurden diese für die „Propyläen“ bestimmt. Reichhaltig sind die lesarten zu dem „Sammler“, wo wir auch zum teil die frühere fassung erhalten.

Der 8. band des Tagebuchs enthält die jahre 1820 und 1821. Darf man auch hier keine neuen, wichtigen enthüllungen erwarten, die schon dadurch ausgeschlossen waren, dass sie einem schreiber diktiert wurden (ausnahmsweise hat Goethe selbst in 2 monaten des sommers 1822 die einträge gemacht) so bringen sie doch manche willkommene, bisher unbekannte nachricht, aber besonders ein bild seiner rastlosen, so ununterbrochenen wie vielseitigen tätigkeit. Gleich in der ersten hälfte des jahres 1821 geben sie von der stetigen fortarbeit an den „Wanderjahren“ kunde, von denen er am 22. mai den ersten gehefteten band in händen hatte. Daneben läuft der druck der naturwissenschaftlichen und litterarischen zeitschrift: bei der ersteren beschäftigt ihn sehr lebhaft die ehrung des englischen meteorologen Howard; er beruhigt sich nicht, bis er die früher entworfenen und gedruckten strophen in einer würdigeren und erweiterten gestalt, von englischer übersetzung begleitet, herausgegeben und zu Howards kenntnis gebracht hat; darüber gibt unser tagebuch unter dem 16. und 19. september, und am 24. oktober nähere kenntnis. Den revisionsbogen auf welchem dieser neue druck stand, erhielt Goethe am 21. oktober; denn der dort erwähnte Bogen X ist gerade dieser; der herausgeber weiss dies ebensowenig, wie er das gedicht kennt, das dort als das der letzten seite bezeichnet wird. Von Goethes aufenthalt in Marienbad vom 29. juli bis zum 24. august erhalten wir ein volles tagebuch. Er wohnte dort im Klebelsbergischen hause. Dass graf Klebelsberg aus Prag in seinem eigenen hause wohnte, berichtet die kurliste. Aber dieses haus war dasselbe, das der grossvater von Ulrike Levetzow früher besessen hatte, wo dessen tochter und enkelin den sommer zubrachten. Graf Klebelsberg, dem es jetzt gehörte, hatte es wider herstellen und zur aufnahme von kurgästen einrichten lassen. frau von Brösigke führte dort die wirtschafft. Goethe speiste am familientische; ausdrücklich wird des besuches des grafen und der frau von Levetzow gedacht. Er lernte dort seine letzte leidenschaftliche liebe kennen. Im folgenden jahre weilte er dort vom 19. juni bis zum 24. juli. Seltsamerweise vergisst das tagebuch, in diesem jahre den ort zu nennen, wo er damals eingezogen ist, wenn nicht etwa s. 209, 8 die worte „in Marienbad“ zufällig ausgefallen sind. Fast noch auffallender ist es, dass der herausgeber die lücke nicht bemerkt und ausgefüllt hat. Nicht zu bezweifeln ist es, dass der dichter damals wider im Klebelsbergischen hause wohnte; nur der herausgeber hat nichts davon geahnt. Die terrasse wird ausdrücklich am 3. juli erwähnt, unter den dort spielenden kindern war auch Ulrike von Levetzow. Am 7. wird frau von Levetzow als krank gemeldet. Frau von Brösigke, ihr gatte und graf Klebelsberg machten ihm ihren besuch. Alle diese zeichen, auch nicht die ver-



gleichung mit dem vorigen jahre, haben den herausgeber darauf gestossen, dass wir uns hier in der familie Levetzow befinden. Durch die eingehenden mittheilungen von Loeppers aus dem noch ungedruckten tagebuch von 1823 sind wir über den aufenthalt Goethes ausführlich unterrichtet, damals fand er das Klebelsbergsehe haus besetzt und musste sich freuen ein anderes passendes unterkommen zu finden; aber mit der Levetzowischen familie war er immer zusammen.

Für den winter 1822 hatte Goethe sich als hauptgeschäft die „Campagne in Frankreich“ vorgesetzt, die er gleich nach der rückkehr aus Jena am 4. november 1821 in angriff nahm. Neben dieser beschäftigte ihn auch vieles andere, wie „Kunst und altertum“ und der „Paria“. Zunächst nahm ihn gleich Zelter und dessen talentvoller schüler, Felix Mendelssohn, in anspruch, dessen besuch ihn aus Jena nach Weimar gezogen hatte. Über diesen aufenthalt berichtet das tagebuch ausführlich. Schon am ersten nachmittag spielte Felix auf dem flügel. Am folgenden tage lesen wir: „Nach tische musik bis abends“; später gieng man ins theater. Am 6. heisst es: „Mittags mit den gästen“; am 7.: „Mit badeinspector Schütz (einem begeisterten verehrer Bachs und einem tüchtigen klavierspieler) im garten, sodann dem kleinen virtuosenzugehört; mittags zusammen. Nach tische spielte der kleine.“ Am 8.: „Waren vor tische die beiden fürstinnen und der erbgrossherzog gekommen, um den Felix zu hören. Abends grössere gesellschaft.“ Am folgenden tage berichtet Goethe: „Abends für mich, da alles bei Schopenhauers zum concerte war. Nachts Euripides Electra. Später mit der familie zu tisch.“ Den 16. war musikalische unterhaltung, in welcher Strohmeier und Moltke sangen. An den beiden letzten tagen befand Goethe sich unwohl, so dass er zeitig zu bette gieng; den 18. spielte Felix noch nach tische. Das nüchterne tagebuch sticht freilich von dem begeisterten berichte des überseligen knaben auffallend ab. Wie grossen antheil auch der muntere junge virtuose dem dichter erreichte, der vierzehntägige besuch des kleinen, den besonders die frauen anzustauen nicht müde wurden, langweilte den in steter tätigkeit lust und beruf findenden alten dichter, der gern abends seinen Euripides las, die vorgesetzten und ihm zusagenden arbeiten und die vielfachen geschäfte betrieb, oder gern ein gehaltvolles gespräch führte, wogegen ihm das ewige einerlei und die vergötterung des knaben lästig fiel. Die inhaltvollen gespräche mit Riemer, dem kanzler Müller und dem architekten Coudray, und die förderung seiner druckwerke zogen ihn mehr an als der junge, freilich wundervoll begabte virtuose. Schon am 7. finden wir ihn mit seinem hauptgeschäfte, der „Campagne in Frankreich“, und der sich anschliessenden „Belagerung von Mainz“ beschäftigt. Die darauf bezüglichen einträge bis zum april 1822 (den ersten revisionsbogen hatte er gleich am anfang des jahres erhalten) geben uns ein lebhaftes bild der redaktion dieses bandes, da sie von tag zu tag berichten, was er daran durchgesehen oder geschrieben hatte. Am 8. april geht er an den letzten bogen der „Belagerung“, und schon am 5. hatte er das neue morphologische heft angegriffen, noch früher das edelsteinkästchen des herzogs neu geordnet und einen anschulichen ankauf von edelsteinen für diesen vermittelt, wobei ihn die sorge, keinen zu hohen preis zu zahlen, und das bedenken beunruhigte, ob er in bezug auf die lage seines herrn diesem zu einer so bedeutenden auslage raten dürfe. Eben ist er, am 1. mai, mit der redaktion eines bedeutenden aufsatzes über den urstier beschäftigt, als seine gedanken sich auf die in den nächsten jahren zu bringende neue ausgabe seiner werke richten. Schon am folgenden tage schematisiert er einen vorschlag zu derselben, und sortiert die paralipomena, d. h. die bisher zurückgelegten stücke, worüber die lesarten erwünschte mittheilungen machen. Er vollendet die

durchsicht seines vorjährigen prologs für Berlin, der am anfang des nächsten heftes „Kunst und altertum“ erscheinen soll. Den philosophen von Henning, der in Berlin an der universität vorlesungen über Goethes farbenlehre halten wollte, versieht er mit den dazu nötigen apparaten, besonders mit bezug auf die entoptischen farben. Dann aber forderten die Jenaischen anstalten seinen längeren aufenthalt daselbst, doch wird er schon nach 14 tagen zurückberufen, da er in Weimar noch manches zu besorgen hat, ehe er sich nach Marienbad begeben kann. Das dortige bad war ihm so woltätig geworden, dass er kein bedenken trug, der einladung der frau von Brösigke zu folgen, die ihm die anwesenheit ihrer tochter und ihrer drei enkelinnen, von denen die älteste ihm im vorigen jahre lebhaft angezogen hatte, in aussicht stellen konnte. Seines berichtes über den diesjährigen besuch ist schon oben gedacht. In Eger, wo er am 24. juli eintraf, wurden die in Marienbad hingeworfenen kleinen gedichte abgeschrieben. Dort machte er die bekauntschaft dreier bedeutender naturforscher, des grafen Sternberg aus Prag, des dr. Pohl aus Wien und des berühmten chemikers Berzelius aus Upsala. Auch sein weiterer aufenthalt in Böhmen war reich an mannigfältiger belehrung und anziehung, doch fand er noch zeit das beschädigte handbüchlein Friedrich des Grossen an den vater des kapitains Brösigke herzustellen, das er aus Marienbad mitgenommen hatte: dieses bezog sich auf die annahme der gevatterschaft des sohnes von Brösigke. Die risse desselben hatte Goethe am 22. august verklebt; am 24. schrieb er die bekannten verse auf Friedrich den Grossen; zwei tage später schickte er beides durch einschlag an Brösigke. Wir bemerken dies, weil von Loeper blos den tag der absendung angibt. Hatte vielleicht der toiestag des grossen königs, der 17. august, ihn an sein versprechen gemahnt? Weiter beschäftigten ihn neue hefte „Kunst und altertum“ und „Zur naturwissenschaft“, auch die neugriechischen heldenlieder. Am 16. september kam von Henning an, mit dem er mehrere entoptische versuche wiederholte. Vom 6. oktober an sah er die abschrift von Meyers Kunstgeschichte durch, die er als höchst bedeutend erachtete. Am 7. berichtet das tagebuch: „Kam Felix an und blieb zu tische. Musicierte sodann und abends dessen familie zum thee“, dann am folgenden tag: „Mittag zu sechsen. Felix Mendelssohn ass mit. Abends thee. Mendelssohns und hiesige freunde.“ Felix war ihm schon ein alter bekannter und er selbst hatte damals wenig zeit. Vom 16. oktober an bis zum ende des jahres machte er auszüge aus seinen tagebüchern, aus denen er einen summarischen lebensbericht als fortsetzung von „Wahrheit und dichtung“ geben wollte; noch vor dem ende des jahres dichtete er das „Gebet des Paria“ und die neugriechische ballade „Charon“. Neben diesem fast verwirrenden bilde unausgesetzter tätigkeit gewinnen wir auch einen lebendigen einblick in sein gesellschaftliches und häusliches leben.

Ausser den tagebüchern der beiden jahre erhalten wir einen „anhang“, zunächst einen bericht „Notiertes und gesammeltes über die reise vom 1.—18. august 1822“ mit der unterschrift „vom 16. juni bis zum 29. august“. Der widerspruch in den zeitangaben ist dadurch veranlasst, dass der herausgeber die überschrift verstümmelt hat; von dem hefte, aus dem dieser bericht genommen ist, sind die ersten 30 seiten weggerissen, auch fehlt der schluss von s. 43 an, aber auch diese scheinen bei Hempel schon unter dem geologischen gedruckt. In der überschrift geht noch die angabe „Geologisches“ vorher. Der inhalt sollte nicht als anhang gegeben sein, sondern unter den lesarten des august 1822. Der abschreiber war ein Böhme, dessen schreibhilfe Goethe in dieser zeit in anspruch nahm, in welcher er selbst sein tagebuch führte; letzteres berichtet der herausgeber in der einleitung zum jahre 1822, aber in

den lesarten jener zeit vermisst man jede genaue angabe; nur erraten kann man, dass Goethe mit Besuchte 204, 11 zu schreiben anfieng, aber nicht, wo er schloss, und doch müsste dies bestimmt angegeben sein. Den schluss des „anhanges“ bilden Agenda (aufzeichnungen zu besorgender geschäfte) vom 19. oktober 1821 (1827 ist druckfehler) und vom 1. november desselben jahres, dann von beiden jahren die listen der zum geschenk erhaltenen bücher.

Der abdruck des textes und die lesarten, deren beigefügte erläuterungen keinen anspruch auf vollständigkeit machen, sind in derselben weise wie früher gegeben. Der bearbeiter ist Ferdinand Heitmüller geblieben, dem Julius Wahle zur sicherung des textes beistand leistete. Die namen, die oft unrichtig oder arge nsteltt geschrieben sind, werden meist übereinstimmend gegeben. Leider ist dies nicht streng durchgeführt. 92, 12 wird die beibehaltung des gemeinen honorationen mit beziehung darauf, dass diese dialektisch volkstümliche form auch bei Fritz Reuter vorkomme, und mit dem ernstlichen grunde angenommen, dass Goethe das betreffende diktat sorgfältig korrigiert, aber diese form habe stehen lassen; daraus folgt aber noch keineswegs, dass er sie gebilligt, sondern, da er vieles zu verbessern hatte, diesen fehler übersehen habe. Und was die hauptsache, 228, 9 steht das richtige honorationen in handschrift und druck. Das entscheidet schon allein; denn der bunte wechsel zwischen verschiedenen formen ist in einem anständigen druck überhaupt nicht zu dulden. Dass in Goethes tagebüchern Winzerla und Winzerle, Kanzlar und Kanzler bunt durcheinander laufen, ist in keinem falle zu billigen. Wir hören freilich, dass Kanzlar von dem steif förmlichen Kräuter, Kanzler von John geschrieben wird: sollen wir uns deshalb die verschiedenen formen gefallen lassen? Einmal finden wir troschke, ein andermal droischke, auch ein ethymologisches wird uns nicht erspart (355, 24). In 100, 15 ist noch der gemeine schreibfehler begleitet statt bekleidet stehen geblieben, während 109, 13 Goethes eigene verbesserung bekleidung aufnahme gefunden hat. Auch das kostbare studios findet sich 186, 2 (wo die handschrift studios hat) neben mehrfachem studiosus. Doch ist dieser fehler angezeigt, das richtige Kinsberg 219, 27 wird in den lesarten angeführt, wie auch mehreres andere, teils am ende des bandes, teils in den lesarten berichtet ist. Aber manches ist völlig übersehen. 110, 14 fg. muss es unfall eines (statt des) allzu tätigen knaben beim bürgerlichen schiessen heissen, denn es ist bisher noch kein knabe genannt. Am folgenden tage heisst es mit recht: „Leiche des knaben.“ Es ist nicht etwa ein knabe des unmittelbar vorher genannten Grüner gemeint, der mit der sache nur als polizeirat zu tun hatte, sondern der sohn des sonnenwirtes, bei dem Goethe wohnte, war umgekommen. 133, 17 wird der hofmedicus Rehbein zum hofmechanikus gemacht, der Körner hiess. 182, 6 fg. sollte es heissen: „Halb elf uhr war legationsrät Bertuch verschieden“ (stad geschieden); denn kaum ist anzunehmen, Goethe habe hier scheiden euphemistisch vom sterben gebraucht. Vom tode seiner frau sagt das tagebuch am 7. juni 1816: „Sie verschied gegen mittag“. 185, 21 hat sich das unsinnige serenissimum statt an serenissimum oder dem dativ serenissimo auch hier erhalten, während 272, 15 das handschriftliche von serenissimi in von serenissimo verbessert ist. 196, 23 ist entoptischen statt des hier falschen epoptischen büchern zu lesen; vgl. zum 2. december 1822. 371 ist in den lesarten: „Die eingegangenen briefe bis 1797 werden beklagt gedruckt oder verschrieben statt wurden verbrannt; die tatsache berichtet Goethe selbst. Ungewiss ist, ob 187, 10: „An Sachse“ die erfüllung des honorars richtig ist. Goethe hatte den druck von Sachse's schrift, die er „den neuen Gil Blas“ nannte, gegen

honorar bei Cotta durchgesetzt; die höhe desselben aber nicht bestimmt. Hatte er hier etwa erzielung diktiert? An einer stelle berichtet unser herausgeber eine falsche lesart von Loepers. Dieser liess im eintrag vom 21. juli 1822 drucken: „Gedichtet für die kleinen L.“, und ergänzte das L. durchaus willkürlich leute, während man, stände L. fest. an die drei Levetzow's denken würde; nun aber ist nach dem herausgeber deutlich geschrieben F. Derselbe lässt aber sich dabei auf die deutung gar nicht ein. Und doch ist F. ganz ohne zweifel zu ergänzen Firks; denn der kreismarschall Firks aus Dresden nebst frau und zwei söhnen befanden sich damals in Marienbad. Frau Firks scheint für ihre söhne ein glückwunschedicht von Goethe wol zum geburtstage des vaters erbeten zu haben.

An manchen stellen sind durch versehen die namen ausgefallen oder ausgelassen worden. Nicht überall hat der herausgeber sie beigefügt. Zur erläuterung ist mit grossem erfolg die Marienbader kurliste benutzt worden. Manches bot auch das Goethe-Schiller-archiv, aus dem vieles wichtige hier mitgeteilt ist; so unter anderem briefe des grossherzogs und der grossherzogin, auch Goethes briefe an den sohn; einer der letzteren hat sich sogar ins tagebuch verirrt. Dem herausgeber war aufgefallen, dass das tagebuch an einer stelle, 99, 6—12, „unter der hand des schreibenden sich in einen brief an die in der heimat zurückgebliebenen verwandelt“. Das ist nun freilich eine täuschung, und die betreffende stelle erstreckt sich weiter. Früher pflegte Goethe briefe dem tagebuch beizufügen; das ist auch hier zufällig geschehen. Der bericht vom 26. august 1821 mit der überschrift: „St. Vincents-tag grosses fest“ ist ein brief an seinen sohn, der erst am folgenden tage mit den worten: „Von allem nächstens“ schliesst. Über viele personen und sachen erhalten wir erwünschte kunde, bei anderen fehlt sie ganz, oder ist ungenügend. Das fehlen entschuldigt sich dadurch, dass auf eine vollständige erläuterung verzichtet wurde. Auch wir übergehen hier absichtlich manches, glauben aber doch, dass zu dem als römisch angesprochenen alten turm zu Eger 219, 27 fg. die briefe Goethes an Schultz vom 28. september 1826 und 8. oktober 1827 angeführt werden mussten. Sonderbar ärmlich erscheint uns die bemerkung über Sonnerat am 18. december 1821: „Reise-schriftsteller“. Sie ist nicht allein völlig unbestimmt, sondern verrät, dass der herausgeber von der hohen bedeutung nichts ahnt, die Sonnerat seit den achtziger jahren für Goethe gehabt, und dass seine erwähnung an dieser stelle durch den am vorigen tage angeführten „Paria“ veranlasst ist; denn dieser ist die am 17. genannte „indische legende“. In Sonnerats „Reise nach Ostindien und China“ (von 1774—1781) fand Goethe die sage von den balladen „Der Gott und die Bajadere“ und dem „Paria“.

Die drei neuen briefbände umfassen die zeit von Schillers tod bis zum ende des jahres 1810, fast 1000 briefe, von denen mehr als ein drittel ungedruckt sein soll. Ungefähr 100 der ungedruckten sind an Goethes spätere gattin gerichtet (fast alle erhaltenen erscheinen zuerst in unserer sammlung und sind für Goethes leben und den hohen wert, den dieser mit recht auf diese treue seele legte, ganz unschätzbar und von allerhöchster anziehung für den beobachter); 44 an die anmutige Silvie von Ziegesar; 23 an den treuen herzensfreund J. H. Meyer, der bis 1803 hausgenosse Goethes war (jetzt war er verheiratet); 23 an den verleger Cotta und den professor Lenz, der für das naturwissenschaftliche kabinet von grösster wichtigkeit war; 20 an J. Chr. von Voigt, den für Goethes ganze stellung in Weimar bedeutendsten treuen verbündeten; 13 an Karl August und den hofkammerrat Kirms, der beim theater Goethe beigeordnet war; 10 an Blumenbach; 7 an J. F. Schlosser; 6 an Schillers gattin; 5 an Bettine Brentano und Karl Witzel; 4 an Wieland, Knebel und Karoline

von Egloffstein, 3 an Zach. Werner, Friedrich von Müller und Riemer, 2 an Alex. von Humboldt, Karl Unzelmann und Goethes sohn. Einzelne sind an die herzogin, frau von Türkheim (Lili), Fr. Jacobi, Vulpius, Zelter u. a. Unsere briefe fallen in Goethes wahre leidensjahre, in denen er sich oft nur mühsam aufrecht hielt. Er selbst litt an einer schmerzlichen nierenkrankheit, die ihn längere zeit jeden monat befiel und die ihm besonders deshalb widerwärtig war, weil jede erholung von ihr nur der übergang zu neuen anfällen schien. Während er selbst daran litt, verlor er Schiller, den unersetzlichen verbündeten. Er erlebte Preussens vernichtung durch den übermütigen fremden, und in deren folge die erobringung Weimars, das nur die grossherzigkeit der herzogin rettete, die als heldin dem rücksichtslosen sieger entgegengrat. Aber der von diesem gehasste herzog musste dem schmachvollen Rheinbunde unter drückenden bedingungen beitreten und zeuge sein, wie Napoleon in verbindung mit Russland über die deutschen als feile beute verfügte, und er so wenig, wie der treue haushalter Weimars, der staatsminister von Voigt, vernochten eine baldige rettung zu hoffen. Beide suchten nur das bestehende möglichst zu erhalten, vor jedem gedanken, insgeheim die flamme vaterländischer rache zu schüren, entsetzten sie sich, da bei der geringsten spur eines aufruhrs der fortbestand des kleinen staates gefährdet war. Und doch unterstützte der herzog insgeheim alle freisinnigen bestrebungen, und hatte deshalb den hauptmann von Müffling nach Weimar gezogen, der mancherlei geheime verbindungen zur künftigen erhebung in ganz Deutschland geschlossen hatte, wovon freilich Voigt und Goethe nichts wissen durften. Einen hochbedeutenden, längst beabsichtigten schritt tat Goethe selbst gleich nach der plünderung Weimars, er liess sich mit seiner treuen Christiane kirchlich trauen. Aber diese erfüllung einer heiligen pflicht erweckte den neidischen hass der vornehmen damen Weimars, denen es ein greuel war, die arme Christiane, gegen die sie die gemeinsten verleumdungen auszustreuen nicht gescheut hatten, als frau geheimrat anzuerkennen; gegen diese musste er seine frau fortwährend schützen. Leider sollte er sich auch von seiten des herzogs auf das tiefste verletzt sehen, der durch seine ebenso herrschsüchtige wie schöne und kunstbegabte geliebte, die schauspielerin Jagemann, gegen ihn aufgeregt und zu einer behandlung gereizt worden war, wie Goethe sie von seinem Karl für unmöglich gehalten hatte. Eine grosse freude war ihm dagegen der beifall, den die neue ausgabe seiner werke fand, die in kurzem einen neuen abdruck nötig machte. Aber sein tragischer roman „Die wahlverwandtschaften“, den er während der widerkehr seines übels zu stande brachte, wurde als unsittlich verworfen, während er darin die strengste sittliche ansicht von der heiligkeit und unauflöslichkeit der ehe vertreten hatte. Im sommer 1810 beglückte ihn die bekanntschaft der kaiserin von Österreich, da die junge vortreffliche fürstin einen innig reinen, echt menschlichen antheil an seinem ganzen sein und wesen nahm. Wie schmerzlich er auch die not der zeit mit ihren starken kriegskontributionen empfand, er suchte sich aufrecht zu halten in treuem wirken für die ihm anvertrauten anstalten, dichtung und wissenschaft und der freude über sein immer schöner sich aufbauendes häusliches glück, das auch seine gute, ihm jetzt entrissene mutter noch gesegnet hat.

Unter den neuen, in den schluss des jahres fallenden briefen sind besonders die an den herzog gerichteten blätter von hohem werte, die der herausgeber ohne berechtigung in die zeit zwischen dem 19. und 26. oktober setzt; sie fallen viel später. Erst am 25. oktober fand der kammerjunker von Spiegel den lauge vergeblich gesuchten herzog in Wolfenbüttel und diese blätter setzten bereits

eine frühere absendung Goethe's an diesen voraus. Sie beginnen: „Das eis des mitteilenden schreibens ist einmal gebrochen, und ich fahre bequemer fort, noch einiges nachzubringen, wenn ich gleich als handschreibender mich immer mehr paralytisch fühle.“ Vorangegangen müssen die allgemeinen nachrichten sein, unter denen die äusserung nicht gefehlt haben kann, die er seit dem 20. Oktober an mehrere freunde getan: „Wir leben! Unser haus blieb von plünderung und brand wie durch ein wunder verschont. Die regierende herzogin hat mit uns die schrecklichsten stunden erlebt. Ihr verdanken wir einige hoffnungen des heils für künftig, so wie für jetzt die erhaltung des schlosses.“ Diese mitteilung konnte er ihm erst machen, als der weg zu ihm durch die herzogin geöffnet war. Das erste, was er darauf meldete, war, dass frau von Heygendorf in dieser wilden zeit mit einem sohne niedergekommen sei. „Den neuen lange erwarteten ankömmling habe ich gesehen; er ist wohlgebildet und hat eine gute farbe und verspricht zu leben. Möge er, wenn er einst die welt erkennt, sie lustiger finden, als sie nun erscheint. Ich bin zu alt, um ihn einzuführen, doch vielleicht kann ich ihm noch etwas werden. Auch die zimmer der mutter sind wider ordentlich hergestellt.“ Der herzog hatte, als er von Goethe abschied nahm, frau von Heygendorf seiner sorge empfohlen. Weiter heisst es: „Erlauben sie, dass ich so fortfahre! es würde besser werden, wenn es sich schickte, dass ich diktierte. Wo man jetzt einen anfang des lebens erblickt, hat es einen besonderen reiz der hoffnung; kann sich noch die liebe daran schliessen, so ist der glaube gleich unfehlbar da, und die sache ist gemacht, indem wir überzeugt sind, dass alles zu grunde geht.“ Weiter berichtet er über die anstalten in Weimar und Jena. Die Weimarer zeichenschule stand jetzt unter Meyer, da Kraus während der plünderung auf den tod misshandelt worden (er starb am 6. november); die schüler vermehrten sich wöchentlich. Das konnte Goethe unmöglich schon am 26. oktober schreiben. Erst am 25. hatte der kammerjunker von Spiegel den herzog in Wolfenbüttel aufgefunden; von dort führte dieser sein heer über die Elbe, verliess es am 28., als er vernommen, dass Hohenlohe Prenzlau aufgegeben habe, verleitet durch einen falschen bericht Massenbachs. Jene blätter kann Goethe vor dem november nicht geschrieben haben. Von Berlin aus teilte Voigt Goethe mit, dass der herzog am 23. dorthin gekommen, 3 tage früher der erbprinz, um dort mit Napoleon zusammenzutreffen. Dieser antwortete: „Herzlichen dank, dass sie meine einsamkeit mit einem freundlichen wort erheitern, und mir die doch einigermaßen günstige nachricht von der annäherung des fürstlichen vaters und sohnes zu dem allmächtigen mitteilen wollen. Möge Ihre unschätzbare gesundheit in diesen ersten tagen sich kräftig erhalten. Was mich betrifft, war meine kaum dem frieden hinreichend, so ist sie's noch weniger dem kriege. Ich bewege manches in der seele, über das ich seiner zeit zu sprechen und mich zu beraten hoffe.“ Dazu gehörte vor allem die sicherung des eigentumes seines hauses für frau und sohn. An Voigt schreibt er am 2. december: der herzog habe im jahre 1794 sein haus auf dem Frauenplan ihm durch eine eigene schenkungsurkunde zugeeignet, und 1801 nach seiner tödtlichen krankheit in einer förmlichen urkunde die beweggründe zu seiner schenkung ausgesprochen, die steuern habe die kammer aus dem genusse des auf dem hause haftenden braulooses bezahlt. Gegenwärtig, wo 12 kriegssteuern von den grundstücken abzutragen seien, finde er (ohne zweifel um jede einrede gegen sein eigentum abzuschneiden) sich bewogen, dieselben zu zahlen, wie er auch künftig die gewöhnlichen steuern und andern lasten tragen wolle, wogegen er sich das brauloos erbitte. Dazu wünsche er sich die auweisung des freundes. Offenbar steht brief 5291 zu früh, ja er sollte ganz fehlen,

da Goethe den auszug der steuern sich selbst verschaffte, worauf denn Voigt durch einen erlass an die kammer bei den steuerbehörden erklären liess, Goethe werde in zukunft die steuern bezahlen. Dieser hoffte, der herzog werde bei seiner baldigen rückkunft ihm das eigentum des hauses bestätigen; da er aber hörte, derselbe werde vielmehr sich noch weiter entfernen (nach Posen gehen?), beschloss er, sich gleich schriftlich an ihn zu wenden. Das datum des briefes 5298: „Mitte december“ ist wol etwas zu spät gesetzt. Von weit ist auch ein neuer brief an Anna Elisabeth von Türkheim, Goethe's Lili (brief 5467), aber auffallend, wie wenig der herausgeber hier seine pflicht getan. Er scheint keine ahnung davon gehabt zu haben, dass wir näheres über den brief wissen, durch den Goethes antwort veranlasst war. Es war ein empfehlungsbrief, den sie am 21. september 1807 ihrem zweiten sohne Karl schrieb, der mit seiner frau, einer gräfin von Waldner-Freundstein, im herbst 1807 eine reise durch Deutschland machte, auf welcher er auch Goethe besuchen wollte. Wir kennen denselben aus Bielschowskys zweiter vermehrter ausgabe der schrift von Türkheim's „Lili's bild“ (1894) s. 82. Er schloss mit den worten: „Beurteilen Sie meinen Karl mit schonung und liebe, und lassen Sie mich des gedankens froh werden, dass Ihr belehrender umgang ebenso glücklich auf meine kinder einwirken wird, als die in meinem herzen so unauslöschlich tief eingegrabene erinnerung an Ihre freundschaft.“ Sie hatte noch als nachschrift hinzugefügt: „Sollte der dritte meiner söhne, Wilhelm, das glück haben, Sie auf seiner rückreise zu seinem regimente kennen zu lernen, so darf ich auch für ihn um eine gute aufnahme bitten. Sein biedersinn und das empfehlungsschreiben, das ihm die natur erteilt, wird ihm auch Ihr herz gewinnen. Dies wünscht und hofft die glückliche mutter.“ Dass Karl diesen empfehlungsbrief Goethe nicht zeigte, auch desselben nicht erwähnt haben kann, ist äusserst auffallend. Dadurch wurde es möglich, dass Goethe die familie von Türkheim, deren sohn sich ihm vorstellte, mit einer anderen ihm bekannten familie dieses namens verwechselte; von seiner Lili musste er einen freundlichen brief erwarten, da er schon 1801 mit ihr wider in briefwechsel getreten war. Einen besuch des herrn von Türkheim in Weimar erwähnt das tagebuch am 30. september; des zweiten, wo ihn ein regenguss lange festhielt, der ihn vielleicht auch zu ihm getrieben, gedenkt es nicht. Dass dieser noch einmal ihn besuchte, muss ihm aufgefallen sein, da er ein so nahes verhältnis zu seiner mutter nicht ahnen konnte. Türkheim hielt sich für kalt aufgenommen und wurde dadurch noch schauer, als er schon war. Auch beim zweiten besuch wagte er nicht auf die nahe verbindung Goethes mit seiner mutter vor dreissig jahren in Frankfurt zu deuten. So drehte sich denn die unterhaltung meist um das Weimarer theater und die damalige ausstellung, auch etwa die orte, welche der reisende noch sehen sollte oder schon berührt hatte. Goethe speiste damals meist allein, nur in seltenen fällen lud er einen einzelnen fremden zu tisch, da er es vorzog, auch zu mittag seinen gedanken nachzuhängen, die damals besonders auf die geschichte der farbenlehre im mittelalter gerichtet waren. Lili's brief zeigt, dass Goethe ihren sohn Wilhelm noch nicht gesehen hatte, wonach auch die frühere annahme, dieser sei im oktober 1806 bei ihm gewesen, unrichtig ist, was schon Bielschowsky erkannt hat. Goethe hat unseren brief erst abgesandt, als er lange zeit den besuch Wilhelms erwartet hatte; er ist aber jedesfalls in Jena geschrieben, obgleich im datum Weimar steht. Goethe hat auch sonst an anderen orten geschriebene briefe von Weimar datiert.

Zur erläuterung der briefe hat der herausgeber bedeutendes besonders aus Goethes archiv beigetragen, ja auch manche briefe mitgeteilt, die er in die samm-

lung nicht aufnahm, und sich dadurch den dank aller wirklichen verehrer Goethes erworben, aber wir vermissen manche aufklärung, die ihm bei grösserer vertraulichkeit mit Goethes leben nahe gelegen hätte, und dem leser sehr willkommen gewesen wäre. Wenn es s. 93, 12 heisst: „Die herren Loder und Klinger haben wir diese tage gesehen“, so war dieser Klinger ein junger, dem Frommann'schen hause nahe-stehender arzt in Jena, der im winter von Paris aus an Frommann schrieb und ihm dort gedichtete sonette schickte, die auch Goethe vorlesen hörte. — Die nicht gut zu beantwortende frage, die Goethe dem verleger Göschen zu tun habe (107, 26 fg.), war die nach dessen berechtigung, die zweite wolfeile ausgabe seiner werke zu drucken, die er mehrfach als ein ihm getanes unrecht rügte. — Der unangenehme vorfall Eichstädt's (131, 1), der Goethe bei dessen besuch verwirrte, war die leidenschaftliche aufregung, mit welcher der sehr am gelde hängende freund den durch einen diebstahl erlittenen verlust bejammerte, und strenge untersuchung bei der Weimarer polizei durchsetzen wollte. — Der zweifel, welchen „glücklichen effekt“ (228, 20) das alte pferdeskelett, das früher auf der reitbahn gestanden, zur zeit eingepackt auf dem museum der naturforschenden gesellschaft sich befand, geübt habe, ist kaum zu begreifen, da die vom herausgeber selbst angeführte stelle (265, 4 fgg.) deutliche auskunft gibt; es rettete das museum, da die eingedrungenen plünderer durch dasselbe geschreckt und in die flucht getrieben wurden. — Die scene aus „Wallenstein“, die Goethe 185, 14 für ungedruckt hielt, muss es nicht gewesen sein, da wir sonst sie im jahre 1806 gedruckt sehen würden. — Welches monument 338, 18 gemeint sei, ist ganz richtig durch verweis auf 200, 20 angedeutet, aber nicht „der brief der Berliner dame, mit der Goethe durch frau von Stein in connection gesetzt wurde und die den auftrag hatte.“ Dass die dame eine frau von Sartoris gewesen, für die Goethe ein darauf bezügeliches promemoria schrieb, das frau von Stein mit ein paar begleitenden worten schicken sollte, wissen wir aus den briefen an frau von Stein. — Der herausgeber hat festgestellt, dass der merkwürdige brief über den französischen Wertherroman (5161) Sidner (oder Sydner) geheissen, aber übersehen, dass dieser brief, wenn die zahlen richtig gedruckt sind, am 26. mai 1805 geschrieben wurde. — Die äusserung 470, 14 fg.: „Übrigens treiben wir allerlei wunderliche dinge, und tun wir, wie gewöhnlich, mehr, als wir sollten, nur gerade das nicht, was wir sollten“, geht darauf, dass er ins sonettendichten geraten, das ihn von der vorgesetzten „Pandora“ und anderen nötigen arbeiten abhielt.

Die einzelbesprechung der beiden anderen briefbände behalten wir uns vor.

HEINRICH DÜNTZER.

Gedichte des achtzehnten jahrhunderts ausgewählt und erläutert von prof. dr. **Karl Kinzel**. Halle. Waisenhaus. 1896. X, 166 s. 1.20 m.

Das gut ausgestattete bändchen enthält in sechs abteilungen gedichte von Klopstock, Herder, Bürger, Claudius, Goethe und Schiller; jeder abteilung ist eine ganz knappe biographische skizze vorangeschickt. Nach dem vorwort ist die sammlung in erster linie für höhere töchterschulen bestimmt. Ob längst vorhandene bücher — ich denke namentlich an den bewährten Echtermeyer — für die besondern zwecke dieser anstalten nicht genügen, kann ich nicht beurteilen. Es mag sein, dass die vorliegende sammlung einem wirklichen bedürfnis abhilft, was man meines erachtens nur von recht wenigen der zahlreichen schulausgaben deutscher dichtungen sagen kann, die in den letzten jahren erschienen sind. Der zweck der erläuterungen unter



dem text ist mir nicht klar geworden. Wollte der herausgeber dem lehrer die einzelklärung ersparen oder beabsichtigte er lediglich das erste verständnis zu erleichtern? Im ersten fall hat er zu wenig, im zweiten zu viel gegeben. Hier und da stösst man auf irrthümer und ungenauigkeiten. So sind die anmerkungen 3 und 4 auf s. 13, 1 auf s. 116 gewiss unrichtig. Sehr zweifelhaft erscheint mir die erklärang der larven auf s. 102 anm. 1 (vgl. s. 130 anm. 2). Ungenau ist die angabe über die prytanen, s. 115 anm. 2. S. 94 anm. 1 muss es Dionysios, s. 29 anm. 2 Eckart heissen.

SCHLESWIG.

J. SCHEDES.

Geschichte der deutschen litteratur mit einem abriß der geschichte der deutschen sprache und metrik bearbeitet von **G. Bötticher** und **K. Kinzel**. Zweite, verbesserte auflage. Halle, Waisenhaus. 1896. XII. 178 s. 1,80 m.

Von der für den gebrauch an höheren lehranstalten bestimmten Geschichte der deutschen litteratur, die G. Bötticher und K. Kinzel zuerst 1893 als anhang zu ihren „Denkmälern der älteren deutschen litteratur“ herausgegeben haben, ist in weniger als drei jahren eine neue auflage nötig geworden, der beste beweis, dass sich das buch freunde erworben hat. Auch ich halte es für brauchbar und bin überzeugt, dass weitere auflagen nötig sein werden. Wenn ich im folgenden einige bedenken vorbringe, so tue ich es in der hoffnung, dadurch ein wenig zur weiteren verbesserung des werkehens beitragen zu können. Bei der besprechung der mhd. dichter, in deren reihe ich angern Heinrich von Morungen vermisste, hätte Neidharts bedeutung wol etwas mehr hervorgehoben werden können. Vom Meier Helmbrecht heisst es (s. 27), er bilde das bindeglied zu den schwänken des 16. jahrhunderts: der ausdruck ist geeignet, irrige vorstellungen über die entstehungszeit der dichtung zu erwecken. Warum aus der periode von Luther bis Klopstock mehr als zwanzig verfasser von kirchenliedern, darunter sogar, wenn auch mit dem ausdruck des zweifels, Luise Henriette von Brandenburg, aufgeführt sind, ist mir nicht recht verständlich. Ich denke, es würde genügen, wenn in einem solchen für die schule bestimmten leitfaden ausser Luther noch Paul Gerhardt und etwa Rist genannt wären. Andere werden, soweit es nötig ist, ja schon im religionsunterricht an geeigneter stelle erwähnung finden. Dass auf die zweite blütezeit der deutschen dichtung das hauptgewicht gelegt ist, verdient unbedingte billigung. Mit der art, wie Bötticher diese epoche behandelt hat, bin ich insofern nicht ganz einverstanden, als ich es für unzweckmässig halte, dass von so vielen grösseren dramen eine kurze darstellung ihres aufbaus gegeben ist. Bei den meisten wäre eine ganz knappe inhaltsangabe, etwa wie die zu Miss Sara Sampson gebotene, durchaus hinreichend gewesen. Schliesslich wird der schüler doch aus solchen aufrissen nur dann gewinn ziehen, wenn er sie selbst im schulunterricht mit erarbeitet hat. Werden sie ihm fertig vorgelegt, so wird meines erachtens weder seine privatlectüre dadurch wesentlich erleichtert, noch werden sie ihm für die vorbereitung auf die schullectüre förderlich sein. Aber am ende steht hier ansieht gegen ansieht. In den biographien unsrer grossen dichter finde ich mehr jahreszahlen, als mir für ein schulbuch wünschenswert erscheinen. Und was sollen so nebensächliche angaben wie die, dass Lessing zu Braunschweig in einem privathaus am Egidienplatz gestorben ist? Die behandlung der neuesten litteraturgeschichte ist gefällig bis auf den abschnitt, der über die dichtung der gegenwart handelt. Es ist gewiss etwas wert, wenn ein lehrer, der belesenheit,

geschmack und urteil besitzt, im unterricht zeit findet, seine primaner auch auf bedeutendere litterarische erscheinungen der letzten jahrzehnte empfehlend hinzuweisen; auch dagegen ist nichts einzuwenden, dass er gegenüber gewissen tagesgrössen zur vorsicht mahnt. In einem gedruckten leitfaden ist aber für solche winke kaum der rechte ort. Kitzel hat nun aus der grossen menge moderner dichter und schriftsteller über dreissig ausgewählt. Über die auswahl will ich nicht mit ihm rechten, auffällig aber ist mir gewesen, dass die besprochenen persönlichkeiten so ungleich behandelt sind. Über mehrere ist ein nicht immer unanfechtbares urteil abgegeben, von andern wird nur der name, das geburtsjahr und der geburtsort nebst den titeln einiger werke genannt, zuweilen in etwas wunderlicher weise: so wird K. F. Meyer lediglich als romanschriftsteller erwähnt, von Storms novellen werden der Schimmelreiter, Immensee, Aquis submersus in dieser reihenfolge hervorgehoben. Ob es sich nicht empfiehlt, diesen ganzen abschnitt überhaupt zu streichen oder doch wenigstens die auswahl noch wesentlich zu beschränken? Der anhang verdient lob. In seinem zweiten teil hätte bei erwähnung der antiken strophenformen doch auch wol Platen genannt werden können. Dass der hexameter für die deutsche dichtung als „heute völlig aufgegeben“ anzusehen wäre, kann ich nicht zugeben.

SCHLESWIG.

J. SCHMEDES.

Beiträge zum deutschen unterricht von **Rudolf Hildebrand**. Aus Otto Lyons zeitschrift für den deutschen unterricht, zugleich ergänzungsheft zu deren zehntem jahrgange. Mit sach- und namenregister sowie dem bilde und der nachbildung eines tagebuchblattes Rudolf Hildebrands. Leipzig, Teubner. 1897. X, 446 s. 6 m.

Der stattliche band vereinigt die aufsätze, die Rudolf Hildebrand für die Lyonsche zeitschrift beigezeichnet hat; gelegentlich sind zur ergänzung ein paar kleinigkeiten eingefügt, die zuerst in Schnorrs Archiv gestanden haben. Der Teubnersche verlag hat sich durch diese veröffentlichung, die durch ein vortrefflich ausgeführtes bildnis und ein grösseres facsimile noch einen besondern schmuck erhalten hat, ein unbestreitbares verdienst erworben. Der herausgeber O. Lyon, der in seinem vorwort Hildebrands verdienste um den deutschen unterricht mit der wärme des begeisterten jüngers preist, hat seine tätigkeit darauf beschränkt, die aufsätze im wesentlichen in der reihenfolge, in der sie in seiner zeitschrift erschienen sind, zum abdruck zu bringen. In einigen fällen hat er es indes doch für angebracht gehalten, von dieser chronologischen anordnung abzuweichen, um inhaltlich eng zusammengehöriges nicht auseinander zu reissen. Mir ist zweifelhaft, ob er nicht überhaupt besser getan hätte, die aufsätze nach sachlichen gesichtspunkten zu gruppieren, was sich unschwer hätte bewerkstelligen lassen. Der reiche inhalt des buches wäre in diesem fall weit bequemer zu übersehen. Jetzt findet man z. b. die abhandlungen über metrische fragen durch die ganze sammlung verstreut. Es ist durchaus zu billigen, dass auch diejenigen aufsätze wider mit abgedruckt sind, die Hildebrand schon in seine „Gesammelten aufsätze und vorträge zur deutschen philologie“ aufgenommen hatte. Dagegen halte ich es nicht für angemessen, dass in einzelnen fällen kürzungen vorgenommen sind. Die benutzung des buches wird durch das beigegebene register, das Hildebrands sohn angefertigt hat, in dankenswerter weise erleichtert-

SCHLESWIG.

J. SCHMEDES.

Goethes briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Herausgegeben von **Rudolf Jung**. Weimar, Hermann Böhlau nachfolger. 1896. 66 s., 1 stammtafel und 2 lichtdrucke. 2.40 m.

Aus dem nachlasse des Frankfurter senators Franz Brentano und seiner gemahlin Antonie geb. von Birkenstock, der bekamten freundin Beethovens und Goethes, ist dieser briefwechsel zusammengestellt worden, der 21 briefe Goethes, 2 briefe seines sohnes August und 3 von Antonie Brentano enthält.

Die Goethischen briefe sind von ungleichem werte, und gehören der bekamten und nicht angenehmen greisenhaften und etwas gespreizten richtung seines briefstils an, in der die alte schwiegermutter weisheit allzuvernünftig das wort führt. Allein in etlichen findet Goethe doch einen ganz anmutigen und lebhaften plauderton, und alle erfreuen durch eine fülle persönlicher beziehungen und willkommener aufschlüsse. Ihren mittelpunkt finden sie in der grossen familie Brentano und bewegen sich insgesamt um Frankfurt, Wiesbaden und den Rheingau, wobei auch das sie besonders anziehend macht, dass sie, zum teil wenigstens, der zeit angehören, wo Goethe (1814 und 1815) zwei sommer nacheinander diese gegenden aufsuchte und in dem verhältnis zu Marianne von Willemer der Westöstliche divan entstand.

Antonie Brentanos briefe machen keinen unbedingt günstigen eindruck, und wenn der herausgeber s. 12 „alle höheren geistigen empfindungen“ rühmt, „welche sie so schön zeigen“, so vermag ich ihm nicht ohne einschränkung beizustimmen. Vielmehr ist unverkennbar, wie sehr sie sich bemüht, gedanken und ausdrucksweise auf eine ihrem grossen freunde möglichst entsprechende höhe zu steigern, aber, von einigen wenigen besser gelungenen stellen abgesehen, klingt alles gezwungen, maniert und unbeholfen, und neben Marianne von Willemer macht sie keine sonderlich gute figur. Beide frauen waren befreundet, und aus Antoniens stammbuch teilt der herausgeber s. 43 ein überaus anmutiges gedicht Mariannens vom jahre 1818 mit, das mit den worten schliesst:

Und liebst du mich auch leider nicht,  
So hoff' ich magst du mich doch leiden,

in denen doch wol ein kleiner stachel mit weiblicher feinheit verborgen ist.

Offenbar trat bei Antonie Brentano der reiz und die anmut, die gute und der adel ihres wesens im persönlichen verkehr weit klarer und schlichter zu tage, als in ihren briefen oder der stammbucheintragung für Goethe vom jahre 1814, die auf s. 22 fg. abgedruckt ist. Sie war 1780 geboren, 4 jahre älter als Marianne und hat nachmals im hohen alter von 85 jahren dem maler Reiffenstein aus ihrer jugend viel erzählt, insbesondre auch von ihren beziehungen zu Goethe. Was davon auf s. 10 und 11 mitgeteilt wird, mutet freilich, mit jenen hochfliegenden briefen verglichen, sehr nüchtern an und klingt etwas kleinlich und mürrisch, ist auch nicht frei von kleinen irrthümern des gedächtnisses. Aber es ist ehrlich, einfach und aufrichtig und gibt doch trotz allen mängeln ein recht lebendiges bild von dem damaligen Goethe, das mir wertvoller erscheint, als der künstliche enthusiasmus ihrer funzig jahre früher an ihn gerichteten apostrophen.

Der herausgeber verdient für seine arbeit allen dank; er hat eine sehr hübsche einleitung über Goethe und die familie Brentano vorausgeschickt und hat mit sorgfalt und sachkunde für das verständnis der briefe mit ihren mannigfachen beziehungen und anspielungen durch fortlaufende erläuterungen gesorgt, ohne welche dergleichen briefe für die mehrzahl der leser nur ein buch mit sieben siegeln bleiben müssen.

Nur an einer stelle (s. 26 fgg.) wundere ich mich, dass ihm die lösung einer frage entgangen ist, trotzdem sie sich fast von selbst ergibt. Goethe schreibt aus Weimar am 21. november 1814 an Antonie nach Frankfurt: „Da mir nicht mehr vergönnt ist, zu guter stunde . . . zu erscheinen, um in der gegenwart einer wahren freundin der angenehmsten augenblicke zu geniessen, so sende ich nächstens einige repräsentanten, mit dem ausdrücklichen auftrag, sich Ihnen, wo möglich, gefällig zu machen. Lassen Sie sich durch die ungleiche, und von manchen menschen für unglücklich gehaltene zahl nicht irre machen, wählen Sie vielmehr einen derselben vorzüglich aus . . . und dann wäre ich wol neugierig zu wissen, auf welchen die wahl gefallen ist.“ — Drei tage später, am 24. november, hat Goethe die versprochene sendung mit dem begleitbillet: „Glückliche fahrt dem kästlein wünschend und sich zu freundschaft und wolwillen empfehlend“ an frau Antonie abgesandt, und es in seinem tagebuche vermerkt.

Der herausgeber vermutet nun, dass die „repräsentanten“ schriften seien, die Goethe der freundin bestimmt hatte, aber er vermisst die angabe, welche schriften es waren, und vermutet (s. 28), es seien vielleicht die 1811, 1812 und 1814 erschienenen drei bände „Aus meinem leben“ gewesen; auch die „für unglücklich gehaltene zahl“ weiss er nicht zu deuten. Allein genau betrachtet, bedarf es keiner vermuthungen, sondern Goethe selbst gibt schon die lösung in seiner vom herausgeber (s. 28) abgedruckten tagebuchnotiz vom 23. november 1814: „Kästchen mit m. werken fr. v. Brent. Franef.“, was nichts anderes bedeutet, als: Kästchen mit meinen werken an frau v. Brentano nach Frankfurt geschickt. Also nicht eine einzelne schrift, sondern „seine werke“ sandte Goethe der freundin. Im jahre 1814 aber stand ihm dazu nur die erste Cotta'sche gesamtausgabe (1806. 1808) zur verfügung, deren letzter band (Hirzel, Goethe-bibliothek s. 69) im jahre 1810 erschienen war. Diese erste Cotta'sche ausgabe nun enthält dreizehn bände, und in dieser ziffer wird man die „von manchen menschen für unglücklich gehaltene zahl“ erkennen.

Dem buche sind zwei lichtdrucke beigegeben, deren einer ein im jahre 1808 von Stieler in öl gemaltes porträt von Antonie Brentano wiedergibt. Das zweite ist eine nachbildung des altarbildes der Rochuskapelle in Bingen: es wurde (s. 47 fgg.) nach einer skizze Goethes und einem entwurfe des hofrats Meyer von Luise Seidler in öl ausgeführt und von Goethe und Antonie gemeinsam der kapelle gestiftet.

KIEL, 1. SEPTEMBER 1897.

A. SCHÖNE.

Wörterbuch der elsässischen mundarten, bearbeitet von **E. Martin** und **H. Lienhart**, im auftrage der landesverwaltung von Elsass-Lothringen. Erste lieferung. Strassburg, Trübner. 1897. XVI und 160 s. 4 m.

Wie die nationalökonomie ihre deskriptive schule hat, so gibt es in der deutschen philologie eine deskriptive richtung. Ihren vertretern kommt es darauf an tatsächliches zu sammeln und einzuordnen; da nun mundart und volkssitte, wenn auch nicht unerschöpflich, so doch trotz aller gleichmacherei der gegenwart noch immer recht reich sind, gibt es hier noch viel zu tun. In unübertrefflicher weise hat J. A. Schmeller durch sein Bayerisches wörterbuch die wege vorgezeichnet; das Schweizer idiotikon, jetzt halb vollendet, wird sich dieser wissenschaftlichen leistung würdig an die seite stellen. Nach dem vorbilde dieser beiden werke ist auch im Elsass gesammelt und gearbeitet worden — zur rechten zeit; denn, wie es in der

vorrede mit recht heisst, „die elsässischen mundarten sind unzweifelhaft gerade jetzt im begriff durch die innige berührung mit der deutschen schriftsprache ihre eigenheiten abzuschleifen und zum guten teil aufzugeben: es ist hohe zeit, wenn diese wenigstens für die wissenschaft erhalten werden sollen.“

Es liegt in der natur der sache, dass bei einer solchen sammelarbeit viele in betracht kommen, die nicht etwa ausschliesslich fachgelehrte oder überhaupt studierte sind. Jacob Grimm durfte im ersten bande des Deutschen wörterbuches eine stattliche anzahl von fleissigen sammlern mit dank nennen; und das liebevolle beitragen von ähren und ähren zu diesem nationalwerk hat auch bis zum heutigen tage, trotz Heynes klagen, nicht aufgehört. So muss besonders jedes dialektische repertorium sich auf eine breite und feste grundlage von mitarbeit stellen. Der erste versuch der zusammenfassung gelingt selten. In Luxemburg ist es z. b. ein zahnarzt, der mit einem pflanzenwörterbuch begann und nun ein lexikon der Luxemburger mundart ausgearbeitet hat; aber die regierung wird es nicht veröffentlichen, bevor nicht durch methodische aussendung von fragebogen das material vervollständigt und gesichtet ist. In Strassburg sammelte unter anderen ein friseur mit liebe jahrelang den wortschatz seiner heimatstadt, aber druckfähig ist die arbeit nicht geworden.

Vielmehr muss eine sachkundige, also philologisch geschulte leitung vorhanden sein, die zunächst die fragen richtig stellt; die liebhabereien des einzelnen müssen sich dem gesamtplan unterordnen; und schliesslich muss die ausarbeitung streng wissenschaftlich, die drucklegung einheitlich und praktisch geschehen — forderungen, die bei einer laienarbeit regelmässig zu scheitern gehen.

Beim zustandekommen des Elsässischen idiotikons sind viele glückliche momente zusammengetroffen. Unter die glücklichen umstände darf man besonders die mitarbeiterschaft von Lienhart rechnen. Geborener Elsässer und durch langjährige amtsstellung<sup>1</sup> in steter berührung mit den landeskindern aus verschiedenen gauen, ist er der eigentliche sachverständige über die moderne aussprache der elsässischen wörter. Das leitende haupt blieb prof. Martin, und seiner tatkraft ist es zu verdanken, dass das mühevollere werk so exakt ausgeführt und so zeitig abgeschlossen werden konnte.

Da liegt nun die erste lieferung des wörterbuchs, in sorgfältigem drucke, sauber und vollständig. Bei dem 25 jährigen jubiläum der Wilhelma Argentinensis wurde sie öffentlich im liechthofe überreicht, als gabe eines lehrers und eines ehemaligen zuhörers der hochschule; und man kann sich die freude denken, mit der die herausgeber dies taten, die freude der Elisabeth von Berlichingen — „als wenn ich einen sohn geboren hätte.“ Auch dem recensenten muss es freude machen, dieses repertorium des elsässischen sprachgebrauchs zu besprechen, eine wissenschaftliche leistung hohen ranges, eine wirkliche fundgrube alemannischer eigenart.

Ich beginne damit, die vorarbeiten zu notieren, welche gedruckt oder handschriftlich den herausgebern vorgelegen haben. Die erste ausgabe des Pfingstmontags von J. G. D. Arnold (erschienen 1816) enthielt schon ein „Wörterbuch der hier vorkommenden eigentümlichen ausdrücke“, brauchbar, aber sehr lakonisch und dürftig. Für einen Norddeutschen ist es zum verständnis der interessanten Arnold'schen dichtung ganz ungenügend. Auch dem „Tollen morgen“ (lustspiel von Alphons Pick) und

1) Dr. Hans Lienhart, früher lehrer in Ingenheim (Kreis Zabern), wude in den preussischen schulklassen (nach Wesel) übernommen, wirkte dann an der Strassburger Oberrealschule und ist neuerdings zum direktor befördert worden.

dem „Elsässer schatzkästel“ (Sammlung von gedichten und prosaischen aufsätzen in Strassburger mundart, von D. Rosenstiehl, 1877) sind glossare beigegeben. G. Ulrich's, des obengenannten friseurs, „Complets dictionnär“ befindet sich urschriftlich auf der Strassburger universitäts-bibliothek, ebenso die fragebogen, welche auf pfarrer Liebich's anregung im jahre 1874 von der deutschen regierung an die volkschullehrer versandt wurden<sup>1</sup>. Handschriftlich benutzte Martin auch die arbeiten des verstorbenen oberlehrers Joh. Friedr. Kräuter<sup>2</sup> über den elsässischen dialekt, ein pflanzenwörterbuch von prof. Fischer in Stralsund, ganz besonders aber den nachlass von August Stoeber, den die familie ihm hochherzig zu diesem zwecke überliess. Der verdiente mann und sinnige dichter († 1884), dem mit seinem vater Daniel Ehrenfried († 1835) und seinem bruder Adolf († 1892) jetzt in Strassburg ein denkmal errichtet wird, muss auch als begründer der elsässischen philologie geehrt werden. Von seinen vorarbeiten für ein elsässisches wörterbuch ist nur wenig durch den druck bekannt geworden (Els. neujahrsbl. 1846; Adam Maeder, Die letzten zeiten der republik Mülhausen 1876). Sechstausend zettel, die aus seinem nachlass abgeschrieben wurden, haben den grundstock für den apparat des idiotikons gebildet. — Über die mundart einzelner elsässischer gaue sind zwei wissenschaftliche monographien erschienen: Wilhelm Mankel, Mundart des Münsterthals (in den Strassb. studien 1883) und Hans Lienhart, Mundart des mittleren Zornthals (Jahrb. f. geschichte, sprache und litteratur Elsass-Lothringens 1886—88)<sup>3</sup>. — Die elsass-lothringische regierung unterstützte das unternehmen seit 1890 durch einen zuschuss von zweitausend mark jährlich. Der klingende lohn, der von nun an auch für die material-sammlung gezahlt werden konnte, wirkte doch bei manchem mehr als das blossere ehrentolle bewusstsein wissenschaftlicher mitarbeit. Das verzeichnis in der vorrede weist über hundert namen auf. Die zahl der eingelaufenen zettel belief sich schliesslich auf weit über hunderttausend; und die redactoren hatten nun die nicht geringe arbeit, das überreiche material zusammenzuarbeiten und zu reduzieren.

Eine concurrenz-arbeit entstand in der sammlung des theologen Charles Schmidt. Der verdiente Strassburger gelehrte hatte seine sammlung von mundartlichen ausdrücken nicht mit jenem allmählich anwachsenden zettelapparat vereinigen wollen. Nach Schmidts tode ist dieses „Wörterbuch der Strassburger mundart“ gedruckt worden (Strassburg, Heitz und Mündel 1896)<sup>4</sup>. Zu bedauern ist die scheidung gewiss: es steht viel wertvolles bei Schmidt, dass die herausgeber des Idiotikons nicht ohne weiteres entleihen durften. Aber es ist leicht zu erkennen, wie ungemein das idiotikon jene arbeit übertrifft.

Der buchstabe *a* z. b. umfasst bei Schmidt gerade vier seiten, die ersten artikel sind *aamol*, *aase*, *aaverwitz*, *aba*, *abardi*: was ist das gegen die überwältigende kompress gedruckte fülle des Idiotikons! Dies beginnt allein mit zehn verschiedenen *a* und sechs verschiedenen *ü*. Oder man vergleiche die zahlreichen belege.

1) Die von Liebich, einem vetter Stoebers, ausgearbeitete elsässische grammatik (von der französischen regierung preisgekrönt!) wurde als manuskript erworben.

2) Kräuter's phonetisches system ist im wörterbuch zur bezeichnung der aussprache (nicht in den dialektproben) durchgängig angewandt worden.

3) Dieses von der litterarischen sektion des Vogesenklubs veröffentlichte jahrbuch (jetzt 12 bände) wurde überhaupt zu kundgebungen und zum abdrucke von specimen des idiotikons benutzt, wie es auch für nachträge und verbesserungen offen steht.

4) Vgl. Zeitschr. XXIX, 262 fgg.

die in dem artikel *ei (orum)* im Idiotikon gegeben werden, mit den beiden sprichwörtern, die Schmidt anführt; oder den artikel *is (glacies)* in beiden werken. — Schmidt beschränkte seine auf ein manuskript des verstorbenen Strassburgers Stromwald begründete arbeit nur auf das Strassburgische; und gerade für diese mundart flossen die quellen auch für das Idiotikon am reichlichsten. Was Schmidt dazu de suo beitrug, waren wesentlich die exeerpte aus vielen litteraturwerken und im archiv aufbewahrten manuskripten, die bis zum mittelalter zurückreichen — sie waren dem überaus belesenen bücherfreunde leicht zur hand. Man findet also bei ihm seite für seite Geiler, Brant, Butzer, Capito, Murner, Fischart und Moscherosch citirt; und durch diesen eitatenschatz behält sein posthumes werk einen bleibenden vorzug.

Das Martin'sche Idiotikon behandelt die mundarten des Unter- und Ober-Elsasses vollständig, mit einschluss eines nordstreifens, der sich der Pfälzer, und eines südstreifens, der sich der Schweizer sprechweise annähert. Ausgeschlossen ist Deutsch-Lothringen, dessen sprache wegen der grossen verschiedenheit eine eigene behandlung verlangt<sup>1</sup>. Die reihenfolge der artikel ist nach der Schmeller'schen praxis (grundlage das consonanten-gerippe) bestimmt. Das lemma zeigt das wort in einer dem schriftdeutschen möglichst angenäherten form; dann folgt die präcise bezeichnung der aussprache nach Kräuter's system, mit angabe der ortschaften, in denen diese aussprache konstatiert ist; dann die erklärung der bedeutung; darauf die belege aus der heutigen umgangssprache und aus litterarischen quellen: den schluss bildet, wo es nötig ist, die etymologische ableitung: meist tut es schon eine berufung auf die Schweizer, auf Schmeller oder das DWb. Besonders brauchbar ist die praxis, in den dialektproben die nicht auszusprechenden buchstaben klein über der zeile drucken zu lassen, also *oach*, sprich *o*; *wilst*, sprich *wit*; *ich hab*, sprich *i ha*. Soll bei der drucklegung etwas getadelt werden, so will recensent nicht verhehlen, dass ihm die unzialen für die substantiva nicht gefallen. Meines erachtens hätte sich Martin hier lieber der praxis im DWb. als den Schweizern anschliessen sollen. Das werk ist doch eben ein wissenschaftliches; auf benutzung in breiten laienkreisen kann nicht gerechnet werden; dadurch fällt auch die rücksichtnahme auf die gewöhnliche praxis der alltagsschrift, die mau etwa zur entschuldigung dieses bekämpfenswerten gebrauches der unzialen gelten lassen kann. Auch dass die zeichen für den scharfen s-laut nicht geschieden sind, dass also, entgegen der officiellen preussischen schulrechtschreibung, für *ß* und *ß* ohne unterschied *ss* gesetzt wird, ist nicht zu loben.

Die erste lieferung enthält, entsprechend der Schmeller'schen anordnung, die vokalisch anlautenden wörter (*aeiou*) und die mit *f* (= *v*) beginnenden. Mediae kennt das Elsässische nicht; so fällt der anlaut *b* unter *p*, *d* unter *t*; *c* ist unter *k* und *z* zu suchen.

Welchen eindruck erhält nun der leser von dem in diesen bogen niedergelegten sprachschätze? Altdutsche, die noch die vorgefasste meinung hegen, dass die Elsässer halbe Franzosen seien, werden, glaube ich, besonders darüber erstaunen, wie grunddeutsch, nach ausweis dieser sammlung, ausdrucksweise und volkssitte unserer jüngsten reichsgenossen sind. Der französische firmis war oberflächlich, und glücklicherweise hat die herrschaft des dritten Napoleon, der zuerst folgerichtig und zielbewusst die gallisierung des volkes vornahm, nicht ganz zwei jahrzehnte gedauert.

1) Eine liste von 2500 besonders merkwürdigen ausdrücken des elsässischen wortschatzes wurde von einem angehörigen der gegend von Sierck (Deutsch-Lothringen, luxemburgische grenze) gepöifft: er liess nur 5%<sup>o</sup> der elsässischen ausdrücke stehn.

Trotz dem französischen parlieren der besitzenden und vornehmen, besonders der städtischen kreise, ist die masse des volkes kerndeutsch geblieben, und auch in jenen kreisen hat sich stets eine fast rührende liebe zur heimatlichen mundart erhalten. Ein buch wie Arnolds Pflingstmontag war von Goethes zeit an ein wahrzeichen der Strassburger (vulgo Meiselöcker).

Unter den wörtern zeigen einige ein überraschend zähes festhalten an der mhd. form oder bedeutung. So *überenzig* (spr. *everantsi*), soviel wie überflüssig, aber auch adverbial zur hervorhebung: *überenzig gut*. Hier fehlt im Idiotikon die stelle aus Arnold, Pflingstn. I, 4: *was diss e daigaff isch, so iverenzi dumm*. Vgl. mhd. *ubereinzie*. — *einige* (spr. *enje*) „strafanzeige“, noch in Weinburg bei Ingweiler erhalten, ist mhd. *einunge* „übereinkommen, vereinbarte strafe“. Davon *ze ünninge*, *zenje* (elsäss.) = vorsätzlich. — *aul* (spr. *â*) im sinne von leid; *and thun* „leid sein“. Vgl. mhd. *ande*. — *endlich* im sinne von „eifrig, eilig“, ist mhd. *endelich*. — *euler* „eher“, ist mhd. *end*.

Wie mannigfaltig die mundarten im Elsass variieren, erhellt aus der tatsache, dass das wort *eideckse* in vierzig verschiedenen ausspracheformen erscheint — Ein charakteristischer elsässischer ausdruck ist *run ase* „von selbst“. Dies wird noch im Schatzkästlein erklärt = *a se*, also aus dem klosterlatein. Die richtige erklärung ergibt sich aus Nib. 944: *ex hinc Hagene tragen Sifriden also töten* = tot wie er war. Danach erklärt sich: *eps ase kalt essen*; *pack s ase warm*; *ich hab die birnen ase gebrochen*; und endlich: *d bloter ist ron ase ufgangen*; *er kumt ron ase wider*. — Welche interessante historische beziehung liegt in dem verbum *fuckeren* „tauschhandel treiben“! *Fuggeren ihr schon wider?* ruft man drohend den tanshenden kindern zu; *jemandem etwas abfuckeren* heisst mit list und ränken jemandes geld an sich bringen. In diesen ausdrücken lebt das alte Augsburger patriergeschlecht fort. — Das alte wort *ürte* „zeche, wirtshausschuld“ ist im Elsass noch lebendig. — *Der oneins letz* sagt man für den vorletzten, *husèren* für haushfur, *erblich* für ansteckend (von krankheiten). *Frau Faste* ist unsere frau Holle. *Die häng fünkle mir* bezeichnet das kribbeinde gefühl, wenn man in kalter jahreszeit an den heissen ofen tritt. — Echt strassburgisch sind die maskulinbildungen auf *-es*, aus lat. *-us* entstanden, so *soxies* (ein grober s.), *notarjes*, *waekes* (= *vagus*), aber auch *bariekes* „perückenmacher, friseur“, *lappores* „mensch mit schlappen ohren“, *keches* (eigentlich *Hechinger*, spottname für die Schwaben). *zackeren* bedeutet „pflügen“ wie im pfälzischen, *fettigen* „hin- und herlaufen“, *ügerste* „elster“, aber nur im Oberelsass, unterelsässisch heisst der vogel *atxel*. *grumber* „grundbirne“ heisst die kartoffel in Strassburg, aber im Oberelsass sagt man *artepfl*. *anken* (schon bei Dasypodius) heisst butter, aber frische nur im Oberelsass, anselassene im Unter-Elsass. *anglüs* (hier einmal ein fremdwort) bedeutet im Oberelsass einen männerrock aus schwarzem tuch mit langen schössen, dagegen in Hochfelden eine champagnerflasche, die mit edelbranntwein gefüllt wird. — Ein merkwürdiger superlativ: *ich bin doch der üweldranst mensch von der welt*. Eine auffallende aphäresis: *esle* für „bremnessel“, *acke* für „nackten“, *aeristei* für „sakristei“, *everenz* für „reverenz“; umgekehrt nach dem frz.: *labbé* mit angewachsenem artikel. — Geradezu zur aufnahme zum schriftdeutschen gebrauch empfielt sich *ünglen* für „oculieren“ der bäume. — Im elsässischen fehlen die wörter *erde* (ausser einigen zusammensetzungen und ableitungen) — dafür *grund*; *arzt* — dafür *doctor*; *rormund* — dafür *rogt*. Es fehlen die composita mit *zer-*, dafür *rer-*, also *verbreche*, *verhaue*, *verrisse*, *ver-*



*sprünge*. — Welcher volkshumor liegt in *Fisigunjes* (schon im DWb.), vermutlich aus *physicus* entstanden!

Die abstammung der vom schriftdeutschen abweichenden ausdrücke ist nach den angaben des Idiotikons meist klar und einleuchtend; nur selten muss die etymologie noch offen gelassen werden, wie bei dem seltsamen worte *egerde* „unbebautes land“. — Sehr ausgiebig werden im Elsässischen personennamen zu appellativen verwendet, nach art von Struwelpeter und Dreckliese. So sagt man (mitunter unter lieblichen zusammensetzungen mit *dorf-* oder *dreck-*) *Üöli* für einen geizhals, *Urban* für Grobian, *Anebadütscherte* (Anabaptist) für einen menschen von alberner umständlichkeit, *Naxi* (Ignatius) für eine einfältige mannsperson, *Schelappel* (Apollonia) für eine schielende. In diese kategorie ist wahrscheinlich *Dreckküsele* zu bringen, nämlich von Ursula. Martin stellt es gar künstlich zu mhd. *unsachle* und vergleicht thüringisch „ein häufchen unglück.“

Genug der proben! Auch aus diesen wenigen beispielen wird schon erhellen, wie reich der hier aufgespeicherte schatz ist, und wie leicht er fruchtbar gemacht werden kann. Und dass dieses werk zustande kam, hat doch noch einen andern nutzen, als den gelehrten. Der Altdeutsche, der vielfach geringschätzig auf den Elsässer herabzusehen pflegt, sogar in Strassburg, dem uralten horte alemannischer kultur, kann hier lernen, wie viel altes gut im elsässischen volke steckt, markige, kerndeutsche art, mit zähligkeit bewahrt. Er kann lernen, dass seine norddeutsche sprechweise nicht die einzig berechnigte ist, und dass es sich schon lohnt, sich ein wenig zu akkomodieren; vielleicht sind ihm schliesslich auch *ewwe:emür* und *gotterspröch* keine böhmischen dörfer mehr. Der Elsässer aber wird mit berechtigtem selbstgefühl auf diese sammlung blicken. Ch. Schmidt wollte den beweis führen, dass „unser dialekt nicht, wie man oft geringschätzend behauptet, ein verdorbener ist, sondern grossenteils das reine hochdeutsch des mittelalters. Unser *wib*, *min*, *hüs*, *müs* usw. reichen jahrhunderte weit hinauf. Viele unserer ausdrücke, die längst von den schriftgelehrten nicht mehr gebraucht werden, finden sich bei uns schon vor fünf- bis sechshundert jahren.“ Glücklicherweise mehrte sich die zahl der national empfindenden Elsässer von tage zu tage, die nicht auf ihr angelerntes französisch, sondern auf ihr angestammtes deutsch stolz sind, auf das deutsch von Geiler und Braut, von Dasypodius und Fischart. Ein Oberelsässer erkannte in einem brieфе, den Martin in der sitzung des deutschen sprachvereins vorlas, an, schon in seiner jugend habe man oft den wunsch geäussert, den elsässischen wortschatz gesammelt zu sehen; aber erst der deutschen wissenschaft sei es gelungen, diesen wunsch in so schöner weise zu erfüllen, und nur die deutsche wissenschaft sei überhaupt imstande gewesen, diesen gedanken zu verwirklichen.

STRASSBURG.

M. ERDMANN.

Indogermanische sprachwissenschaft von R. Meringer. Leipzig 1897. Sammlung Götschen. 136 s. 16. 0,80 m.

Unzweifelhaft bedarf die indogermanische sprachwissenschaft noch mancher zusammenfassender werke, um immer mehr bekannt und anerkannt zu werden. Brugmanns Grundriss steht in der neuen auflage zwar wider ganz auf der höhe der forschung, aber sein bedeutend gewachsener umfang wird eher vom studium der sprachwissenschaft abschrecken als anziehen, abgesehen davon, dass er für viele unerschwinglich sein dürfte. Ein dringendes bedürfnis scheint nur eine darstellung der indoger-

manischen grammatik zu sein von einem umfang, wie ihn einst Schleichers Kompendium hatte. Dass sich eine solche schreiben lässt, ist unzweifelhaft, und Meringer wäre der mann gewesen, dies auszuführen. Statt dessen hat er uns eine indogermanische sprachwissenschaft geliefert, die auf 136 kleinen, nicht übermässig engbedruckten seiten ein ganzes, mächtiges gebiet der forschung umspannt. Wenn man es nicht vor augen hätte, würde man diese leistung kaum für möglich halten; so aber können wir dem geschick des verfassers, in kürze viel zu bieten, unsere achtung nicht versagen.

Es ist von vornherein klar, dass der verfasser nichts wesentlich neues bieten konnte, aber er hat doch ein wichtiges kapitel, das von der inneren sprache, hinzugefügt, das auch den meisten gelehrten etwas neues bringt, und das unsere aufmerksamkeit in vollem masse verdient. Ausserdem gibt Meringer einfache und klare bemerkungen über die äussere sprache, die hervorbringung der laute, und über die entwicklung der sprachen. Das zweite hauptstück bringt angaben über die heutigen und die alten indogermanischen dialekte und orientiert über die frage der verwandtschaftsverhältnisse, und das dritte gibt endlich eine grammatik der idg. grundsprache. „Die widerherstellung der sprache der Indogermanen ist eine der aufgaben der indogermanischen sprachwissenschaft und eine andere ist die feststellung der regeln, nach denen die einzelnen indogermanischen sprachen den übernommenen laut und formenbestand bereits zur zeit ihres geschichtlichen erscheinens oder später innerhalb der geschichtlichen überlieferung verändert haben.“ So sagt der verfasser selbst, aber naturgemäss konnten nicht beide aufgaben in gleicher weise auf so knappen raume gelöst werden. Die zweite musste zurücktreten, ohne ganz zu verschwinden, und wir haben daher, so können wir getrost sagen, die erste grammatik der indogermanischen grundsprache vor uns.

Man weiss, wie wichtig die rekonstruktion der grundsprache für die grammatik jeder einzelsprache ist. Durch die blosse vergleichung kommen wir zu keinen sprachgeschichtlichen ergebnissen, sondern erst die erschliessung des archetypus ermöglicht es uns in vielen fällen, von ihm ausgehend, licht in die dunklen erscheinungen der historischen epoche zu bringen. Ich begrüsse daher Meringers buch als eine im princip wichtige erscheinung; überall sind die indogermanischen grundformen direkt erschlossen und angesetzt, und der leser erkennt daran gleich, dass diese grundsprache nichts absonderliches, sondern etwas recht einfaches ist.

Am schluss finden wir ein kapitel über die kultur und die urheimat der Indogermanen.

Dass bei einem manne wie Meringer alles auf der höhe der forschung steht, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich, dass er in zweifelhaften fällen die ansicht gegeben hat, die ihm als die wahrscheinlichste erschienen ist. Da der umfang des buches jede begründung ausschliesst, so ist man natürlich nicht immer darüber im klaren, weshalb Meringer eine ansicht verworfen oder angenommen hat, aber das tut dem buche keinen abbruch. Kommt es doch wahrlich nicht darauf an, ob jemand diese oder jene auffassung von einer bestimmten spracherscheinung hat; die hauptsache ist und bleibt, dass die allgemeinen grundsätze unserer wissenschaft allgemeingut der philologen werden.

Soll ich meine ansicht kurz zusammenfassen, so ist das büchlein in erster linie ein ausgezeichnetes hilfsmittel für akademische vorlesungen, die sich mit der historischen grammatik einer einzelsprache beschäftigen. Vieles, was man in einer allgemeinen einleitung zu geben pflegt, wird der student hier hübsch dargestellt finden,

und man wird sich darauf beschränken können, an einzelnen punkten erläuterungen und bemerkungen hinzuzufügen. Wie weit das buch geeignet ist, auch zum selbststudium benutzt zu werden, das sicher zu beurteilen ist nur dem möglich, der noch nichts weiss. Mir will es aber scheinen, als ob es auch dazu durchaus brauchbar wäre. Jedesfalls wird es aber der lehrer, der seine kenntnisse der vergleichenden grammatik auffrischen will, mit grossem nutzen verwenden können.

Über einzelne ansichten mit dem verfassers zu rechten, scheint mir hier nicht der ort zu sein. In der hauptsache zeigt auch dieses buch wider deutlich, dass heute eine weitgehende übereinstimmung über viele fragen bei allen gelehrten besteht, und dass die fundamente der indogermanischen grammatik wol für alle zeiten fest gelegt sind.

LEIPZIG - GOHLIS.

H. HIRT.

Die Syntax in den werken Alfreds des Grossen. Von dr. **H. Ernst Wülfing**.

Zweiten teiles erste hälfte. Zeitwort. Bonn, P. Haastens verlag. 1897. (IV, 250 s.) 8 m.

Der zweite teil von Wülfings umfangreichem werk ist nach derselben methode gearbeitet, wie der erste und weist dieselben vorzüge auf: ausserordentlich fleissige und wolgeordnete beispielsammlungen, beachtenswerte erörterungen einzelner schwieriger stellen, wolerwogene, zum grossen teil wol abschliessende feststellungen des sprachgebrauchs in den könig Alfred dem grossen zugeschriebenen prosaschriften.

Den wünschen einiger recensenten hat der verfassers rechnung getragen, indem er nunmehr auch sonstige ae. prosaschriften zur vergleichung heranzog. Auf weitergehende vergleichungen z. b. mit dem sprachgebrauch der ae. poesie, mit me., oder mit altniederdeutscher, altnordischer syntax, verzichtet er indessen auch hier, was ja nicht eigentlich zum vorwurf gemacht werden kann. Ebenso wenig hat sich Wülfing auf versuche eingelassen, die syntaktischen erscheinungen logisch oder psychologisch zu erklären. Die darstellungsweise folgt meist der hergebrachten schablone (besonders Kochs Grammatik); nomenklatur und definitionen machen einen etwas altmodischen und schulmeisterlichen eindruck. Im ganzen mutet das buch in seiner trockenheit und seinem schematismus etwa wie ein reichhaltiges und wolgeordnetes herbarium an; einem sprach-botaniker wird es sicher gute dienste leisten.

Für manche abschnitte dieses teiles hatte Wülfing gute vorarbeiten, die er auch gebührend ausgenutzt hat. Besonders ausführlich und erschöpfend ist die moduslehre bearbeitet (im anschluss an Fleischhauer). Verhältnismässig kurz und wenig befriedigend erscheint dagegen die tempuslehre; hier hätten die feinsinnigen untersuchungen von Ad. Gräf über die präsentischen tempora bei Chaucer (leider nicht benutzt) manchen wink geben können. Behaghels Heliand-syntax konnte von Wülfing noch nicht zu rate gezogen werden.

Um eine probe von Wülfings behandlungsweise zu geben, will ich nur den letzten, das verbalsubstantiv behandelnden abschnitt dieses teils kurz besprechen. Es wird sich dabei zeigen, wie reichhaltige materialsammlungen Wülfing bietet, zugleich aber, wie äusserlich und pedantisch dieselben angeordnet, und wie wenig sie verarbeitet sind.

Der abschnitt besteht aus drei kapiteln, in denen sämtliche in Alfreds schriften vorkommende verbalsubstantive mit belegstellen alphabetisch geordnet aufgeführt

sind; und zwar im 1. kapitel die verbalsubstantiva auf *-ing*, im zweiten die auf *-eng*, im dritten die auf *-ung*.

Da diese verbalsubstantiva im ae. noch keine besondere syntaktische funktion haben, sondern ebenso verwandt werden, wie andere hauptwörter, so war dies kapitel eigentlich überflüssig; es gehört in jedem falle mehr in die wortbildungslehre als in die syntax. Wülfing weiss denn auch gar nichts über die syntaktische verwendung dieser wortbildungen zu berichten. Er spricht sich nicht einmal darüber aus, ob hier drei grundverschiedene oder nur lautlich differenzierte suffixe vorliegen. Nach seiner einteilung könnte es scheinen, als wenn *-ing* die ursprüngliche form des suffixes wäre. In einer anmerkung (s. 238) führt er die substantive *dirting* und *ierming* als „andere ableitungen auf *-ing*“ an (warum nicht auch *cyning* usw.?), ohne zu bemerken, dass hier ganz andere ableitungssuffixe vorliegen. Kluges Nominale stammbildungslehre scheint ihm unbekannt geblieben zu sein (vgl. §§ 158, 159).

So ist es auch nur zu erklären, wenn er im folgenden kapitel zu den „verbalsubstantiven auf *-eng*“ vermutungsweise auch *underfeng* rechnet und in einer anmerkung zum folgenden kapitel (verbalsubstantiva auf *-ung*) (s. 249) „die bildung *geong* (for[*geong*]) von *gangan* erwähnt.“ Mit genau demselben rechte könnte er die deutschen hauptwörter *anfang*, *untergang* als verbalsubstantiva auf *-ang* verzeichnen.

Nichtsdestoweniger sind die listen wertvoll und interessant. Es ergibt sich daraus zunächst, dass die bildungsweise im ae. noch selten bei ursprünglich starken verben belegt ist (*raeding*, *ondraeding*; *eidung*, *blotung*, *forsecung*, *gyfung*, *hrimung*).

Ferner dass die ursprünglichere form des suffixes (*-ung*) durchaus vorherrscht bei ableitungen von schwachen verben der zweiten klasse (*ô*-klasse), z. b. *arung*, *aseung*, *bletung*, *clensung*, *costung*, *dagung*, *caldung*, *eardung*, *corþbeofung*, *fandung*, *gesomung*, *geþafung*, *gitsung*, *gnornung*, *hreowsung*, *huntung*, *leornung*, *lieung*, *manung*, *miltung*, *neosung*, *seacung*, *taenung*, *þenung*, *þrowung*, *weorþung*, *wilþnung*). Nur höchst selten treten hier formen auf *-ing* auf, z. b. einmal *costing* neben häufigem *costung*.

Sodann, dass von schwachen verben der ersten klasse das suffix regelmässig in der form *-ing* gebildet wird (z. b. *bærning*, *cearning*, *feding*, *gemeting*, *gretung*, *gyming*, *hering* (zu *herigean*), *neþing*, *pynding*, *sating*, *styring*, *taling*, *wærming*, *wending*, *ylding*); nur selten daneben *-ung* (z. b. *eldung* neben *ylding*).

Endlich dass die seltene nebenform auf *-eng* fast nur in den beiden handschriften der *Cura pastoralis* vorkommt, und auch da nur bei schwerer casusendung (*-engum*, *-enga*). Die form *þingengum* verhält sich zu *þingung* etwa wie der dativ plur. *heofenum* zu *heofon* (vgl. Sievers *Ags. gr.* 2 § 129).

Es gibt also im ae. nur zwei übliche formen des suffixes: *-ung* und *-ing*, von denen die letztere offenbar unter dem assimilierenden einfluss des ursprünglich vorhergehenden *j* oder *i* aus der ersteren differenziert ist (z. b. *gretung* aus *gret(i)ung*, etwa wie *ging* neben *geong* aus *giung* oder wie *gind* neben *geond*, vgl. Sievers, *Ags. gr.* 2 § 110 ann. 1).

Das umsiehgreifen der *ing*-form wurde wahrscheinlich gefördert durch die schwächung der unbetonten vokale, besonders in der mittelsilbe, wenn noch ein voller vokal folgte. Es bildete sich so zunächst wol ein suffix-ablaut wie z. b. in

*þingung* — *þingengum*, *þingingum*; *leasing* — *leasinga* heraus, der endlich zu gunsten der *ing*-form wider beseitigt wurde<sup>1</sup>.

Von starken verben scheinen ursprünglich keine ableitungen auf *-ung* gebildet worden zu sein, weil hier einfachere ableitungssuffixe näher lagen (vgl. Kluge, Nomin. stammbildungslehre § 159).

Für die weiterentwicklung der verbalsubstantiva auf *-ung* war nun aber die an sich geringfügige lautliche umwandlung in *-ing* von grosser bedeutung. Denn dadurch erst wurde es möglich, dass im me. das partie. praes., welches sich aus *-ende*, *-inde* zu *-ing(e)* entwickelt hatte, und der flectierte infinitiv: *-enne*, *-ende*, *-inde*, *-inge* lautlich mit dem verbalsubstantiv zusammenfielen. So wurde das verbalsubstantiv allmählich als verbalform empfunden und erhielt die syntaktische function des gerundiums, von der im ae. noch nicht die rede sein kann.

Andererseits erklärt sich damit die einbusse an substantivischer, begriffsbildender kraft, welche besonders in die augen springt, wenn man die englischen bildungen auf *-ing* ihrer bedeutung nach mit den ursprünglich identischen deutschen auf *-ung* vergleicht. Während den Deutschen durch diese ableitungen die bildung abstrakter begriffe erleichtert wurde, gerieten die Engländer, die in ae. zeit mit den Deutschen in dieser hinsicht noch gleichen schritt gehalten hatten, oder vielleicht gar voraus waren, später in verlegenheit und waren genötigt einen grossen teil ihrer abstracta der französischen sprache zu entlehnen (z. b. *motion* — bewegung, *formation* — bildung, *education* erziehung)<sup>2</sup>. Die entwicklung des verbalsubstantivs zum gerundium hat also wahrscheinlich, indirekt wenigstens, das englische geistesleben in der sprache nicht unerheblich beeinflusst.

Leider scheint Wülfing die laut- und formenlehre der altenglischen sprache nicht so sicher zu beherrschen, wie es für einen grammatiker wünschenswert ist. So führt er auf s. 202 das adjectiv *swet*, „süss“ an (statt *swete*), auf s. 204 *alegg*, „lang“ (statt *alenge*), auf s. 219 *gespannan* „überreden“ (statt *gespannan*). Auf s. 182 wäre statt *hogian*, „denken“, besser *hygean* anzusetzen gewesen; auf s. 9 statt *hebban* „sich heben“ besser *hebban*. Auf s. 82 sind, wie es scheint, absichtlich die comparative *wyrse* und *iedre* in neutraler grundform gegeben. Auf s. 71, z. 2 v. u. wird unter den fällen, in denen bei *hwæfer* in fragesätzen der indicativ steht aufgeführt: So. 178. 35 *hwæder ic durfe þara þreora þinga catra. þe . . . ?* Aber *ic þurfe* ist doch conjunktiv (d. h. optativ)! Solche vereinzelte kleine versehen und unebenheiten, auf die aufmerksam zu machen die pflicht des recensenten ist, schmälern indessen den wert des buches kaum.

1) Ob die bildungen auf *-ing* im altnord. (z. b. *kenniny*) ähnlich oder anders zu erklären sind, wage ich nicht zu entscheiden.

2) Es ist charakteristisch, dass diejenigen bildungen auf *-ing*, die sich im englischen als wirkliche substantiva erhalten haben, meist nicht sowol nomina actionis der bedeutung nach geworden sind, als vielmehr einen concreteren sinn angenommen haben, indem sie nun das ergebnis oder die grundlage, das objekt, das mittel oder werkzeug der tätigkeit bezeichnen, z. b. *building*, *dwelling*, *loving*, *living*, *clothing*, *paling*, *footing*, *turning*, *gilding*, *offering*, *reading*, *writing* usw.

Angelsächsisches Lesebuch. Zusammengestellt und mit glossar versehen von **Friedrich Kluge**. Zweite verbesserte und vermehrte auflage. Halle, Max Niemeyer, 1897. IV, 214 s. 8. 5 m.

Durch die vortreffliche, die litterarhistorischen wie die sprachlichen interessen in gleicher weise berücksichtigende auswahl der lesestücke, durch die zuverlässige gestaltung der texte und ein bequemes benutzendes glossar zeichnet sich Kluges Ags. lesebuch vor den übrigen altenglischen chrestomathien aus, und diese vorzüge werden in der tat auch in weiten kreisen gewürdigt, das lehrt uns das erneute erscheinen dieses buches in zweiter auflage. Vermehrt und verbessert nennt sie sich selbst auf dem titel, mit recht. Schon der äussere umfang, der von 194 auf 214 seiten angewachsen ist, trotzdem durch entfernung von weniger wichtigen proben platz für neu einzufügende geschaffen und auch — leider nicht immer zum vorteil der übersichtlichkeit — durch grössere sparsamkeit in der typographischen anordnung einiger raum gewonnen worden ist, zeigt, dass das erste prädiat ein durchaus begründetes ist. Von stücken, welche in dieser neuen auflage haben weichen müssen, seien die Blickling homilien, der anfang der poetischen Genosis und die proben aus den Cambridger glossen genannt. Dafür sind neu hinzugekommen fast der ganze rest der Epinaler und der Kentischen glossen, alte Bibelglossen, Oxforder glossen nach Napier im Arch. f. d. st. n. Spr. 85, 310, die Münsterer und Werdener glossenfragmente; der Mercischen psalmenübersetzung aus Vespasian A 1 ist Psalm 7—9, der Nordhumbrischen interlineaversion des evangeliums Matthäi kap. IV, 18—25 hinzugefügt worden, im anschluss daran erscheint nun auch die ws. Matthäusübersetzung nach hdschr. CXL des Corpus Christi college in Cambridge. Unter den poetischen denkmälern sind neu aufgenommen Bedas sterbegesang, die runeninschrift des kreuzes von Ruthwell und die zwei verse des kreuzes von Brüssel, ferner das „Grab“, die zaubersprüche gegen verzaubertes land, gegen hexenschuss und *wid ymbe*, sowie die „Ruine“ und das Reimlied. Das früher mitgeteilte stück aus der Cura pastoralis ist ersetzt durch die vorrede dazu, für die ausgeschossenen abschnitte aus Ines gesetzt ist die nummer *Be gesciddwisan geréfan* nach Liebermann Anglia V, 259 eingeschoben; einige kleinere verschiebungen von einer abteilung in eine andere, z. b. der altnordhumbr. version von Cædmuns hymnus aus der anmerkung zur Bedaübersetzung in die abteilung Poetische denkmäler oder von des Sängers trost aus der epik in die lyrik sind von geringerer bedeutung, aber wol berechtigt.

Die litteraturangaben, nicht mehr in einem anhang zusammengestellt, sondern jedem einzelnen denkmal in knappster fassung vorausgeschickt, sind gewissenhaft bis auf die neueste zeit fortgeführt, nur bei der nordhumbr. Matthäusübersetzung vermisste ich die erwähnung der neuen ausgabe durch Skeat, Cambridge 1887, bei den glossen wären die aufsätze von Otto B. Schlutter, Anglia 19, 101 fgg. und 461 fgg., 20, 136 fgg. sowie Journal of Germanic Philology 1, 59 fgg. nachzutragen, die mich freilich trotz ihres oft hochfahrenden tones Sweet gegenüber nur zum kleineren teile zu überzeugen im stande sind.

Ausser in der auf den inhalt sich erstreckenden revision des lesestoffes macht sich die stets nachbessernde hand des herausgebers auch sonst noch vielfach bemerkbar. In der graphischen bezeichnung hat er den anschluss an Sievers vollzogen, mit ausnahme der type für *g*, wo Kluge das Sieverssche  $\mathfrak{g}$  verwirft. Das glossar ist mannigfach ergänzt, bei seltenen wörtern auch durch belege, die über das lesebuch hinausgehen; leider, wenn auch begrifflicherweise, sind darin die hinweise auf Sievers' grammatik weggelassen, weil ja eine neue auflage derselben sich in vorbereitung

befindet und verweise auf die alte später nur irreführen könnten. So ist denn auch der zweite zusatz auf dem titel, verbesserte auflage, voll berechtigt und alle diese besserungen werden unzweifelhaft dazu dienen, den guten ruf des lesebuches, das keiner empfehlung mehr bedarf, von neuem zu befestigen.

Im interesse der anfänger aber und derjenigen, welche ohne anleitung eines lehrers mit Kluges chrestomathie an das studium des ae. gehen müssen, möchte ich mir noch erlauben, dem verehrten verfasser gegenüber einige wünsche auszusprechen, welche in erster linie das glossar betreffen, in der hoffnung, dass sie in einer künftigen dritten auflage freundliche berücksichtigung finden werden.

Nach den erfahrungen, welche ich in meinen altenglischen übungen gemacht habe, halte ich es für angezeigt, den studenten die erlernung des altenglischen so viel als möglich durch ein zweckmässiges wörterbuch zu erleichtern und empfinde es als einen mangel an Kluges glossar, dass es einerseits nicht eine streng alphabetische anordnung durchführt, andererseits mit verweisen von formen älterer zeit oder englischer dialekte auf die normalen ws. sich manchmal etwas zu sparsam zeigt. Die abweichungen von der alphabetischen ordnung beruhen zum teil auf dem grundsatz, über dessen berechtigung man verschiedener meinung sein kann, dass composita unter dem stammwort, ableitungen aber gesondert eingereiht werden, so dass z. b. *nýðnæme*, *nýðfearf* vor *genýðan*, *nýðling* zu stehen kommen; indessen ist auch darin nicht consequent verfahren, so findet sich die mehrzahl der mit *or-* zusammengesetzten wörter unter *or-*: *oréúæce*, *ordál*, *oraldt*, *orforme* usw. davon getrennt aber und je an den platz, der ihnen in streng alphabetischer reihe zukommt, eingewiesen *orforme* Jud. 271, *ormód*, *orsáwle*, *orsorb*, *ortrýce*. unter diesem stichwort sind aber auch *orwærde* und *orfanæ* angeschlossen, während *orwæne* und *georwænian* wider später folgen, oder z. b. *onbryrdan* steht unter *b*, *onbryrdnys* unter *o*. Zum teil ist die alphabetische ordnung ohne ersichtlichen grund, wol nur durch versehen verlassen: es gehören z. b. *frán* vor *fræca*, *fréogan* vor *fréolic*, *gegeorwian*, *geostrá* vor *géotan*, *hlemm* vor *hléo*, *pund* hinter *púca*, *secoræa* vor *secóh*, *tintreg* vor *tiokhian*, *unslæac* hinter *unsúda*, *awwíne* hinter *ungewiderung*. bei *innan* fgg. ist die reihenfolge völlig zerrüttet.

Auch in beziehung auf vollständigkeit liesse sich am glossar noch manches verbessern. Dass die oft recht zweifelhaften wörter der glossen zum grossen teil fehlen, lässt sich, wenn es mir auch nicht gelingt, einen grund für aufnahme des einen, ausschluss des andern zu finden, wol verteidigen; mit anfängern wird man diese stücke nicht behandeln wollen und für vorgerrücktere wird die aufsuchung der etymologie und der bedeutung eine vortreffliche übung des eigenen scharfsinnes abgeben, dabei bleibt nur zu bedauern, dass uns auf diese weise auch die meinung eines so sachkundigen mannes wie Kluge vorenthalten bleibt. Aber auch abgesehen von den glossen vermisst man manches wort in dem doch nach vollständigkeit strebenden verzeichnis; ich habe mir, ohne systematisch danach gesucht zu haben, die folgenden als fehlend notiert: *almesman*, *áfandodlic*, *áforsian*, *átásau*, *bencian*, *beoddian*, *bercwæstm*, *bræscæc*, *carlcas*, *cwidol*, *cwyldrof*, *cynesettl*, *eýdere*, *dag-seccald*, *dnyg* (nur der verweis *dnyg* siehe *dnyg* vorhanden), *cordrypel*, *flinhred*, *forhogung*, *forspanung*, *geondstrégar*, *ginddrenean*, *hildecalla*, *hlence*, *hløse*, *hne-scian*, *gehúsa*, *leeing*, *mærsung*, *móuscæc*, *oferbrédels*, *geseccádrisnys* neben *seccádrisnys*, *seircwæstm*, *sigewif*, *swáshévan* (nur verweis *swáshévan* siehe *swáshévan* ist da), *unásédendlic*, *wíodian*, *wíft*.

Ein paar mal sind englische wörter im glossar ohne deutsche entsprechung angeführt, was sicher vorsichtiger ist, als eine vermuthung für gewissheit auszugeben. hin und wider scheint aber doch deren bedeutung unzweifelhaft, z. b. *calwar* = lat. *galmaria*, *galbalarum*, molken, vielleicht verwandt mit schweiz. *challe* = gerinnen, stocken, gehieren von flüssigkeiten und besonders von fett. Bei *tuuli* fehlt die bedeutung zilch. Neu sind meines wissens die ansätze *léab* mase. feld, fem. hain; *aglécœa* (got. *aglaits*) bösewicht, ungeheuer, und *aglécœa* (= ahd. *eigileihhi phalanx*) kriegler, held.

Der gestaltung des textes hat der verfasser ebenfalls erneute sorgfalt und widerholte prüfung angedeihen lassen, doch scheint mir auch da das eine und andere zweifelhaft, z. b. die conjectur *fótas* für hsl. *fēt* im Seefahr. 9 und hinweis auf Sievers Beitr. 10, 483, denn dort liegt doch wol typus B3 mit zweisilliger eingangsenkung vor, in welchem *fótas* metrisch bedenklich wäre, vgl. Beitr. 10, 455 § 6. Die form *fótas* ist a. a. o. übrigens von Sievers gar nicht für diese stelle in anspruch genommen worden. Dass das stück über Cädmon aus Beda in Älfredischer sprache übertragen geblieben ist, kann auffallen gegenüber Millers nachweis, dass das original dieser Bedaversion mereisch war. Warum s. 86 die stelle aus der Chronik vom jahre 1086 von *manig mare goldes* an nicht mehr in verse abgeteilt gedruckt wird, ist nicht ersichtlich. Bei dem abdruck der glossen ist ein etwas ungleichmässiges verfahren bemerkbar, im allgemeinen begnügt sich Kluge mit einer genauen wiedergabe der handschriften, auch bei offenbaren fehlern, in einigen fällen aber gibt er in anmerkungen besserungen der handschriftlichen lesarten, was sich vielleicht überall wo unzweifelhafte verderbnisse vorliegen, empfohlen hätte, namentlich auch bei den alten Bibelglossen s. 9 fgg. Ferner ist auf eine kleine inconsequenz in der bewahrung der handschriftlichen accente aufmerksam zu machen, die meistens als circumflexe wiedergegeben, in Älfrics Homilie über Gregor aber entweder weggelassen oder durch akute ersetzt sind.

Endlich schliesse ich meine anzeige mit der aufzählung einer anzahl von druckfehlern, in der hoffnung, damit zur ausmerzung derselben in der nächsten auflage mithelfen zu können: s. 13, nr. 2, l. 13 l. *Eegberet* statt *Eegberet*; s. 23 unten l. *pecora* statt *nevora*; s. 24 Ps. IX, 3 l. *lactabor* statt *lactabot*; s. 25, ib. IX, 16 l. *pes* statt *per*; s. 47, II, 4 *seribas* statt *seribas*; s. 49, II, 15 *prophetam* statt *prophetum*; s. 64, 985 *temulentī* statt *temulentia*; s. 123, XXIX, 10 *gódes* statt *godes*; s. 163 oben *be<sup>o</sup>(écorian)* statt *he<sup>o</sup>*; s. 171 unten *fljtme* statt *fljltme*; s. 172 *fremsum* statt *fensum*; s. 178 *helpan* (*ge-*) statt *helpan*(*ge*); s. 181 oben *andorn* statt *andern*; s. 182 *idelness* statt *idelness*; s. 186 *man* (pronomen) statt *mann*; s. 195 mitte *secop*, *dichter* statt *dehter*; s. 209 l. *membrum* statt *memerum*; (*uang<sup>o</sup>*) *turf* statt *o<sup>o</sup>turf*; s. 212 unten *prophexeing* statt *phophexeing*.

Nicht aus freude an kleinlicher nörgelei, sondern von dem aufrichtigen wunsche erfüllt, einen bescheidenen beitrug zur vervollkommnung eines buches zu liefern, das in die hände aller germanisten und anglisten unter unseren studenten gelangen sollte, habe ich meine äusserungen zu papier gebracht und nehme darum auch mit dem ausdrücke herzlichsten dankes abschied von dieser neuesten gabe des verehrten verfassers.



Friedrich Nicolais roman „Sebaldu Nothanker“. Ein beitrug zur geschichte der aufklärung. Von **Richard Schwinger**. (A. u. d. t. Litterarhistorische forschungen, herausgegeben von J. Schiek und M. v. Waldberg. Heft II.) Weimar, Felber. 1897. XIV, 272 s. 6 m. Subskriptionspreis 5,20 m.

Die vorliegende schrift behandelt einen ungemein glücklich gewählten gegenstand; es ist das verdienst v. Waldbergs, den verfasser darauf hingewiesen zu haben. Danach werden wir anzunehmen haben, dass es sich um eine erstlingsarbeit handelt, und es sei gleich ausgesprochen, dass man das der schrift nirgends anmerkt. Der verfasser zeigt sich als wol unterrichtet; ohne unnötiges und zu fernliegendes heranzuziehen, weiss er gut über die in betracht kommenden fragen zu orientieren: die darstellung ist einfach und sachlich, dabei klar und leicht verständlich, so dass auch von der stilistischen seite aus nichts auszusetzen ist.

Der „Nothanker“ berührt so nach allen seiten hin das geistige, religiöse und allgemein-kulturelle leben des 18. jahrhunderts, dass eine eingehende untersuchung seines gesamtgehaltes sowol der litteratur- als der kulturgeschichte zu gute kommen muss. Deshalb sei die vorliegende schrift namentlich allen denen empfohlen, die sich eingehender mit der geschichte des geistigen lebens Deutschlands im 18. jahrhundert beschäftigen. Bei der behandlung des romanes selbst und der besprechung der urbilder der einzelnen figuren war es natürlich nicht zu vermeiden, dass vielfach dinge sorgfältig ausgeführt wurden, die den meisten freunden der deutschen dichtung wol bereits bekannt sind. Doch wird auch der mit dem gegenstande vertraute dem verfasser dank dafür wissen, dass hier alle für die komposition und entstehung des romanes wichtigen tatsachen übersichtlich und klar aneinandergereiht worden sind, so dass die vielfach verzweigten beziehungen litterarischer und kulturhistorischer art sofort bequem überschaut werden können. Auch ist eine derartige genaue durchforschung eines mehr oder weniger bekannten gebietes niemals ganz ohne nutzen; daher sind bei den erörterungen der grundlagen des romanes im einzelnen manche hübsche nachweise gegeben, auch einzelne bisher wol nicht allgemeiner bekannte beziehungen aufgedeckt worden. So war mir der hinweis auf Joh. Wilh. Bernh. von Hymnen († 1787) als ein allenfalls neben Joh. Georg Jakobi wirksames modell für die gestalt Säuglings neu; ebenso sei auf die hübschen parallelen aus Jakobis gedichten und auf die, so viel ich weiss, in dieser art noch nicht bekannten belege zu der satire auf Riedel s. 128 fgg. verwiesen. Auch die beziehung der Judengeschichte auf Mendelssohn war mir bisher entgangen. Ebenso wie diese persönlichen beziehungen sind die grösseren zeitgeschichtlichen grundlagen überall klargelegt, und die grösseren und kleineren richtungen, die absichtlich oder unabsichtlich in dem Nothanker ihren niederschlag gefunden haben, werden ausreichend und richtig charakterisiert. Nur einen zug hätte ich gern ausführlicher behandelt gesehen, den der verfasser nur im vorbeigehen s. 261 andeutet und dessen kulturgeschichtliche wichtigkeit nicht zu unterschätzen ist: das ungünstige licht nämlich, in welchem der wolhabende mittelstand bei Nicolai erscheint; hier würde es sich wol verlohnt haben, durch genaueres eingehen auf die einzelheiten und vielleicht auch durch herbeiziehen anderer litterarischer parallelen der von Nicolai zum ausdruck gebrachten stimmung nachzugehen und die frage nach ihrer verbreitung und stärke im damaligen Deutschland zu erörtern.

Recht wertvoll ist der zweite teil von Schwingers arbeit, der die aufnahme und die litterarischen nachklänge des Nothanker schildert. Man übersieht jetzt die

ausserordentlich grossen wirkungen, die von dem buche ausgegangen sind. Nachträge werden vielleicht hier und da noch gegeben werden können; aber alles wesentliche ist, so weit ich sehe, berücksichtigt; und dass der verfassers sich bei der behandlung der nachahmungen einige beschränkungen auferlegt hat, wird ihm kein einsichtiger verübeln.

BERLIN.

GEORG ELLINGER.

### Got. *hiri*, *hirjats*, *hirjip*.

Das unterbleiben der brechung in den worten *hiri*, *hirjal*, *hirjip* (letztere beide *ἕταξ ἰσγῶσρα*) ist unter den wenigen fällen, wo das gotische die brechung nicht vollzogen hat, der rätselhafteste. Ihn zu erklären, sind zwei versuche gemacht worden.

J. Schmidt lehrt (Vokalismus II, 423 fgg.), dass die brechung in den obigen wörtern deshalb unterblieben sei, weil der hochton hier die zweite silbe getroffen habe. Dagegen wendet sich Paul, Idg. forsch. IV, 334 mit recht. Der wie ich das gesetz, in unbetonter silbe sei brechung unterblieben, überhaupt nicht anerkennt, wird die von Schmidt gegebene erklärung natürlich von vornherein ablehnen. Aber die richtigkeit des gesetzes selbst zugegeben, eine betongung *hiri* würde doch vollständig in der luft schweben. Denn Paul hebt richtig hervor, dass für das gotische sprachgefühl diese imperativformen als von einem verbalstamme *hir* herkommend erscheinen müssen, und selbst wenn die in frage stehenden worte ursprünglich gar keine verbalformen wären, im gotischen sind sie mit solchen zusammengefallen, wie *hirjats*, *hirjip* zeigt, und sie müssen der betongung des got. verbums folgen. Wir haben daher für das gotische ein starkes verbum *\*hirjan* voranzusetzen, das sonst nicht vorkommt und auch ausser im imperativ wol kaum vorkommen konnte, wie man sich auch im übrigen mit seiner etymologie abfinden mag. Die verbalendungen waren aber im gotischen nirgend betont. Ferner hätte nun J. Schmidt doch noch dafür belege bringen müssen, dass das gesetz auch für vortonige *i* und *u* gilt. Die wenigen fälle, die man für dasselbe überhaupt anführen kann und die sich alle ebenso gut anders erklären lassen<sup>1</sup>, sind nachtonig. Komposita wie *bihait*, *bihaitja*, *bircks*, *dubre duriman* dürfen natürlich nicht angeführt werden. Hier wirkten einmal die simplicia und ausserdem fand eine scharfe silbentrennung statt, die *r* und *h* gehören zur folgenden silbe. Bei *hiri* könnten wir ja nun zur not *hi-ri* trennen, aber *hi-rjats*,

1) In frage kommen hierbei ausser den obigen imperativadverbien das enklitische *uh*, *nih*, *nuh*, *fidurda* und *farihis* vgl. Braune, Got. gramm.<sup>3</sup> § 20 anm. 1; Streitberg, Got. elb. § 49. *uh* aus *yge* hat langes *u* (Per Person, Idg. forsch. II, 212 fgg.), ebenso *fidurda* (vgl. *ahūda*) und *nuh* (aus *nu + ūh*) oder *nū + h*). *nih* wird später zur sprache kommen. Es bleibt von allen *farihis*. Und das kann, da es *ἕταξ ἰσγῶσρα* und „der verderbnis dringend verdächtig“ ist, wie die glosse *siku* (I. Cor. 15, 57) erklärt werden (J. Schmidts ansicht Neutra 153, Vokalismus a. a. o. *h* solle die palatale spirans ausdrücken, ist mir weniger ansprechend, als einfach einen schreibfehler anzunehmen, der sache nach sind beide erklärungen gleich). *Pariys* wäre eine bildung wie *gabigs*. So brauchen wir denn auch für *widuwairna* und *undaurnimats* nicht einen starken neben-ton verantwortlich zu machen. Über *paup-paupa* und *paup-pura* vgl. Kuhns ztschr. 35, 301. In *Tibairius*, *Tibairias*, *Tibairiadis* ist auch brechung eingetreten. Die worte waren sicher volkstümlich und deshalb nach germ. betongung *ai* unbetont.

*hi-rjip* wären unmöglich, hier müssten wir schon die analogie von *hiri* wirken lassen, die uns aber in andre schwierigkeiten brächte.

Paul macht seinerseits einen andern vorschlag. Er hält das folgende *i* für verantwortlich und lehrt, ursprüngliches, dem *r* oder *h* unmittelbar folgendes *i* hindere die brechung. Auch dieser ausweg scheint mir ungangbar. Das auslautende *i* von *hiri* ist lautgesetzlich aus *j* vokalisiert, Pauls lehre müsste also statt *i j* sagen. Das *j* in *hirjats hirjip* ist aber mehrdeutig. Ferner fehlt nun im got. sonst jeder beleg, dass sich urgerm.  $\tilde{e}$  und  $\tilde{i}$  noch in ihren wirkungen erkennen lassen, beide laute sind hier unterschiedlos zusammengefallen. Und auch dafür muss Paul, ohne man seiner ansicht näher treten kann, belege bringen, dass sonst noch got. *j* oder  $\tilde{i}$  (= urgerm. *j* oder  $\tilde{i}$ ) auf vorhergehende vokale und konsonanten gerade palatalisierende wirkung irgend welcher art ausüben.

Ich möchte eine andere erklärung vorschlagen. Der grund, dass sich in *hiri* und seiner sippe das *i* des stammes der brechung entzogen hat, muss in seiner natur liegen. Und in der tat scheint uns ja hier ein got. *i* erhalten zu sein, das sich von den übrigen, mögen sie aus urgerm.  $\tilde{e}$  hervorgegangen sein oder altes *i* fortsetzen, nach seiner entstehung und phonetischen qualität dentlich unterscheidet.

Wir unterscheiden für das germ.  $\tilde{e}^1$  und  $\tilde{e}^2$ . In der frage, wie letzteres entstanden ist, sind wir über vermuthungen leider noch nicht hinausgekommen<sup>1</sup>. Für die vorliegende frage ist ja seine entstehung auch nebensächlich, für sie genügt die tatsache, dass im germ. zwei grundverschiedene  $\tilde{e}$  vorliegen, got. *hēr* (ahd. *hiar*) hat nun solches  $\tilde{e}^2$ . Die entstehung dieses adverbiums denke ich mir so: an den pronominalstamm *ki* ist das instrumentalsuffix  $\tilde{e}$  getreten. Das auf diese weise entstandene  $*k\tilde{e}$  = germ.  $*h\tilde{e}$  (vgl. got. *īr*) ist durch die deiktische partikel *ro* (gr.  $\delta\epsilon\tilde{\epsilon}$ -*ro* vgl. Per Person I. c. 249) erweitert worden. Das so zustande gekommene *hēr* trat natürlich völlig aus dem zusammenhang mit dem pronominalstamm *ki* heraus und das *i* in *hiri* hat mit dem  $\tilde{i}$  dieses stammes direkt nichts zu schaffen<sup>2</sup>. Vielmehr haben wir in dem *i* von *hiri* eine tieftonige stammgestalt zu *her* zu sehn. Nun meine ich, ebenso wie zu  $\tilde{e}^1$  als tiefstufe ein  $\tilde{e}^1$  gehört, werden wir für  $\tilde{e}^2$  eine tiefstufe  $\tilde{e}^2$  postulieren dürfen, und beide  $\tilde{e}$  sind wie ihre längen ihrer qualität nach im urgerm. deutlich unterschieden gewesen. Das got. musste natürlich auch  $\tilde{e}^2$  zu *i* werden lassen, sodass sein *i* urgerm.  $\tilde{i}$ ,  $\tilde{e}^1$  und  $\tilde{e}^2$  fortsetzt. Für  $\tilde{e}^2$  konnten wir bisher aus dem got. heraus nichts beibringen (tiefstufe *ei* (*i*) auch zu  $\tilde{e}^1$  + *i*), es ist  $\tilde{e}^1$  völlig gleich geworden<sup>3</sup>.

1) Kluge meint  $\tilde{e}^2$  beruhe auf idg. *ei* mit urgerm. brechung vor *r* (P. G. F. 504, vgl. 411). Letztere wäre jedesfalls erst noch ausserdem nachzuweisen, bedenklich bleibt ferner, dass sie nicht alle fälle erklärt. Ansprechender will Mikkola B. B. XXII, 244 von idg.  $\tilde{e}$  ausgehn. Auf denselben gedanken bin auch ich unabhängig von ihm verfallen; wir kommen überall mit dem ansatz von *u* und *o* aus. Nur die schwierigkeiten der sog. reduplizierten perfekta (*duihait*; *hiar*) kann ich noch nicht ganz beseitigen. Mikkola's erklärung von der erhaltung des *i* in *hiri* kann ich aber nicht für zutreffend halten, für eine entwicklung  $\tilde{i}$  : *i* fürs germ. fehlt jeder anhalt.

2) Aus diesem grunde kann ich auch nicht wie Brugmann (Grundriss I<sup>2</sup> §86, 2) *hiri* für beeinflusst durch *hidre* halten.

3) Den schluss aus der tatsache,  $\tilde{e}^2$  wechsele nie mit *ei*, hält Ströthberg mit recht für hinfällig. Wie will man sich übrigens mit *skærin* 1. Cor. 11, 26 neben *skærins* (1. Cor. 12, 10) abfinden? Für das durch ahd. *sciuro* geforderte got. *skers* ist uns überhaupt nur *skers* (zweimal) erhalten.

dasselbe gilt von urgerm.  $i$  und  $e^1$ . Scheint meine erklärung annehmbar, so können wir jetzt die existenz von  $i^2$  auch ohne die hilfe der andern germ. sprachen im got. nachweisen, und zwar durch seinen ablaut  $i^3$ . Ich fasse demgemäss die regel über die got. brechung so: vor  $r$  und  $h$  erleiden alle got.  $u$  und die  $i$  aus urgerm.  $i$  und  $e^1$  in jeder lage brechung, das  $i$  aber, das die tiefstufe  $e^2$  zu hochtonigem  $e^2$  bildet, bleibt von der verdampfenden wirkung der folgenden  $r$  und  $h$  verschont. Für die zeit der entstehung unserer gotischen sprachdenkmäler werden wir wol aber bei  $e^2$  ebenso wenig wie bei  $e^2$  einen unterschied in der aussprache anzunehmen haben. Das gotische wird einheitliche  $e$  und  $i$  aus den verschiedenen urgerm. lauten entwickelt haben.

Über die natur des so konstatierten urgerm.  $e^2$  können wir natürlich noch weniger wissen, als über die von  $e^2$ . Mit dem ausdruck  $e^2$  will ich nicht einmal sagen, dass der laut ein  $e$  war, es kann ja auch ein  $i^2$  gewesen sein. In bezug auf die ablautsverhältnisse halte ich folgendes für wahrscheinlich:  $e^2$  (=  $i^2$ ,  $i^2$ ) hatte von anfang an eine tiefstufe  $\bar{e}$  bei sich, die ihrerseits bei nochmaliger verkürzung zu  $i$  werden konnte; es entwickelte sich aber zu  $e^2$  im sonderleben des germ. noch eine sekundäre tiefstufe, die mit  $e^2$  zu bezeichnen ist. Leider ist ja unser material in dieser hinsicht zu beschränkt.  $e^2$  liegt nur in wenigen fällen vor (vgl. Noreen, Urgan. lautl. § 10, woselbst aber manches zweifelhaft), von den reduplizierten perfekta abgesehen; die tiefstufe  $\bar{e}$  treffen wir auch noch mehrere male an, die tiefstufe  $e^2$  können wir nur im stamme *hür* zweifellos konstataren, in den andern  $i$  kann die tiefstufe zu  $\bar{e}$  vorliegen. Vielleicht könnten wir aber den ablaut  $e^2$  doch noch einmal — natürlich nur im gotischen — feststellen. Auch in *nih* ist die brechung unterblieben. An unbetontheit ist nicht zu denken, denn in *naih* *jaüh* (falls nicht mit Per Person *īauh*) wirkt sie z. b. nicht, abgesehn davon, dass *nih* gewöhnlich emphatisch gebraucht wird. Die labiale natur des  $h$  ist auch kein erklärungsgrund, da sie sich in andern fällen nicht in dieser weise dokumentiert. Auch mit einer grundform  $ni + uh$  kann ich mich nicht befreunden, das beste ist noch, mit Streitberg *nih* durch  $ni$  beeinflusst sein zu lassen, natürlich ist das aber nur ein notbehelf. Per Person hat Idg. Forsch. II, 199 fgg. ausführlich über den weitverzweigten pronominalstamm *ne, no* gehandelt. Die stellung der negation zu ihm hat auch er nicht endgiltig klar gelegt. Wir dürfen mit sicherheit mehrere negationen für das idg. ansetzen, schon die germ. lassen sich kaum unter einen hut bringen. Indessen sind die demonstrativpartikeln und die negationen in ihren formen und auch zum teil bedeutungen so durch einander gegangen, dass ich an dieser stelle darauf verzichten muss, einen versuch zu reinlicher scheidung hierin zu machen. Für das german. können wir annehmen, dass zwei grundverschiedene negationen vorhanden waren, die in ihren hochstufen zusammengefallen sind. Nämlich  $ne^1$  und  $ne^2$ .  $ne^1$  hatte als tiefstufe urgerm.  $ne^1$  = got. *ni* bei sich. Die existenz von  $ne^2$  geht hervor aus der tiefstufe  $nei$  (= *nē*). Die dazu entwickelte tiefstufe  $nē$  fiel mit der von  $ne^1$  zusammen. Die zweite tiefstufe zu  $ne^2$   $ne^2$  kann auch in *ni* zu suchen sein, sicher nachweisen könnten wir sie nur in *nih*, weil sie hier der brechung widerstanden hat.

Lutherana.<sup>1</sup>

Den erläuterungen der rätsel, welche Kläiber aus Luthers sprachschatz herausgehoben hat, und von denen ich einige in Bd. XXIX. 372 fgg. der lösung näher zu bringen gesucht habe, füge ich hier noch einige bei. Sie dürften wenigstens einer weiteren prüfung wert sein.

Zu s. 46, nr. 21 *muderei*, *mutterei* möchte ich bemerken, dass schon der in mancher beziehung eigenartige, von Stephan Roth bearbeitete druck der kirchenpostille Luthers, welchen Michael Lotthier 1539 herausgab, den ausdruck durch mutwillen ersetzt. Roth hat den ausdruck also von mut abgeleitet und dazu wol ein gutes recht. Vgl. schelmerei; moneherei, nonnerei. Der begriff mutwillen, willkür der sich vollständig mit der von Kläiber aus der ed. Viteb. 7. 516 angezogenen übersetzung „vesana temeritas“ deckt, passt zu allen von ihm gegebenen beispielen. Wenn Kläiber s. 47 sagt: „mutterei“ muss = quälerei, zornige feindschaft sein, so hat er den grundbegriff ungebogen, wozu ihn wol die s. 46 citierte mittheilung von dr. Frommann veranlasste. Wenn die Wittenberger, Jenaer und Erlanger ausgabe dafür „meuterei“ setzen, so ist das eine spätere form. In der „meuterei“ herrscht der *ἄνθος*, der mut, die willkür statt des verstandes und der kühlen überlegung. Der bauernkrieg wird von gleichzeitigen schriftstellern als bauernlust bezeichnet.

Kläiber fragt Bd. XXVI. s. 42, nr. 25: Was ist Mattheshochzeit? Er hat den ausdruck nicht nur bei Luther, sondern auch bei Schweinichen nachgewiesen, während ihn Freybe auf den „armen Matthes“ aufmerksam gemacht hat. Ganz richtig wird Mattheshochzeit als „hochzeit eines armen schluckers“ erklärt. So findet sich der ausdruck auch in Mathesius hochzeitpredigten. (Vgl. Lösche, Joh. Mathesius ausgewählte werke, zweiter band: Hochzeitpredigten. Wien 1897.) Vgl. bei Lösche s. 266, 11. 267, 18.

Zu s. 50, nr. 26 flasche hat J. Meier Bd. XXVII s. 61 gefragt: Sollte flasche nicht = schwert sein? Kläiber denkt zunächst an lagena, bringt aber keinen passenden sinn heraus, weil er das wort einseitig ansieht. Er fühlt, fürstendiener als flaschen, die sich von den fürsten füllen lassen, passen nicht in den zusammenhang. Aber flaschen werden nicht nur gefüllt, sondern auch geleert. Sehen wir den zusammenhang näher an. Luther stellt einander zweierlei fürstendiener gegenüber: solche, welche die arbeit tun, land und leute regieren, und solche, welche nur wie eine flasche, aus der man trinkt, zum genuss und zum vergnügen dienen, was wir in moderner sprache hofschrauzen nennen. Das schwert passt schlechterlings nicht in den zusammenhang. Denn für Luther ist das schwert in der hand der obrigkeit nicht ein blosser gegenstand des vergnügens und genusses im gegensatz zur arbeit. Für Luther trägt die obrigkeit das schwert nicht umsonst. Röm. 13. 4. Sobald man den gegensatz, welchen Luther im sinne hat, scharf fasst, verschwindet das dunkel des ausdrucks. Leider ist mir die lateinische übersetzung der hauspostille nicht zur hand, um prüfen zu können, wie weit der übersetzer mit der von mir angegebenen auslegung übereinstimmt.

Bei den „beschornen männlein“ s. 50, nr. 27 wird Luther die reminiscenz von 2. Sam. 10, 4. 5 vorgeschwebt haben. Das tertium comparationis ist für Luther, wie Kläiber wol richtig gesehen, das gefühl der beschämung.

1) Vgl. band XXVI, 30—58. XXVII, 55—63.

S. 50 nr. 28 hamerstetig hat Kläber in seiner zweiten hälfte ganz richtig gefasst. Luther vergleicht den alten Adam mit einem pferd, das unter die sporen zu fassen ist, weil es mutwillig, stetig ist. Wenn Luther das pferd hamerstetig nennt, so beweist er, dass er mehr mit reitpferden zu tun hatte, als wir kinder der neuzeit. Das pferd muss oft zum hufschmied, aber nur zu oft stutzt es und weicht dem hammer beim beschlagen aus. Denn es ist wehleidig. Der alte Adam ist für Luther nicht nur mutwillig, sondern auch kreuzesscheu, wehleidig. Die wortbildung „hamerstetig“ ist in keiner weise schwierig. Vgl. wasserscheu. Der versuch von Ehrismann Zeitschr. XXVII s. 57, die lesart zu ändern, ist überflüssig. Der begriff hamel == abgrund führt auf wege, die Luthers gedanken hier nicht entsprechen.

S. 52, nr. 33. „Vom habersack singen“ lässt sich sofort verstehen, wenn man den von Kläber ganz glücklich herangezogenen ausdruck „vom strohsack singen“ daneben hält. Das bild geht, wie Kläber richtig erkannt hat, vom futter-sack des pferdes aus. Ist haber in dem sack, so freut sich das pferd, es ist seinem herrn dankbar, singt ihm gleichsam ein danklied. Mönche und pfaffen singen die messe, verrichten äusserlich ihr werk, aber sie wissen nichts von freudigem dank, sondern „lassen sich dünken, unser herr Gott sei ihnen alle ding schuldig“. Das ist der sinn der zuerst angezogenen stelle. E. A. 6, 5. In der zweiten stelle E. A. 6, 208 redet L. vom undank von bauer, bürger, knechten und mägden gegenüber der obrigkeit. Sie hören wol, was sie dem kaiser geben sollen, aber „sie singen ihm nicht vom habersack“, gerade „als wären sie dem kaiser nichts schuldig“. Es fehlt am freudigen dank für die voltat eines geordneten regiments. Vom strohsack singen nach E. A. 38, 30 päpste und mönche. „Sie haben ihre stifte und klöster, das ist ihre freude, und werden also gross und gewaltig nicht durchs wort, sondern durch ihren mammon.“ Aber, will Luther im zusammenhang sagen, aller irdische besitz ist wie der nur mit stroh gefüllte futtersack des pferdes, der dasselbe nicht befriedigt, so dass es gleichsam ein klagelied über den strohsack anstimmt. Dass dies Luthers gedanke ist, zeigt der schluss des ganzen abchnitts: „sie haben doch die herzensfreude nicht.“ An strohsack als lager, gar als gutes lager, wie Kläber s. 54 will, ist nicht zu denken. Es kann sich aber auch nicht um einen vertrag, einen kompromiss handeln, bei welchem leistung und gegenleistung einander entsprechen müssen, denn auszugehen ist, wie Kläber ganz richtig gesehen hat, vom futter-sack des pferdes. Das tertium comparationis, das auch J. Meier nicht a. a. o. s. 62 getroffen haben dürfte, ist das gefühl der befriedigung und nichtbefriedigung mit seinem ausdruck in dankerweis oder undank.

Zu berösten s. 54 nr. 34 sei noch auf die „röste“, die grube, aufmerksam gemacht, welche man für flachs und hanf gräbt, um ihn zu rösten. Wenn Luther sagt: Also muss man ihn (den teufel) berösten und fahen, so kann das heissen: Man muss ihm eine grube graben und ihn darin fangen.

Zu dem sog. *Opus imperfectum*.

Dem bericht und den verhandlungen über die Dresdener philologenversammlung (oben s. 361 fg.) entnehme ich, dass prof. Streitberg veranlassung genommen hat, sich gegen meine in der Beilage zur Allgemeinen zeitung (Jahrg. 1897 nr. 44) veröffentlichte skizze zu wenden.

Es liegt für mich kein grund vor, auf seinen mir nur in kurzem auszug vorliegenden vortrag einzugehen.

Nur ein passus verdient berücksichtigung, da prof. Streitberg mir einen positiven irrthum nachgewiesen zu haben glaubt. Es handelt sich um die stelle, die ich für die auswanderung der wulfilanischen Goten als beleg herangezogen hatte. Ich habe in der Migneschen ausgabe nur spalte 767 fg. ausdrücklich citirt. Es war, da ich auf sorgsame leser des commentars rechnete, nicht erforderlich die einer hervorhebung überhaupt nicht bedürftige stelle auszuschreiben, die sich auf spalte 896 findet und also lautet: *Nos enim ab illis exivimus corpore, illi autem a nobis animo. Nos ab illis exivimus loco, illi a nobis fide. Nos apud illos reliquimus fundamenta parietum, illi apud nos reliquerunt fundamenta scripturarum. Nos ab illis egressi sumus secundum aspectum hominum, illi autem a nobis secundum iudicium dei.*

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

## NEUE ERSCHEINUNGEN.

- Beowulf**, Angelsächsisches heldengedicht übertragen von Moritz Heyne. 2. aull. Paderborn, Schöningh. 1898. VIII, 184 s. 1,40 m.
- Brugmann, Karl**, Grundriß der vergleichenden grammatik der indogermanischen sprachen. Erster band: Einleitung und lautlehre. Zweite bearbeitung. Strassburg, J. Trübner. 1897. XLVII, 1098 s.
- Bischoff, Heinrich**, Ludwig Tieck als dramaturg. Bruxelles 1897.
- Credner, Karl**, Neidhartstudien. Leipz. diss. 1897. 88 s.
- Nygaard, M.**, Sproget i Norge i fortid og nutid. 2. udg. Bergen 1897. 15 ss. (Kurzer sprachgeschichtlicher überblick für die norwegischen gymnasien.)
- Ordbok** öfver svenska spraket utgifven af Svenska akademien. Häftet 7. S. Sp. 913—1232. alfa — an. Lund, Gleerup. (Leipzig, M. Spitzgatis.) 1897. à 1,50 kr.
- Paul, Hermann**, Die bedeutung der deutschen philologie für das leben der gegenwart. Festrede gehalten in der öffentlichen sitzung der k. b. akad. der wissensch. am 15. nov. 1897. München 1897. 23 s. 4.
- Polle, Friedr.**, Wie denkt das volk über die sprache? Gemeinverständliche beiträge zur beantwortung dieser frage. 2. aull. Leipzig, Teubner. 1897. VI. 188 s. 2,40 m.
- Ritter, Albert**, Altschwäbische liebesbriefe. Eine studie zur geschichte der liebespoesie. (A. u. d. t.: Grazer studien zur deutschen philologie. V.) Graz, Styria. 1898. VIII, 118 s.

- Schönbach, Anton E.**, Dichtungen und sänger, das hof- und minneleben bis 1270. Separatabdruck aus band I der „Geschichte der stadt Wien“ herausg. vom altertumsvereine zu Wien. Wien 1897. 5 tafeln. 34 s. fol.
- Sokoll, Eduard.** Zum angelsächsischen Physiologus. Progr. der k. k. staats-oberschule in Marburg. 1897. 22 s.
- Steiner, Rudolf.** Goethes weltanschauung. Weimar, Felber. 1897. XII, 266 s. 3 m.
- Torsviken** i sin norske form udgivet med en afhandling om dens oprindelse og forhold til de andre nordiske former af **Sophus Bugge** og **Moltke Moe.** Christiania 1897. II, 121 s. [Separatabdruck aus der festschrift der universität zum regierungs-jubiläum könig Oskars II.]
- Waas, Christian.** Die quellen der beispiele Boners. Dortmund 1897. (Dissert. Giessen.)
- Zarneck, Friedr.**, Aufsätze und reden zur kultur- und zeitgeschichte. Leipzig. E. Avenarius. 1898. [A. u. d. t.: Kleine schriften von Fr. Zarneck. Zweiter band.] IX, 402 s. 9 m.

---

## NACHRICHTEN.

Am 29. november 1897 verstarb zu Christiania professor dr. Carl Richard Unger (geb. 2. juli 1817 ebendaselbst).

Die ordentl. professoren dr. Wilh. Streitberg und Franz Jostes in Freiburg in der Schweiz haben ihre demission eingereicht und werden ihre ämter am 1. april 1898 niederlegen.

Der ausserordentl. professor dr. Berthold Litzmann in Bonn wurde zum ordinaris befördert; der ordentl. professor dr. Otto Behaghel in Giessen erhielt den charakter als geh. hofrat. der oberbibliothekar dr. G. Wenker in Marburg den professortitel.

An der universität Innsbruck habilitierte sich dr. Jos. Schatz für germanische philologie.



## DIE LESE- UND EINTEILUNGSZEICHEN IN DEN GÖTISCHEN HANDSCHRIFTEN DER AMBROSIANA IN MAILAND.

Als ich vor fünf jahren die untersuchung der gotischen handschriften der Ambrosiana anfieng, fiel mir schon auf, wie wenig man bisher die lese- und einteilungszeichen beachtet hatte, die sich besonders im Cod. B häufig finden<sup>1</sup>. Die darauf bezüglichen angaben der verschiedenen herausgeber gotischer texte, von Castiglione bis auf Uppström, entsprechen nicht der handschriftlichen überlieferung. Nachdem ich die abschrift sämtlicher codices vollendet hatte, beschloss ich darum, zunächst auf diesem gebiete klarheit zu schaffen, und begann eine nochmalige prüfung aller texte nur mit rücksicht auf diese zeichen. Die ergebnisse dieser untersuchung mögen die erste der veröfentlichungen bilden, die ich auf grund sorgfältiger prüfung der bis dahin nur von wenigen untersuchten palimpseste den fachgenossen zur beurteilung vorzulegen gedenke.

Im Cod. A bestehen die zeichen nur aus buchstaben. Solche finden sich an folgenden stellen:

		s. 176	1. Korinth. 5, 5	<i>q</i>	= 6.
	o <sup>3</sup> × <sup>2</sup>	„ 163	„ „ 11, 3	<i>h</i>	8.
	o ×	„ 87	„ „ 11, 26	<i>iv</i>	15.
		„ 141	„ „ 15, 29	<i>iq</i>	16.
	l <sup>1</sup> o ×	„ 99	„ „ 15, 58	<i>i;</i>	= 17.
	l ×	„ 143	2. „ 5, 11	<i>d</i>	4.
	l	„ 105	„ „ 7, 1	<i>e</i>	5.
	l ×	„ 155	„ „ 8, 1	<i>q</i>	6.
	l	„ 116	„ „ 9, 1	<i>;</i>	7.

1) Vgl. K. Marold, Sticheometrie und leseabschnitte in den gotischen episteltexten. Progr. Königsberg 1890.

2) × = Von Uppström angegeben.

3) o = Von Castiglione angegeben.

4) l = *laiktjo* in Cod. B.

$l$	$o$	$\times$	s. 88	Ephes.	2, 1	$a$	= 1.
$l$			94	"	2, 19	$b$	= 2.
$l$			167	"	4, 1	$g$	= 3.
$z^1$			161	"	4, 31	$e$	= 5.
	$o$	$\times$	170	Galat.	3, 27	$g$	= 3.
	$o$	$\times$	186	"	4, 12	$d$	= 4.
$l$			157	"	5, 24	$e$	= 5.
$ib^1$	$\times$		47	"	6, 11	$ib$	= 12.
$l$			34	Philipp.	3, 1	$g$	= 3.
			2	"	3, 15	$d$	= 4.
$l$			45	"	4, 1	$e$	= 5.
$l$	$\times$		15	Koloss.	1, 21	$a$	= 1.
			28	2. Thessal.	1, 7	$a$	= 1.
$g$			8	"	3, 11	$g$	= 3.
$b^1$	v. 8		39	1. Timoth.	1, 9	$b$	= 2.
$e^1$	" 8		19	"	2, 9	$g$	= 3.
			31	"	4, 2	$q$	= 6.
			25	2. "	1, 5	$a$	= 1.
$b^1$			26	"	1, 6	$b$	= 2.
			191	"	3, 4	$q$	= 6.
$h^1$			202	"	4, 1	$ib$	= 12.

Ausserdem glaube ich noch folgende zeichen zu lesen:

s.	57	Röm.	10, 7	$d$	= 4.
"	60	"	11, 23	$h$	= 8.
"	101	1. Korinth.	16, 10	$ih$	= 18.
$l$	110	Ephes.	4, 17	$d$	= 4.
"	170	Galat.	2, 18	$b$	= 2.
"	5	Koloss.	2, 23	$g$	= 3.
"	11	"	4, 9	$q$	= 6.
"	188	2. Timoth.	3, 7	$x$	= 7.
"	200	"	4, 8	$ig$	= 13.

Es stehen also 30 sichere und 9 ziemlich sichere zeichen. Uppström hat nur 11 bemerkt. Das von ihm und Castiglione auf s. 126 bezeichnete  $e = 5$  (1. Korinth. 11, 25) habe ich selbst beim klarsten lichte nicht auffinden können, obwol ich die stelle mehrmals untersucht habe. Da es nicht in die reihe passt, so nehme ich an, dass es überhaupt nicht vorhanden gewesen ist. Castiglione bemerkt auch dazu:

1) = zahlzeichen in Cod. B.

„Miror tamen duas diversas partitiones in eodem codice litteris iudicari“, ein grund, der für die richtigkeit meiner lesung spricht.

Im Cod. B bemerkt man eine vierfache einteilung, nämlich:

1. Stellen, welche durch ein beigeschriebenes *laiktjo* als leseabschnitte bezeichnet sind (bei vielen findet sich auch ein zahlzeichen, d. h. ein buchstabe);
2. Stellen, bei denen nur ein zahlzeichen steht;
3. Stellen, welche durch ein zusammengesetztes zeichen, gewissermassen abteilungszeichen 1. ordnung bezeichnet sind;
4. Stellen, an denen sich ein einfaches zeichen, abteilungszeichen 2. ordnung findet.

Die bezeichnung durch *laiktjo* ist bei weitem häufiger, als bisher angegeben wurde. Uppström hat es an 25 stellen verzeichnet; es findet sich aber 44 mal und zwar an folgenden stellen:

$i$ ; <sup>3</sup>	$o$ <sup>2</sup>	$\times$ <sup>1</sup>	s. 74	1. Korinth. 15,	58	+ <sup>4</sup>	
			„ 93	2. „	1, 15	1, 12 <sup>5</sup>	
			„ 115	„ „	2, 12	2, 14	
	$o$	$\times$	„ 78	„ „	3, 4	+	
		$\times$	„ 17	„ „	4, 7	+	
	$d$	$o$	$\times$	„ 27	„ „	5, 11 5, 10	
	$e$	$\times$	„ 87	„ „	7, 1	+	
	$g$	$o$	$\times$	„ 14	„ „	8, 1	+
	$z$	$o$	$\times$	„ 20	„ „	9, 1	+
			„ 146	„ „	10, 1	9, 12	
			„ 96	„ „	11, 1	+	
	$o$	$\times$	„ 113	„ „	11, 29	11, 31	
		$\times$	„ 107	„ „	12, 15	12, 14	
	$a$		„ 48	Epheser	2, 1	1, 22	
			„ 75	„	2, 11	+	
	$b$	$\times$	„ 76	„	2, 19	+	
	$g$	$\times$	„ 101	„	4, 1	+	
	$d$	$\times$	„ 122	„	4, 17	+	
	$o$	$\times$	„ 65	„	5, 1	+	
			„ 79	„	6, 10	+	

1)  $\times$  = Von Uppström angegeben.

2)  $o$  = Von Castiglione angegeben.

3) = Zahlzeichen in Cod. A.

4) + = Lectiones nach den angaben des Zacagnius.

5) = Als lectiones bezeichnete stellen nach den angaben des Zacagnius.

	s. 117	Galat.	2, 1	+
	" 62	"	2, 11	+
o	" 51	"	5, 1	4, 28
e o	" 118	"	5, 25 (24)	5, 22
o	" 97	Philipp.	1, 21	1, 20
g o	" 152	"	3, 1	+
e o	" 50	"	1, 1	3, 20
a	" 100	Koloss.	1, 21	+
	" 130	"	2, 16	2, 13
	" 63	"	3, 5	3, 4
	" 86	"	3, 18	3, 17
	" 136	1. Thessal.	2, 13	2, 14
o	< " 26	" "	3, 1	2, 20 oder 3, 2
	" 91	" "	4, 1	+
	" 39	" "	5, 1	4, 18
	" 10	2. "	1, 1	+
<	" 131	1. Timoth.	1, 18	+
×	" 105	" "	3, 1	+
×	" 54	" "	4, 9	+
o	×	" "	6, 1	6, 2
	" 142	" "	6, 13	+
o	" 133	2. "	2, 11	+
o	" 140	" "	3, 1	+
×	" 37	" "	3, 16	+

Castiglione und Uppström haben noch ein *laiktjo* Ephes. 5, 5 bezeichnet. Obwohl ich diese stelle der handschrift bei sehr günstigem licht wiederholt untersucht habe, vermochte ich keine spur davon zu entdecken. Auch steht nicht das zeichen ( $\text{c/s}$ ), welches sich gewöhnlich mit dem *laiktjo* zusammen findet. Ich muss darum annehmen, dass Uppströms angebe nur eine wiederholung der von Castiglione irrthümlich gemachten bemerkung ist. Uppström hat auch statt Galat. 5, 1 unrichtig Galat. 5, 2 angegeben und die beiden *laiktjo*

s. 133 2. Timoth. 2, 11 und

" 140 " " 3, 1

vergessen, die schon von Castiglione bemerkt worden waren.

Als einteilungszeichen erscheinen zunächst die buchstaben, die als zahlzeichen gelten. Nach den bisherigen ausgaben könnte es fast scheinen, dass diese zeichen in beliebiger reihenfolge gesetzt seien, während in wirklichkeit die ordnung streng gewahrt ist.

Zahlzeichen stehen an folgenden Stellen:

o <sup>2</sup> × <sup>1</sup>	s.	125	2. Korinth.	1, 3	<i>a</i>	=	1	1, 1	=	<i>a'</i> <sup>3)</sup>
o	×	"	"	1, 15	<i>b</i>	=	2	1, 15	=	<i>β'</i>
o	×	"	"	2, 12	<i>g</i>	=	3	2, 12	=	<i>γ'</i>
		"	"	3, 4	<i>d</i>	=	4	3, 4	=	<i>δ'</i>
o	×	"	"	4, 1	<i>e</i>	=	5	4, 1	=	<i>ε'</i>
o	×	"	"	4, 7	<i>q</i>	=	6	4, 7	=	<i>ζ'</i>
o	×	"	"	5, 12	<i>;</i>	=	7	5, 12	=	<i>η'</i>
o	×	"	"	7, 4	<i>h</i>	=	8	7, 4	=	<i>θ'</i>
o	×	"	"	8, 1	<i>ϑ</i>	=	9	8, 1	=	<i>θ'</i>
o	×	"	"	9, 3	<i>i</i>	=	10	10, 1	=	<i>ι'</i>
		"	"	9, 15	<i>ia</i>	=	11	11, 21	=	<i>αα'</i>
		"	"	11, 16	<i>ib</i>	=	12		=	
×	"	70	Ephes.	1, 3	<i>a</i>	=	1	1, 1	=	<i>α'</i>
×	"	33	"	1, 15	<i>b</i>	=	2	1, 15	=	<i>β'</i>
		"	"	2, 1	<i>g</i>	=	3	2, 1	=	<i>γ'</i>
		"	"	3, 1	<i>d</i>	=	4	3, 1	=	<i>δ'</i>
		"	"	3, 13	<i>e</i>	=	5	3, 11	=	<i>ε'</i>
								4, 1	=	<i>ζ'</i>
		"	"	4, 31	<i>;</i>	=	7	4, 32	}	<i>θ'</i>
		"	"	5, 2	<i>h</i>	=	8	5, 3		
		"	"	5, 5	<i>ϑ</i>	=	9	5, 22	=	<i>θ'</i>
×	"	79	"	6, 10	<i>i</i>	=	10	6, 10	=	<i>ι'</i>
		"	Galat.	2, 1	<i>a</i>	=	1	2, 1	=	<i>β'</i>
o	×	"	"	2, 11	<i>g</i>	=	3	2, 11	=	<i>γ'</i>
		"	"	2, 16	<i>d</i>	=	4	2, 17	=	<i>δ'</i>
o	×	"	"	4, 21	<i>ϑ</i>	=	9	4, 21	=	<i>θ'</i>
		"	"	5, 1 (2)	<i>i</i>	=	10	5, 2	=	<i>ι'</i>
o	×	"	"	5, 13	<i>ia</i>	=	11	5, 13	=	<i>αα'</i>
o	×	"	"	6, 11	<i>ib</i>	=	12	6, 11	=	<i>ββ'</i>
×	"	152	Philipp.	3, 1	<i>e</i>	=	5	3, 1	=	<i>ε'</i>
		"	"	4, 1	<i>q</i>	=	6	4, 1	=	<i>ζ'</i>
×	"	111	"	4, 10	<i>;</i>	=	7	4, 10	=	<i>η'</i>
		"	"	4, 14 (13)	<i>h</i>	=	8		=	
×	"	110	Kolosss.	1, 9	<i>b</i>	=	2	1, 9	=	<i>β'</i>
		"	"	1, 21	<i>d</i>	=	4	1, 21	=	<i>δ'</i>

1) × = Von Uppström angegeben.

2) o = Von Castiglione angegeben.

3) = Capita des Euthalius.

	s. 99	Koloss.	1, 25	<i>e</i>	= 5	1, 24	= <i>ε'</i>
	" 130	"	2, 16	<i>z</i>	= 7	2, 16	= <i>η'</i>
	" 63	"	3, 5	<i>h</i>	= 8	3, 5	= <i>θ'</i>
	" 86	"	3, 18	<i>ψ</i>	= 9	3, 17	= <i>ι'</i>
	" 23	"	4, 6	<i>ia</i>	= 11		
o ×	" 135	1. Thessal.	2, 17	<i>b</i>	= 2	2, 17	= <i>β'</i>
o ×	" 91	" "	3, 11	<i>g</i>	= 3	3, 11	= <i>γ'</i>
×	" 91	" "	4, 1	<i>d</i>	= 4	4, 2	= <i>δ'</i>
o ×	" 40	" "	4, 13	<i>e</i>	= 5	4, 13	= <i>ε'</i>
×	" 39	" "	5, 1	<i>q</i>	= 6	5, 1	= <i>ς'</i>
	" 9	" "	5, 18	<i>z</i>	= 7	5, 23	= <i>ζ'</i>
	" 10	2. Thessal.	1, 2	<i>a</i>	= 1	1, 3	= <i>α'</i>
×	" 7	" "	3, 1	<i>d</i>	= 4	3, 1	= <i>δ'</i>
o ×	" 8	" "	3, 6	<i>e</i>	= 5	3, 6	= <i>ε'</i>
o ×	" 15	" "	3, 16	<i>q</i>	= 6	3, 16	= <i>ς'</i>
	" 16	" "	3, 18	<i>z</i>	= 7		
×	" 16	1. Timoth.	1, 1	<i>a</i>	= 1	1, 1	= <i>α'</i>
×	" 42	" "	1, 8	<i>b</i>	= 2	1, 12	= <i>β'</i>
×	" 131	" "	1, 18	<i>g</i>	= 3	1, 18	= <i>γ'</i>
o ×	" 132	" "	2, 1	<i>d</i>	= 4	2, 1	= <i>δ'</i>
×	" 105	" "	3, 1	<i>q</i>	= 6	3, 1	= <i>ς'</i>
	" 54	" "	4, 7	<i>h</i>	= 8	4, 7	= <i>η'</i>
×	" 54	" "	4, 11	<i>ψ</i>	= 9	4, 11	= <i>θ'</i>
×	" 59	" "	5, 1	<i>i</i>	= 10	5, 1	= <i>ι'</i>
o ×	" 59	" "	5, 3	<i>ia</i>	= 11	5, 4	= <i>ια'</i>
	" 141	" "	6, 8	<i>iq</i>	= 16	6, 3	= <i>ις'</i>
o ×	" 141	" "	6, 11	<i>iz</i>	= 17	6, 11	= <i>ιζ'</i>
	" 142	" "	6, 13	<i>ih</i>	= 18	6, 17	= <i>ιη'</i>
	" 44	2. Timoth.	2, 1	<i>d</i>	= 4	2, 3	= <i>γ'</i>
o ×	" 133	" "	2, 14	<i>e</i>	= 5	2, 14	= <i>ε'</i>
	" 140	" "	3, 1	<i>q</i>	= 6	3, 1	= <i>ς'</i>
×	" 38	" "	3, 10	<i>z</i>	= 7	3, 10	= <i>ζ'</i>
o ×	" 45	" "	4, 1	<i>h</i>	= 8	4, 1	= <i>η'</i>
o ×	" 6	Titus	1, 9	<i>b</i>	= 2	1, 10	= <i>β'</i>

Ausser diesen zeichen, die ich klar gelesen habe, glaube ich noch folgende weniger deutliche annehmen zu dürfen:

s. 113	2. Korinth.	11, 29	<i>ig</i>	= 13
" 69	" "	13, 9	<i>iψ</i>	= 19
" 122	Ephes.	4, 17	<i>q</i>	= 6' 4, 17 = <i>ζ'</i>
" 109	Kolosser	1, 13	<i>g</i>	= 3 1, 14 = <i>γ'</i>

s. 24	Kolosser	4, 1	$i = 10$
„ 106	1. Timoth.	2, 8	$e = 5$ 2, 11 = $\epsilon'$
„ 106	„	6, 1	$ib = 12$ 6, 1 = $\alpha\epsilon'$
„ 103	„	6, 3	$ig = 13$ 6, 3 = $\alpha\zeta'$
„ 35	2. Timoth.	1, 5(6)	$b = 2$ 1, 3 = $\alpha'$
„ 36	„	1, 10 (11)	$g = 3$ 1, 13 = $\beta'$
„ 5	Titus	1, 5	$a = 1$ 1, 1 = $\alpha'$

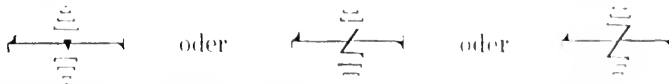
Es stehen also im ganzen 68 sichere und 11 ziemlich deutliche zeichen. Uppström hat von ihnen nur 40 bezeichnet; ausserdem hat er noch folgende stellen vermerkt:

s. 146	2. Korinth.	9, 15	$i = 10$
„ 155	„	11, 21	$ia = 11$
„ 76	Epheser	2, 19	$i = 10$

Gegen diese angaben spricht der umstand, dass Uppström selbst mit  $i = 10$  die beiden stellen 2. Korinth. 9, 3 und Ephes. 6, 10 bezeichnet. Es müsste also in beiden briefen eine doppelte einteilung sich finden, was durch das mitgeteilte vollständig widerlegt ist. Das von Castiglione und Uppström s. 155 2. Korinth. 11, 21 angegebene  $ia$  ist nicht vorhanden. Die von mir als „weniger sicher“ bezeichneten buchstaben glaube ich nach widerholter untersuchung der teilweise sehr schwer zu lesenden handschrift annehmen zu dürfen: sie passen auch vollständig in die reihe.

Ergänzend treten zu diesen buchstaben die übrigen zeichen hinzu, die ich abteilungszeichen 1. und 2. ordnung nennen möchte. Bei ihnen ist es oft zweifelhaft, ob sie den schluss eines verses oder den anfang des auf ihm folgenden bezeichnen, da sie vor der zeile stehen, in der ersterer endet und letzterer beginnt; in solchen fällen gebe ich darum in dem nachstehenden verzeichnis immer zwei verse an.

Zu den abteilungszeichen 1. ordnung rechne ich alle zeichen, die aus mehreren zeichen zusammengesetzt sind und etwa folgende formen haben



Es finden sich solche zeichen an folgenden stellen:

s. 73	1. Korinth.	15, 53
„ 67	„	16, 9
„ 126	„	16, 17
„ 83	2	1, 6
„ 84	„	1, 10 (9)
„ 93	„	1, 20 (19)

	s. 116	2. Korinth.	2, 4
×	" 116	" "	2, 9
	" 77	" "	2, 16 (15)
	" 77	" "	3, 3
	" 71	" "	3, 12
	" 72	" "	3, 17
	" 72	" "	4, 2
	" 17	" "	4, 5 (4)
	" 4	" "	4, 2
×	" 3	" "	4, 16 (15)
	" 3	" "	5, 1
	" 27	" "	5, 8 (7)
	" 28	" "	5, 13 (12)
×	" 90	" "	6, 2 (1)
	" 89	" "	6, 4
	" 89	" "	6, 7
	" 88	" "	6, 9
	" 88	" "	6, 13 (12)
	" 87	" "	6, 16
	" 87	" "	6, 18
×	" 21	" "	7, 2 (1)
	" 21	" "	7, 3
	" 22	" "	7, 7 (6)
	" 13	" "	7, 11
×	" 31	" "	8, 5
×	" 31	" "	8, 9 (8)
×	" 32	" "	8, 10
	" 19	" "	8, 16 (15)
	" 19	" "	8, 21
	" 20	" "	8, 22
	" 127	" "	9, 8 (7)
	" 146	" "	9, 12
	" 146	" "	9, 15
	" 145	" "	10, 2
	" 145	" "	10, 4
×	" 82	" "	10, 8 (7)
	" 81	" "	10, 12
	" 96	" "	11, 1 (10, 18)
×	" 95	" "	11, 6
	" 156	" "	11, 10 (9)



s. 114	2. Korinth.	11, 21
„ 113	„	11, 26 (25)
„ 29	„	11, 33
„ 29	„	12, 5 (1)
„ 30	„	12, 6 (5)
„ 108	„	12, 10
„ 55	„	12, 20
„ 56	„	13, 3
„ 34	Epheser	1, 12
„ 47	„	2, 3 (2)
„ 75	„	2, 11 (10)
„ 76	„	2, 16 (15)
„ 58	„	3, 7 (6)
„ 80	„	6, 16 (15)
„ 52	Galater	4, 27 (26)
„ 51	„	4, 28
„ 153	„	5, 5 (4)
„ 118	„	5, 20
„ 118	„	5, 26 (25)
„ 117	„	6, 1
„ 117	„	6, 8 (7)
„ 149	„	6, 9 (8)
„ 150	„	6, 16 (15)
„ 98	Philipper	1, 15 (14)
„ 98	„	1, 17
„ 97	„	1, 24 (20)
„ 151	„	2, 24 (23)
„ 121	„	3, 5
„ 49	„	3, 16
„ 144	„	1, 8 (7)
„ 63	Kolosser	2, 23 (22)
„ 85	„	3, 12 (11)
„ 24	„	4, 3 (2)
„ 138	„	4, 12 (11)
„ 138	„	4, 15
„ 136	1. Thessal.	2, 13 (12)
„ 136	„	2, 14
„ 26	„	2, 20
„ 25	„	3, 6 (5)
„ 1	„	5, 8

s. 15	2. Thessal.	3, 13 (12)
„ 42	1. Timoth.	1, 4 (3)
„ 41	„	1, 9
„ 41	„	1, 12
„ 53	„	4, 1
„ 104	„	5, 24 (23)
„ 35	2. Timoth.	1, 10
„ 133	„	2, 11

Es sind also im ganzen 93 zeichen vorhanden, von denen Uppström nur 15 angegeben hat. Er setzt solche zeichen noch

s. 78	2. Korinth.	3, 4
„ 90	„	5, 18
„ 88	„	6, 10
„ 113	„	11, 27
„ 29	„	12, 1,

doch nur an der 2. und 3. dieser stellen habe ich ein abteilungszeichen 2. ordnung bemerkt.

Die abteilungszeichen 2. ordnung haben folgende formen:



Sie sind die häufigsten und stehen an folgenden stellen:

s. 73	1. Korinth.	15, 48
„ 74	„	15, 57
„ 68	„	16, 12 (11)
„ 125	2.	1, 5
„ 83	„	1, 7
× „ 83	„	1, 8
„ 93	„	1, 16
„ 94	„	1, 23 (22)
„ 94	„	2, 2 (1)
„ 116	„	2, 5
„ 115	„	2, 14 (13)
„ 115	„	2, 15
„ 78	„	3, 7 (6)
„ 18	„	4, 9 (8)
„ 18	„	4, 11 (10)
„ 4	„	5, 5
„ 27	„	5, 10
„ 28	„	5, 17
„ 90	„	5, 18

	s.	89	2. Korinth.	6, 5
	"	88	"	6, 11 (10)
	"	21	"	7, 6 (5)
×	"	13	"	7, 12 (11)
×	"	13	"	7, 12
×	"	13	"	7, 13
	"	31	"	8, 8 (7)
×	"	32	"	8, 11 (10)
×	"	32	"	8, 12 (11)
	"	19	"	8, 17
	"	20	"	8, 21 (23)
×	"	128	"	9, 3
	"	128	"	9, 4
	"	128	"	9, 5
×	"	127	"	9, 7 (6)
	"	127	"	9, 9 (8)
	"	127	"	9, 10 (9)
	"	146	"	9, 13
×	"	82	"	10, 10
×	"	82	"	10, 12 (11)
×	"	81	"	10, 13
	"	156	"	11, 12
	"	155	"	11, 20 (19)
	"	114	"	11, 23
	"	113	"	11, 29 (28)
	"	113	"	11, 31
×	"	29	"	12, 3
	"	30	"	12, 6
×	"	30	"	12, 9
×	"	30	"	12, 10 (9)
×	"	108	"	12, 11
	"	108	"	12, 13 (12)
	"	108	"	12, 14 (13)
	"	107	"	12, 16 (15)
	"	107	"	12, 18
×	"	55	"	12, 21 (20)
	"	55	"	12, 22
×	"	55	"	13, 2 (1)
	"	55	"	13, 2
	"	56	"	13, 3
×	"	56	"	13, 5 (4)

<	s.	56	2. Korinth.	13, 6 (5)
	..	56	„	13, 8 (7)
	..	69	„	13, 10 (7)
	..	34	Epheser	1, 10
	..	33	„	1, 19 (18)
	..	48	„	1, 20
	..	48	„	1, 22
	..	47	„	2, 4 (3)
	..	47	„	2, 5
	..	75	„	2, 12 (11)
	..	76	„	2, 16
	..	76	„	2, 19 (18)
*	..	57	„	3, 5 (4)
	..	58	„	3, 9 (8)
	..	58	„	3, 9
	..	102	„	3, 16
	..	101	„	4, 4 (3)
	..	122	„	4, 19 (18)
	..	121	„	4, 25 (24)
	..	121	„	4, 26
	..	121	„	4, 29 (28)
	..	65	„	5, 1 (4, 32)
	..	66	„	5, 7 (6)
	..	79	„	6, 13 (12)
×	..	80	„	6, 17 (16)
	..	80	„	6, 18 (17)
	..	80	„	6, 19
	..	120	„	6, 23 (22)
	..	148	Galater	2, 5
	..	148	„	2, 6
	..	52	„	4, 24
	..	153	„	5, 10
	..	154	„	5, 13
	..	154	„	5, 14
	..	154	„	5, 15
	..	117	„	6, 3 (2)
	..	117	„	6, 5 (4)
	..	149	„	6, 14 (13)
	..	150	„	6, 18
	..	98	Philipper	1, 19 (18)
	..	98	„	1, 20 (19)

s.	97	Philipper	1, 23 (22)
"	97	"	1, 24 (23)
"	97	"	1, 26 (25)
"	112	"	1, 27
×	112	"	1, 28
"	112	"	1, 29
"	112	"	2, 1 (1, 30)
"	112	"	2, 1
×	151	"	2, 26 (25)
×	151	"	2, 27
×	152	"	3, 2 (1)
"	152	"	3, 3
"	152	"	3, 4
"	124	"	3, 7
"	124	"	3, 8
"	50	"	4, 3
"	50	"	4, 5 (4)
"	50	"	4, 7 (6)
"	110	Kolosser	1, 10
"	109	"	1, 15
"	100	"	1, 22
"	100	"	1, 23
×	130	"	2, 13
×	129	"	2, 18
"	129	"	2, 20 (19)
"	63	"	3, 1 (2, 23)
"	63	"	3, 4 (3)
"	64	"	3, 11 (10)
"	85	"	3, 14 (13)
"	24	"	3, 24 (23)
"	24	"	4, 2 (1)
"	24	"	4, 2
×	136	1. Thessal.	2, 13
"	26	" "	3, 1 (2, 20)
"	26	" "	3, 2
"	26	" "	3, 4
"	25	" "	3, 7 (6)
"	25	" "	3, 9
"	40	" "	4, 9
"	40	" "	4, 14

>	"	39	"	"	4, 15
×	"	39	"	"	4, 16
	"	39	"	"	4, 18 (17)
	"	1	"	"	5, 3
×	"	1	"	"	5, 6 (5)
	"	2	"	"	5, 10
	"	9	"	"	5, 23 (22)
	"	9	"	"	5, 23
	"	7	2.	"	2, 16
	"	7	"	"	3, 3 (2)
	"	7	"	"	3, 4 (3)
×	"	16	1.	Timoth.	1, 2 (1)
×	"	42	"	"	1, 6 (5)
	"	41	"	"	1, 14 (13)
	"	131	"	"	1, 17 (16)
×	"	53	"	"	4, 2 (1)
×	"	53	"	"	4, 6
×	"	54	"	"	4, 9 (8)
	"	60	"	"	5, 4
	"	141	"	"	6, 7 (6)
×	"	141	"	"	6, 10 (9)
	"	142	"	"	6, 15 (14)
	"	35	2.	Timoth.	1, 8 (7)
×	"	134	"	"	2, 19 (18)
	"	134	"	"	2, 20
	"	45	"	"	4, 3 (2)
	"	45	"	"	4, 4 (3)
	"	46	"	"	4, 6 (5)
	"	6		Titus	1, 6

Es finden sich also im ganzen 170 zeichen, von denen Uppström nur 42 vermerkt hat. Von den 28 zeichen, die er ausserdem unter dieser abteilung angibt, sind 18 zeichen 1. ordnung; die anderen 10 sind als nicht vorhanden zu streichen und zwar an folgenden stellen:

2. Korinth. 1, 9	1. Thessal. 5, 7
" " 1, 11	2. " 3, 18
" " 11, 16	1. Timoth. 1, 5
" " 12, 2	2. " 2, 5
Epheser 2, 6	" " 3, 8

Aus dieser zusammenstellung der lese- und einteilungszeichen ergibt sich folgendes: Zwischen den im Cod. A vorhandenen zeichen

und den im Cod. B angebrachten herrscht eine grössere übereinstimmung, als bisher angenommen wurde. Den meisten im Cod. A stehenden buchstaben (zahlzeichen) entspricht in den auch im Cod. B enthaltenen partien entweder die bezeichnung *laiktjo* oder ein buchstabe, unter 28 fällen 20 mal.

Mai und Castiglione bemerkten schon 1819: „Capitum distinctio vel nulla est, vel aliter plerumque quam vulgo nunc usurpamus fit. Sunt tamen sectiones aliquot modo numeralibus notis, modo spatiis maioribus, modo litteris a medio margine ordientibus satis declaratae: haecque fere euthalianae divisiones, vel eiusdem generis, esse videntur. Versiculi minoribus quandoque spatiis inter se secernuntur“ (Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab A. Maio repertarum specimen etc. praefatio pag. XIX.)

Gabelentz und Löbe schreiben hierzu: „E latinis libris Gothos etiam indicem lectionum ecclesiasticarum, additamenti eodem tempore cum subscriptionibus introducti, in sua biblia transtulisse, earum appellatio *laiktjo* argumento est; illas enim sectiones Gothi si e graecis libris hausissent, verbum a *siggvan* (*ἀραγυρόσζειν*) ductum formassent, ut graeco *ἀράγροσις* responderet, nunc autem vocem mere latinam posuerunt. Praeter hanc divisionem, secundum lectiones factam, alia in utroque codice secundum capitula, sed diversa apparet. Nam quae in cod. B. solo leguntur, maximam partem cum Enthalianis conspirant, quas praeterea habet cod. A et B, cum nulla librorum aliorum divisione congruunt. (Proleg. pag. XXIV.) Da sie selbst die handschriften nicht gelesen haben, beruhen ihre angaben ganz auf den von Castiglione ihnen gemachten mitteilungen. (Castillionaeum precibus adiimus; idque negotium non solum paratissimo animo atque rarissima gratificatione et benevolentia suscepit, sed etiam tanta diligentia atque accuratione gessit, ut textus epistolarum, quantum superest, quem eius ipsius editione multo emendatiorem edidimus, summo iure Castillionaei etiam studio debeatur“ (Prol. pag. XXXVI).

Alle auf die einteilung bezüglichen angaben beruhen also vor den forschungen Uppströms lediglich auf den mitteilungen Castigliones, der aber, wie es scheint, von der gewissenhaften feststellung des textes so sehr in anspruch genommen war, dass er sich wenig um die lese- und einteilungszeichen bekümmerte.

Heyne und Bernhardt haben ihre angaben nach Uppström gemacht, „so gut es Uppströms angaben erlaubten“ (Bernhardt, Einleitung p. XLIII). Da Uppström sich nur einen sommer mit den handschriften beschäftigte („Quum vero hic industria ingenti una aestate perti-

erret, quod duarum opus existimaverat, fieri non potuit, quin de viribus corporis multum detraheretur“ (Codices gotici ambrosiani p. II.), so ist es begreiflich, dass ihm manches zeichen entgehen musste, wie aus der zusammenstellung ersichtlich ist.

Durch die andeutungen der genannten herausgeber veranlasst, habe ich die von mir bemerkten zeichen mit den lectiones des Euthalios verglichen wie sie von Laurentius Alexander Zacagnius veröffentlicht worden sind. (Euthalii episcopi Sulcensis actuum apostolorum et quatuordecim S. Pauli aliarumque septem catholicarum epistolarum editio ad Athanasium iuniorum episcopum Alexandrinum ex pluribus Vaticanae bibliothecae scriptis codicibus integra nunc primum Graece ac Latine edita. Romae 1698.) Das *laiktjo* stimmt 26mal mit den im cod. Reg. Alexand. als lectiones bezeichneten stellen überein, und in den übrigen 18 fällen entspricht ihm ein leseabschnitt, der nur um wenige verse verschieden ist. Ein vergleich der in der handschrift vorhandenen zahlzeichen mit den capita des Euthalios ergibt, dass jene zeichen im allgemeinen mit der einteilung des Euthalios übereinstimmen (unter 79 fällen 44mal), und dass in den meisten anderen fällen der unterschied nur 1—3 verse beträgt.

Eine genauere untersuchung würde mich auf ein gebiet führen, das mir bis jetzt vollständig fremd ist. Ich beschränke mich deshalb darauf, meine auf sorgfältiger prüfung der handschriften beruhenden beobachtungen mitzuteilen, um damit die irrthümer der bisherigen ausgaben zu verbessern und eine sichere grundlage für weitere forschungen zu schaffen.

MILAND.

W. BRAUN.

## ZUR ORDNUNG DER VÖLUSPÁ.

1. Um die schwierigkeiten, welche sich bei der erklärung der Völuspá ergeben, zu vermindern, haben die herausgeber und erklärer seit Rask sich gelegentlich auch mit einer umstellung der stropfen zu helfen gesucht, so z. b. P. A. Munch und Weinhold. — Kühner nach dieser seite hin gieng bekanntlich S. Bugge vor, nicht ohne bestärkende zustimmung anderer<sup>1</sup>. K. Müllenhoff<sup>2</sup> dagegen nahm von den

1) *Norrøn forukvæði* s. L—LXII. — Dieser ansicht Bugges hatte sich ausser Sv. Grundtvig z. b. auch K. Hildebrand (*Die lieder der älteren Edda*, Paderb. 1876) angeschlossen und in meiner ausgabe der *Pros. Edda* (ebend. 1877) hatte ich aus äusseren gründen die stropfenzählung Hildebrands adoptiert.

2) *Deutsche altertumskunde* V, 75 fg. — In einzelheiten sind übrigens auch



63 strophen des cod. R zwar nur 49 in seinen text auf, hielt sich aber nur an einer stelle für befugt die strophenfolge dieser handschrift zu verändern, während das etwa gleichzeitig erschienene *Corpus poeticum boreale* von Vigfusson<sup>1</sup> wider eine reihe zum teil recht kühner umstellungsversuche darbot. Wäre man moralisch verpflichtet nur einem führer zu folgen, so würde ich dem standpunkt Müllenhoffs auch heute den vorzug geben; da dies nicht der fall ist, habe ich mich von widerholter nachprüfung auch der ansichten anderer nicht abhalten lassen und bin so zu der ansicht gelangt, dass ausser bei str. 50 R (= 49 R bei Sijm.) noch an einer andern stelle eine umstellung, ausserdem aber eine etwas stärkere ausscheidung von strophen nötig ist, um die ursprüngliche gestalt des gedichtes zu gewinnen<sup>2</sup>. — Die betrachtung wird am besten bei dem schlussteile des gedichtes beginnen und es empfiehlt sich, die erörterung einiger für diesen teil der Völ. besonders wichtiger mythologischer fragen in form eines kleinen excursus (in § 2 und 3) voranzuschicken.

2. Zwei fragen sind es, deren beantwortung unerlässlich ist, wenn man das schlussstück der Völuspá kritisch zu ordnen unternimmt: 1) Hat es neben der vorstellung einer weltzerstörung durch feuer (Surtalogi) oder einer vernichtung der lebenden geschöpfe durch strenge kälte (fimbulvetr) im heidnischen norden noch eine dritte auffassung gegeben, wonach dem wasser des meeres die entscheidende rolle zufiel oder nicht? 2) Ist die vorstellung von einer erneuerung der welt gleichzeitig oder jünger, verglichen mit den weltuntergangssagen? — Am deutlichsten scheidet sich die fimbulvetr-vorstellung von den beiden andern; es handelt sich hier noch nicht um zerstörung der welt selbst, aber eine dauernde verfinsterung der sonne (Völ. 41 Sijm.) lässt alles lebende erstarren; der hunger tritt ebenso mörderisch auf wie die kälte, dies lässt sich aus Vafþr. 44. 45 erschliessen. Diese im norden

anhänger Müllenhoffs, wie z. b. Hoffory (Edl. stud. I, 24, 40, 126) zu anderen ergebnissen gelangt; selbst das alter der Völ. wird bei Hoff. (s. 40) bedeutend jünger angesetzt, als bei Müllenhoff.

1) Corp. poet. bor. by Gudbr. Vigfusson and Fr. York Powell. Oxford 1883. — Die *Völuspá reconstructed* findet sich II, 621 fg. Versuche anderer gelehrten (z. b. von E. H. Meyer, *Völuspá* s. 236 fg., von Finnur Jónsson im *Arkiv for nordisk filologi* IV, 26 fg.) bleiben hier ausser betracht, da ich mich ihnen nur in unwesentlichen einzelheiten anschliessen könnte.

2) Eigentlich nehme ich keine einzige umstellung ausser bei str. 50 R vor, durch die ausscheidung fast aller strophen des schlussteiles wird aber str. 66 Sijm. dem hauptteile so nahe gerückt, dass scheinbare umstellung stattfindet.

möglicherweise älteste form eschatologischer vorstellung<sup>1</sup> ward in späterer zeit durch die vom weltbrande abgelöst, wusste sich aber doch vor völliger verdrängung zu schützen, indem der fimbulvetr nun als eine art vorspiel des weltbrandes aufgefasst wurde, so am deutlichsten in Gylf. LI (zu anfang), aber wahrscheinlich auch in Völ. 41 (vgl. mit str. 50 fg.). — Als die eigentlich herrschende vorstellung in unseren denkmälern tritt der weltbrand hervor; sei es mit, sei es ohne christliche einflüsse. Beinahe überall da, wo nur kurz auf das ende hingedeutet und nicht der (für unsere frage neutrale) ausdruck *ragna rok* bevorzugt wird, heisst es ähnlich wie Gylf. IV: *hamu (Surtr) hefir logunda seerd ok i enda verallar mun hamu faru ok herja ok sigra qll gudin ok brennu allan heim med eldi*. Vgl. z. b. Gylf. XVII *heaf gæfir þess stadar, þá er Surta logi brennir himin ok jörd?* Vafþr. 51, 3: *þá er sloknar Surtalogi*; Gylf. LI (Pros. Edda 84, 14): *þri næst slyngur Surtr yfir jörðina ok brennir allan heim*; ähnlich auch LII zu anfang. Und weil Surtr mit seinem feuer der eigentliche weltzerstörer sein soll, gilt er Vafþr. 17. 18 sowie Fáfn. 14, 6 auch allein als führer aller götterfeinde, während er in der Völ. neben Hymr und Loki in dieser rolle auftritt (str. 50 — 52 Sijm.). — Da nun nach Gylf. IV Surtr eigentlich in Múspelsheimr zu hause ist, so sind auch ausdrücke wie Gylf. XIII (mitte): *þá er Múspells megir faru at herja* und (schluss) *þá er M. sypuir herja* sowie Lokas. 42, 3 dem ideenkreise des Surtalogi einzureihen<sup>2</sup>. — Eine zerstörung der welt durch das meer ist zunächst nur aus skaldischen quellen zu belegen. Wenn es nämlich auch Hyndl. 44 heisst:

1) Diese ansicht weiter zu begründen ist hier nicht der ort. Nur gegenüber den gelehrten versuchen, die neuerdings gemacht sind, auch den fimbulvetr aus christlichen vorstellungen abzuleiten (vgl. namentlich E. H. Meyer Völuspa s. 185) betone ich zunächst die übereinstimmung mit auffassungen eines anderen nordvolkes, der Indianer Nord-Amerikas, vgl. E. R. Baierlein, Im urwalde s. 65 fg. „Die Indianer halten ihn (den winter) für einen alten mann, welcher im wigwam beim ausgegangenen feuer sitzt, ruhig seine lange friedenspfeife raucht und spricht: Blas ich von mir meinen odem, atme ich ihn auf die landschaft: reglos stehen da still die ströme, hart wie stein wird da das wasser“ und s. 67: „Wie die armen kinder jammern, wie die armen frauen sich ängstgen! Krank, verhungert ist die erde; hungrig ringsum sind die lüfte, hungrig selbst des himmels äther; hungrig wie wolfsaugen glühen selbst die sterne auf sie nieder.“ (Vgl. zu dem schlusssatze meine erklärung des Fenriswolfes. Zeitschr. 28. 305 fg.) — Mag in dem berichte Baierleins einiges modernisiert sein, gelehrt-kirchliche weisheit ist hier jedesfalls nicht verborgen.

2) Auszuschliessen ist hier die wol sicher verderbte stelle Völ. 51, 1, wo die herausg. seit Bugge lesen: *koma munu Heljar*.

*haf gengr hrifam við himin sjalfan,  
lífr lönd yfir, en lopt bílar,  
þáfan koma sújórar ok svarir vindar:  
þá 's í ráði, at veðin of þrjóti,*

so geht diese stelle, wie namentlich z. 3 zeigt, auf herbststürme, die wol als verboten des *finbulretr* (vgl. *vindöld*, *vargöld*, *úfr veröld steppisk* Völ. 44) zu fassen sind, aber nicht der schilderung des eigentlichen weltunterganges angehören<sup>1</sup>. Dagegen lassen die beiden von Golther (s. die vorige note) s. 532<sup>1</sup> citierten verse des Kormakr (Cp. poet. bor. II, 65: *Heitast hellor fljóla hratt sem korn á ratni . . . um hiqd sokkra, færask fjall en stóru frag í diópan aqi*) und Arnórr járlaskald (ebd. 197: *Biort verþr sól at sortna; sokkr fold í mar dokkran, brestr erfípi Austru, allr brunar sær með fjallom*) sowie der schluss von Snorris Háttatal: *Falli fyrr fold í aqi, stómi studd, en stillis lof* (str. 102 Möb.) keine andere beziehung als auf den weltuntergang selbst zu. Ob alle drei stellen auf die Völ. zurückweisen, wie man früher ohne weiteres annahm, oder nicht, ist zweifelhaft, da einzelnen bei behandlung desselben gegenstandes leicht erklärlichen anklängen auch bemerkenswerte verschiedenheiten gegenüberstehen<sup>2</sup>. Sollten aber wirklich jene übereinstimmungen schwerer wiegen, so wird man doch sagen müssen: die skaldische dichtung verfährt hier planvoller, konsequenter; sie entnimmt der weiter unten zu erörternden str. Völ. 57 Sijm. nur solche züge, die ein wirklich einheitliches bild gewähren. Ohne kenntnis der Völ. würde man diese drei stellen entweder im anschluss an Hyndl. 41 (vgl. oben) mit der vorstellung des *finbulretr* kombinieren oder besser wol so erläutern dürfen, dass ähnlich wie das schliessliche herabfallen der gestirne Völ. 57, 2 bezeugt ist und wahrscheinlich auch in den mythen vom Fenriswolfe und dem schiffe Naglfar als ursprünglicher sinn zu grunde liegt<sup>3</sup>, so auch ein versinken der erde in das ringsumbrausende meer zu den älteren eschatologischen vorstellungen des nordens gehörte, wobei die vorstellung eines weltbrandes entweder nicht gekannt oder nicht in rechnung gezogen wurde. Eine kombinierung beider vorstellungskreise findet sich

1) Meiner auffassung entspricht z. b. die von Golther German. mythol. s. 533; vgl. übrigens Sijm. zu Hyndl. 41.

2) So entspricht die wendung *brestr erfípi Austru* bei Arnórr weder in der fassung noch im inhalte einer angabe der Völ. — Bei den aus der Merlinusspa von Bergmann Poëm. isl. s. 181 angeführten stellen ist eine nachbildung der Völ. als wahrscheinlich anzunehmen.

3) Vgl. meine oben (s. 150 anm. 1) citierte abhandlung.

nur in Vql. 57 und den davon abhängigen stellen der Gylfag. Dass in dieser strophe sich ein logischer widerspruch findet, indem die erde nach z. 1 ins meer versinkt, während z. 4 die flamme zum himmel emporschlägt, hat u. a. Müllenhoff entschieden hervorgehoben und in seiner weise geistvoll zu erläutern gesucht<sup>1</sup>.

Aber wenn man auch strenge logik nicht überall suchen darf, so viel logischen instinkt würde ich doch auch von der darstellung des dichters erwarten, dass der leser erkennen kann, auf welche von zwei scheinbar widerstreitenden ansichten der hauptaccent fallen soll; denn erst so kann das oben geforderte „einheitliche bild“ entstehen. Wie steht es nun in diesem falle? Wenn die zerstörung durch wasser nur in einer halbzeile der ersten halbstrophe, die durch feuer in der ganzen zweiten halbstrophe vorausgesetzt wird, so scheint die auffassung des dichters auch dieser strophe sich mit der oben als im norden herrschend nachgewiesenen hauptvorstellung zu decken. Wie kam er dazu, dem wasser des meeres einen anteil an der zerstörung einzuräumen? Auch hier ist die antwort nicht schwer. Sobald das von Þórr bekämpfte ungeheuer nicht mehr als wolkendrache<sup>2</sup>, sondern als die erde drohend umgürtende meeresschlange gedacht wurde, lag es sehr nahe, auch diese in die zerstörung eingreifen zu lassen, wie Gylf. LI (Pros. Edda 82, 5) schildert: *Já geysix hafit á lönðin, fyrir því at Já snýx Midgardsormr í jötunnmód ok sakir upp á landit.* — Die meilenweite überschwemmung der uferstrecken ist dann mit poetischer freiheit von Vql. 57 verallgemeinert: „die erde versinkt ins meer“. So mochte es beim beginne des dramas erscheinen, aber mit der besiegung der weltsschlange wird man sich auch das meer wider zurückflutend denken müssen, so dass die eigentliche weltvernichtung dem feuerdämon verbleibt<sup>3</sup>.

1) Es heisst D. alterk. V, 28: „Unbekümmert um die causalität des herganges und seines zusammenhanges im einzelnen und im ganzen begnügt sich der dichter ein erhabenes, einheitliches bild für die anschauung hinzustellen.“

2) Dass der *jǫrmungandr* eigentlich so gemeint war, ergibt sich mit einiger sicherheit schon daraus, dass in dem kampf Þ. zwar den sieg gewinnt, aber unmittelbar darauf selbst fällt, wie der blitzgott, nachdem er die finstere wolke gespalten hat, auch selbst verschwinden muss. Zum meere aber hat der gewittergott keine besonders nahe und alte beziehung; vgl. E. H. Meyer Germ. myth. s. 35, der aber nach dem vorgange von Bugge in dem angehn der midgardschlange einen einfluss der christlichen leviathanvorstellung erblickt.

3) Dass auch an die *finbulcetr*-vorstellung sich meererregende stürme anschlossen, haben wir oben (s. 451) bei betrachtung von Hyndl. 44 gesehen. — Was die s. 451 besprochenen skaldenstrophen betrifft, so deutet nichts an, dass die dichter

Hier glaube ich den einwurf zu hören: aber folgt nicht auf str. 57 alsbald (oder wenigstens nach der stfstr. 58) str. 59, wo es heisst: *sér upp koma ofru sinni jörp or aji ihjagraða* — muss also nicht dort das meer die hauptrolle in der zerstörung gehabt haben? Dieser schluss ist irrig, da str. 57 aus sich selbst erklärt werden muss: selbst Müllenhoff (D. alt. V, 28) findet keine eigentliche weiterführung des gedankens, sondern meint, demselben (d. h. dem in str. 57 vorgeführten bilde des weltunterganges) stelle der dichter alsbald in str. 56 A (59 Sijm.) das nicht minder erhabene, aber woltuendere von der aus den fluten aufsteigenden, neuen erde gegenüber.<sup>4</sup> — Der zusammenhang beruht also nur auf dem verhältnis des gegensatzes, vielleicht des komplementes. Hier tritt uns aber auch die zweite der oben s. 449 schon angedeuteten fragen gegenüber.

3. Dass einige der in betracht kommenden stellen, z. b. die drei skaldischen zeugnisse s. 451 eben nur den untergang erwähnen<sup>1</sup>, schliesst an und für sich die möglichkeit einer widerherstellung nicht aus: dass aber diese letztere doch in der überlieferung lange nicht so fest stand als jener, geht teils aus dem grossen schwanken der gleich zu besprechenden zeugnisse, teils aus direkten geständnissen wie besonders Hyndl. 45 hervor: *fáir sea nú fram of lengra an Ópinu mun ulfi marta*. Wenn es so in einem gedichte, dem zweifellos die Völ. bereits vorlag, heisst, so ist damit allein bewiesen, dass es sich von str. 59 Sijm. an nicht um irgendwie fest beglaubigte überlieferung handelt. Weicht doch auch die einzige quelle, die sonst etwas genauer auf die neue erde eingeht, Vafprúðnismál, nicht unerheblich ab<sup>2</sup>. Einerseits

ausser der zerstörung durch wasser auch eine durch feuer oder etwa das wasser als löschmittel angenommen haben. (Vgl. Weinh. bei Haupt VI, 313: dagegen finden wir die vorstellung, dass die fluten den weltbrand löschen werden auch bei dem skalden Arnórr und im cod. Ex. 447, 11 fg.) Dass nach den gedichten von den 15 zeichen (z. b. Paul u. Braune VI, 466) sogar das meer verbrannt, hebt derselbe mit recht hervor. Vielleicht liegt hier Apoc. 21, 1 zu grunde, vgl. Meyer Völ. 211, der aber mit unrecht in den worten: „et vidi coelum novum et terram novam et mare iam non est“ die quelle für Völ. 59 sieht.

1) Die art der erwähnung ist stets die gleiche, offenbar formelhafte: eher wird die welt untergehen, als ein schöneres mädchen, ein besserer fürst (als der von mir besungene) sich widertindet. Als vierte variante stellt sich dazu Hakonarmál str. 16 Vigf. (C. poet. I, 265) und da die ersten drei zeugnisse die zerstörung an sichtbaren und allen bekannten elementen erläutern, wird auch der Fenriswolf dem sichtbaren naturreiche, nicht etwa der geisterwelt, angehören.

2) Auf diese widersprüche wies schon K. Maurer Bekehrung II, 31 fg. entschieden hin.

wird an die vorstellung vom Limbulvetr die angabe angeschlossen (str. 15. 16), dass zwei menschen den grausen winter überleben, von denen die andern bewohner der künftigen welt sich ableiten: andererseits für die zeit des erlöschens des Surtalögi (str. 50. 51) das walten der götter Vǫlarr, Váli, Móði, Magni in aussicht gestellt; auch eine neue sonne, eine tochter der bisherigen ist dann zur stelle (str. 46. 47). — Diesen drei zügen genau entsprechendes findet sich in Völ. nicht. Woher die neuen bewohner der welt, die str. 62<sup>1</sup> und 64 voraussetzt, kommen sollen, wird nicht gesagt, die neu erscheinenden götter (*Baldr, Heðr, Hœnir, burir brœðru Treggja*<sup>2</sup>) stimmen in keinem namen mit den göttern der Vafþr.: von einer neuen sonne ist nicht die rede, ja nach str. 64, 1 kann es scheinen, als ob man dann einer sonne nicht mehr bedürfe<sup>3</sup>.

Andererseits darf zugegeben werden, dass die abweichungen nicht so stark sind, um eine gemeinsame grundlage ganz auszuschliessen. So viel gelehrtes und fremdes beiwerk gerade die eschatologie des nordens verrät, sie ist auch, was ihre positive seite (die widerherstellung) betrifft, nicht ganz ohne volkstümliches fundament<sup>4</sup>. Dass der seelenglaube der ältesten zeit von dem spätern unsterblichkeitsglauben zu sondern ist, hebt E. H. Meyer freilich mit recht hervor (Germ. myth. § 99<sup>a</sup>), aber die vorstellung, dass die seelen zu bestimmten zeiten den lebenden näher als sonst treten<sup>5</sup>, liess wol ziemlich früh ein widererscheinen auch am ende der welt erwarten. Wenn auch unsere literarischen denkmäler die negative (zerstörende) seite des weltendes entschieden mehr betonen, blickt doch auch die andere hier und da durch, besonders der gedanke, dass dann alles in den früheren zustand zurückkehren wird. Nach so deutlichen stellen wie Vafþr. 39 und H. H. II, 38<sup>6</sup> (Möb.) sind auch minder deutliche leicht zu verstehen.

1) Wenn es hier heisst: *mann ósáúir akrir raxa*, so ist doch wol an erdbewohner zu denken, die ihre frucht geniessen sollen — sonst wäre die angabe wertlos.

2) Ob so (mit Grundtvig) oder *br. treggja* geschrieben wird, trägt nicht viel aus, da uns die brudersöhne Óðins leider sonst nicht bekannt sind.

3) Dass eine solche vorstellung nicht ganz neu wäre, geht aus Jes. 60, 19—20 hervor.

4) Zu weit geht meines erachtens allerdings Müllenhoff, der D. alt. V, 69 selbst für die Südgermanen aus der zuversicht auf persönliche fortlander den glauben an eine erneuerung der welt folgert.

5) So in den stürmischen Zwölften oder im Allerseelenwind (Meyer § 91).

6) Vafþr. 39, 3: *i allar rok hann mun apr komu heim með risum egnum* (Njörðr). — H. H. II, 38: *Hvært eru þat svik ein . . . eða ragna rok? víða menn*

Die letzte der in der anm. citierten stellen führt uns unmittelbar zu dem *mun Baldr koma* in Völ. 62, 2. — Da jedoch die weltzerstörung durch solche vorstellungen nicht negiert werden soll, ist es notwendig die als leiter und regierer der früheren welt angesehenen und mit ihr unauflöselich verknüpften götter im *ragna rok* als endgiltig beseitigt hinstellen; sie können höchstens in ihren söhnen wider hervortreten<sup>1</sup> oder sie werden durch bisher zurückgedrängte gottheiten ersetzt<sup>2</sup>. Weit schwieriger ist die frage zu beurteilen: wurde die erneuerte welt als eine (physisch oder moralisch) verbesserte betrachtet? Dass in den elbensagen einige züge hervortreten, die mit der paradies- und unsterblichkeitsvorstellung sich berühren, ist bekannt<sup>3</sup>, aber die künftige welt als eine moralisch bessere lässt sich selbst aus diesen schon an und für sich zweifelhaften parallelen nicht erweisen. Christlicher einfluss ist für Völ. 62 u. 64 demnach jedesfalls wahrscheinlicher als heidnischer; Gylf. XVII spricht bei erläuterung von Völ. 64 ganz im christlichen sinne<sup>4</sup>; Vafþr. schweigt völlig davon.

4. Wichtiger noch ist der umstand, dass die Völ. in ihrem schlussteile (d. h. hier in allen strophen von 57 an) sich zu sich selbst mehrfach in widerspruch setzt. Der übersicht wegen<sup>5</sup> stelle ich kurz zusammen: 1) Völ. 57 lässt die welt durch feuer untergehen, 59 sie aus dem wasser hervortauchen, 58 (*stef*) passt hier gar nicht mehr in den zusammenhang. 2) Woher die neuen bewohner kommen, ist nicht gesagt. Diese bewohnen nach str. 62 die neue erde selbst, nach 64 wohnen

... *daufir . . . efa er hildingum heimfar* (= rückkehr der toten auf die erde Lünig) *gefin*? Darnach ist zu verstehen auch Eiríksmál 2 (Möbius) *sem muni Baldr koma aptir í Óþins sali*. — Dass in stellen wie Vafþr. 51, Völ. 62 fg. auch die lehre von der widergeburts- und seelenwanderung anklingen mag, ist von G. Storm im Arkiv för nord. fil. IX, 221 fg. glaublich gemacht worden.

1) Diese auffassung bevorzugt Vafþr., die ja auch die frühere sonne durch ihre tochter ablösen lässt.

2) Dies ist mehr der standpunkt der Völ. — In ähnlichem sinne äusserte sich Sv. Grundtvig zur Völ. 69, 4.

3) Vgl. Meyer Germ. myth. s. 126, 127. — Gylf. XVII schluss heisst es, dass dort, wo einst Gimle als wohnsitz der seligen sich finden werde, zur zeit nur licht- elbe wohnten.

4) Ähnlich auch Mogk in Pauls Grundriss I, 1116. Hofforys standpunkt (Eddast. I, 41): „unser dichter war kein christ, wol aber war er in gewissem sinne über das heidentum hinausgekommen“ ist an und für sich ansprechend, aber jedesfalls noch weiter zu begründen als a. a. o. geschehen ist.

5) Indem die begründung meines standpunktes, soweit sie nicht schon oben gegeben, weiter unten folgen soll.

sie in Gimle<sup>1</sup>. 3) Die nach Müllenhoff für den zusammenhang unentbehrliche str. 65 fehlt nicht nur in R, sondern ist auch sonst verdächtig<sup>2</sup>. 4) Die schlussstrophe gibt (in ihrer jetzigen stellung) nur dann einen erträglichen sinn, wenn gegen beide handschriften *hón* in *hann* geändert wird. Gegen diese änderung sprechen aber triftige gründe. — Sehen wir nun zunächst, wie der autor von Gylf. sich mit diesen schwierigkeiten abzufinden sucht. Was 1) betrifft, so bleibt die differenz unerörtert. Während nach G. LI (Pros. Edda 84, 14) Surtr die erde mit feuer vertilgt, LII anf. (87, 3) ganz entsprechend lautet und die wendung in LIII (89, 5) *svá at eigi hefir serium ok Sartalogi grandat þeim* die zerstörung durch feuer wenigstens als das schliesslich entscheidende moment festzuhalten scheint, findet sich in demselben kapitel (89, 3) doch auch die angabe: *upp skýtr jördunni þá ör senum* usw.<sup>3</sup> — Auf 2) wird in Gylf. genauer eingegangen. Bereits c. XVII lässt der autor nach dem hinweise, dass in Gimle auch nach dem untergange der erde und des himmels gute menschen für alle zeit leben sollen, die frage aufwerfen: *hvat getir þess stadar, þá er Sartalogi brennir himin ok jörd?* Die antwort lautet: über dem ersten himmel, den wir sehen, welcher dem untergange geweiht ist, befindet sich ein zweiter, über diesem ein dritter; dort ist die stätte des künftigen Gimle. Diese auskunft, mag sie auch gelehrt-kirchlichem wissen entspringen sein<sup>4</sup>, zeigt eine verständige überlegung, in G. LI aber sieht sich der verfasser veranlasst, nun auch den angaben von Völ. 62 und Vafþr. 44. 45. 51 gerecht zu werden. Er ordnet den stoff so, dass er an letztere strophe die namen der neu hervortretenden götter anknüpft<sup>5</sup>, während er die angabe der str. 45, mag sich diese auch

1) Auf die künstliche unterscheidung der *dyggjar dróttir* in str. 64, die als gefolge des erst in str. 65 (aber nicht in R) genannten neuen herrschers gelten sollen, von den str. 62 vorausgesetzten bewohnern der neuen erde, für welche die *ósávir akrar raxa* bei Müllenh. D. a. V, 33 fg., gehe ich hier nicht ein.

2) Es tritt hier die christliche vorstellungsweise bestimmter auf als sonst in der Völ., vgl. jetzt Golther, Germ. myth. 543.

3) Dass der inhalt der stefstr. 58 von Gylf. übergangen wird, ist natürlich; der inhalt war schon früher (83, 20) berücksichtigt.

4) So wird von den neueren, z. b. Golther Germ. myth. 643, meist angenommen.

5) Vorsichtig vereinigt der verfasser die angaben seiner beiden quellen so, dass er zunächst (nach Vafþr.) Viþarr und Vali, Móþi und Magni auftreten lässt; dann (*þrí næst*) kommen auch (nach Völ. 62) Baldr und Höþr aus dem reiche der Hel zurück. Ob die in RH verstümmelt überlieferte str. 63 Sijm. von dem autor nicht gekannt oder als weitere ausführung der vorhergehenden betrachtet und deshalb unberücksichtigt geblieben ist, steht dahin.



ursprünglich auf den *finbulveir* beziehen, dazu benutzt, um das entstehen eines neuen menschengeschlechtes auf erden (nach Surtalogi) zu erklären<sup>1</sup>. Ohne diese neue erklärung würde der leser, falls sein gedächtnis soweit reichte, sich wol mit der andern, bereits e. XVII gegebenen begnügt haben. — Von 3) und 4) schweigt der autor anscheinend ganz und bez. der in R fehlenden str. 65 lässt sich auch kein grund denken, weshalb er sie im falle, dass sie ihm vorlag, übergehen sollte. Ganz anders liegt es bei str. 66; dass diese der autor von Gylf. an passender stelle schon erwähnt hat, glaube ich begründen zu können. Da diese frage sich aber mit anderen verflücht, möchte ich erst die ansichten der neueren erklärer dieser strophengruppe kurz erörtern, wobei bez. des bedenkens 3) an das schon zu anfang dieses paragraphen bemerkte erinnert wird.

5. Dass Müllenhoff in str. 57 Sijm. (= 41 Mbfl.) ein poetisches gemälde in freierer fassung erblickt und so die in § 4 sub 1) erörterte frage zu erledigen versucht, wurde oben s. 452, nr. 1 angeführt. Die fg. stefstrophe wird von Müllenh. D. A. V, 154 so erläutert, dass die erste hälfte eigentlich gar nicht mehr in den zusammenhang passt und nur als einleitung zur zweiten hälfte dienen soll, „aber diese tritt nun auch erst mit ihrem ganzen gewichte ein, um den letzten abschnitt anzukündigen.“ Zugegeben wird dann noch, dass die strophe in den handschriften nicht ausgeschrieben ist. Um zur entscheidung zu kommen, ist vor allem die frage, ob *ragna rok*, das etymologisch wol auch auf die welterneuerung sich ausdehnen liesse, im wirklichen sprachgebrauche jemals so gefasst ist, vgl. z. b. Baldrs dr. 14, 4: *ok (i) ragna rok rjáfendr koma*; auch die schon in der Lieder-Edda (Lokas. 39, 4) beginnende vermischung mit *ragna rokkr* (dämmerung, dunkel) scheint hier jeden gedanken an die lichte welterneuerung auszuschliessen<sup>2</sup>. Ist demnach nicht die zweite strophenhälfte hier ebenso wenig am platze wie die erste? Als ein ganz „bedeutungsloser kehryers“ erscheint die strophe gleichwol auch mir nicht, sie soll den platz einer jetzt an andere stelle gerückten strophe äusserlich füllend, die weite kluft zwischen str. 57 und 59 einigermassen überbrücken. Davon weiteres zu 4).

1) Auch wenn man *Hoddmimis holt* auf die weltesche bezieht, ergibt sich die notwendigkeit diese den *Surtalogi* überdauernd zu denken, was (abgesehen von der zweifelhaften stelle Völ. 66, 1) nicht der sinn von Völ. 17, 4—2 zu sein scheint, vgl. auch Grm. 35.

2) Dieser grund spricht neben anderen (z. b. der stelle Hyndl. 45, 3, 1) auch dafür, dass die welterneuerung vielleicht gedanke einzelner kreise war, aber nicht der allgemeinen vorstellung des heidnischen nordens entsprach; vgl. oben § 3 zu anfang.

Was 2) betrifft, so wird die herkunft der neuen menschen einigen forschern weniger not machen, da die Völ. davon schweigt; von den angaben dieses gedichtes hat aber namentlich str. 64 nicht nur wegen des fremdwortes Gimle längst bedenken hervorgerufen<sup>1</sup>; gegen Schullerus, der in Pauls Beitr. XII, 221 fg. u. a. auch diese strophe als kennzeichen christlicher einflüsse geltend machte, versuchte Hoffory (Eddast. I, 131 fg.) sie als echt und ursprünglich namentlich dadurch zu erweisen, dass diese str. 48 Müllenhoff (= 64 Sijm.) als gegenstück zu str. 23, 24 (= 38, 39 Sijm.) zu betrachten sei — „der parallelismus könnte gar nicht schöner, die korrespondenz nicht vollkommener sein.“ — Dass sie aber so weit getrennt sind, hat seinen grund doch darin, dass es sich um verschiedene zeiträume handelt; auch ist es nicht zu verkennen, dass str. 23, 24 Müllenhoff zunächst als düsteres gegenstück zu str. 22 (= 37 Sijm.) sich darstellt. Eine gewisse entprechung zwischen str. 23, 24 und 48 Müllenhoff besteht allerdings, ist auch von früheren bereits bemerkt worden: ja, der autor von Gylf. hat deshalb in c. LI die betrachtung von Gimle mit den in str. 22—24 Müllenh. erwähnten wohnstätten vereinigt, und ihm war Vigfusson in seiner neuordnung der Völ.<sup>2</sup> gefolgt, freilich nicht, ohne den schärfsten tadel Hofforys auf sich zu ziehen<sup>3</sup>. Dieser ablehnung einer umstellung der betreffenden stropfen glaube ich deshalb mich anschliessen zu müssen, weil zunächst die fortdauer von höllenstrafen in einer verjüngten welt für ein sei es noch heidnisches, sei es auf der grenze beider religionen stehendes gedicht<sup>4</sup> unwahrscheinlich und für die Völ. speciell durch die wendung in str. 46, 2 Müllenhoff: *böls mun alls batna* direkt

1) Vgl. z. b. W. Müller Altd. relig. s. 158; hier wird Gimle noch von Gimill abgeleitet. Weinhold bei Haupt VI. 314. — Dass der name sich in der älteren überlieferung nicht fand, ist schon daraus deutlich, dass er Gylf. III dem heidnischen Vingolf gleichgestellt wird, XVII aber dem früheren lichtelbenheim. Auch ist mehrfach bemerkt, dass Völ. 64, 2 unter G. einen berg verstehen muss, während G. XVII es als name eines *salr* erscheint. Für fremden ursprung tritt entschieden auch Gölther Germ. myth. 512 ein.

2) Corp. poet. II, 627 fg. Hier findet sich „Wolospa reconstructed“, während die von Hoffory citierte stelle I, 201 nur wenige veränderungen der überlieferung aufweist.

3) Eddast. I, 123 fg. Dass ausser Vigf. auch N. M. Petersen an eine näherückung dieser strophe gedacht hat, bemerkt Müllenhoff selbst D. a. V. 32.

4) Dies meine ich hier nicht im sinne Hofforys (s. oben s. 455 nr. 4) oder Jessens (Zeitschr. III, 72. vgl. jedoch auch 494), sondern so, dass von christlichen vorstellungen zunächst solche aufgenommen werden, die sich mit heidnischen ziemlich leicht verschmelzen lassen. Als wirklich von christlichen ideen beherrscht erscheinen dagegen z. b. die Sölarljöd.

ausgeschlossen ist. Vigf. hat nun allerdings die str. 21—24 und 48 Müllenhoff in kühner weise zu einem ganzen verschmolzen, das unter der bezeichnung „The places of bliss and torment“ seine stelle zwischen weltuntergang (41 Müllenh.) und neuschöpfung (43 Müllenh.) erhält. Den inhalt der strophe sich aber gewissermassen als von der zeitfolge unabhängig zu denken, verbietet vor allem die fassung von str. 48: *þar skulu byggra* ist offenbar futurisch gemeint; auch der autor von Gylf. erklärt c. XVII zum schluss: *en ljósálfar eivir byggjatum vér at nú* (d. h. vor der weiterneuerung) *byggri þá stadi*. — Kann ich so der umstellung Vigfussons im ganzen nicht beipflichten, so verhält es sich mit der schon früher von einigen vorgeschlagenen, von Müllenhoff und Hoffory geforderten änderung des *hón* in *hann* (str. 50, 4 Müllenh.) nicht anders. Gerade weil das gewicht der wendung *þús man alls batna* von diesen forschern klar erkannt wurde, schien es ihnen notwendig als hauptinhalt der letzten strophe nicht das forttragen der leichen durch Nífhöggr, das ja, sobald man die schlusstrophe in inneren zusammenhang mit den vorhergehenden setzen will, entweder als moment eines strafgerichtes, das an den getöteten sich vollzogen hatte, oder als drohende auflehnung des drachen gegen die neuordnung der dinge aufgefasst werden müsste, sondern ein versinken und verschwinden des unholdes anzusehen, was denn freilich eine änderung des textes erforderte<sup>1</sup>, vgl. oben § 4 s. 456).

Von den erklärungen der beiden gelehrten scheint mir die Müllenhoffs (s. 36): „derselbe gedanke, dass nur das gute endlich bleiben und bestand haben wird, wird dann in der letzten visa noch einmal in gleicher allgemeinheit, aber negativ ausgedrückt und damit denn in voller entschiedenheit hingestellt“ den vorzug auch vor der scheinbar noch geistvolleren Hofforys (vgl. die letzte note) zu verdienen; aber auch gegen sie lässt sich einiges einwenden, namentlich sind die worte „in gleicher allgemeinheit“ sehr anfechtbar. Was in der letzten strophe gesagt wird, ist doch zunächst ein einzelnes factum und in Nífhöggr den repräsentanten aller den göttern und menschen feindlichen mächte zu sehen, sind wir weder aus dieser noch aus irgend einer andern stelle zu folgern berechtigt<sup>2</sup>. Auffällig wird auch das völlige schweigen, das Gylf. über diese strophe beobachtet, wenn sie im sinne Müllenhoffs

1) Die gründe Müllenhoffs sind namentlich s. 11, s. 36 ausgeführt, die von Hoffory Eldast. 1, s. 111.

2) Ausser dieser stelle kommt Vgl. 39, 3 (Sjím.) und Grm. 32 u. 35 in betracht; auf die erklärungen gehe ich weiter unten § 7 ein.

gedeutet wird<sup>1</sup>. — Prüft man von den älteren herausgebern die ansichten einiger besonders umsichtiger, so setzt Möbius hinter str. 64 seiner ausgabe einen strich und bezeichnet so die schlussstrophe als für sich stehend; Bugge (N. F. 392), dem Grundtvig (s. 191 seiner Sæm. Edda) sich anschloss, bemerkte: *i dette vers forudsiger ikke volven, hrud der vil ske, efter at den uævnte magtige er kommen, men hun afbryder her sin spådom ok henpeger på et ilderarstende syn, som riser sig for hendes, medens hun kræder* usw.; hier soll die erscheinung erst hinweisen auf den noch kommenden untergang der bestehenden welt. — Auch diese erklärung scheint mir zu künstlich.

6. Nimmt man das überlieferte *hón* als richtig an<sup>2</sup>, so ist es natürlich auf die seherin zu beziehen<sup>3</sup>, dann darf nicht übersehen werden, dass, wenn auch einige strophen später in das gedicht eingefügt wurden<sup>4</sup>, sie doch jedesfalls vor die ursprüngliche schlussstrophe, die als solche deutlich war, gesetzt werden mussten. Dass diese am passendsten gleich an str. 57 Sijm. sich anschliessen würde, scheint bisher kaum beachtet zu sein<sup>5</sup>; Vigf. trennt sie allerdings von der schilderung der verjüngten welt, zu der sie trotz aller erklärungskünste einmal nicht passen will, verbindet sie aber mit der oben erwähnten gruppe von strophen, die er „Places of bliss and torment“ nennt;

1) Schon die grosse Kopenh. ausgabe bietet übrigens *hann*, das Lüning in der note halbwegs adoptiert und doch bemerkt: diese strophe gebe ich gerne, und nicht bloss wegen des wortes *dreki*, als späteren zusatz preis.

2) Von der frage sehe ich hier ab, ob das pronomen vielleicht ursprünglich ganz fehlte (*nú mun sokkrax* Sijm.); auch dann muss ja gefragt werden: welches fürwort ist zu ergänzen?

3) Die worte *nú mun hón sokkrax* scheint Bergmann (vgl. u. anm. 5) auf die erde bezogen zu haben; er übersetzt (s. 207) Maintenant elle va s'abîmer (vgl. s. 173: la terre s'abîme dans l'Océan).

4) Bekanntlich sind solche interpolationen in kleinerem massstabe von allen neueren herausgebern, von Müllenhoff in dem masse angenommen, dass er von 66 strophen (Sijm.) nur 50 als ursprünglich ansieht.

5) Am nächsten meiner auffassung steht in dieser einzelfrage Ettmüller in seinem Altnordischen lesebuche 1861 s. 4, wo er str. 66 auf 57 Sm. folgen lässt. Aber seine gründe sind nur teilweise die meinigen; die änderung von *hón* in *hann* hält er für notwendig, bezieht dies pronomen auf den drachen, behält die refrainstr. 58 Sijm. bei und erkennt in str. 66 nicht die (auch ursprüngliche) schlussstrophe, die nur durch einschlebung von str. 58—65 den rechten zusammenhang mit dem hauptteile eingebüsst hat. — Bergmann, Poèmes Islandais 1838 s. 173 und 207 hatte bereits die nähere berührung der schlussstrophe mit dem hauptteile erkannt. Aber auch er verkannte ihre bleibende bedeutung als schlussstrophe, schob sie sogar noch vor str. 57 Sm. in den text ein und scheint das pronomen *hón* auf die erde bezogen zu haben, vgl. oben anm. 3.

dadurch wird der zusammenhang mit str. 57 zerrissen. Was man nach dem falle der götter noch zu erfahren wünscht, ist dies: was ist aus den menschen, auf die vorher doch mehrfach (so 45; 52, 4 Sijm.) hingewiesen war, in der grossen katastrophe geworden? Erst dann kann die ragnarök-schilderung als abgeschlossen gelten. Wenn nun Gylf. LIH fragen lässt: *hvat verðr þá eptir, er brendr er heimr allr od dauð öll guðin ok allir einherjar ok allt mannfólk*, so hat der autor, glaube ich, mit den letzten worten nur dasselbe kurz und knapp prosaisch angegeben, was die Völ. in poetisch ausmalendem stile als inhalt der str. 66 (abgesehen von der letzten halbzeile) darbietet. Bei dieser auffassung ergibt sich nicht nur sachlich eine passende ergänzung der vorhergehenden str. 50—57, sondern auch ein passendes komplement im kolorite der darstellung. Nach der hochauflodernden flamme des weltbrandes erwartet man zunächst, sobald der brennbare stoff annähernd verzehrt ist, das raucherfüllte dunkel hereinbrechen zu sehen, das jetzt — nach der vernichtung aller gestirne — zur herrschaft berufen erscheint. So wird der drache denn auch zunächst mit vom stabreime gestützten attribute<sup>1</sup> als *dímni* bezeichnet; hier namentlich wol auch im hinblicke auf die mächtigen, weithin schattenden flügel so genannt, auf denen er die leichen dahinträgt<sup>2</sup>. Wenn es darauf einfach heisst, dass die seherin (nachdem sie verkündet, was zu verkünden war) versinken solle, so kann ich hier weder einen sprachlichen noch sachlichen anstoss erblicken. Am ehesten würde noch Lünings einwurf (zu str. 67) beachtung fordern: „*hón* soll auf die *vala* gehen; aber diese versinkt nicht, sondern sie tritt ebenso feierlich ab, wie sie aufgetreten ist.“ Dass aber gerade die zwei ersten stropfen des gedichtes sich

1) Dem einwurfe Weinholds (Zeitschr. f. d. a. VI, 314), dass dem drachen zwei sich widerstrebende attribute, *dímni* und *frám* beigelegt seien, glaubte Müllenhoff mit den worten begegnen zu können: dass das epitheton „*dímni*“ mehr von dem ethischen charakter oder eindruck als von der farbe des drachens zu verstehen ist, lehrt die zweite zeile“ (D. a. V, 157). — Nach meiner auffassung kann der drache, als ursprünglich meteorisches wesen (vgl. Meyer Germ. myth. s. 95 fg.) sehr wol das epitheton ornans „*frám*“ erhalten, ohne dass darum der düstere eindruck der ersehung auf das ethische gebiet beschränkt zu werden braucht, vgl. oben im texte den schluss des satzes.

2) Da es nach Müllenhoff (s. 36) „selbstverständlich nur die leichen der im letzten grossen kampf gefallenen“ sind, die der drache fortträgt, so würde die von mir vorgeschlagene umstellung sachlich zusammengehöriges naher rücken. Einfacher ist es freilich wol, bei den schon oben genannten gewöhnlichen menschenkindern als beute für den drachen stehen zu bleiben, da man sich die leiber „der gotter und der riesen“ wol als in Surtalgi verzehrt wird denken dürfen.

„durch das vordrängen der persönlichkeit der vala, hinter der sich der unarbeiter verbirgt, sowie durch die breiten widerholungen als jünger kundgeben“, war längst von Weinhold (bei Haupt VI, 311), wenn auch, soweit ich sehe, ohne erfolg, bemerkt worden. Sieht man von diesen eingangsstrophen ab, so kann die valva, die zwar nicht mit der als bösaartig geschilderten Heiþr (str. 22 S.) identifiziert werden darf, andererseits nach der selbst in str. 2 bezeugten abstammung von riesen, nach dem für „wizards“ ganz gebräuchlichen ausdruck *ein sat hön úti* (vgl. Vigf. s. v. *silja* I, 1 und s. v. *úliseta*), nach der ihr von Óþinn gewährten belohnung an „ringen und halsband“ nicht so hoch über die sonst in der Edda genannten, sei es prophetisch begabten, sei es moralisierenden riesentöchter erhaben gedacht werden<sup>1</sup>, dass man nicht den zu schluss der Helreiþ Brynhildar dem riesenweibe zugerufenen ausruf „*sokkstu (gýggjarkyn)*“ auch am schlusse der Völ. in der variation „*nú mun hön sokkrask*“ völlig am platze finden dürfte<sup>2</sup>. Der spott Müllenhoffs (D. a. V, 14): „dass die valva zuletzt plötzlich, sei es vor schrecken, sei es weil sie schlechterdings nichts mehr zu berichten weiss, versinken will und dabei den drachen mit seiner ganzen last in der luft schweben lässt“ entspricht der wirklichen sachlage nicht<sup>3</sup>. Um jedoch dem vorwurfe vorsehneller änderungsgelüste tunlichst zu entgehen, bemühe ich mich im nächsten paragraph den verschiedenen ansichten über Níþhoggr gerecht zu werden, um sodann in § 8 die konsequenzen der umstellung von str. 50 Müllenhoff für den ganzen schlussteil zu erwägen.

7. Der drache Níþhoggr<sup>4</sup> wird entweder nach dem vorgange älterer forserher auf rein germanische vorstellungen bezogen (so neuerdings noch bei Müllenhoff, Hoffory) oder lediglich auf christliche (so

1) Als prophetisch begabte erscheinen die valva in Baldrs draumar, die Hyndla (vgl. 6, 1, 2 Sijm.: „*es freistar mín, risar augun á oss þarúg*“ mit Völ. 28: „*ok í augu leit: hvers fragnif mik. hví freistif mín?*“), als moralisierende die *gýgr* in *Helreiþ*. Beide richtungen berühren sich mehrfach.

2) Nur liegt kein grund vor mit Bang Volusþa og de Sibyll. orakler s. 8 zu sagen: *hror Sibyllen (= rolren) ulstoder et klageraab*.

3) Wer beunruhigt sich etwa über das ziel der reise, wenn von einem raubvogel gesagt wird: er fliegt mit seiner beute übers feld! — Der noch pointiertere spott Hofforys (Eddastr. I, 124), wonach „zu guter letzt die über diese wendung mit recht verdutzte Völva, ohne ein weiteres wort zu verlieren, in der versenkung verschwindet“, legt sogar die frage nahe: lässt nicht vielmehr die Berliner kritik den für die schilderung der verjüngten welt etwas unbequemen drachen mit seiner leichenlast in einer versenkung verschwinden?

4) So schreiben die meisten herausgeber, „der schadengierig hauende“ (Golther).

bei Bugge, Golther) oder eine mischung beider kreise angenommen, so namentlich bei E. H. Meyer. Wenn ich auch der letzteren ansicht keineswegs widerstrebe, so scheint es mir doch nicht nötig, in dem „erst dann (in der ragnarokzeit) auffliegenden drachen X.“ (Meyer Germ. myth. 96) eine einwirkung der im abrunde gefesselten „alten schlange“ (Offenb. Joh. 20, 2 vgl. mit 12, 9) anzuerkennen. Wer die verwandtschaft mit den meteorischen „draken“ gelten lässt, der wird diese — zwar nicht dem worte, aber doch wol der vorstellung nach germanischen — luftunholde in ganz ähnlicher weise allmählich der tiefe verfallen sich denken dürfen, wie wir dies mehrfach sonst bei ursprünglich meteorischen wesen, wie z. b. dem Mánagarmr = Garmr (Zeitschr. 28, 336 fg.) belegen können. Der zustand, in welchem die Grm. 32 u. 35 und ähnlich Vol. 39, 3 Sjm. den drachen zeigen (am fusse der weltesche) würde dann nicht den ersten, sondern den zweiten akt darstellen; der dritte erschiene Vol. 66 Sjm. und würde insofern kein befremden erregen, als nach zerstörung der weltesche, an deren untergang er selbst gearbeitet, ein ferneres verbleiben in der tiefe für den drachen zwecklos wäre. Wird diesem drachen schon Vol. 39, 3 Sjm. eine besondere vorliebe für menschenleichen beigelegt, so ist anzunehmen, dass er bei dem untergange des ganzen menschengeschlechtes eine besonders reiche beute gemacht hat: als vor andern hervorragender götterfeind ist er weder hier noch an anderen stellen aufgefasst<sup>1</sup>. Da bei den vorzeichen des weltunterganges mehrfach der menschen gedacht war (str. 39. 41. 45, wol auch 47 *allir* = alle menschen), so findet die schilderung des weltunterganges einen guten abschluss mit dem hinweise auf die reiche beute aus der menschenwelt, die der drache eingeheimst hat. Durch diesen wird der zerstörungsakt in ähnlicher weise belebt wie das bild eines schlachtfeldes durch raben und geier, die der reichen atzung zulliegen.

8. Die erste consequenz der vorgeschlagenen umstellung ist die entbehrlichkeit der stfstr. 58 Sjm., die eben nur als gedankenstrich zwischen dem weltuntergange und der welters neuerung stehen soll und daher von einigen herausgebern (z. b. Möbius) geradezu durch dieses zeichen ersetzt ist. Aber auch alle anderen strophen des schlussteiles sind — der poetischen vorzüge einiger strophen ungeachtet — entbehrlich, da sie entweder eine tür für das eigentliche thema unnötige fort-

1) Berührungen unseres *dreki* (Vol. 39 als *rargr* bezeichnet im sinne von gefrässiger unhold) mit dem „draken“ der niederdeutschen volkssagen sind vorhanden, aber etwas verdunkelt. Zu beachten ist aber, dass der „drache“ hier und da alljährlich ein mädchen verlangt (Kuhn u. Schwartz, Nordd. sagen reg. s. drache).

setzung darbieten<sup>1</sup> oder sich geradezu in widersprüche mit dem (echten) hauptteile verwickeln, wie dies oben § 2 gegen ende dargetan ist. Dass auch im eigentlichen schlussteile (d. h. str. 59—65) selbst sich widersprechende angaben finden, ist richtig<sup>2</sup>, aber von geringerer bedeutung, da ein die ursprüngliche anlage überschreitender nachdichter gerne alles, was er in verschiedenen quellen gefunden hat, an den mann bringt. Es wird daher nicht geboten sein, in der alten zudichtung noch andere interpolationen als die in R fehlende str. 65 auszusecheiden. Der gedanke aber, dass alle schlusstrophen (59—65) einem nachdichter gehören, wird um vieles einleuchtender werden, wenn sich ergibt, dass das eigentliche thema nur den weltuntergang mit seinen vorzeichen umfasste, während eine in sich wahrscheinlich gleichzeitige rahmendichtung jenen älteren kern eingefasst hat, die rückwärts schreitend die welterschöpfung und die ersten spuren des Übels auf erden, vorwärts blickend die welters neuerung mit in das thema einbezog. Die stützen für solche ansicht werden sich im folgenden darstellen.

9. Während Müllenhoff wie vor hm Bergmann (P. Isl. s. 170—174) drei teile des gedichtes in der weise unterscheidet, dass sie sich auf vergangenheit, gegenwart und zukunft beziehen sollen<sup>3</sup>, teilt Vigfusson meines erachtens richtiger so ein: the past, the future, the regeneration<sup>4</sup>. Richtiger, meine ich, deshalb, weil eine seherin nur solche dinge zu „sehen“ braucht, welche andere nicht auch bereits wissen können oder die sie nie gewusst haben; ihre weissagung wird entweder der entferneren vergangenheit, über die es an sicherer kunde fehlt, oder der zukunft gelten, soweit sich diese nicht etwa (wie z. b. der ausfall der künftigen ernte nach dem jeweiligen zustande der saaten) auch von gewöhnlichen sachverständigen annähernd richtig beur-

1) Dass alle auf welters neuerung bez. ansichten in der überlieferung recht schwankend sich darstellen, ist schon oben § 3 angeführt.

2) Vgl. die aufzählung in § 4.

3) Wenn Müllenhoff (D. alt. V) diese einteilung auch damit zu stützen meint, dass sie „den namen und reichen der drei vornehmsten normen entsprechend“ sei, so sind schon ältere bedenken gegen die dreizahl der normen. besonders aber gegen ihre beziehungen auf die drei zeiträume von Golther Germ. myth. 108 (text und note 1) mit recht wider schärfer betont worden.

4) Für ganz verfehlt halte ich dagegen den gedanken. diese drei teile den drei verschiedenen „sibyllen“ zuzuweisen, wie ich auch den meisten umstellungen von strophen nicht beipflichte. Eine besondere abteilung The places of bliss and torment (Corp. poet. II, 627) lässt sich nicht rechtfertigen, vgl. oben § 5; ebensowenig die zuweisung von Baldrs fall zur abt. The past.



teilen lässt<sup>1</sup>. Diesem a priori festgestellten verhältnisse entspricht nun auch die vorliegende darstellungswiese. Abgesehen von einigen mehr geographischen angaben, die schon der gegenwart angehören, aber ihre volle bedeutung erst in der zukunft gewinnen sollen, gliedert sich mir das gedicht in vergangenheit (etwa = I Müllenh.), zukunft (= II und III, 1—2 Müllenh.), fernste zukunft (III, 3 Müllenh., vgl. D. a. V. 5—7). Fällt so die gegenwart in der mitte fast völlig heraus, so erkennt man auch bald, dass die zukunftsschilderung eine lebendigere und bewegtere ist als die der vergangenheit. Was wird geschehen? Diese frage hat praktisch eine zwanzigfach höhere bedeutung als die andere: was ist einst geschehen? Die fernste zukunft aber verblasst wider etwas und nähert sich der neutralen färbung ferner vergangenheit<sup>2</sup>. Den beweis aber dafür, dass der mittlere teil nicht etwa der gegenwart<sup>3</sup> angehört, habe ich zunächst zu erbringen. Odin hat in str. 28 die seherin auf die probe gestellt: da eine ihm, wie er meinte, und Mimir allein bekannte tatsache der vergangenheit ihr nicht verborgen geblieben war, ermuntert er sie durch gaben nun auch die zukunft zu enthüllen<sup>4</sup>. Betrachtet man die folgenden strophen (31—44 Sijm.) im ganzen, so begegnen zwar einzelne praesentia, mehrfach selbst praeterita, aber der vergangenheit wird die schilderung niemand, der gegenwart der schärfer prüfende vielleicht ebenso wenig zuweisen<sup>5</sup>.

1) Sind andererseits fälle denkbar, wo auch die nähere vergangenheit oder selbst die gegenwart rätsel bietet (man denke z. b. an die ermittelung eines ohne zeugen begangenen verbrechens), so sind diese fälle doch als ausnahmen sofort kenntlich. In der Völ. gehört dahin z. b. die genauere kunde von der erschö Yggdrasil, dem darunter verborgenen horne u. ähnl.

2) Der vergangenheit sind (die einleitung ungerechnet) in der Völ. str. 3—26 gewidmet (über str. 27 vgl. w. u.), der näheren zukunft bis zum weltuntergange str. 31—57 (sowie 66), der ferneren zukunft str. 59—64. Dazu kommt, dass in dem eingangsteile manche strophen so entbehrlich sind, dass sie schon längst vom kritischen standpunkte (z. b. von Weinhold, Müllenhoff) beanstandet sind. Das hauptgewicht fällt auf den mittleren teil, mehr noch im hinblick auf den inhalt als auf die zahl der strophen.

3) Müllenhoff versteht unter „gegenwart der welt“ (a. a. o. s. 5) wol den ganzen zeitraum, in dem die seherin lebte, aber für die auffassung des gedichtes wird dadurch nicht viel gewonnen.

4) Ähnlich so verlangt Nebucadnezar von den weisen, dass sie den traum, der ihm entfallen sei, ihm wider ins gedächtnis rufen, mir dem dazu fähigen schenkt er das vertrauen, dass er auch den traum richtig deuten könne (Dan. 2).

5) Die praeterita schliessen sich dem stile der epischen einkleidung (*Ein sat hón úti* str. 28) teils direkt (*Ek sá Baldr* str. 32), teils in freierer weise an (*Varþ af meifi* str. 33 — *ek sá vrefa af m.*); die praesentia sind entweder die der lebhaften schilderung (*Par sitr Siggy* str. 35, 3), oder selbst futurisch zu fassen (*vrefa*

Dies ergibt esih schon daraus, dass die fast im anfang stehende darstellung vom tode Baldrs doch nur als weissagung hier einen sinn hat: sobald die that einmal geschehen war, galt sie als eine der bekanntesten aller tatsachen, vgl. auch § 18. Wenn es ferner in der schlusstrophe dieses abschnittes heisst: *fram sé ek leugra*, so wird dies am einfachsten doch so verstanden, dass ein *fram sjú* = vorwärts sehen, vorausschauen auch in den vorhergehenden stropfen schon stattgefunden hat. Ehe ich zu der bedeutung des einfachen *sjú* in dieser strophe mich wende (in § 11), habe ich noch die frage aufzuwerfen: wem gilt denn diese weissagung, wer soll belehrt werden? Nach Müllenhoff<sup>1</sup> kann es sich nur um eine belehrung für die menschen handeln, die die seherin im auftrage Odíns vollzieht: dies würde allerdings dem standpunkte der ersten strophe und scheinbar auch dem des refráins *vitupér em efa hval?* entsprechen. Aber die erste strophe ist schon von Weinhold angefochten und wird weiter unten besprochen; der refrain aber muss, glaube ich, anders aufgefasst werden, als meist geschieht. Wie in der nachbildung (in den Hyndlulj.) der refrain *viltu em leugra?* sich direkt an den fragesteller<sup>2</sup> wendet, so wird es vermutlich auch in der Völ. sein. Als fragender kann in diesem abschnitte nur Odín gelten (vgl. die vorletzte n.) und der plural ist ebenso zu verstehen wie in str. 28, 3: *hvers fregnif mik, hvi freistif mín?* Da Odín die götter vertritt und im namen aller sich an sie wendet, ist der plural verständlich hier wie in allen folgenden stropfen; aber wie steht es mit str. 27?

*af qltum* 40, 3 = *mun verfa*; so wol auch *fyllisk fjörri* 41, 1, vgl. 41, 3 *srort verfa sólskin* nach den meisten hss.). Auch da, wo das praesens schon von der gegenwart gelten mag (43, 2 *sá rekr hólða*; 43, 3 *en annarr gelr*), denkt der dichter doch mehr dabei an die zukunft. So (bez. der letzten strophe) auch Müllenhoff D. a. V. 137.

1) D. a. V. 109. „Odín beschenkt die *vqlva*, ohne wie es scheint sie auch nur gefragt zu haben und von ihr ein orakel oder etwas neues, was er nicht schon wusste, zu erfahren.“ Dieser schein dürfte hier doch trügen. Dass Odín mit wort oder blick sie gefragt hat, ist zu schliessen 1) aus dem *i augu leit* (vgl. Hyndljl. 6, 1, 2 — *er freistar mín, vísar augum á oss fannig*); 2) aus 28, 3: *hvers fregnif mik, hvi freistif mín?* 3) aus der gabe, die ihr Odín str. 30, 1 zum danke spendet. Dass nämlich die gabe nur eine „anerkennung, auszeichnung und ermunterung in ihrem berufe“ (Müllenh. a. a. o. s. 109) für sie sein solle, nachdem sie die probe bestanden, ist durchaus nicht die zunächst liegende erklärung, vgl. Golther Germ. myth. s. 652 n. 1. Dieser bezieht die gabe zwar nicht auf die bereits erteilte auskunft, aber auf 30, 2.

2) Darunter verstehe ich Ottar, wenn auch Freyja für ihren schützling das wort nimmt.

10. In str. 27 kann der refrain nicht wol auf Odín bezogen werden, da er hier noch nicht ausdrücklich genannt ist: die schwierigkeit liesse sich für mich am bequemsten lösen, wenn ich, hier der anordnung Bugges folgend, str. 27 Sijm. erst hinter 29 folgen liesse; aber dem scharfblicke dieses forschers glaube ich in anderem sinne (vgl. § 12) folgen zu sollen. Auch ohne diese hilfe und gerade mit teilweiser anerkennung der worte Müllenhoffs a. a. o. s. 10: „das ist unlängbar der fall<sup>1</sup>, da die zweite hälfte der str. 13 nur im Hinblick auf die folgende gedichtet ist: sie setzt die verpfändung bereits als geschehen voraus, wenn die *valra* den weltbaum mit dem pfande begiessen sieht ...; sie leitet also diese visur nur ein und bereitet sie vor“<sup>2</sup>. Diese vorbereitung aber fasse ich in anderem sinne als der genannte forscher: sie soll, glaube ich, ähnlich wie die nach str. 57 ungeschickt wiederholte stefstr. (58) die fortrückung der echten schlussstrophe (66) verdecken sollte, so hier eine art natürlichen überganges bilden zwischen den jüngeren eingangsstrophen (1 - 26) und dem älteren hauptteile des gedichtes; ungeschickt kann in diesem falle nur die vorausnahme des refrains *Vituhér* usw. erscheinen, der in den vorhergehenden strophen mit recht gemieden ist, da die str. 1 erwähnten söbue Heimdalls niemals als wirklich um rat fragende erscheinen, sondern nur poetische hyperbel für das publikum sein können, das der verfasser sich wünscht. — Während Müllenhoff str. 27 so auffasst, dass der seherin, „nachdem sie den bund Odíns mit Mime und das opfer, das er darum an seinem leibe gebracht, mit angesehen hat, selbst erst die augen über den wahren stand der dinge aufgehen“, vermisse ich nicht nur eine begründung für diese letztere behauptung, sondern bezweifle sogar, dass mit dem *sér* in str. 27, 3 und überhaupt in der Vol. ein sehen im sonst gewöhnlichen sinne (d. h. mit dem auge) gemeint ist<sup>3</sup>.

1) Nämlich, dass *ref. Valföfrs* in str. 13 (= 27 Sijm.) dasselbe ist mit *v. V.* in str. 15 (= 29 Sijm.)

2) Wenn Müllenhoff hier dann ein neues beispiel der von ihm s. 95 besprochenen hystero-logie sieht, so glaube ich meinerseits betonen zu müssen, dass in allen fällen, wo sich in zwei strophen so starke anklänge des ausdrucks finden wie hier zwischen 27 und 29 (*Veit hón Heimdallar hljóf of folget* — *v. h. Óþíns auqa folget*; die schlusszeile beider strophen stimmt völlig, was durch den refrain nur zur hälfte veranlasst ist), der verdacht einer jüngeren nachbildung in dem einen falle nahe liegt. Etwas minder deutlich als hier z. b. 1, 3 — 1, 5, 1 — 2; vgl. auch S. 3 — 4 mit 17, 1 — 2; 21, 1 und 21, 2; 51 und 55 Sijm. — Durchaus kunstgemäss ist dagegen eine anaphora wie 30, 4 *sá ritt* und 31, 1 *Sá calkyrjor eitt of kommar*; vgl. 35, 1; 38, 1; 39, 1; ferner 40, 1 vgl. mit 42, 1.

3) Hier weiche ich am meisten von Bergmanns standpunkt ab. Während er s. 163 das gedicht im ganzen als vision prophétique fasst, unterscheidet er s. 167

11. Betrachtet man nämlich die ganze darstellungsweise des gedichtes hinsichtlich der zeitbestimmung, so ergibt sich folgendes: 1) wo der dichter ereignisse fernere vergangenheit berichtet, lässt er neben andern mitteln der zeitabstufung<sup>1</sup> namentlich ein *ek man* (1, 4; 2, 1; 21, 1) hervortreten; durch diese mittel werden die dazwischen tretenden praeterita als wirkliche momente der vergangenheit deutlich. 2) bei angaben, die nicht so weit zurückreichen, wo es sich vielmehr um ein gründlicheres bescheidwissen von auch sonst nicht ganz unbekanntem dingen, die selbst der gegenwart angehören mögen, handelt, ist ein *reit ek* oder *reit hón* angewandt (19, 1; 27, 1; 28, 4; 29, 1). Auf den standpunkt des fragenden bezogen (etwa = verstehen) erscheint dasselbe verbum in dem refrain *Vituper enn efa hvat?* vgl. Müllenhoff a. a. o. s. 6 n. — Dagegen scheint 3) das verbum *sjá* in unserem gedichte, das ja eben eine weissagung sein will, stets auf die zukunft zu gehen, = *fram sjá* zu sein. Dies ergibt sich a) daraus, dass selbst bei der schilderung der welterneuerung zweimal (59, 1; 64, 1) das einfache *sér* dem dichter genügt, obwol in dem ersten falle keine direkte futurbezeichnung (vgl. w. u. 4) vorhergeht, die bei der zeitbestimmung mitwirken könnte; b) aus dem schon oben besprochenen *fram sék lengra* in str. 58, 3 = ich sehe weiter voraus<sup>2</sup>. — c) aus der wendung *sá ritt ok ritt of veröld hverja*, sobald man hier mit Müllenhoff übersetzt: sah weit und weit über alle zeitalter, wobei natürlich die dem gewöhnlichen auge verschleierte reiche der zukunft besonders gemeint sind<sup>3</sup>. Darnach wird wenigstens bei allen auf 30 fol-

drei hauptteile: vergangenheit (tradition), gegenwart (vision) und zukunft (prédiction). Der mittlere zeitraum aber kann hier nicht als vision prophétique gelten: es heisst: Vala en parle d'après ce qu'elle a vu elle même. Noch auffälliger ist aber, dass V. in diesem teile, um zu versichern, dass sie selbst es gesehen habe, sich der dritten person bedienen soll; *hón sá* bedeutet also: elle (Vala) a vu de ses propres yeux.

1) Dazu rechne ich ausdrücke wie *pat ras enu folkrið fyrst í heimi* 24, 2.

2) Unrichtig scheint mir der ausdrück von Müllenhoff auch str. 30, 3 (= 16, 3 Müllenh.) in den text gesetzt zu sein.

3) Nur sehr vereinzelt weisen die var. der hss. auf eine vermischung jener drei bezeichnungen hin; von einiger bedeutung ist wol nur 38, 1 *Sal sá hón R. sér hón H. reit ek SE*. Die bestrafung der schuldigen weist auch SE in str. 39, 1 der zukunft zu, der saal selbst aber konnte längst vorhanden sein. In der stfstr. 44 (und öfter) bezeichnet *reit ek frvða* das erlernte wissen, *fram sé ek* das prophetische voraussehen. Ähnlich auch Háv. 138, 1 *Veitk* (= aus erfahrung weiss ich) *at ek hekk rindga meidi á*, während eine wirkliche vermischung des sprachgebrauches da, wo an der unterscheidung nichts liegt, gelegentlich auch begegnet (z. b. *vissi hann vel fram sem canir aðrir* Þrymskv. 14, 2). Übrigens bezeichnet in allen

genden strophen die futurbezeichnung oder *sjá* = *fram sjá* angenommen werden dürfen<sup>1</sup>. — 4) endlich erscheint, wo entweder die zukunfft vom hintergrunde der vergangenheit, oder die fernere von der näheren zukunfft sich abheben soll, eines der bekannten hilfsverba mit futurischem sinne<sup>2</sup>. — Es entspricht ferner dem schon in § 9 von mir eingenommenen standpunkte, dass die mit *veit ek*, *veit hóu* beginnenden angaben keinen besonderen abschnitt des gedichtes darstellen, sie bilden meist einen übergang von der fernen vergangenheit zur zukunfftswelt, aber auch die noch für lange dauer bestimmte weltesche wird in dem abschnitte der vergangenheit mit einem *ask veit ek standa* (19. 1) uns vorgeführt. Dagegen ist die soviel reichere gruppe des zukünftigen nicht nur in die beiden hauptgruppen vor und nach der welt-erneuerung geschieden, sondern die erste wird durch die stefstr. 44 und 49 deutlich wider in kleinere abschnitte zerlegt; der erste reicht von str. 31—43 (Baldrs tod und andere vorzeichen des weltunterganges), der zweite von 45 bis 48 (anbruch des entscheidungstages), der dritte von 50—57 (der götterkampf selbst)<sup>3</sup>. — Der mittlere dieser teile ist nur übergangsglied; als hauptinhalt des ersten erscheint der tod Baldrs, als der des dritten Odins fall<sup>4</sup>. Die besondere rücksicht auf Odin und Frigg, die überall hervortritt, der warme anteil, den die seherin namentlich für letztere an den tag legt, entspricht völlig meiner annahme,

bekannteren sprachen dasselbe wort sinnliches und geistiges sehen, vgl. *ὄραμα*, visio, das gesicht (z. b. eines propheten), der seher — prophet u. ähnl. — Zum geistigen sehen gehört wol auch Grotts 19, 1; 21. 1.

1) Die von den erklärern so verschieden aufgefasste str. 27 bietet allerdings einige schwierigkeit, vgl. § 10, aber soviel scheint mir klar, dass gegenüber dem sonstigen sprachgebrauche des gedichtes *ser* nicht wol an dieser einen stelle ein sinnliches sehen bezeichnen kann; dies hätte durch einen zusatz (mit augen) besonders angedeutet werden müssen.

2) Als beispiel bietet sich zunächst 16, 3; dann zur bezeichnung ferneter zukunfft die stefstr. 44, 2 u. 6; 45, 1 u. 6; 51, 1; 53, 1; 56, 2; 61, 1; 62, 1 u. 2; 64, 3. Über 66, 1 vgl. das ende dieses §.

3) Während ich bez. dieser stefstr. mit Müllenhoff übereinstimme (abgesehen von str. 58, die ich streiche, vgl. § 8), so glaube ich den refrain *Vítuþer ein þu hrat?* überhaupt nicht als trennendes kolon verwenden zu dürfen, was der genannte forser in einigen fällen tut, in anderen nicht. Da dieser refrain sich bisweilen in zwei aufeinander folgenden strophen findet (31, 35), scheint er nur nach einer bewegteren darstellung einen kleinen ruhpunkt darzustellen, mehr dem vortrage als der disposition des gedichtes dienstbar. — Ob die stefstrophe mit II bereits nach str. 35 Sijm. anzusetzen sei, kann weiterer erwägung überlassen bleiben.

4) Vgl. einerseits str. 32—31, andererseits 53, 1: *þi komr Illiur harmur amarr fram*; 53, 4; 54, 4.

dass Odin wirklich in sorge für sein haus und reich ist, als er die seherin befragt, und sie nicht etwa bloss auf die probe stellt (vgl. oben § 9 gegen ende). Wie schon s. 465 § 5 ausgeführt ist, sind im einzelnen bei der wahl des tempus manche freiheiten zu bemerken, die nur dann nicht verwirren können, wenn man die oben skizzierten 4 standpunkte des erzählers als massgebend festhält. Das praesens als futurisches ist besonders deutlich, wo es wie 45, 3. 4 und dann in str. 50—57. 59 fg. wiederholt im wechsel mit wirklicher futurbezeichnung (durch hilfsverba und das *fram sé* in der stefstrophe) sich findet. Präsentisch (mit einschluss jedoch der zukunft) steht es in str. 19 und 20. 27—29 mehrfach<sup>1</sup>; rein präsentisch 28, 3. — Etwas schwieriger stellt sich die verwendung des präteritums dar. Eine vergleichung von str. 37 und 38 lehrt, dass die angabe *Stóþ fyrir norþan sátr or gulli* zeitlich nicht anders gefasst werden kann als str. 38 *Sal sá standa; stóþ* ist also nur poetische verkürzung von *sá standa*, vgl. oben s. 465 anm. 5. — Mit dem praesens wechselt das prät. str. 20: *þá þau koma meynjar — þær lag lögfu, þær lif kuru* usw. Die paraphrase in Gylf. (*þær skapa munnum aldr*) hebt jeden zweifel, dass dies prät. nur sagen will: sie taten es und tun es noch heute, vgl. den gnomischen aorist der Griechen. Aber auch für futurisches (die zukunft einschliessendes) praesens und wirkliches futur begegnet mehrfach praeter., vgl. namentlich die *sá ek* u. ähnl. prät. in den str. 32—40; die var. der handschriften zeigen hier vielfach praesens, gelegentlich selbst ein hilfsverb der zukunft<sup>2</sup>. Als erklärung liegt die annahme einer assimilation der eigentlich prophetisch gehaltenen hauptdarstellung an die historische einkleidung (deutlich besonders in str. 28 und 30) jedesfalls zunächst. Umgekehrt scheint sich einmal (zum schluss) die einkleidung der futurisch gedachten haupthandlung gefügt zu haben in str. 66: *nú mun hón sokkva*; für prosaisches *nú sokþi*. — Durch alle diese poetisch wol berechtigten freiheiten wird die darstellung des starren schematismus entkleidet.

1) Das schon oben (s. 469 n. 1) besprochene *sér* in str. 27 ist wol nicht geradezu futurisch, aber doch ähnlich wie *reit hón* in derselben strophe präsentisch-futurisch aufzufassen.

2) Vgl. 38, 1 *sá hón* R, *sér h.* H, *reit ek* SE; 38, 3 *fella* R, *falla* H SE; 39, 1 *Sá hón rada* R, *sér hón v.* H, *skular þa v.* SE. 40, 1 *Austr sat* R, *A. býr* R SE; 40, 2 *feddi* R, *fedir* H SE. In den letzteren fällen ist die einzelne angabe nicht gerade futurisch zu fassen, aber die bedeutung des ganzen abschnittes gravitiert doch nach der zukunft. Den beiden prät. *gól* in str. 42, 3; 43, 1 entspricht 43, 3 *gebr*: dieses praesens wird 44, 1 in *geyr* fortgesetzt, 44, 2 durch futurisches *mun* noch bestimmter der zukunft genähert.

12. Um den viel schwierigeren wechsel von *ek* und *hón* für dieselbe person zu erklären, ist es nötig, den eingang des hauptteiles, der in den str. 28—30 vorliegt, und schliesslich die jetzt davor stehenden strophen zu betrachten. Gegen Bugges vorschlag, mit str. 22 u. 28 das ganze gedicht zu beginnen, äusserte schon Möbius<sup>1</sup> gewichtige bedenken, wenn auch nicht im sinne einfachen festhaltens an der überlieferung<sup>2</sup>. Weit schärfer sprach Müllenhoff D. a. V, 109 gegen Bugges ansicht sich aus; nicht mit unrecht wurde namentlich die von Bugge beliebte verbindung von str. 28 mit 22 entschieden getadelt. Gewonnen wurde dadurch freilich ein name für die sonst unbekannte *volva*, aber die charakteristik der *Heiðr* (str. 22) passt weit besser zu der in str. 21 geschilderten *Gullveig* als zu der unserer *volva*. Worin ich meinerseits Bugge zustimmen muss, ist dies: die str. 28—30 lassen sich nur als eingangsstrophen erklären, sie führen nur die situation vor, in der die *volva* von Óðin gefunden ward; berichten, wie sie nach bestandener probe durch geschenke bestimmt ward weitere, auch für Óðin wichtige aufschlüsse über die geschicke der welt zu geben<sup>3</sup>. Erinnerung man sich, dass schon die etymologie die worte ahd. *forasago*, *προφοιτης* u. a.<sup>4</sup> zunächst auf die zukunft weist, die „rückwärts gerichtete prophetie“ zweifellos eine jüngere schwester der eigentlichen prophetie ist, so ergibt sich als wahrscheinlich, dass diese strophen nicht etwa an den anfang des ganzen gedichtes zu verschieben sind, aber auch nicht hier eine zweite seherin (sibylle) auftritt, noch es endlich genügt, hier nur einen bedeutsamen einschmitt in der darstellung des dichters anzuerkennen. Die letztere ansicht, von Müllenhoff vertreten<sup>5</sup>, fordert nicht nur wegen der bedeutung dieses namens, son-

1) Zeitschr. I, 408.

2) Es heisst vielmehr a. a. o.; „wir unsererseits vermögen . . . nur einen weiteren beweis dafür zu erkennen, in wie ganz zerrütteter gestalt das gedicht uns überliefert worden.“

3) Vgl. oben s. 466 § 1; s. 469 unten, 470 oben.

4) Das nord. *spá* übersetzt Vigf. einfach mit prophecy; komposita wie *forspá*, *forspár* (vgl. auch *forspjall*) lassen die beziehung auf die zukunft noch schärfer hervortreten.

5) D. a. V, 108: „noch viel entschiedener tritt die *volva* in ihrer person hervor) str. 14 (= 28 Sijm.), wo sie als unmittelbar berührt von den letzten der grossen ereignisse, von denen sie berichtet hat, sich darstellt und so sich selbst persönlich in ihren grossen zusammenhang einflieht. Sie gewinnt damit gelegenheit nicht nur über das zuletzt kurz angedeutete weiter aufzuklären, sondern noch viel mehr um zu einem neuen abschnitte ihres themas, dem zweiten haupttheile des gedichtes, zu der betrachtung des gegenwärtigen zustandes der welt überzugehen und

dem auch ihres konservativen austriches wegen die meiste beachtung. Warum genügt es nicht, bei str. 28 einen wendepunkt des gedichtes zu erkennen? Müllenhoffs auffassung als richtig angenommen, wäre in str. 28 1) nicht erwähnt, was man hier erwarten müsste: dass die uns schon bekannte seherin ihren blick nun nach einer anderen seite hin richtet<sup>1</sup>; 2) erwähnt, was man teils an anderer stelle (str. 1) erwartet, die verfassung nämlich, in der die seherin sich befand, als ihr von Odin der auftrag zu teil wurde zu weissagen, oder was für den ferneren verlauf des gedichtes nach Müllenhoffs auffassung ganz ohne bedeutung bleibt<sup>2</sup>. Somit scheint auch diese, an und für sich höchst geistvolle combination Müllenhoffs der rechten grundlage in der überlieferung zu entbehren.

dafür und dann für ihre verkündigung der zukunft mit desto grösserem gewichte einzutreten. Das mittel der persönlichen einflechtung ist das einfachste und zugleich das kunstvollste; es wird dadurch ein übergang erreicht von höchst dramatischer lebendigkeit<sup>3</sup> usw. — Die gesperrt gedruckten worte sind insofern für mich die wichtigsten, als sich hier der unterschied der ansichten am meisten verrät. Dass die seherin das in str. 13 (= 27 Sijm.) berichtete selbst mit angesehen habe und sich darauf in str. 14 beziehe, ist vor Müllenhoff meines wissens nur von Bergmann vermutet worden und von mir oben (s. 469 anm. 1; s. 467 anm. 3) bekämpft; von dem gegenwärtigen zustande der welt handeln schon str. 19, 20 (gestrichen von Müllenhoff), als besonderen zeitraum für die darstellung der Völ. habe ich oben (§ 9) die „gegenwart“ nicht anerkannt; die kunst der darstellung brauchen wir nicht zu bewundern, wenn str. 28 die eigentliche eingangsstrophe war, an welcher stelle auch andere dichter von sich selbst zu reden pflegen.

1) Die worte *sá vitt ok vitt of veröld hrerja* str. 30, 4 (= sah weit und weit über alle zeitalter Müllenh.) deuten eine solche wendung durchaus nicht an, sind vielmehr für den anfang der weissagung am platze.

2) Die in str. 30 erwähnte gabe (*hrínga ok men*) hat nach Müllenhoff nur den wert einer aufmunterung: „ausser ringen und kleindoden konnte er ihr nichts schenken, was sie nicht schon hinreichend für ihren beruf besass“ (s. 109). Wozu wird es in der sonst so knappen darstellung der Völ. überhaupt erwähnt? Der irrtum Müllenhoffs scheint namentlich darauf zu beruhen, dass Odin von der seherin nichts erfahren konnte, „was er nicht schon wusste“ (s. 109). Aber die Völ. selbst lässt ihm ja str. 46 wider rücksprache halten mit Mimirs haupt, offenbar doch um rat zu holen; als ratsuchend erscheint Odin in der *Vegtamskvida*, als der kunde bedürftig in der erzählung von den beiden raben (Grm. 20 vgl. mit *Gylf. 38*). — Dass mit dem trunke aus Mimirs brunnen nicht alle weisheit erschöpft sein konnte, deutet auch Utlund an (Schriften VI, 206): „Mimis brunnen ist nicht der einzige wissensquell im nordischen götterreiche. Am brunnen der Urd wohnen die vielwissenden, gesetz und schicksal sprechenden jungfrauen, die drei nornen usw.“ Von diesen oder den str. 2 erwähnten riesen hat die *völva* ihre für Odin noch neues bietende kunde erhalten.



13. Bleibt die *volva* unbenannt, was insofern erträglich ist, als man aus den angaben in str. 28 und 30 ihren stand wenigstens ohne mühe erkennen wird, so entspricht anfang und ende des gedichtes: *Ein sat hón úti* (28, 1) und *Nú mon hón sokkra:* (66, 1) sich aufs genaueste<sup>1</sup>. Wichtiger noch für mich ist der umstand, dass der wechsel der personbezeichnung, wenn derselbe überhaupt ursprünglich ist, als verständlich sich darstellen muss. Strenge genommen würde man ja die dritte person nur in den einkleidungsstrophen, überall da aber, wo die seherin selbst spricht, die erste person erwarten. Diesem princip entsprechen auch die citate der SE.<sup>2</sup>, was bemerkenswert ist, da gerade bei dem citate einzelner strophen der wechsel in der bezeichnung am allerwenigsten störend wirken konnte: gleichwol lässt sich nach einzelnen citaten hier kein sicheres urteil gewinnen. Lässt man den wechsel<sup>3</sup> vorläufig als begründet gelten, so erklärt er sich ähnlich wie der oben in § 9 besprochene wechsel des tempus, als assimilation der haupthandlung an die epische einkleidung. Weit schwerfälliger und seltsamer aber durchbrechen jene widerholten *hón* die darstellung, wenn die seherin wirklich (wie jetzt in str. 1) mit der ersten person feierlich begonnen hatte; dann kann ich den wechsel kaum anders als ein „aus der rolle fallen“ bezeichnen; auch hieran habe ich nicht als erster anstoss genommen<sup>4</sup>. Mich aber nicht mit der blossen umstellung zu begnügen, sondern str. 1—2 überhaupt zu streichen, dazu nötigt auch das s. 462 besprochene bedenken Weinholds. Ein drittes, von Müllenhoff (a. a. o. s. 89) erwähntes, aber wol kaum erledigtes

1) Wenn diese str. 28 als eingang für das ganze gedicht nur notdürftig ausreichend erscheint, dem empfehle ich beachtung des grundsatzes: genug ist besser als zu viel! Ein zuviel aber scheint mir (und nicht mir zuerst, vgl. s. 462) in den jetzigen eingangsstrophen 1—2 vorzuliegen. Da übrigens das citat der SE 28, 1 mit 29, 2—4 zu einer strophe vereinigt, so ist nicht ganz unmöglich, dass in unserem texte str. 28 eine langzeile eingebüsst hat, deren richtige ergänzung bisher nicht gelungen ist.

2) Vgl. str. 38, 1 *sá hón R.*, *sér hón H.*, *reit ek SE*; 39, 1 *sá hón R.*, *sér hón H.*, *skulu SE*; *sér hón R.*, *H.*, *reit ek SE* (die angaben nach Sijmons).

3) Er wird durch die aus metrischen gründen erfolgte tilgung des pronomens in den neuesten ausgaben etwas weniger ins auge fallend.

4) Ein in der beurteilung der Vgl. so conservativer forschler wie K. Simrock (vgl. seine *Vaticinii Valae Eddiae carminis antiquissimi vindiciae*) hat sich 1871 (Die Edda<sup>1</sup>, s. 392) in bedingter weise dem Buggeschen umstellungsvorschlage angeschlossen im hinblicke darauf, dass nur, wenn das gedicht einmal mit einer sie-strophe begann, das öftere „sie“ für die redende person im laute des gedichtes sich erkläre. — Dagegen wird die von Simrock angezogene 4. strophe der *Hyndluljóð* nur scheinbar ähnliches bieten, vgl. Sijmons zu *Hyndl.* 4, 1.

bedenken<sup>1</sup> bezieht sich darauf, dass str. 1, 2 wol nur als einleitung zu dem ersten, von der vergangenheit handelnden teile des gedichtes gelten können: *fornspjöll fira, Janus fremst of man*. Dieses *man* begegnet überall nur da, wo von der fernen vergangenheit die rede ist, vgl. oben § 11. Dem entspricht nun auch, dass diese str. 1 und 2 sich an die menschen wenden, denen die *voltra* dem willen Odins gemäss die urgeschichte der welt enthüllen soll, während diese für den gott als bekannt gelten muss, war er selbst doch bei der menschen-schöpfung beteiligt gewesen. Wären zwei eingänge ursprünglich vorhanden gewesen, so hätte str. 28—30 der hinweis nicht fehlen dürfen, dass die seherin sich jetzt einem andern gebiete zuwenden wolle. Da dort aber in keiner weise früher besprochener dinge erwähnung geschieht, kann str. 1, 2 nur als jüngere nachbildung von 28—30 richtig verstanden werden, was auch in den worten 1, 3: *viltu at ek, Valfjafir* angedeutet ist, die sonst mit recht befremden erregen<sup>2</sup>.

14. Auch der sprachliche ausdruck in str. 1, 2 nötigt durchaus nicht sie den ältesten teilen des gedichtes zuzurechnen. *hljófs biþ ek* als eingangsformel mag an und für sich sehr altertümlich sein und ähnlich schon zu Tacitus zeit üblich gewesen sein (vgl. Müllenh. a. a. o. 5), aber bei einem werke, das doch mehr für die gelehrten kreise als für

1) Es heisst a. a. o.: „die *fornir stafir* des riesen Vaffrúdnir umschreiben ganz denselben kreis der dinge vom anfang bis zu dem ende der welt und ihrer erneuerung — die *ragna rok* also mit eingeschlossen — wie die *forn spjöll fira* der *voltra*.“ Wer die beiden stellen der Vaffr., die Müllenhoff citiert (1 u. 55) nachliest, findet in str. 1, wo der gegenstand nur kurz angedeutet ist, im hinblick auf das wichtigere gebiet bloss *á fornum stafum*, str. 55 dagegen heisst es *mæltu ek mína forna stafi ok um ragnarok*. In den stropfen der Alvíssmál findet sich kein hinweis auf die zukunft, kann also das *forna stafi* 35, 2 nicht befremden. Aus H. H. I, 36 (= 37 Hild.) belegt Müllenhoff selbst den ausdruck *fornspjöll* im sinne von „ältere, frühere vorgänge“. — Übrigens wird gerade durch vergleichung mit Vaffr. 34 und 35 ganz klar, dass *fremst of man* auch Völ. 1, 4 nur bedeuten kann: an die ich zuerst (= als an die ersten) gedenke und gerade wenn str. 1, 2 sich auf das ganze gedicht beziehen sollten, wie reimt sich diese angabe in str. 1 und 2 mit Müllenhoffs meinung, dass der seherin selbst erst bei dem str. 27 erwähnten vorfalle „die augen über den wahren stand der dinge aufgehen?“ (Müllenh. a. a. o. 111).

2) Der verfasser der zudichtung hat noch im sinne, dass die seherin zunächst (in str. 28—66) Odín ankunft erteilt hat; er lässt sie jetzt im auftrage des gottes sich auch an die menschen wenden. Die gewöhnliche annahme, dass die ganze offenbarung den menschen gelte, wird zwar erklärlich durch den umstand, dass Odín nur in str. 1 und 28 direkt angedredet zu sein scheint, aber doch als irrig erwiesen schon durch die wärmere anteilnahme an dem gescheike seines hauses (vgl. s. 469 unten) und den richtig verstandenen refrain *Vítuþér enn eþa hrat?* vgl. s. 466.

den vortrag vor einer lärmenden volksmenge bestimmt gewesen sein muss, erscheint die anwendung in ähnlicher weise gesucht wie jenes bekannte Favete linguis!, mit dem ein dichter der augusteischen zeit als „musarum sacerdos“ das ehrfurchtsvolle schweigen aller leute verlangt<sup>1</sup>. Die etwas künstliche verwendung des alten terminus erhellt noch deutlicher aus dem folgenden *helgar kindir*, wenn diese worte (wie von Müllenhoff wol mit recht geschieht) als eigentlich juristischer ausdruck = „im heiligen frieden“ aufgefasst werden. Alle menschen befinden sich also im friedensbanne der seherin; das ist eine von der sonst bezeugten altnordischen auffassung so abweichende weise, dass die neueste behandlung der germanischen mythologie zu dem schlusse gelangt, dass „eine nordische *vqlva* als seherin und prophetin in so erhabenem stile nicht denkbar ist ohne das vorbild der sibylle“<sup>2</sup>. Der dritte anstoss in den beiden ersten langzeilen liegt in den worten *meiri ok minni mǫgu Heimdallar*. Eine wie schöne bestätigung für den inhalt der Rígs-þula! denkt man zunächst<sup>3</sup>. Wer aber erwägt, dass der gott Heimdallr nicht nur an ziemlich vielen stellen beider Edden gelegentlich erwähnt wird (vgl. die register der herausgeber), sondern in zwei sich gegenseitig ergänzenden kapiteln der prosaischen Edda (Gylf. 27, Skáldsk. 8) sich eine genauere charakteristik des gottes findet ohne die geringste andeutung jener tätigkeit, welche ihm Rígsþ. zuschreibt, so kann dies kein zufall sein, da jene beziehung zur menschenwelt, wenn sie von alters her fest stände, von höchster bedeutung sein würde<sup>4</sup>. Dazu kommt, dass die eine bestätigung für Rígsþ. etwas unvollkommen ist auch darin, dass dies gedicht den gott nicht etwa in der weise als menschengeschöpfer hinstellt wie die Vql. sonst (str. 17, 18) den Óðinn, Hœnir und Lópurr oder wie Gylf. 9 die söhne

1) Vgl. Horaz Oden III, 1, 2 und ähnliche stellen bei den erklärern des Horaz (z. b. Orelli) — Wenn in skaldischen gedichten (vgl. Vigf. s. v. *Hjód A.*) und in den sagur ähnliche wendungen begegnen, so handelt es sich dort wirklich darum, gehor zu erlangen (am hofe eines königs oder vor einer andern versammlung), nicht um eine poetische fiktion.

2) Vgl. Golther a. a. o. 653. Mir genügt vorläufig die ablehnung der zugehörigkeit dieser strophe zur alten Vqluspá.

3) Dass die Rþ. nicht eigentlich zur sammlung der Lieder-Edda gehört, ist ja bekannt.

4) Dass götter nicht selten als ahnen besonders erlauchter geschlechter, allenfalls auch ganzer volksstämme erscheinen, ist richtig, fremdartiger erscheint die beziehung dieses gottes auf alle menschen, vgl. Golther a. a. o. 546: „wie spätere sagenbildung bis zu dem gedanken, alle menschen seien gottes (Heimdalls) kinder, vorschreitet, ist beiläufig erwähnt worden.“

des Borr, sondern nur als begründer der stammesunterschiede unter den menschen, so dass *meiri ok minni* eben die höheren und niederen unter den menschen meinen müsste; auf diese klassenunterschiede aber nimmt das gedicht sonst nicht weiter bezug. — In der dritten zeile findet dann Müllenhoff (a. a. o. 87) die anrede an Odin so auffällig, dass er *vitta* in *vildi* ändert, worin ihm Sijmons mit recht nicht gefolgt ist. Lag dem verfasser der ersten strophe in der älteren str. 28 schon eine wirkliche unterredung der *vqlva* mit Odin vor, so erscheint jene anrede schon etwas natürlicher: sie redet zu den menschen nicht nur im auftrage jenes, sondern auch nur im hinblicke auf den mächtigen gott, der solches gebietet. — Während der anfang der 2. strophe wenigstens klar und verständlich die quelle des wissens der *vqlva* hervorhebt und die neun welten wenigstens auch sonst wohl bekannt sind<sup>1</sup>, wird alles andere, was sonst in der strophe sich findet, nur als gelehrtes schnörkelwerk sich verstehen lassen, da die neun „weltbaum-räume“ (Müllenhoff) jedesfalls nicht älter als die neun welten sein werden und die darstellung des weltbaumes in jenem gesucht altertümlichen tone gehalten ist, den man im weiteren sinne als „sibyllinisch“ bezeichnen könnte<sup>2</sup>.

15. Was gegen str. 1—2 als ursprüngliche eingangsstrophen spricht, ist also 1) die etwas feierliche, wichtigtuende art des vortrags; 2) die beziehung nicht auf vergangenheit und zukunft, wie man erwarten sollte, sondern auf die erstere allein; 3) die verwertung zweifellos jüngerer mythischer vorstellungen; 4) die sprachliche färbung, die wol altertümlich, aber nicht zweifellos altertümlich ist; 5) die auffällige hinwendung zu Odin, während die seherin ihr wissen doch nicht von diesem ableitet und ihre enthüllung hier den menschen gilt, veranlasst wahrscheinlich durch die ältere eingangsstr. 28. — Gegen diese letztere, wenn man sie mit Bugge als ursprüngliche eingangsstrophe betrachtet<sup>3</sup>, macht Müllenh. V, 86 den einwand geltend, dass es „selbstverständliche regel der eddischen dichtung sei, die einleitung monologischer, in erster person gehaltener lieder, da wo sie erforder-

1) Ihre späte einföhrung in die nördische mythologie wird aber von Mogk (Grundriss I, 1114), dann auch von Golther (Germ. myth. 519) mit recht betont.

2) Das auffällige *fyr mold neþan* hat Müllenhoff wol mit recht nach Vafþr. 43 übersetzt „bis nieden unter die erde“; doch scheint mir die anwendung in Vafþr. weit natürlicher, da bei dem weltbaume sonst mehr das hoch in die luft ragen betont wird (*þair baþnur* Vgl. 19, 2, Hrafn. Óð. 7, 3).

3) Ob in verbindung mit str. 22 (so Bugge) oder ohne dieselbe, das trägt hier wenig aus.

lich sei, jedesmal dem vortragenden zu überlassen.“ Dies soll doch wol heissen, dass sie auch in erster person gehalten sei, aber wie stimmt dazu, dass von den sehr wenigen, strenge monologisch gehaltenen liedern in der ersten person<sup>1</sup> z. b. die *Grímnismál* der ersten, von Óðin in erster person gesprochenen strophe eine prosaische einleitung voraus schicken, die von Müllenhoff selbst nicht als überflüssig angesehen ist?<sup>2</sup> Sollte es in der sache irgend einen unterschied machen, wenn das wichtigste aus jener prosa uns in einigen episch gehaltenen eingangsstrophen erzählt wäre?<sup>3</sup> — Und wenn Müllenhoff mitten im gedichte eine von der scherin selbst im epischen stile handelnde strophe (14 = 28 Sjm.) sich gefallen lässt, warum sollte eine solche am anfang des gedichtes gegen irgend eine kunstregel verstossen?<sup>4</sup> Ja, man darf fragen, wo finden sich sonst<sup>5</sup> beispiele, dass eine in der ersten person beginnende erzählerin nach einiger zeit sich selbst in der dritten person bezeichnet?

16. Wer diesen ausführungen beipflichtet, wird doch vielleicht bedenken tragen aus dem umstande, dass von den beiden zur konkurrenz stehenden eingängen (str. 1. 2; 28 Sm.) der letztere in der probe besser bestanden hat, den schluss zu ziehen: wie str. 1. 2 sind auch die folgenden bis 27 incl. ein späterer zusatz, welchen standpunkt, der allerdings über Weinholds und Müllenhoffs streichungen weit hinausgeht, ich schon oben § 8 angedeutet habe. Aber ohne str. 1 und 2 würden 3 — 27 zunächst eingangsbar dastehen: zu wem soll man sich dieselben gesprochen denken? Dazu kommt, dass sehr viele der strophen dieses teiles (14 von 27 oder eigentlich 28 strophen des cod. R, also rund die hälfte) schon von Müllenhoff gestrichen sind, während von allen ferneren strophen nur noch eine (str. 52 R, nach Möbius 53 R) ganz von ihm getilgt wird<sup>6</sup>. Dies zeigt deutlich, wie selbst

1) Häufiger sind solche, wo wie z. b. in den *Sigrdrífumál* hier und da eine strophe oder halbstrophe einer zweiten person zugeteilt wird.

2) Vgl. D. a. V, 159: „die situation, von der Grm. ausgeht, ist durch die einleitende prosa und in der ersten strophe aufs unzweideutigste angegeben.“

3) Hiermit erledigt sich auch die möglichkeit, dass unter dem „vortragenden“ etwa der das gedicht mit vorausgehender einleitung recitierende gemeint sein sollte.

4) Abgeleitet hat sie Müllenhoff wol aus *Rúnatalspátr* Óðins (= Hav. 138 fg. Sjm.) und ähnlichen stellen, wo es sich um sehr einfache angaben handelt, die der „vortragende“ am besten selbst vorausschickt. Dagegen vgl. Schillers monologisch in erster person gehaltene *Kassandra*, der drei epische eingangsstrophen vorausgehen, und *Hero und Leander* mit einer noch grösseren anzahl.

5) Abgesehen von der Vgl. in der überlieferten fassung, vgl. oben § 13.

6) Dazu kommen allerdings noch einige strophenteile, besonders 33<sup>b</sup> und 31<sup>a</sup>.

einem relativ konservativen kritiker das erste drittel des gedichtes (str. 1—27) bei weitem die meisten anstösse darbot. Ausgestossen sind namentlich die strophen, welche inhaltlich entbehrlich scheinen. Aber selbst die dem neueren forserher meist so unsympathischen zwergregister widersprechen der anlage des hauptteiles kaum in dem masse wie einige der poetisch anziehendsten strophen dieses teiles. Von diesen sind mehrere, z. b. str. 5, deren zweite hälfte an und für sich befriedigt, und str. 19 schon von Müllenhoff beseitigt. In der tat befremdet die angabe *stendr æ of* (oder *yfir*) *grœnn Urfar brummi* (19, 4) in einem gedichte, das str. 47, 1, 2 berichtet, wie auch der herrliche weltbaum bei dem wanken aller dinge in mitleidenschaft gezogen wird. Wichtiger scheint mir noch, dass selbst solche partien, die ein bewusstes vorspiel zu dem hauptteile zu bieten scheinen, bei genauerer prüfung einen anderen geist atmen als die entsprechenden strophen des hauptteiles. Wol ist str. 45 von bruderkämpfen und verwandtenuntreue als vorzeichen des endes der welt die rede, und wenn der dichter des einganges in str. 21 von dem ersten krieg in der welt<sup>1</sup> und in etwas monotoner variation str. 24, 2 fortfährt: „das war ferner der erste krieg in der welt“, so sollte man denken, es handle sich schon hier um ein zeichen ungerechten sinnes, aber der verfasser selbst schildert in str. 22, 3—4 diejenige, an der die asen ihre gewalt versuchten, als ein ruchloses zauberweib, so dass die handlungsweise jener nahezu als notwehr erscheint; jedesfalls befinden sie sich str. 24 dem angriffe der wanen gegenüber im verteidigungszustande. Aber, wie str. 39 die *menn meinsvara ok morþarga* brandmarkt, so bietet doch str. 26 dazu ein passendes vorbild aus der urzeit — schon dem baumeister aus riesenheim wurde der feierliche eidschwur von den göttern nicht gehalten!<sup>2</sup> Ja, freilich — aber verurteilt etwa der dichter diese nichtbeachtung des eides, sympathisiert er nicht ziemlich offen mit dem kühnen gotte.

1) Höchst lehrreich ist die vergleichung der darstellung des titanenkampfes bei Hesiod (Theog. 617 fg.) und in den sibyll. weissagungen (bei Friedlieb Orae. Sibyll. III, v. 154 fg.). Während Hesiod diese kämpfe nur als notwendige voraussetzung für die herrscherstellung des Zeus behandelt, sieht die Sibylle hier den ursprung des krieges auch unter den menschen. vgl. Friedlieb s. XXVII; bei Hesiod sind die ganze veranlassung (des krieges) ebenso wie der endzweck andere. Wenn irgend etwas in den jüngern teilen der Völ. „sibyllinisch“ genannt werden kann, so ist es dieser hinweis auf den angeblich „ersten krieg“ auf erden.

2) Besonders ältere forserher, wie z. b. Lünig zu Völ. 29—30 (= 25. 26 Sjm.) neigen zu solcher auffassung. „Das sittliche verderben dringt in die götterwelt selbst ein, indem die götter eid und treue nicht mehr achten und den baumeister um den versprochenen lohn bringen.“ Ähnlich schon Bergmann Poëm. Island. s. 169.

der sich der riesenbrut gegenüber durch keinen eid-schwar gebunden hält?<sup>1</sup> Auch wer sich mit Müllenh. D. a. V, 99 zu sagen begnügt: „der erste krieg, der den anfänglichen frieden störte, ist zwar durch die einigung der asen und vanen beigelegt, aber durch seine folge, die tötung des baumeisters, ist der endlose kampf mit den riesen zur erhaltung der welt eingeleitet. Ein unheilvoller bruch, ein ewiger zwiespalt besteht seitdem“ — der mag dem standpunkte der eingangsdichtung gerecht werden, aber nicht dem des hauptteiles, nicht dem geiste echt altnordischer weltanschauung. Meine gründe? Nach dem hauptteile ist eine eigentliche (sittliche) schuld der götter an dem sturze ihrer herrschaft nicht anzunehmen, muss doch gerade der reinste unter ihnen, Baldr, zuerst fallen! Überrascht wird Odin jedoch nicht durch die unheilskunde, denn das attribut unvergänglicher dauer ist den heidnischen göttern nicht gegeben. Was das verhältnis zu den riesen betrifft, so ist zwar wahrscheinlich, dass diese im letzten kampf das früher verlorene wider zu gewinnen trachten, aber den tod des baumeisters als ausgangspunkt für die feindschaft zu nehmen empfiehlt sich wenig, da schon der urriese Ymir von den göttern getötet ward<sup>2</sup>. Hiervon abgesehen ist ja deutlich, dass der kampf mit den riesen im grunde nur die unterwerfung der rohen elemente unter die herrschaft des geistes bedeutet, dass dieser kampf erst die götter zu dem macht, was sie für die nordische vorstellung überhaupt sind. Der kampf „zur erhaltung der welt“ wird somit nur ein nachspiel des kampfes, in dem die jetzige welt (der kosmos) auf kosten des in dem urriesen personifizierten chaos entstanden war. Am wenigsten echt altnordisch erscheint mir aber die vorstellung, den ersten krieg unter den göttern als grund aller späteren entzweigung, als „anfang des endes“ zu betrachten, eine für die kampfesfreudigen nordleute jedesfalls höchst befremdliche vorstellung<sup>3</sup>.

1) Anders kann ich die worte str. 26 nicht verstehen: „Er (Pörr) bleibt selten ruhig sitzen bei solcher kunde! Aus war es jetzt mit allen feierlichen staatsverträgen!“ — Auch wird der ausdruck „wer die ganze luft hätte mit gift getränkt“ ja gerade auf das in der not dem riesen gegebene versprechen bezogen. Dass str. 39 auf eine ganz andere art von eidbruch anspielt, wird schon durch das dabeistehende *morfrarga* deutlich, wobei doch hoffentlich niemand an die tötung des riesen durch Pörr denkt!

2) Allerdings ist die beziehung auf Ymir in Vol. 9, 4 undeutlich (möglich nur bei der lesung *Brimis* — *Bláins*, die Sijm. bevorzugt) und in str. 3, 4 halte ich die lesart *fars Ymir byggfi* für die spätere, gleichwol finde ich keinen grund die kenntnis des Ymir-mythus etwa dem älteren Vol.-dichter abzusprechen; der jüngere wird ihn ganz sicher gekannt haben.

3) Erst eine zeit überwiegend friedlicher kultur verlegt ihr eigenes friedensideal

17. Neben diesen bedenken, die für mich am meisten ins gewicht fallen, gibt es in den ersten 27 stropfen noch genug andere. Sehr auffällig würde es z. b. sein, wenn in der Gullveig der str. 21 die verderbliche macht des goldes geschildert sein sollte, da doch die götter selbst nach str. 7, 8 des von ihnen bearbeiteten goldes sich in aller unschuld erfreut haben!<sup>1</sup> Hier hat wider die etymologische fassung eines namens (Gullveig) irre geführt, gerade als ob jeder könig Friedrich notwendig ein friedensfürst sein müsste! Lässt sich aber auch durch eine andere erklärung von str. 21, 22 dieser stein des anstosses entfernen<sup>2</sup>, verdächtig bleibt immer noch, dass „auch für das goldene zeitalter der asen die Voluspá die einzige quelle ist“, wie Müllenh. D. a. V, 97 allerdings in anderem sinne hervorhebt. Verdächtig um so mehr, als die götter sich sonst alles handwerkes enthalten, als baumeister eher riesen erscheinen, mit der schmiedekunst ausschliesslich zwerge und elben vertraut sind!<sup>3</sup> Wenn man ferner jenes behagen an einem harmlosen oder auch nützlichen zeitvertreib in allem frieden, der durch das plötzliche auftreten stärkerer mächte (in str. 8) gestört wird, ins ange fasst<sup>4</sup>, so passt diese angabe wider eben so schlecht für eine schilderung der

in die ferne urzeit und empfindet die erste friedensstörung nun als eine art von *πρωτον ψεῦδος*. Mit seinem herzen steht nicht einmal der jüngere Vol.-dichter auf diesem standpunkte (vgl. s. 479, § 1), aber der versuch die leitenden gedanken des hauptteiles bis in die ferne vorzeit zurückzuverfolgen, lässt ihn mehrfach in jenen vieldeutigen orakelton verfallen, der sich von der zielbewussten prophezeiung des hauptteiles scharf genug unterscheidet.

1) Vgl. Lünig zu str. 25 (= 21 Sijm.): „Die bearbeitung des golderzes wird wie eine ermordung dargestellt, denn sie ist auch der untergang des goldenen zeitalters und krieg und mord knüpfen sich an sie . . . es (das gold) ist nicht zu vernichten, aber seine verderbliche kraft auch nicht.“

2) Während Müllenhoff zwar zunächst auch die läuterung und bearbeitung des goldes in str. 21 Sijm. geschildert findet, weist er zu str. 22 darauf hin, dass Gullveig-Heiðr die der zauberei (*seið*) besonders geneigte wanengöttin Freyja gemeint sein möge. Damit war der richtigere weg betreten, und Golther Myth. s. 655 findet nun auch in str. 21 mit recht nichts anderes als die behandlung geschildert, die bösen *seið* treibende zauberweiber zu treffen pflegte. Ohne Heiðr gerade der Freyja gleichzusetzen, möchte ich hier ein beispiel aetiologischer mythenichtung finden, den versuch also irgend eine gewohnheit der menschen oder einen zustand in der natur auf ein quasi-historisches datum als seine quelle zurückzuführen. vgl. Zeitschr. 28, 175.

3) Vgl. die belege bei E. H. Meyer Eddische kosmogonie s. 20, 27, 160. — Dass ich dem hochverdienten verfasser in der annahme gänzlichen mangels einer echt germanischen kosmogonie noch nicht folge, sei beiläufig bemerkt.

4) Wenn hier str. 8, 3—4 die nornen gemeint sind, so haben diese nach str. 20 (und Gylf. XV) doch nur aufgaben, die sich auf das menschenleben beziehen.



götter, die sich nach den meisten quellen gerade im kampf mit den riesen als die stärkeren erweisen, wie andererseits recht gut für die zustände elbischer wesen, wie in unzähligen elben- und zwergsagen dies fröhliche, friedliche treiben in einer nun leider lange entschwundenen guten alten zeit anschaulich geschildert wird<sup>1</sup>. Ist ferner der von Müllenhoff angenommene zusammenhang zwischen str. 24 (= 10 Müllenhoff) und den folgenden richtig, so ist der baumeister aus Riesenheim in sold genommen, um die im vanenkriege zerstörte asenburg wiederherzustellen: dann liegt hier aber eine kombinerung von mythen vor, die nicht einmal demselben hauptgebiete der göttermythen angehören<sup>2</sup>. — Spricht alles dies zu gunsten der ansicht, dass wir in str. 1—27 alte überlieferung vor uns haben?

18. Aber es ist nicht meine absicht, hier näher in die einzelbetrachtung dieser strophen einzutreten: wichtiger scheint es mir für den zweck dieses aufsatzes noch einmal kurz die bedenken, welche durch meine auffassung der Völ. erledigt werden, denen gegenüberzustellen, welche bei derselben vielleicht neu hervortreten. In formeller und textkritischer beziehung ergibt sich 1) eine zwanglose beseitigung der unpassend gestellten stefstr. 58: 2) eine verwendung der schlussstr. 66 in der weise, dass sie nicht nur als schluss der ganzen Völ. sich eignet, sondern auch mit den vorhergehenden str. 28—57 in natürlichem zusammenhange bleibt und zwar mit bewahrung des *hön* der handschriften. — Wir gewinnen 3) einen der schlichten art alter poesie eher entsprechenden eingang des gedichtes in str. 28, 29, die nun zugleich in Odin die person deutlich erkennen lassen, welcher die *völvá*, nicht ohne warmen antheil an seinem geschicke zu nehmen, die zukunft enthüllt<sup>3</sup>. Es erleichtert 4) die annahme, dass str. 1, 2 erst nach den

1) Vgl. u. a. Kuhn und Schwartz Nordd. sagen nr. 126, 5; 270, 1; 291, 323 und s. XVIII der einl.

2) Der riesische baumeister (= schneesturm des winters) gehört ganz dem naturmythus, der vanenkrieg (auseinandersetzung zwischen asen- und vanenverchtern) dem kultusmythus an. Übrigens sind die ansichten über die vanen noch immer nicht ganz geklärt, vgl. vorläufig Golther (Germ. myth. 220 und 221).

3) Da *úti sitja* und *útisetu* (vgl. Vigf. s. v., oben s. 173) terminus technicus für das verweilen der zauberinnen an einem einsamen, von störendem treiben entfernten platze ist, so liesse sich der anfang so widergeben: „Einsam sass sie (die seherin) draussen, als der alte schreckler unter den asen kam und ih in die augen blickte“ (im ganzen nach Müllenhoff). Wer vermisst hier eine für den eingang notwendige angabe? [Ich halte diesen anfang nur für möglich, wenn gelesen wird: *Eiu satk úti*. G.] Das *i augu leit* stimmt ganz zu *risar augum á oss þanig* Hyndl. 6, 2 und die unwillige frage: *hvers fregniþ mik, hri freistiþ min?* einerseits

älteren eingangsstr. 28. 29 in den text gekommen sind, die erklärung des vocativ *Valfaþr* in str. 1, womit auch das *viltu* der hs. H gut sich verbindet<sup>1</sup>: in gedanken wendet sich die scherin immer noch (oder jetzt schon) zu Odin hin und macht nun in seinem auftrage den menschen enthüllungen über die Odin selbst wolbekannte irzeit<sup>2</sup>.

Bezüglich des mythologischen standpunktes ergibt sich die beseitigung 1) des zwar ansprechend durchgeführten, aber mit den vorhergehenden stropfen schwer vereinbaren auftauchens der erde aus dem wasser<sup>3</sup>; 2) der widerstreitenden angaben über den aufenthalt der geretteten menschenwelt, nämlich auf der verjüngten erde selbst (str. 62, vgl. oben s. 456 n. 1) und dann wider in Gimle (str. 64, vgl. s. 456). 3) der schon mehrfach angefochtenen, von Etm. Altnord. leseb. s. 5 z. b. als „christlicher zusatz“ bezeichneten str. 64. 65 Sijm.; vgl. oben § 3 gegen ende; endlich 4) zwar nicht ganz so auffälliger, aber ersichtlich jüngerer auffassungen in den eingangsstropfen, die teilweise auf verschiebung aus einem gebiete in das andere beruhen<sup>4</sup>. Wirklich alte bestandteile finden sich in den eingangsstropfen nur infolge entlehnung aus älteren gedichten, während der hauptteil (str. 28—57) im wesentlichen den mythologischen standpunkt bald nach besiedelung Islands repräsentiert. — Diesen (4 + 4) vorteilen gegenüber treten meines erachtens nur zwei nachteile. Erstens die etwas unklare stellung von str. 27, die sich jedoch auch von dem gewöhnlichen standpunkte der kritik aus nicht ohne mühe erklären lässt<sup>5</sup>. Ich finde hier eine

mit Hyndl. 6, 1 *er freistar mín*, andererseits mit dem unwilligen *Naufug sagþak, nú munk þegja* Vegtamskv. 7, 5 u. ö.; vgl. s. 466 n. 1. Dass die „grösseren und kleineren söhne Heimdalls“ in str. 1 in etwas zu nebelhaft verschleierter allgemeinheit auftreten, um die eigentlichen fragesteller bezeichnen zu können, hob schon Bugge N. Fornkv. s. 33, wenn auch in milderer form hervor.

1) Auch Sijm. schreibt: *Viltu at ek, Valfaþer* usw.

2) Dazu kommt schliesslich, dass solche halbe wiederholungen wie str. 8 *unx þrjár krámu þarsa meýjar* vgl. mit str. 17, 1 *unx þrjár krámu ór þrjú lídi: þat mun folkrið fyrst í heimi* 21, 1 vgl. mit *þat ras enn f. f. í h.* 24, 2 sich zwar auch anders, aber doch am einfachsten als kennzeichen eines über seine ziele nicht ganz klaren hinzudichters erklären lassen. Über die besonders wichtigen str. 27—29 vgl. s. 467—472.

3) Über diese frage handelt ausführlicher noch der schlussexeurs zu § 18.

4) So z. b. aus der elben- in die göttersage. Auf die entbehrlichkeit des langen zwergegesters ist man längst aufmerksam geworden.

5) Der geistvollste, aber auch kühnste versuch, diese strophe mit der folgenden zu verknüpfen, ist von Müllenh. V, s. 108 dargelegt. — Von Möbius und Lüning wird die strophe ganz für sich hingestellt: der sprachliche ausdruck in der zweiten hälfte der strophe ist doppeldeutig und echt skaldisch.

ähnliche übergangsstrophe vom hauptteile nach vorn hin wie die unpassend wiederholte stefstr. 58 sie nach dem jüngeren schlussteile hin bildet. Die schlusszeile sehe ich als aus 29, 4 entlehnt an: so erklärt sich, dass der refrain *vili-þér* usw. schon hier eintritt, wo doch die weissagung noch nicht an Óðin gerichtet erscheint<sup>1</sup>. Diese prolepsis wird noch erklärlicher, wenn man bedenkt, dass schon str. 1 nach der lesart: *viltu at ek, Valféþr* die seherin sich direkt an den sie erst im hauptteile befragenden gott wendet. — Etwas schwieriger ist 2) der umstand, dass von einigen 60 strophen des cod. R nur etwa 30 der ursprünglichen textgestalt angehören sollen<sup>2</sup>. Wöl habe ich selbst daran gedacht, ob sich die radikalkur nicht vielleicht mildern liesse durch solche strophenumstellungen, die schon von früheren kritikern versucht sind. So hat z. b. nach dem vorgange von Rask auch Möbius, nach dem von Munch auch Lüning str. 28 Sijm. als 21 gerechnet, so dass durch transposition der vorhergehenden strophen für den hauptteil sich allenfalls noch 7 strophen gewinnen liessen. Aber hätte man nicht dann die viel grössere schwierigkeit eingetauscht, dass dinge, die bereits — und zum teil in der halle Hårs oder von ihm selbst ausgeführt — geschehen sind (vgl. str. 21 und 24), Óðin von der seherin in der weise mitgeteilt werden, als gehörten sie der dunkeln zukunft an?<sup>3</sup> Gerade der umstand, dass meine auffassung von strophenumstellungen und änderungen einfacher worte so sparsamen gebrauch macht, dass sie nach dieser seite der konservativsten kritik unserer tage sich anschliesst, dürfte als wirkliche und sehr wesentliche milderung der scheinbar etwas radikalen kühnheit meines standpunktes sich ergeben. Und wo zeigt sich, frage ich, die grössere kühnheit: in der annahme einer alten erweiterung eines mythologischen gedichtes.

1) Durch das leichte mittel der umstellung zu helfen (vgl. oben § 10) widerstrebt mir; beide strophen sind bez. der copia vocabulorum zu ähnlich, um nicht eine als jüngere variation der anderen zu verraten; ausser der identischen schlusszeile erinnert *reit ek* an *reit hón, fylgít* an *falt* und in beiden fällen handelt es sich um die hauptträger der vorstellung. — Ähnlich, nur noch etwas handgreiflicher ist die nachbildung von Grm. 23 in 24, welche letztere auch Sijm. ausschleidet.

2) Von der gruppe 28 bis 57 (= 66) Sijm. würden in wegfall kommen ausser einigen verszeilen noch zwei halbstrophen (33<sup>b</sup> und 31<sup>a</sup>).

3) Allerdings ist auch die schildering vom tole Baldrs meist in praeteritalform gehalten, aber diese dürfen wir hier nach dem doppelten *sá* (in str. 31, 1 und 32, 1 = ich sah im geiste) als angleichung an die epische einkleidung betrachten; in str. 21—26 aber sind wirkliche praeterita gemeint, wie aus den bestimmt in die vorzeit zurückweisenden angaben in 21, 1; 21, 2 klar hervorgeht, vgl. oben § 9 und 11.

das seiner natur nach dazu auffordern musste, oder in der annahme so weitgehender strophen-umstellungen, wie sie nach Bugges vorgang eine zeit lang auch in Deutschland beifall genug fand?<sup>1</sup> Das mass der von mir ausgeschiedenen erweiterungen ist auch noch nicht so gross wie das in den Grm. neuerdings angenommene<sup>2</sup>; dass die ältere Vql. zu nachdichtungen angeregt hat, das erschen wir ja schon aus der bekannten Vql. en skamma, die ihren beinamen auch gegenüber der kritisch reducierten älteren Vql. behaupten kann<sup>3</sup>.

#### Excurs zu 18.

Um die hauptmomente, um die es sich bei der schilderung der weltkatastrophe handelt, klarer hervortreten zu lassen, diene folgendes:

1) Nach christlicher darstellung kann dem wasser die hauptrolle bei der weltzerstörung nicht zufallen: einmal im hinflick auf Gen. 9, 11 (es soll keine widerholung der sintflut stattfinden), dann wegen II. Petri 3, 10 (die erde soll durch feuer vernichtet werden). Wol heisst es Luc. 21, 25 „und das meer und die wasserwogen werden brausen“, aber hier handelt es sich um die vorzeichen des weltendes. eine zerstörung durch wasser ist auch hier nicht bezeugt. Demgemäss wird auch in allen mittelalterlich-christlichen darstellungen des weltendes die gewalt des wassers entweder als durch das feuer völlig ausser kraft gesetzt oder nur zur vorbereitung des weltbrandes<sup>4</sup> oder

1) Die letztere lässt sich nur bei starker trübung der überlieferung oder durch bewusste abweichung von dem standpunkte des dichters erklären, erstere dagegen konnte schon bei eifriger pflege und verehrung des gedichtes von einem unberufenen in ähnlicher weise versucht werden, wie heutzutage wol der autor eines gelesenen werkes in einer neuen, vermehrten auflage seine ursprünglichen ziele erweitert. In der rahmendichtung sind nur noch einzelne strophen, so z. b. in dem schlussteile str. 65 als spätere zutat zu erkennen.

2) In der ausgabe von Sijmons werden von 54 strophen 31 als jüngere durch den druck unterschieden.

3) Dass dem verfasser der Vql. en sk. bereits die erweiterung der Vql. vorlag, ist mir auch glaublich, aber die worte Hyndl. 45, 3. 4 sind schon § 3 zu anfang zu dem nachweise benutzt worden, dass er sehr wol zwischen dem älteren bestande und den erweiterungen zu unterscheiden wusste.

4) Die litteratur ist übersichtlich behandelt von Nölle: Die legende von den 15 zeichen von dem jüngsten gerichte in Pauls beiträgen VI, 413 fg. Das meer soll entweder in die tiefe versinken (vgl. Muspilli 53: *muor varswilhit sih*) oder sogar verbrennen, bisweilen mit zeitlicher aufeinanderfolge beider momente (so bei Paul VI, 466 nr. 11, das ander zeichen, das vierd zeichen). Ein vorübergehendes anschwellen des meeres (nur als erstes vorzeichen des endes) wird auch berichtet, teilweise jedoch mit der ausdrücklichen angabe, dass dadurch keiner das leben verliert oder

schliesslich nur in bildlicher weise zur veranschaulichung des gewaltigen „wogens“ der feuermassen gebraucht, ähnlich wie wir auch jetzt noch von einem „feuermeere“ reden<sup>1</sup>.

2) Für die heidnische darstellung des nordens waren dogmatische voraussetzungen zwar nicht vorhanden, aber es liegt auf der hand, dass wenn man sich nicht mit der vernichtung durch ein element begnügte, die combination beider nur entweder in (bewusster oder unbewusster) analogie der christlich-dogmatischen auffassung gemäss das feuer oder sonst das wasser als schliesslich entscheidenden faktor betrachten konnte. Dafür, dass zwar die zerstörung durch feuer bewirkt, der weltbrand dann aber durch wasser gelöscht sei (so Weinhold bei Haupt VI, 313), fehlt es an innerer wahrscheinlichkeit ebenso wie an äusserer bezeugung für den nord. An der ersteren deshalb, weil das feuer, sobald ihm die nahrung fehlt, in sich selbst erlischt<sup>2</sup>; an zeugnissen lassen sich solche höchstens finden, die bildliche ausdrücke dem feuer entlehnen, wo doch das wasser gemeint ist<sup>3</sup>. Somit ergibt sich, dass die Völ, sobald sie die erde nach dem weltbrände aus den fluten (im eigentlichen sinne) emportauchen lässt, für sich allein steht<sup>4</sup> — ja, wie wir oben § 4 gezeigt haben, mit sich selbst in widerspruch steht. Während str. 57 den feuerdämon als eigentlichen vernichter hinstellt, würde str. 59 eigentlich nur nach einer wassersintflut am platze sein<sup>5</sup>.

auch nur benetzt wird (vgl. s. 468 *das sich das mer wird erhoen uber all perg und an seiner stat aufgericht stan als ein maur* und s. 441 *Über die berge wahrsint die meruassir, Niman wird doch nassir* usw.).

1) Am deutlichsten ist hier die stelle bei Friedlieb Orac. Sibyll. VII, v. 120 fg.: *Ἔστιν γὰρ τε τοσοῦτον ἐπὶ ζῳῶν μωρόμενον πῦρ, ὅσοον ἔδωκ ἕτεροι καὶ ἐξολόσει ζῳῶνι πᾶσαν.*

2) So heisst es Valfr. 50, 3, 4: *hverir rápa ósír eignum gopa. Ís slóknar Sartalogi?*

3) So heisst es bei Arnórr Jarlaskáld (Vigl. Corp. Poet. II, 197: *altr brunar sar meþ fjöllum.*) Sonst weisen die drei skaldischen zeugnisse (vgl. oben § 2) nur auf das wasser hin, während die mehrzahl der eddischen zeugnisse das feuer als einzigen oder doch weitaus wichtigsten zerstörungsfaktor voraussetzt (vgl. § 2 anf.).

4) Dies alleinstehen würde nur dann etwas an gewicht verlieren, wenn sie durch eine kluft mehrerer jahrhunderte von den zunächst stehenden jüngeren zeugnissen getrennt wäre, aber dies wagt heutzutage wol kaum jemand zu behaupten.

5) Nicht nur findet sich gar keine beziehung auf das feuer, sondern die angaben str. 59, 2 *íþja grana* (sc. *járfa*) und str. 61: *þar manni eptir undrísamligar gullnar toftur í grasi finnask* sind nicht zu vereinigen mit einer kurz vorhergegangenen verheerung der ganzen erdoberfläche durch einen weltbrand. Ubrigens spricht auch Kauffmann D. myth.<sup>2</sup> s. 113 von einer „sintflutartigen überschwemmung“ als sinn des ausdrucks *sigr fold í mar*; aber kann diese sintflut mit dem weltbrände gleichzeitig sein?

Der gedanke, dass im schlussteile der Völ. eine anlehnung, sei es an die biblische sintflut oder an die eddische flutsage<sup>1</sup> vorliege, ist von mir lange als blosser einfall geachtet, seitdem ich aber wahrgenommen, dass in einer der ältesten, vorchristlichen sibyllinischen weissagungen bei der schilderung des emportauchens der erde nach der sintflut 4 momente sich ergeben, die an die darstellung der Völ. 59 fg. entschieden erinnern, so will ich dieselben hier doch kurz aufführen<sup>2</sup>. Es ist 1) die angabe, dass die zeit gleich nach der flut eine goldene gewesen, der paradisesischen urzeit an glanz und weihe gleich gekommen sei; vgl. Völ. 61; 62, 2. 3; 2) dass grossmütige herrscher, drei an zahl, die frömmsten der männer, die loose verkündet hätten (vgl. Völ. 63, 1: *Já knú Hornir hlautrip kjósa* usw.); 3) dass getreide ungesäet gewachsen sei (Völ. 62, 1); 4) dass die menschen frei von krankheit leben und „glücklich sein werden, auch wenn sie zum Hades gegangen“ (v. 306, vgl. Völ. 64). — Die schilderungen der sibyllinischen bücher von der nach dem letzten gerichtstage neu erstandenen erde ähneln zwar vielfach, stehen aber teilweise dem berichte der Völ. ferner als die eben besprochene stelle<sup>3</sup>. — Müsste so nicht doch vielleicht mit der möglichkeit gerechnet werden, dass der rahmendichter der Völ. sei es durch lateinische, keltische oder angelsächsische vermittlung eine art kenntnis von dem inhalt der sibyllinischen weissagungen gewonnen hat?<sup>4</sup>

1) Rich. André, Die flutsagen s. 43, s. 140 lässt es zweifelhaft, ob die eddische flutsage (ausser in der pros. Edda übrigens auch Vafþr. 35 andeutungsweise bezeugt), ursprünglich nordisch oder von dem babylonisch-biblischen flutbericht abhängig sei. Der letzteren meinung folgt u. a. E. H. Meyer Edd. kosmogonie s. 86.

2) Es handelt sich um das erste buch (der ausg. von Friedlieb), das in seinem hauptteile (bis v. 323) noch keine christlichen, sondern nur jüdische quellen in verbindung mit griechischen (namentlich Hesiod) aufweist, vgl. Friedlieb s. XV. XVI. — Die vier momente sind enthalten in buch I, 283—307 (*Ἰσοορτα*). Dazu kommt, dass von einem richter, den die Sib. hier nicht kennen, nur die in R und der paraphrase in Gylf. fehlende str. 65 etwas weiss.

3) Auf diese anderen geht Bang, Voluspaa og de sib. or. s. 20 ein. Ähnlich der schilderung in buch I, 283 fg. ist z. b. II, 314—339; dagegen berichtet VII, 144 von einer neuschöpfung nach dem gericht in der weise, dass man weder acker- noch weinbau treiben, sondern „alle das tauende manna mit blendenden zähnen zermahlen werden“ (v. 149).

4) Die verwendung eines ursprünglich der sintflutschilderung angehörigen motifs für die zeit nach dem weltbrande würde erleichtert sein dadurch, dass die Völ. keine anspielung auf die sonst auch im norden bezeugte flutsage (vgl. n. 1) enthält.

## ZUR DATIERUNG UND AUTORSCHAFT DES DIALOGS „NEU-KARSTHANS“.

### II.

In seiner untersuchung „Ulrichs von Hutten deutsche schriften“ (Strassburg 1891) hat Siegfried Szamatólski den deutschen stil Ulrichs von Hutten zum ersten male auf seine eigentümlichkeiten geprüft. Indem er vornehmlich einen vergleich der eigenen übersetzungen Huttens mit ihren lateinischen originalen anstellt und hier gewisse charakteristische merkmale findet, gewinnt er zugleich allgemeine kriterien der deutschen schreibart des ritters. Prüfen wir an ihnen unsere these von der Huttenschen autorschaft des dialogs „New-Karsthans“.

Als charakteristikum deutschen elementes in Huttens deutschen schriften macht Szamatólski zunächst einflüsse der sogenannten kanzleisprache namhaft. Es sind gewisse formeln des amtsstiles, die Hutten anzuwenden pflegte, weil die deutsche feine sitte es erforderte. Dahin gehört z. b., wenn dem namen der weltlichen und geistlichen herrscher die bezeichnung ihrer würde beigefügt wird. Hutten spricht nie von „Maximilian“ oder „Leo“, sondern nur von dem „kayser M.“ und dem „bapst L.“ So heisst es nun auch im „Nen-Karsthans“: *Als Cyprianus der schreybt zu dem Bapst Cornelio* s. 661, 35<sup>1</sup>, oder: *unser allerquedigster herr Keiser Karlin* s. 659, 27. — Der kanzleisprache entlehnt ist die formel: teutsche nation, teutsche lande, mit welcher Hutten das lateinische Germania widerzugeben pflegt. In N.-K. findet sich s. 672, 26 die redewendung „*in Teütschen landen*“, 680, 22 (in den 30 artikeln) „*Teütsch Nation*.“ In anderer form, etwa Germanien oder ähnlich, redet der verfasser des dialogs nicht von seinem vaterlande. — Der ausdruck „Kaiserliche Mayestat“, die deutsche kanzleiform für das lateinische imperator, bei Hutten gebräuchlich, findet sich in N.-K. s. 651, 7; den titel „kaiser“ gebraucht der verfasser nicht, es sei denn mit nachfolgendem namen — wie Hutten (vgl. Szamatólski s. 8)<sup>2</sup>. — Vertrautheit des verfassers mit der amtsprache verrät ferner die formel *fürstliche pracht* (s. 669, 36; dazu Szamatólski s. 9).

Einen besonderen teil der kanzleisprache nimmt die kirchensprache ein, d. h. gewisse formeln für die bezeichnung kirchlicher funktionen, rechtsorganisationen, titel u. a. Die kanzleibücher hatten bestimmte

1) Die zweite ziffer bedeutet die zahl der zeile.

2) S. 659, 37 steht das blosse „kaiser“ generell, nicht persönlich.

rubriken für die verdeutschung der üblichen lateinischen phrasen (vgl. Szam. s. 9). So pflegte man spezifisch christliche begriffe durch hin-zufügung des attributes „christlich“ zu der deutschen übertragung als solche zu kennzeichnen; man sprach von „christlichem frieden, christlicher liebe, christlicher kirche“, wenn der lateiner von pax, caritas, ecclesia redete. Hutten beobachtet fast durchweg diesen kanzleigebrauch (vgl. Szam. 9, 10). wir finden ihn auch im N.-K. „*Christlich lieb*“ heisst es s. 655, 30; 657, 40; 673, 39; die prediger des evangelium sind „*vermaner der christlichen warheit*“ s. 666, 3. Paulus „*berühmt sich in einem geistlichen und christlichen stoltz seiner marter*“ s. 666, 35, er mahnt, „*gute christliche ler*“ auszubreiten s. 667, 27. Handelt es sich auch in dem dialoge nicht um eine über-setzung aus dem lateinischen, so ist der häufige gebrauch jenes attributes für unsere untersuchung doch von bedeutung. Der verfasser muss mit der kanzleisprache vertraut sein, das attribut ist offenbar mit bewusst-sein gesetzt, um die durch dasselbe verdeutlichten begriffe zu markieren als das was sie sind. — Die hervorhebung des christlichen liegt auch der gepflogenheit zu grunde, den namen der heiligen das zeichen ihrer heiligkeit vorzusetzen. So heisst es in N.-K.: „*sant Augustinus*“ s. 656, 19; 662, 10; 664, 5; „*sant Hieronymus*“ s. 656, 22; 669, 21; 675, 39; „*sanct Ambrosius*“ s. 656, 24; „*sant Jacob*“ s. 657, 20; 669, 19; „*sant Johans der teuffer*“ s. 659, 22; „*sant Peter*“ 660, 15; 670, 6; „*sant Cyprianus*“ s. 661, 8, 38; „*sant Johannes Chrysostomus*“ s. 663, 7; „*sant Paulus*“ s. 666, 43; 676, 7; 678, 40; „*sant Steffun*“ s. 675, 28; „*sant Lorentz*“ s. 675, 37. Nicht durchweg gebraucht der verfasser dieses ehrende attribut (vgl. z. b. s. 661, 35 das einfache „*Cyprianus*“); das entspricht aber völlig dem Huttenschen sprachgebrauch, der auch nur „fast immer“ jenes beiwort setzt (vgl. Szam. s. 9).

Es ist eine eigentümlichkeit des Huttenschen stiles, die sprache mit bilderformen aus dem ritterleben zu schmücken. Das standesgefühl soll auch in der redeweise zum ausdruck kommen, die ihrerseits durch jene lebensfrischen formen gleichsam an kraft und mark gewinnt. Betrachten wir unter diesem sehwinkel den dialog „Neu-Karsthans“, so finden wir jene eigentümlichkeit auch hier. Ausdrücke, wie: „*über-machen*“ (s. 651), „*überfallen*“ (s. 652), „*sucken und rauben*“ (s. 653); „*abfördern*“ (s. 658) wollen zwar nicht viel besagen; aber deutlich erkennt man den ritterlichen verfasser, wenn von „*kolben*“ (s. 660, 15), „*er-schiessen*“ (s. 660, 26 in der bedeutung: wolvergehen), „*fürtreffen*“ (s. 660, 10), „*sichen, reyssen, rauben, ropffen und stelen*“ (diese periode im text s. 667, 19), „*gegenwegs*“ (s. 670, 31), „*raubhaus*“ (s. 677, 21),



„gejagt“ (s. 654, 31), „in guar leben“ (s. 657, 15), „im harnisch reytten“ (s. 654, 32), „nachstreken“ (im sinne von: nach etwas streben (s. 655, 26) die rede ist. Formen wie „schlinden“ (= schlingen s. 653, 33; 665, 18; 667, 2 vgl. Huttens Febris I bei Böcking IV s. 35, 26; Vadicus ebda s. 258, 21; 256, 23); „metzen“ (s. 665, 12); „rüllen und knolusten“ (s. 664, 22) zeigen die gröberen seiten des ritterlebens.

Verleiht der gebrauch von wortformen aus der rittersprache dem stil eine kraftvolle frische, so geht Hutten doch nie so weit, dieselbe zur derbheit oder gar gemeinheit zu steigern. Davor behütet den ritter der höfling. Hutten vermeidet geflissentlich, in allzu krassen farben zu malen, sein stil verliert nie die feinheit (vgl. Szam. s. 11 fgg.). Nur muss man die verschiebung der grenze zwischen feinheit und unfeinheit in vergangenheit und gegenwart im auge behalten. Der dialog „Neu-Karsthans“ bringt nun nichts, was unter das niveau der hofsprache herabsänke, wenigstens nicht der hofsprache, wie Hutten sie gebrauchte. Der verfasser gebraucht an einer stelle das wort „Juren“ (s. 669, 35), aber abgesehen davon, dass er es den ungebildeten bauern sprechen lässt, findet sich in Huttens deutschen schriften dasselbe auch (nachweis bei Szam. s. 12.). Will er aber das ehr- und schamlose treiben der geistlichen schildern, so geht er nicht über das wort „bübery“ hinaus, welches seines doppelsinnes wegen nicht als anstössig empfunden wurde und auch von Hutten gebraucht wird (vgl. Febris II, Böcking IV s. 130, 20). Man vergleiche die satire „Karsthans“ mit unserem dialog, und man wird merken, wie die höfische zucht auf die formen des letzteren einfluss hatte. In jener satire nimmt der bauer kein blatt vor den mund, sondern redet so derb, wie ihm der schnabel gewachsen ist, sein studierender sohn muss ihm zurufen: „Vatter, bis iüchtlig!“ (vgl. Böcking IV s. 623); hingegen der bauer in „Neu-Karsthans“ redet durchweg eine gemessene, anständige sprache, die sich von der Sickingens nur dadurch unterscheidet, dass sie des belehrenden tones entbehrt, wie das der inhalt des dialogs mit sich brachte, und dass sie — namentlich dann, wenn Karsthans in zorn gerät — einige der bauernsprache eigentümliche worte (wie karst, pfeffel u. a.) anwendet, wie das widerum der inhalt erforderte.

Was den gebrauch der fremdwörter angeht, so hat Szamatolski (s. 14 fgg.) nachgewiesen, dass Hutten, wenn er sie anwendet, ihnen eine ironische oder agitatorische spitze gibt. Im übrigen verwendet er sie selten, bei weitem seltener als Luther; wo es ein gut deutsches wort gibt, zieht er es dem fremdwort vor. Die intolge der politischen wirren gang und gäbe gewordenen schlagwörter des kirchenstreites wie

„*reformation*“ (vgl. Vadiscus s. 178, 39; 179, 21; dazu Neu-Karsthans s. 652, 21; 666, 7; 676, 37); „*ketzer*“ (vgl. Vadiscus s. 225, 28, dazu Neu-Karsthans s. 652, 4; 663, 22); „*vicary*“ (vgl. Clag u. vormanung Böcking III s. 501, dazu Neu-Karsthans s. 675, 4) hat er nicht mehr als fremdwörter empfunden. Hingegen vermeidet er wiederum andere fremdwörter, obwol sie auch schlagwörter waren, wie „*interdikt*“, „*absolution*“ u. a. und ersetzt sie durch „*bann*“ (vgl. Vadiscus s. 192, 26, dazu Neu-Karsthans s. 651, 28); „*abluss*“ (vgl. Szam. 17, in N.-Karsth. findet sich der ausdruck „*absolution*“ auch nicht, wol aber „*ablass*“ s. 678, 10). Betrachten wir nunmehr die fremdwörter im „Neu-Karsthans“, so sind sie fast durchgängig bei Hutten nachweisbar und ferner liegt ein ironischer oder agitatorischer ton auf ihnen. Der „*offizial*“ (s. 652, 4 vgl. Clag u. vormanung s. 481) ist der bedrucker des bauern, deshalb soll ihm seine machtbefugnis entzogen werden (s. 680 artikel 19). Die „*cardinäle*“ und „*prälaten*“ werden eingeführt als die „*grossen hausen*“, welche im gepränge einherziehen (s. 654, 25; 662, 35, dazu Cl. u. v. s. 481, Febris I, s. 29, 22 u. ö.), die „*Protonotarien*“ „*Auditor*“ (vgl. s. 680 artikel 14) sind „*des teufels apostel*“. Die „*Curtisaneen*“ (s. 677, 28. 33 vgl. Vadiscus s. 147, 28, Febris I, 37, 30 u. ö.) haben die pfründen und adelsstifter im besitz, sodass man ihnen „*pension*“ (s. 676, 28 vgl. Vadiscus s. 155, 23) geben muss; daher fordert artikel 8 auf zum kampf wider die curtisaneen „*und ihre anhänger*“; letztere werden an einer stelle „*Romanisten*“ genannt (s. 677, 33, vgl. Vadiscus s. 168, 23; 177, 19), dem bishof wird seine pflicht eingeschärft, die wahrheit zu predigen, niemand zu lieb oder leid zu reden, „*als yet: und geschicht, do sie dem bapst hofieren*“ (s. 666, 20). Die priester, heisst es, haben „*ein gebrennt conscienz*“ (vgl. s. 658, 12, Cl. u. v. s. 479), sie verkehren die schrift mit „*ihren menschlichen, ja wol teufelischen dekreten*“ (s. 658, 24, vgl. Vadiscus 237, 32); ihr „*tyrauney*“ (s. 664, 11, vgl. Phalarismus Böcking IV, s. 17, 32; 20, 16; Febris II s. 143, 26) und „*regiment*“ (s. 665, 9 vgl. Phalarismus s. 7, 25 Febris II s. 136, 29) kann und mag man nicht länger dulden. Über die heiligenverehrung spricht der bauer das urteil mit beissendem spott aus, dass keine buhlerin sich üppiger kleide als man *yet: und die mutter gottes, sant Barbaram, Katharinam und andere heiligen formiere*“ (s. 668, 52; dieses wort vermoehte ich bei Hutten nicht nachzuweisen, doeh wird man es nicht so ungewöhnlich finden, um daraus eine gegeninstanz gegen unsere these zu erheben). Besondere artikel wenden sich gegen die „*Leyaten*“ (artikel 10 vgl. Vadiscus s. 157, 40), „*pedelle*“ (artikel 20 vgl. Cl. u. v. s. 494) und

„stationarier“ (artikel 26). Dem kaiser wird es verübelt, dass er „mit grymmigen scharpfen mandaten“ Luther ächtete.

Ohne polemisch-ironische spitze werden nur die fremdwörter „disputieren“ (s. 676, 23: *Christus disputiert mit dem heidnischen fräulein*; vgl. Febris II 112, 33; Vadiscus 151, 20 für den gebrauch des wortes bei Hutten); „Materie“ (s. 668, 30) sowie aus der bibelsprache entlehnte fremdwörter, wie „epistel“ (s. 669, 19; 671, 12; 675, 40; 676, 14; 679, 8), die eigennamen „Belial“ (s. 657, 25, vgl. Vadiscus s. 227, 27; beide male liegt derselbe bibelvers vor) „Lucifer“ (s. 662, 5) „prophceey“ (s. 665, 23) gebraucht. — Lateinische endungen bei fremdwörtern wendet Hutten nur im singular und zuweilen im nominativ und accusativ pluralis an, hingegen nicht im genetiv und dativ plur. (Szamat. s. 18). Derselbe gebrauch findet sich im „Neu-Karsthans“, vgl. s. 656, 2; 659, 41; 662, 19; 675, 12. 42 (hier der genetiv singular: *Christi Nazareni, Pauli, Johannis, Osee*), ferner s. 658, 9. 35. 42; 661, 19. 35. 43; 663, 19. 22. 39; 667, 43; 669, 40; 675, 39 (hier der dativ singular: *Timotheo, Evangelio, Cornelio, Petro, Tito, Christo, Pilato, Paulino*), sowie s. 660, 38; 661, 1; 662, 38; 668, 42; (hier der accusativ singular: *Barbarum, Katherinam, Christum, Petrum*); endlich s. 671, 8 der accusativ plural: „*Erangelia*“. (Es ist beachtenswert, dass nur einmal die lateinische pluralendung sich findet, wie sie ja auch bei Hutten nur „zuweilen“ vorkommt). Für den dativ plural (für den genetiv plural findet sich kein beispiel) wird hingegen die deutsche endung angewendet, vgl. s. 660, 34; 661, 2; 663, 1. 23 „*Thesalonicensern*“, „*Corinthiern*“, „*Colossensern*“ u. a.

Gewisse fremdwörter gebraucht Hutten niemals, wie „Germanien“, „Alpes“, „religion“; sie finden sich auch im N.-K. nicht (s. 654, 30 steht „*deutschland*“), ebensowenig lateinische citate oder lateinische wortspele, die auch Hutten in deutschen schriften nicht verwertet. Hingegen sind von den für den stil des ritters charakteristischen fremdwörtern (vgl. Szamat. s. 18) zwei auch im N.-K. zu finden, nämlich „*item*“ (s. 655, 17) und das formelartige „*die saum darvon zu reden*“ (s. 675, 20).

Wir fügen hier an, weil sie zum teil mit dem vorhergehenden enge zusammenhängt, die erörterung der gewohnheit Huttens, unbekannteres, sei es fremdwörter, sei es citate, sei es eigennamen, durch umschreibung oder erläuterung dem grossen publikum verständlich zu machen. Bei fremdwörtern geschieht das z. b. durch hinzufügung eines erklärenden deutschen synonymis (vgl. Szamat. s. 38 fgg.). Dementsprechend heist es im N.-K.: „*Niemand mag ein ander fundament*

oder grundrest legen, dann gelegt ist (s. 661, 3; nachdem hier der ausdruck erklärt ist, folgt er späterhin s. 676, 16 ohne erläuterung), oder: „O bruder, uns gehört zu und eynnet sich unsern conscienczen und gewissen“ (s. 661, 36), „ich würd mich für an nit an ire fabeln und geschwät: keren (s. 661, 5, dasselbe 661, 15), „sie machen den leuten ein spiegelfechtens vor augen mit iren ceremonien und gaucklerey (s. 669, 8), „tyraun und wüterich“ (s. 670, 12), „Official oder sendpfaff“ (s. 680, 44), „Citation oder hundbrief“ (s. 681, 1). An zwei stellen erweitert sich die erklärung eines fremdworts zu katechetischer unterweisung. Nachdem durch das beige-setzte „gaucklerey“ der begriff ceremonien bereits erläutert ist, fragt der bauer, dem diese erläuterung noch nicht genügt: „Juncker, was seind cornonius?“ worauf Sickingen die ausführliche erklärung gibt: „Haus, ceremonie ... heissen usserliche geberde, die man in den kirchen zu gottes dienst übet, als mit neygen, bucken, cleidungen, singen, reüchen, fauen und ereit: tragen, sich her und dar wenden, dise und jene ordenung halten, und der gleychen ou zal“ (s. 669). Das mochte wol für den simpelsten bauern verständlich sein! Noch ausführlicher ist die klarlegung des begriffs „Endchrist“, sofern hier ausdrücklich ausser der positiven erklärung der zurückweisung einer falschen definition die erörterung gilt. Karsthans sagt, die welt sei so verkehrt, dass wol bald ihr ende käme und der endchrist. (Dieser allgemein verbreitete gedanke übersteigt nicht den bäuerlichen horizont). Nun aber fragt Sickingen: „Was meynst du, das der endchrist sey?“ Karsthans gibt eine unbestimmte antwort, und nun erklärt Sickingen: „Ja, lieber Karsthans, es hut vil ein andere meynung. Er heisst nit Endchrist, als der am ende der welt kommen werde, sumder heisst er Antchrist, das ist ein Kriechisch wort, und ist so viel gesagt im Teütschen als ein gegen Christ oder wider Christ“ (s. 678 fg.). Es folgen noch einige bibelsprüche zur erläuterung des begriffs. Man wird nicht leugnen können, dass dieses intensive bestreben, verständlich zu sein, Huttensche art verrät. — Gleichfalls diesem bestreben entspricht die gewohnheit, citate nicht unvermittelt, sondern mit nennung des autors einzuführen. Biblecite machen hier nur selten eine ausnahme. So nennt auch N.-K. bei einer citierung den autor Plautus (s. 667, 15), ferner bei den patristischen stellen stets den verfasser (vgl. s. 656, 19. 24. 32; 659, 43; 661, 8. 35; 662, 10; 663, 7. 13 u. ö.), sowie auch stets bei den bibelworten (vgl. s. 653, 42; 654, 3. 41; 655, 656, 664, 41; 665, 9. 30; 667, 22 u. ö.). Mitunter wird in die worte des citates selbst in form einer parenthese ein hinweis auf den verfasser eingefügt: „wie dann auch Christus sagt“

(s. 672, 20), „*wie Salomon sagt*“ (s. 673, 22) u. a. Gerade diese form ist aber auch bei Hutten nachweisbar (Szam. s. 36). An einer stelle lässt der verfassers des dialogs, nachdem er einen spruch Jesu als solchen allgemein gekennzeichnet hat, den bauern fragen: „*Lieber juncker, wo steen diese wort geschrieben?*“ und dann Sickingen genau das betreffende kapitel angeben — wiederum zum zweck der verdeutlichung (s. 654). — Die dem volke weniger bekannten persönlichkeiten, welche der verfassers einführt, erhalten — nach Huttenseher art — ein attribut, welches sie näher charakterisiert. So heisst es nicht einfach „*Hieremias*“, sondern „*prophet Hieremias*“ (s. 664, 8, 41). „*prophet Exechiel*“ (s. 665, 9), „*Amos der prophet*“ (s. 665, 30), „*prophet Osca*“ (s. 675, 12), „*prophet Abacur*“ (s. 678, 26); zum unterschiede vom evangelisten erhält an einer stelle (s. 659, 22) Johannes das beiwort „*der teuffer*“, Titus wird als „*junger*“ des apostels Paulus eingeführt, Nabuchedonosor als „*künig*“. Origenes wird den lesern, die ihn noch nicht kennen, als „*der ullen Christlichs lerer*“ vorgestellt (s. 656, 32), ebenso Chrysostomus als „*lerer*“ (s. 663, 10), Plautus als „*poet*“ (s. 667, 15), Gerson wiederum als „*gar ein Christlicher lerer*“ (s. 668, 21). Bemerkenswert ist, dass die bulle Coenae domini, die Hutten in seinen lateinischen schriften wiederholt unter diesem titel anführt, (s. die belege in teil I) im N.-K. umschrieben wird als „*des bapsts bullen, die all grün donerstag zu Rhom gelesen würt*“, vgl. dieselbe umschreibung im Vadiseus Huttens (Böck. IV s. 244) (s. 663, 28), ferner dass in einem Bibeleitat (Mt. 5, 46) der begriff „*zöllner*“, den man erwarten sollte, ersetzt wird durch das leicht verständliche „*sündige verruchte menschen*“ (s. 673, 45). Ähnlich werden die paulinischen lehrbegriffe „*fleischlich*“ und „*geistlich*“ durch hinzugefügte umschreibung erläutert als „*weltliche güter*“ und „*Erangelium und gute Christliche leer*“ (s. 667, 26 fg.) oder an anderer stelle das sogenannte amt der schlüssel als „*gewalt*“ verständlich gemacht (s. 670, 9). Die seelenmessen werden umschrieben als „*ewige gedächtnüss und jarzeit beyjängknüss*“ (s. 677, 16 fg.), der begriff „*canonisieren*“ wird unmittelbar, nachdem er eingeführt ist, als „*in die schar der heiligen setzen*“ erläutert (s. 671, 31); vgl. genau dieselbe erklärang in Huttens Vadiseus: „*canonizieren, das ist, verstorbene leüt in die schar der heyligen setzen*“ (Böcking IV, 232). Das gleichnis, welches in dem Plautuspruch ausgesprochen ist, wird durch ausführliche erklärang dem allgemeinen verständnis nahe gebracht (s. 667, 17 fgg.). Wenn der verfassers die reihe derjenigen aufführt, welche schon vor Luther die wahrheit „*gesagt und geschriben*“, so unterlässt er nicht, den ort

ihrer wirksamkeit zur erklärung beizufügen; „*Wicief in Engelland, Hass und Hieronymus in Behem, Wessalin zu Meintz, Gerson in Franckreich, Hieronymus von Ferrara in Italien*“ (s. 673, 2 fgg.). Zu der erwähnung Ziskas wird beigegeben die erklärung „*in Behem*“ (s. 677, 3, beachte, dass im Monitor H Huttens dieselben worte lateinisch in den text eingerückt sind, die N.-K. deutsch am rande hat). — Fasst man zusammen, so muss man sagen: der verfasser legt es darauf ab, auf jede ihm mögliche weise dem publikum verständlich zu werden, in derselben form, wie es Ulrich von Hutten in seinen deutschen schriften auch tut.

Sehr häufig findet sich in Huttens deutschen schriften der gebrauch von synonyma, teils mehrere, teils zwei nebeneinander; es ist, wie Szamatolski nachgewiesen hat, letztlich eine nachwirkung des kanzleistiles. Die lediglich der erklärung von fremdwörtern dienenden synonyma im N.-K. haben wir bereits besprochen, wir stellen nunmehr die übrigen zusammen. Es heisst „*befehl und löblicher kriegszeich*“ (s. 651, 6), „*stät und rest*“ (s. 652, 42), „*christlich und wol*“ (s. 653, 3), „*wahrheit und gerechtigkeit*“ (s. 653, 4; 660, 25), „*gewalt und unrecht*“ (s. 653, 4), „*hilf und rat*“ (s. 653, 8), „*liebs und guts*“ (s. 653, 10), „*chr und redlichkeit*“ (s. 653, 14), „*billig und recht*“ (s. 653, 21), „*verblümen und umkehren*“ (nämlich: worte s. 654, 17), „*fleiss und trachtung*“ (s. 655, 9), „*pflegen und kärsen*“ (s. 657, 4; 659, 6), „*eigennutz und gewinn*“ (s. 657, 37), „*sinn und mutt*“ (ebda), „*wort und göttlich wahrheit*“ (s. 659, 12), „*ursach und anfang*“ (s. 660, 7), „*sorg und verhütung*“ (s. 670, 14), „*rennen und laufen*“ (s. 670, 35), „*gewinn und pluckerey*“ (s. 670, 42), „*tugend und gerechtigkeit*“ (s. 671, 4), „*aus-treiben und vertilgen*“ (s. 677, 7), „*wollust und müssiggang*“ (s. 661, 31), „*lieb und rauber*“ (s. 662, 37), „*reychtum und chr*“ (s. 662, 39), „*sansftmütigkeit und sittliche weyss*“ (s. 663, 6), „*bitten und vermanen*“ (s. 663, 7), „*narung und arznei*“ (s. 664, 1), „*sins und renten*“ (s. 664, 35), „*kunst und leer*“ (s. 665, 1), „*feiste beuche und glatte bülge*“ (s. 665, 26), „*diener und gesandten*“ (s. 666, 3), „*bekleiden oder zieren*“ (s. 668, 42). Mehrere synonyma finden sich s. 662, 36: „*gewinn, reychtum und wollust*“, s. 668, 2: „*stetten, landen, künigreychen, herrschaften und gebieten*“ (dasselbe auch s. 670, 11), s. 670, 45: „*mü, sorg und arbeit*“, s. 662, 44: „*abfordern, schinden, schützen, bannen und achten*“. Nicht selten verwendet Hutten allitterierende synonyma (vgl. Szamat. s. 27). Derartige finden sich auch im N.-K. z. b. „*gestreich und geliebelt*“ (s. 652, 2), „*geredt und geschriben*“ (s. 658, 21), „*gewohnheit und gebrauch*“ (s. 661, 6), „*gezenk und geytigkeit*“ (s. 671,

19), „wissen oder wollen“ (s. 672, 32), „gelt und gut“ (s. 673, 33; 675, 16), „besteckt und besetzt“ (s. 678, 17), „gesegnet und gebenedeiet“ (s. 664, 1), „verstreuen und zerreißen“ (s. 664, 9), „gesatz und gebot“ (s. 667, 33), „waffen und wer“ (s. 668, 1), „üppig und unschamhaftig“ (s. 668, 41), „bullen und briefen“ (s. 680, 29), „glück und gottes hilfe“ (s. 651, 9).

Das Gegenteil der Verwendung von synonyma ist der Gebrauch antithetischer Redeformen zur Belebung und Erläuterung der Rede. Hutten bedient sich ihrer nicht selten (vgl. Szam. s. 50), ebenso N.-K. So heisst es z. B.: „mit mit guten werken, sunder mit bösen worten“ (s. 660, 19), „mit eygen nutz, sunder gottes dienst“ (s. 660, 23), „ir selbs vergessen und gar nichts für sich sorgen, sunder allen fleys und gedanken uff das rolc Christi legen“ (s. 662, 15), „mit mit christlicher sanfftmütigkeit, sunder in tyrannischer wütereij“ (s. 663, 32), „mit mit gutter leer und vermanung, sunder mit schelten und verfluchung“ (ebda), „verwunden die barmhertzigkeit gottes in einen menschlichen zorn, die brüderlichen lieb in ein feyndtliche verfolgung, den Friden in krieg, den segen in ein fluch“ (s. 664, 3—5; hier ist zweimal die Antithese eine doppelte, in Substantiv und Adjektiv), „sie haben uns an statt deines leychten jochs ein unerträglich beschwärmis uffgelegt“ (s. 665, 7, auch hier wiederum kunstvoll die Doppelantithese), „sie dienen dem teufel und nit got“ (s. 668, 21), „raun ich hort singen, ward ich im fleisch, aber nit im geist bewegt“ (s. 668, 39), „nit die eer, sunder das wercke, nit den bracht, sunder die arbeit“ (s. 670, 1), vgl. ferner s. 653, 41; 656, 39, die Bibeitate sind zumeist antithetisch gewählt. Die Wirkung dieser Kunstform ist unverkennbar, der Stil gewinnt an Lebendigkeit und Leichtigkeit.

Es versteht sich nahezu von selbst, dass ein Autor, welcher, wie wir sahen, geflissentlich gewandt zu schreiben bemüht ist, die schwerfälligen abstracta vermeidet; ganz fehlen sie nicht in unserm Dialog, aber sie sind selten. Es heisst einmal, Petrus habe sich berufen auf „Christus selbst erkantniß“, eine gewiss schwerfällige Wendung, unverkennbar dem lateinischen entlehnt. Nicht minder steif ist die Rede, wenn es heisst: „Christus heisst sie in annemung dieses amtes ein zuneyglich gemet haben“, die leichte Grundkonstruktion des lateinischen ist durch Anwendung des deutschen Abstractums zu schwer geworden. An anderer Stelle spricht Karsthans von seiner „thörichten verstentniß“ (s. 673, 15). Dieser seltene Gebrauch des Abstractums findet sich auch bei Hutten (vgl. Szamat. s. 28 fgg.).

Zur veranschaulichung pflegt Hutten sich häufig bildlicher ausdrücke zu bedienen, ja, zuweilen geht ihm das bild in ein gleichnis über. So werden auch im N.-K., im anschluss an die bibel, die bischöfe als die „*hirten*“ bezeichnet, die „*die urwe schäfflin irer nottürffligen urnd beruaben, sie reyssen und würgen*“ (s. 652, 33 fgg., vgl. s. 662, 40 fgg.). An anderer stelle (s. 674, 21) heisst es, dass sie „*wie die wolff in den pferrih gelassen*“ wüten. Von der Lutherschen lehre heisst es, dass sie wirke wie die „*leyliche speyss*“ und als der bauer erstaunt fragt „*als wie?*“ folgt die erklärung: „*du siehst, das nit die, so vil und mancherley speyss essen, sunder die wenig und nützliche, gesünder seind*“ (s. 659, 1 fgg.). Von den Romanisten wird ausgesagt, dass sie nach ihrer behauptung ihre machtbefugnisse von Petrus bekommen haben, „*nit anders dann ein erbeit*“ (s. 660, 8); ferner dass sie die bauern behandeln „*andere nit, dann wären wir unvernünftige thier*“ (s. 664, 22). Das immerhin etwas schwerverständliche bild von dem kameel, das durch ein nadelöhr geht, ersetzt der verfasser alsbald sehr geschickt durch ein allen lesern verständliches: „*Ich glaub möglichlicher sein*, lässt er den bauern sagen, „*das mein apfelgraw pferd schreyben und lesen lerne, dann das unsere pfaffen selig werden*“ (s. 667, 10 fgg.). Die habgier der pfaffen wird veranschaulicht durch das bild: „*ir sack hat keinen boden*“ (s. 667, 14), die schmückung der heiligenstatuen wird mit dem putz der buhlerinnen verglichen (s. 668, 42), von denjenigen, die wider besser erkenntnis dem römischen treiben gegenüber geschwiegen haben, heisst es: „*sie haben den fuchs nit beyssen wollen*“ (s. 672, 40). Es wird auch nicht zufällig sein, dass die parabeln Jesu so häufig citiert sind und auch aus den episteln zumeist worte gewählt sind, welche religiöse oder ethische wahrheiten an bildern verdeutlichen.

Wenn Szamatólski (s. 40) es als eine eigentümlichkeit Huttens bezeichnet, zum ausdruck des mitleids sich der deminutivformen zu bedienen, so finden wir diese eigentümlichkeit in unserm dialogue wiederholt. Die sichtlich zum zweck der erweckung des mitleids erzählte geschichte von „*Karsthans*“ bannung (vgl. teil I) bringt die deminutive „*pferdlin*“, „*tierlin*“, „*köpflin*“ (s. 651, 34 fgg.).

Die von Hutten zu wirksamer heraushebung eines begriffes häufig angewandte litotes kehrt auch im N.-K. wider: „*würt es dartzu kommen, wurt ich nit viel vernunft brauchen können*“ sagt der bauer (s. 652, 29); „*soltich fürnemen kan ich nit unbillichen*“ spricht der ritter (s. 653, 16), vgl. ferner „*nit in böser meynung*“ (s. 659, 33), „*du findest yetzund noch wenig, die nit der meynung seind*“ (s. 673, 12)



„derselbig schad geet über niemand mer dann über das arm gemeyn volck“ (s. 678, 12). „Kein grösser antichrist ist nie gewesen dann ein bapst zu Rom“ (s. 679, 14).

Charakteristisch für Hutten ist die gewohnheit, aussagen als sein subjektives urteil ausdrücklich zu markieren; er tut es häufig in form einer parenthese (vgl. Szamat. s. 42). Derartige subjektive urteile begegnen nun auch im N.-K., z. b. „als ich hör“ (s. 664, 10), „als ich underwisen bin“ (s. 664, 16), „als ich verstee“ (s. 664, 37), „fallt mir yetz und in gedächtnüss“ (s. 668, 16), „als ich berümen hör“ (s. 668, 22), „als mich Hutten bericht“ (s. 669, 10), „ich achte“ (s. 670, 45 in parenthese stehend), „als ich sihe“ (s. 671, 5), „wie sie noch tun“ (s. 677, 23), „wie ich hör“ (s. 660, 29). Wenn auch nicht durchweg durch die klammer im druck die parenthese herausgehoben ist, so sind jene urteile doch durchweg in der form parenthetisch.

Was nun die syntax betrifft, so finden sich latinisierende konstruktionen der ganzen epoche des damaligen deutschen schrifttums entsprechend auch bei Hutten, zumal dieser aus der lateinischen in deutsche schriftstellerei übergegangen war. Die syntax des N.-K. lässt nun ohne zweifel einen in lateinischem stil wolgeübten verfasser annehmen. Gewisse harte wendungen des deutschen stiles geben sich als herübernahme lateinischer stilistik, z. b. „hab ich selbs sorg . . . sie werden mit irem zu vil übermüssigen hochmut . . . den gemeynen man erwecken“ (s. 652, 33), das „zu vil“ ist übersetzung von nimis, im lateinischen ist die konstruktion durchaus nicht schwerfällig. Ferner: „ein yeder glaubender und alle so die warheit erkennt haben“ (s. 658, 13). Der im lateinischen nicht ungewöhnliche übergang vom partizipium in den relativsatz wirkt im deutschen hart. Endlich: „es sey schon die zeit das sie sollen gestrafft werden“ ist deutlich widergabe des lateinischen tempus est quod puniantur; vgl. ferner 655, 39; 666, 12; 668, 19 (vgl. das lat. quasi); 672, 11 (das lat. nisi quod); 676, 28; 681, 20.

Die konstruktion des accusativ cum infinitiv, bei Hutten häufig anzutreffen, begegnet auch in N.-K. So heisst es z. b.: „wie ich dann hoffe geschehen werden“ (statt: dass geschehen wird, s. 652, 20). „Gott ist mein gezeüg, das ich euch alle in dem yugeweid Christi zu sein begere“ (s. 655, 8); „er hat sie gur wöllen sich der welt entschlagen“ (s. 655, 20); „ich sich kein lumen gesund machen“ (s. 656, 6); „sant Peter, von dem sie ursach solllicher freyheit uff sich kommen sagen“ (s. 660, 8); „sie sollen verhüten, d: sie nit übel geton haben geschehen werden“ (s. 669, 28); „wie ich noch fürcht geschehen wert“ (s. 673, 1);

„*ich glaub von nöten sein*“ (s. 677, 14) u. a. Participialconstruktion findet sich s. 656, 30: „*sollichs unangesehen*“ usw. Ein anakoluth begegnet s. 671, 1 fgg.: „*heisst er sie dises amts nit als mit gebiet und herrschung ire wilbrüder zu bezwingen, sunder als mit einem erbaru frouwen leben das christlich volck durch gutte beyspil uff tugent und gerechtigkeit zu setzen pflegen geheissen*“. Hutten hat die anakoluthie nicht selten (vgl. Szamat. s. 45). Die parentheses haben wir bereits besprochen, vgl. zu den obigen beispielen noch s. 656, 5; 669, 31. 38; 673, 35; 677, 23. Als wortspiel sei erwähnt s. 660, 18: „*eren und uren*“. Zu den alliterationen, deren wir bereits bei den synonymen gedachten, seien als beispiele hinzugefügt: „*waren weinstock*“ (s. 655, 23). „*in leyphlichen lust leben*“ (s. 656, 5). „*lieb oder leid*“ (s. 666, 21). Verrät sich hier der gewandte schriftsteller, so nicht minder in der einfachheit des satzgefüges. Viele nebensätze vermeidet der verfasser, lange perioden sind ihm fremd. Wird der einfache satzbau bei Hutten gerühmt, so darf unser dialog diesen ruhm gleichfalls in anspruch nehmen. Ein vorkommendes schwieriges satzgefüge: „*Aber von sollichem der geistlichen schrecken, wie ein unbillich ding es sey und das sie darinn über all christlich gebott und der apostelu ler handlen underwisen, und was sein letste straff gewesen, wie es auch die apostelu gehalten, und das wir under einander brüderlich leben sollen und einer den andern freüntlich und in aller sanfftmütigkeit underweysen, umd umb seinen irthum götlich straffen, hab ich hie vor gesagt*“, diese gewiss an länge nichts zu wünschen übrig lassende periode gibt sich unschwer als herübernahme lateinischer constructionsperiode zu erkennen, wie sie Hutten nicht fremd ist (s. oben).

Als ergebnis der stiluntersuchung stellen wir fest, dass der dialog Neu-Karsthans nach der stilistischen seite hin die eigentümlichkeiten des Huttenschen stiles in sich trägt und — was vielleicht noch wichtiger ist — nichts enthält was der ritter nicht auch geschrieben haben könnte. Übereinstimmungen ergaben sich bis in die kleinsten, aber gerade darum überaus wertvollen äusserlichkeiten hinein. Was die ersten Huttenkenner Strauss und Böcking fühlten, dass der stil unseres dialoges der Huttensche sei, das hat die genaue analyse bestätigt. Somit dürfte der zweite teil unserer untersuchung die im ersten teile aufgestellte these der Huttenschen autorschaft des Neu-Karsthans bekräftigen.

Es bleibt, wenn man die von Strauss und Böcking zusammengestellten sachparallelen zu den von uns in teil I wie auch teil II aufgezeigten berührungspunkten hinzunimmt, nicht viel übrig, was nicht

bei Hutten sich nachweisen liesse. Und auch dieses wenige ist nicht der art, dass es die autorschaft Huttens ausschliesse; es ist zum teil bedingt durch die in den letzten monaten vor der abfassungszeit eingetretenen politischen ereignisse (Wormser reichstag, der neue feldzug Karls V.). Die theologie, die im Neu-Karsthans steckt, ist Hutten wol zuzutrauen; sie verrät deutlich die lektüre der Lutherschen reform-schriften von 1520; die aber hatte Hutten gelesen!

Und andererseits — führen wir einmal den indirekten beweis —: ist Hutten nicht der verfasser des N.-K., dann wäre unser dialog ein plagiat, wie es mir nicht wol möglich erscheinen will. Man stelle sich die popularität Huttens so gross wie nur möglich vor, es erscheint zum mindesten unwahrscheinlich, dass, und wäre es der intimste freund Huttens aus dem Ebernburger kreise, jemand hier ein stückchen und da ein anderes aus Huttens schriften sich zusammengeholt hätte, um daraus einen neuen dialog zusammenzustellen. Und wie wäre es erklärlich, dass er dann weniger solche ideen sich herausgeholt hätte, die allgemeine zeitanschauungen waren, als vielmehr gerade „persönliche Lieblingsgedanken unseres ritters oder solche, die diesem doch besonders nahe lagen?“ (Strauss s. 432) und dass er — so dürfen wir hinzufügen — kleine und kleinste stilsigentümlichkeiten copierte? Zudem müsste dieser Unbekannte Franke sein und in Mainz sich aufgehalten haben; denn der verfasser des dialogs lässt beides von sich vermuten, wenn er, um das ausbeutungssystem der paffen zu illustrieren, gerade „*die arme stadt Mainz*“ und „*das Frankenland*“ anführt (s. 678; für Hutten passt das vortrefflich). Als solch ein „Ragout aus andrer schmaus“ sieht zudem Neu-Karsthans gar nicht aus. Das schriftchen ist kein compilarium, sondern conception eines originellen geistes, leicht und glatt geschrieben. Und dieser geist ist der Huttensche. Der ritter hat das ihm in der damaligen zeit bewegende gedankenmaterial mit der ihm eigenen formgewandtheit verarbeitet zu jenem dialoge. So erklären sich einerseits die auffallend vielen anklänge in inhalt und form an seine gleichzeitigen schriften und andererseits die eigentümlichkeit und unmittelbarkeit der ideenwidergabe im Neu-Karsthans. Anders als durch die annahme desselben autors diese doppelseitigkeit unseres dialogs — abhängigkeit auf der einen, eigenartigkeit auf der anderen seite — zu erklären erscheint mir unmöglich. Dabei sind beide, abhängigkeit und ursprünglichkeit, zu gross in ihrem nebeneinander.

Aber, ehe wir schliessen, gilt es noch ein nicht unwichtiges bedenken zu erledigen: passt unser dialog zu der politischen situation, in welcher sich Hutten nach dem Wormser reichstag befand? Ist es

möglich, dass dieser ritter, der seine standeswürde peinlichst hochhielt, nun mit dem bauern anbindet, ja fast ein bündnis mit ihm schliesst? Und wie reimt sich wiederum damit, dass der ritter Sickingen zum feldzug in kaiserlichen diensten gratuliert, ja selbst zum mindesten mit dem gedanken an kaiserliche heeresfolge sich trägt, vielleicht gar ihn hat zur tat werden lassen?

Gehen wir auf den letzten punkt zuerst ein. Sickingen sagt in unserem dialoge von dem kaiser: „*so hat er yetzund Hutten zu diener uffgenommen und hoff gantz er werd nitt lang bapstlich sein.*“ Bereits Böcking hatte dazu bemerkt: Hoc ipse Huttenus non scripsisset (s. 659). Und in der tat bieten diese worte einige schwierigkeit. Nicht zwar, dass die hoffnung auf den kaiser auch jetzt noch nach dem Wormser reichstag und der ächtung Luthers, bei Hutten undenkbar wäre; Hutten stände damit nicht allein, dass das vertrauen auf den jungen herrscher noch nicht gewichen ist. Eberlin von Günzburg denkt ähnlich. Des ritters grimmigster hass ist allein gegen die Römlinge, die eurtisanen gerichtet, in deren hand er gegenwärtig den kaiser glaubt; sie müssen vernichtet werden, dann hat dieser freie hand; diese gedanken ergaben sich aus den Huttenschen schriften vor dem reichstag und während desselben. Wenn er nach 1521 zum schwerte greift, so beginnt er den „pfaffenkrieg“, nicht aufruhr gegen den kaiser. Aus dieser im Neu-Karsthaus ausgesprochenen inneren stellung Huttens zum kaiser wird man also kaum ein gegenargument gegen unsere these schmieden können. — Die schwierigkeit vielmehr liegt in der notiz, dass der kaiser Hutten in seine dienste genommen habe. Wie ist das in einklang damit zu bringen, dass Hutten nach dem Wormser reichstage ausdrücklich auf kaiserlichen sold verzichtet hat? Die annahme von Strauss (s. 416), diese resignierung später als mai zu setzen, wodurch für die einföhrung unseres dialogs in Huttens leben raum gewonnen wäre, ist nicht mehr haltbar, seitdem die von Brieger publicierten Aleanderdepeschen dieselbe urkundlich auf ende mai fixieren<sup>1</sup>. Dadurch ist auch die von Strauss angezweifelte meldung Bucers vom 22. mai 1521, Hutten habe dem kaiser den dienst gekündigt, bewahrheitet worden. Endlich bestätigt die notiz von Otto Brunfels in seiner apologie Huttens gegen Erasmus den verzicht (Böcking II, 340). Diesen dreifachen ring von zeugen durch unseren dialog zu durchbrechen ist unmöglich. Die vermutung, jene notiz sei eine geschickte fiktion, etwa zu dem zwecke eingefügt, den verdacht der autorschaft

1) Vgl. Kalkoff, Die depeschen Aleanders s. 209.

von Hutten abzulenken durch einföhrung einer historischen unmöglichkeit, wird den vorwurf der unwahrscheinlichkeit nicht vermeiden können. Auch das wird schwer angänglich sein, eine rückbeziehung auf die Ebernburger verhandlungen, durch welche Hutten sich für den kaiser gewinnen liess (s. darüber Brieger a. a. o.), in jener mitteilung zu sehen, da unmittelbar vorher die ächtung Luthers erwähnt ist und mit „*yetzund*“ jene dieser zeitlich nachgesetzt wird.

Eine lösung der schwierigkeit, die nicht gezwungen erscheinen dürfte, liegt darin, dass man jene resignation als eine nur momentane, nicht definitive setzt. Wir glauben diese ansicht mit guten gründen stützen zu können. Betrachten wir zunächst die Aleanderdepesche, die von jenem verzielt meldet.

Hutten hat danach einen seiner knechte mit einem brief an Armstorff gesandt, „in welchem er sich entschuldigte, wenn er nicht in des kaisers diensten stehen könne noch wolle: denn der kaiser habe eigenhändig den beschluss zur verfolgung Luthers vollzogen, den er (Hutten) um der christlichen wahrheit willen zu verteidigen gedanke, sodass des kaisers und sein wille gänzlich unvereinbar seien; er schien dem kaiser gewissermassen fehde anzusagen“ (Aleander bei Kalkoff s. 209). Man wird ein wenig übertreibung in diesen worten finden dürfen, bei Aleander dominierte der hass über die wahrhaftigkeit, und wenn einer, so war Hutten ihm verhasst (vgl. ebda s. 125 „ein elender bösewicht und mörder, ein lasterhafter lump und armer schlucker wie Hutten“ und s. 117. 115 u. a.) In Aleanders worten selbst scheint ein widerspruch zu liegen, das „sich entschuldigen“ und „gänzlich unvereinbar sein“ wie „fehde ansagen“ will sich nicht miteinander vertragen. Mit dem ersteren würde sich gut vertragen, dass die resignation nur eine momentane war, ja selbst für letzteres scheint diese annahme nicht ausgeschlossen, wenn man nur die umstände bedenkt, unter denen Hutten den verzielt auf kaiserlichen dienst aussprach. Die ächtung Luthers war beschlossene sache — Hutten nimmt sie in seinem briefe als sicher an — zugleich verbreitete sich in Worms das gerücht von Luthers gefangennahme<sup>1</sup>, man hielt vielfach die nuntien Huttens todfeinde — für die anstifter derselben (vgl. Brieger s. 202 und Kolde: Luther und der reichstag zu Worms s. 77), über Hutten selbst vernahm man in Worms höhnische worte, weil er nicht zugeschlagen hatte, wie er drohte (vgl. Ellinger in Geigers Vierteljahrsschrift für kul-

1) Cochlaeus in Frankfurt wusste schon am 11. mai um dieselbe (Ztschr. für k. g. XVIII s. 112.) An demselben tage kam die nachricht nach Worms (Kalkoff s. 192).

tur u. litteratur der renaissance I s. 245. Kolde ebda s. 63) — lassen nicht alle diese momente jenen schritt Huttens als in gewaltiger erregung getan verstehen? Ist nicht jener anschlag auf die nuntien vom 31. mai ein zeugnis derselben, vielleicht die antwort auf die ihnen zugemutete gefangennahme Luthers? — Wie nun, wenn ursache kam, dass die erregung sich legte? Und das ist anzunehmen. Über Luthers schicksal musste Hutten sich beruhigen, je zuversichtlicher die gerüchte wurden, dass er bei freunden geborgen sei und die briefe an den Wittenberger kreis, von denen Hutten gehört haben wird, dieselben bestätigten. Schon im mai hatte ja Bucer die vermutung ausgesprochen, Luther sei bei freunden und er stand mit der meinung nicht allein (vgl. Kolde s. 77 fgg.). Dann aber nötigte ferner die eigene lage Hutten zu einer nüchternen betrachtung der dinge. Die politische entwicklung hatte dazu geführt, dass er isoliert dastand. Die tragik in Huttens leben, dass in ihm „lebenslänglich der schriftsteller und ritter im wettstreite stand“, hatte mit dem Wormser reichstage ihren höhepunkt erreicht. Seine feder hatte in jenem absagebrief an den kaiser eine tat veranlasst, deren praktische folgen der ritter auf die dauer nicht zu tragen vermochte. Diplomatisch angesehen war jener schritt so unklug wie möglich, diplomat war Hutten nie. Sickingen stand in kaiserlichem dienste, Luther war gefangen, der adel von schwankender stellung, in den augen der menge musste der rasch aufeinander folgende wechsel seiner position — zuerst die heftigsten invectiven gegen Rom, appell an deutsches nationalgefühl, dann einlenken und eintritt in kaiserlichen dienst, und nun wider absage.— ihn verdächtigen und sogar zu spott reizen — es hat auch daran nicht gefehlt, vgl. Ellinger s. 245 — wie wollte er sich halten, da er nunmehr auch mit dem kaiser brach? Er besass weder die politische noch die finanzielle macht, um sich selbständig halten zu können — die folgezeit hat das nur zu deutlich bewiesen. So drängten die verhältnisse dazu, jenen schritt als einen übereilten erkennen zu lassen und sie lassen das im dialog „Neu-Karsthans“ über Huttens stellung zum kaiser berichtete nicht nur nicht unmöglich oder gar unwahrscheinlich, sondern nahezu notwendig erscheinen.

Die meldung Bucers über Huttens verzicht auf den kaiserlichen jahrgelt sagt auch von einem definitiven verzicht nichts (vgl. Baum: Bucer und Capito s. 130). Im gegenteil wird verständlich, wie Strauss annehmen konnte, es handle sich um eine voreilige mitteilung, wenn anderweitig Bucer übereilt und vorschnell geurteilt hat, wie wir nachzuweisen vermögen. Er lässt z. b. Sickingen zum kriege drängen, wo

es sich höchstens um eine momentane aufwallung desselben gehandelt haben kann (vgl. Szamatolski s. 100 anm. 4 nach Ulmann: Sickingen s. 177 fg.). Auch berichtet er unter dem 22. mai schon ganz bestimmt, Hutten werde die Ebernburg verlassen, während dieser selbst erst am 27. mai diesen gedanken, noch unschlüssig, andeutet (vgl. Böcking bd. II s. 76: *alio videor cogi*) und wir sicher erst den 4. september als terminus ad quem ansetzen können (ebda s. 81; der von Böcking auf den 14. juni datierte brief nr. 257 gehört, wie Szamatolski s. 93 fg. nachgewiesen hat, in den januar). Wem also jene meldung Bucers einen definitiven verzicht anzudeuten scheint, der bedenke die voreiligkeit und unzuverlässigkeit desselben.

Die notiz von Otto Brunfels endlich (s. oben) dient apologetischen zwecken, sie will die uneigennützigkeit Huttens hervorheben, darum ist ihr der verzicht als solcher wichtig; ob momentan oder definitiv, darauf wird nicht reflektiert.

Man muss ferner in betracht ziehen eine meldung Huttens an Bucer vom 4. september 1521 (bei Böcking II nr. 260). Hutten möchte Bucer bei Sickingen einführen: *et fiet forte ut in castra ducam te ad Franciscum*, er bittet ihn doch zu ihm in sein versteck zu kommen, noch etwa 20 tage werde er dort bleiben, dann aber werde er zu Sickingen sich begeben: *ibo postquam (prosperante Christo) recuperata huc latendi causa est, valetudo, quam euro*. Man hat diese meldung in der bisherigen konstruktion des verhaltens Huttens nach dem Wormser reichstag zu wenig berücksichtigt: sie passte zu derselben nicht recht, man konnte sie höchstens für einen vorübergehenden gedanken Huttens halten. Allein dazu ist man bei der bestimmtheit, mit der sie auftritt (s. den wortlaut), nicht berechtigt. Hutten plant tatsächlich anfang september zu Sickingen ins feldlager zu ziehen. Wie wird das erklärlich? Sickingen stand in kaiserlichen diensten, würde Hutten sich haben zu ihm begeben wollen, wenn er nicht unter ihm, also mittelbar unter dem kaiser, kämpfen wollte? Dann aber muss doch jener umschwung in ihm vorgegangen sein, den wir oben behaupteten, und Hutten plant wider eine annäherung an den kaiser, jene resignation war in augenblicklicher erregung geschehen. So erhält der brief vom 4. september seine rechte beleuchtung, und nur so wird es möglich, allem, was wir von Hutten in dieser kritischen zeit wissen, gerecht zu werden, ohne irgend etwas in den hintergrund zu schieben. Besitzen wir also unter dem datum des 4. september ein urkundliches, Hutten gehöriges zeugnis seiner veränderten politischen position, so hindert nichts diesen umschwung, wie es der dialog „Neu-Karsthans“ fordert, bereits im juli

sich anbahnen zu sehen; dass er noch nicht zur tat wurde, lag, wie Hutten selbst sagt, lediglich an seiner gesundheit.

Möchte man diese konstruktion gezwungen finden und etwa ihretwegen trotz aller andern gründe Hutten die autorschaft unseres dialoges absprechen, so ist zu bedenken, dass die schwierigkeit, jene notiz mit dem uns sonst über Hutten bekamnten auszugleichen, in jedem falle bestehen bleibt. Denn wie hätte ein Hutten so nahestehender verfas-ser, wie er dann wegen der vielen berührungen mit ihm angenommen werden müsste, der über die politischen ereignisse während und nach dem reichstag gut unterrichtet war (vgl. die historischen bemerkungen des dialoges), diese notiz über Hutten bringen können, ohne dass sie irgendwie in den politischen verhältnissen begründet gewesen wäre? Man kann nicht annehmen, er habe jene Eberburger verhandlung im auge gehabt; als freund Huttens und genauer. kenner der politischen lage musste er um den verzicht wissen, wie Bucer darum wusste.

Deuten wir nun jene notiz in der angegebenen weise, so erscheint der dialog „Neu-Karsthans“ als ein genial ausgedachter versuch Huttens, die möglichen kräfte mobil zu machen gegen die Römlinge: damit ist er zugleich ein versuch der politischen rehabilitation Huttens, der umsetzung der isolierung, in welcher er sich befand, in gemeinsame aktion. So erklärt sich das werben gleichsam um Sickingen, den kaiser und die bauern.

Zunächst um Sickingen. Sickingen ist der träger der handlung des dialoges — übrigens ein spezifisch Huttenscher zug, ihn als führer der reformbewegung hinzustellen, vgl. Strauss s. 430 — er belehrt den bauern, ja es wird angedeutet, dass die bauernschaft ihn zum führer wünscht — in der rolle, die nachmals Götz v. Berlichingen spielte (vgl. s. 652). Es wird auch nicht zufällig sein, dass die enge lierung Huttens mit Sickingen auf der Eberburg so häufig berührt wird und dabei ersterer als vater der geistesbildung des letzteren erscheint. „*Als mir Hutten erzählt*“ oder ähnlich heisst es s. 652, 653, 654, 658, 659, 667, 669. Diese hohe wertung Sickingens ist aber nur fortführung der anderweitig feststellbaren stellung Huttens zu ihm. Die spannung zwischen beiden konnte für Hutten schon deshalb keine dauernde sein, weil er Sickingen nicht entbehren konnte, vor der öffentlichkeit hat er stets auf ihn gerechnet (vgl. Szamatolski s. 106). In seiner antwort auf Eoban Hesses gedicht, unmittelbar nach dem Wormser reichstag verfasst<sup>1</sup>, spricht Hutten es aus:

1) Vgl. zur datierung Szamatolski s. 107.



Forsitan et sociis aderit Franziscus in annis

Invictaque ruens conseret arma manu.

(Böcking II s. 73); am 27. mai spricht er ähnliche hoffnungen im briefe an Bucer aus (ebda s. 76), der „Neu-Karsthans“ vollendet in ausführlicher form die werbung<sup>1</sup>.

Durch Sickingen zugleich wirbt Hutten um den kaiser. Er beglückwünscht jenen zum feldzug unter diesem, gibt die hoffnung auf den kaiser trotz der bannung Luthers nicht auf und ist bereit, in kaiserlichen dienst zu treten. Der kaiser soll leiter der nationalen anti-römischen bewegung werden — das bekannte reformprogramm der für eine besserung der politischen lage eintretenden humanisten und ritter. Fast hat es den anschein, als seien verhandlungen kaiserlicherseits mit Hutten betr. wiedereaufnahme des dienstverhältnisses geführt worden; wir wissen darüber sonst nichts; an sich unmöglich wäre es nicht, doch erscheint wahrscheinlicher, dass der ritter in dem dialog um des zweckes der günstigstimmung des kaisers willen als bereits vollzogen darstellt, was bisher nur im gedankengebilde tatsächlich war. Diese prolepsis ist wol begreiflich. Wol auch um des kaisers willen ist der ton des dialoges sehr massvoll gehalten, nur wenn es um die curtisanen sich handelt, blitzt glühendster hass hindurch. Seine bekannnten anti-romanistischen pläne macht er geltend, aber er bringt nichts revolutionär provozierendes gegen den künftigen kriegsherrn vor. Die polemik trifft zum teil misstände, welche selbst auf römischer seite als reformbedürftig anerkannt waren oder deren aussprache seitens Hutten durch die fürstliche macht in ihren gravamina genügend gedeckt war, sodass sie gewagt werden konnte. Von obigem gesichtspunkte aus erklärt sich auch die vorsichtigkeit des ausfalls gegen Albrecht von Mainz, wenn nicht auch ein wenig anhänglichkeit an den einstigen herrn mit-spielte: „*Unnd weiss einen, dem gñadt ich wol, er wär des bistumbs müässig gegangen, dann er wüet sein sel dadurch verdammen.*“ Es scheint zweifellos, dass diese worte auf Albrecht gemünzt sind (vgl. Böcking s. 672, vgl. auch die eigenartige parallele in den randglossen zur bulle von Hutten s. 322: *quid conaris (Leo X) ... boni speciem inducere, cum possim ... unum in Germania episcopum ostendere omnibus, a quo .... extorsisti quater sexagies mille aureos.*)<sup>2</sup>

1) Dieses festhalten des ritters an Sickingen spricht auch für die these, dass Huttens verzicht auf die kaiserliche pension momentan war. Hatte er sonst dem kaiserlichen heerführer nicht die freundschaft kündigen müssen?

2) Schon um dieser parallele willen wird Ulmans (Sickingen s. 273 anm.) beziehung der worte in Neu-Karsthans auf den Trierer erzbischof abgelehnt werden

Nicht die rücksicht auf den kaiser allein, sondern die gesamte politische constellation gebot die äusserste zurückhaltung gegenüber den bauern. Wir sahen bereits (s. teil I) die ungestümen versuche des bauern, der sofort mit seinem flegel und karst dreinschlagen will, durch vertröstungen auf die göttliche hilfe abgewiesen werden. Und doch konnte man den bauern kaum ignorieren, hatte er doch während des reichstages drohend mit seinem flegel an die tore von Worms gepocht und gieng doch anderweitig bereits der adel mit ihm im bunde. Cochlaeus schreibt unter dem 19. juni aus Frankfurt an den papst: *circumeireca lutherizat nobilitas cum omni fere rustica manu*<sup>1</sup>. Für Hutten war dieses zusammengehen mit der bauernschaft neu, aber nicht unerhört, es sei denn dass man die überwindung der alten feindschaft zwischen rittern und städten gleichfalls unerhört finden wollte, so wie sie Hutten in seinen *Praedones* ausgesprochen hatte. Wenn es den kampf gegen Romanisterei und curtisamentum galt, gab es für den ritter keine standesschranken mehr. So werden die werbenden worte, aus denen letztlich nahezu der ganze dialog besteht, begreiflich. Der bauer wird aufgeklärt über der Römlinge wesen, man sagt ihm, dass dasselbe mit der h. schrift contrastiere, gibt ihm in kurzen grundzügen eine almung von der geistesbewegung, die von Wittenberg, der persönlichkeith Luthers ausgieng, zu verstehen, lehrt ihm seine nöte, in denen er steckt, aus der isolierung losreissen und mit der gesamtnot das vaterlandes verbinden und formuliert schliesslich selbdrift — junker Helferich, das wird der helfer in der not Sickingen sein, reyster Haintz, das wird den ritterstand bedeuten sollen<sup>2</sup> und Karsthans, d. h. der bauernstand — 30 bundesartikel, deren spitze durchweg gegen Rom gekehrt ist.

Der plan des ganzen ist fantastisch; geschickt lavierend zwischen allen klippen, weder nach rechts, noch nach links anzustossen suchend, concentrirt er alle disponibeln kräfte, kaiser, fürsten, ritter, bürger und bauern gegen Rom. War es praktisch durchführbar, diese ver-

müssen. Zu der redeform: „ich weiss auch einen, dem usw.“ vgl. Huttens Phalarismus bei Böcking IV s. 19.

1) *Ztschr. f. k. g.* XVIII heft 1 s. 118. Aus den beistehenden worten „non adeo longe abest hinc Huttenus“ lässt sich nichts schliessen.

2) „Reiter Heinz“ muss eine populäre figur gewesen sein; wie mir herr D. Bossert gütigst mittheilte, begegnet in Schwaben der familienname Reitheinz. Zu Heinz von Luder (s. teil I) ist nachzutragen, dass sein name in der präsenzliste für den Wormser reichstag sich nicht findet, vgl. *Deutsche reichstagsakten* unter Karl V. bd. 2 (1896).

schiedenen elemente zu einen? Ein nüchterner beurteiler der politischen situation konnte darauf nur die antwort: nein! geben. Aber wann hätten Huttens pläne nicht der praktischen durchführbarkeit ermangelt? War es doch die tragik seines lebens, politisch (gewiss nicht dichterisch) fantast zu sein.

Doch warum hat Hutten anonym geschrieben? Schade (Satiren und pasquille II s. 287) möchte diesen umstand als argument gegen Huttens autorsechaft geltend machen. Man könnte dieses bedenken derartig beseitigen, dass man vermutet, der ritter habe seinen ritterlichen namen nicht unter einen vornehmlich für den bauern bestimmten dialog setzen können; allein wenn die standesschranken einmal kein hindernis mehr für die politische verbindung waren, so brauchte man auch das offene bekennen des namens nicht zu scheuen. Die anonymität wird sich aus der situation, in der Hutten sich befand, begreifen. Seine erschütterte isolierte position (s. oben) vertrug noch nicht ein offenes heraustreten, der politische kredit musste zuerst wiedergewonnen werden, zu dieser rehabilitation sollte unser dialog mittel sein (s. oben), darum wird der name Hutten so oft genannt, ohne doch als autornamen proklamiert zu werden. Der dialog sollte Hutten in die politische welt wider einführen, deshalb die anonymität, die gewiss nicht allzu undurchsichtig war.

Zur ausführung gekommen ist von dem im Neu-Karsthans entwickelten plan nichts, nicht einmal die reise Huttens in Sickingens feldlager und der öffentliche widereintritt in kaiserlichen dienst. Mochte Hutten die unmöglichkeit der ausführung seines planes erkannt haben, oder mochte die macht der verhältnisse ihn zum verzicht zwingen? Hutten begann jetzt seinen „pfaflenkrieg“, wiederum ein erfolgloses beginnen; mit raschen schritten nahte sein schicksal seinem ende. In das dunkel seiner wirksamkeit unmittelbar nach dem Wormser reichstag fällt von dem dialog „Neu-Karsthans“ aus einiges licht: wir wissen nunmehr -- vorausgesetzt dass unsere zweckbestimmung der flugschrift die richtige ist -- mit welchen ideen Hutten sich trug. Die scharfe consequenz seines auftretens, wie man sie auf grund der Briegerschen publikationen an Hutten zu rühmen pflegte (vgl. Ellinger, der aber s. 244 eine gewisse einschränkung macht und Szamatolski), wird aufgegeben werden müssen; man wird auf grund neuen materials wider zu Strauss zurückkehren, welcher für die zeit juni bis oktober 1521 eine gewisse unsicherheit, unbestimmtheit und unentschlossenheit bei Hutten konstatierte. Er trägt sich mit plänen, ohne an ihre durchführung zu gehen.

Endlich sei noch gesagt, dass an der ausgeführten zweckbestimmung unseres dialoges die entscheidung über seine autorschaft nicht hängt. Man kann jene leugnen oder sie anders fixieren und wird doch zugeben müssen, dass einerseits die geltend gemachten bedenken gegen Huttens verfasserschaft sich unschwer erledigen lassen, anderseits die bis ins kleinste hingehende verwandtschaft des „Neu-Karsthans“ mit gleichzeitigen Huttenschen schriften nicht wol anders sich erklären lässt als durch annahme der identität der autorschaft<sup>1</sup>.

1) Wie ich nachträglich sehe, spricht auch Kolde (Lutherbiographie II s. 566) die vermuthung aus: „Sollte der autor nicht doch Hutten selbst sein?“; vgl. auch Wredo: Reichstagsakten II, s. 624.

TÜBINGEN.

W. KÖHLER.

## DIE EINHEIT DES ERSTEN FAUSTMONOLOGS.

### Litteratur.

H. Düntzer, Goethes Faust. Erster und zweiter teil. Zum ersten mal vollständig erläutert. 1854 (zweite, wolfeile ausgabe). G. v. Loeper, Faust I. teil. 1879<sup>2</sup>. W. Scherer, Aus Goethes frühzeit. Qf. 34 (1879). F. Zarneke, Lit. ebl. 1879, s. 1289 fg. W. Scherer, Betrachtungen über Faust. Goethejb. VI; neu in: Aufsätze über Goethe 1885, s. 295 fgg. 309 fgg. (Nb. Hiernach citiere ich!) H. Düntzer, Zum verständnis und zum schutze des ersten Faustmonologs. Grenzboten 1886, I, s. 604 fgg. Ders., Goethes Faust I. teil. Erläut. z. d. deutschen klass. 1889<sup>3</sup>, s. 76—83. Kreyssig-Kern, Vorles. über Goethes Faust. 1890<sup>2</sup>, s. 53—58, 62 fgg. P. Grafvunder, Der erdgeist und Mephistopheles in Goethes Faust. Preuss. jahrb. 68, s. 700 fgg. (1891). Er. Schmidt, Aufgaben und wege der Faustphilologie. Verhandl. d. 11. philologenversamml. 1892, s. 11 fgg. K. J. Schröer, Faust von Goethe. I. teil. 1892<sup>3</sup>. K. Fischer, Goethes Faust 1893<sup>2</sup>. II, s. 212 fgg. H. Baumgart, Goethes Faust als einheitl. dichtung. 1893. I. bd, s. 102 fgg. 128 fg. 147 fgg. 195 fgg. 404. K. J. Schröer, „Dass wir nichts wissen können.“ Chron. d. Wien. Goethevereins 1893, s. 24 (vgl. JBL 4. IV 8<sup>c</sup>: 92). Er. Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher gestalt 1887. 1894<sup>3</sup> (Einl. s. 38 fgg.). V. Valentin, Aesthet. schr. II: Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen einheit 1894. J. Collin, Goethes Faust in seiner ältesten gestalt. 1896 (s. 1—92 schon als diss. Giessen 1892). R. M. Meyer, Litterarhistorische bemerkungen 1896. I zu Goethe, nr. 2 „Angeraucht papier“. Euph. III, s. 101. V. Valentin, „Angeraucht papier“. Ebda s. 476 fg. W. Creizenach, Das alte Faustmanuscript. Ebda s. 475 fg. J. Niejahr, Kritische untersuchungen zu Goethes Faust. I. Älteste gestalt. Euph. 1897. IV, s. 272 fgg. — J. Minor, Nhd. metrik 1893 (vgl. s. 338). E. Sievers, Zur rhythmik und melodik des nhd. sprechverses. Vortrag auf der 42. philologenversammlung s. 370. O. Flohr, Geschichte des knittelverses vom 17. jh. bis zur jugend Goethes. 1893. F. Saran, Zur metrik Otriefs von Weissenburg. Festschrift für Sievers. 1896.

Unter den problemen, die die Goetheforschung neuerdings aufgeworfen und zu lösen versucht hat, ist die frage nach der einheit des

ersten Faustmonologs eines der schwierigsten. Es ist zugleich eines der interessantesten auch deswegen, weil im streite darüber die gegensätze deutlich herausgetreten sind, die die forschung auf dem gebiet der neueren deutschen litteratur noch immer bewegen. Philosophisch-ästhetische und historisch-kritische betrachtungsweise ringen hier noch um die oberhand und sind noch nicht dazu gelangt, ihren frieden zu machen und sich gegenseitig zu fördern.

Das problem hat zuerst Scherer gestellt und die frage in verneinendem sinne beantwortet. Aber seine ergebnisse wurden zum teil sehr leidenschaftlich bekämpft und — wenige ausgenommen — verworfen. Jetzt herrscht wider die ursprüngliche meinung. Man sieht im ersten Faustmonolog eine scene, deren vorgang sich streng folgerecht und ohne lücken entwickelt. Die niederlage der philologisch-kritischen methode scheint entschieden.

Aber sie scheint es doch nur. Eben jetzt hat Scherers hypothese in Niejahr einen neuen verteidiger gefunden, der wider mit nachdruck auf die anstösse hinweist, die der aufmerksame leser nehmen müsse, anstösse, die den genuss der dichtung trüben und erklärung fördern. Dass solche bedenken gerechtfertigt sind, davon bin ich überzeugt. Wie weit sie es sind und wie man sie zu deuten habe, ist freilich eine andere frage. Die antwort darauf scheint mir noch nicht endgiltig gegeben.

Eben darum und wegen der allgemeinen, ja principiellen bedeutung des problems nehme ich die untersuchung von neuem auf. Ich beschränke mich dabei mit Scherer einstweilen auf den ersten teil der scene.

### I. Zur erklärung des monologs.

Der monolog Fausts — diesen begriff hier im engeren sinne genommen — zerfällt, wenn man ihn zunächst als ein ganzes betrachtet, in drei abschnitte. Sie heben sich durch ihren inhalt und ihre form deutlich von einander ab, was die folgende untersuchung noch im einzelnen nachweisen wird. Diese hauptabschnitte des monologs sind

A v. 1 — 32,

B „ 33 — 56,

C „ 57 fgg. bis zum beginn der beschwörungsscene.

Ich wende mich zuerst zur erklärung des

Abschnitt A (v. 1 — 32).

Die bühnenvorschrift teilt mit, dass es nacht ist. Faust befindet sich in einem hochgewölbten (vgl. z. 51) zimmer, das trotz seiner höhe eng ist, vermutlich weil es mit büchern, instrumenten, hausrat

vollgestopft ist. Auf dies erste tadelnde beiwort folgt als zweites attribut gotisch. Man bezieht es auf die architektur des zimmers und stellt dies infolge dessen mit spitzbogengewölbe dar. Damit stimmt, was Goethe im II. teil v. 6572, 6622 und 6929 fordert. E. Schmidt dehnt die vorschrift auch auf die zimmerausstattung aus (U.<sup>3</sup> einl. s. 40). Sollte das wort aber von Goethe zunächst nicht so gemeint sein, wie es das 18. jahrhundert mit vorliebe braucht, und wie es z. b. Sulzer in der theorie der schönen künste erklärt? Dann bedeutete es „altertümlich, altfränkisch“ und würde nicht nur sehr gut zur situation passen, sondern auch sehr gut zu dem tadelnden sinne des vorhergehenden „enge“ stimmen. Das verständnis der zeichnung, die E. Schmidt a. a. o. beschreibt, würde alsdann keine schwierigkeit machen. Die vorliebe des jungen Goethe für die gotische baukunst wäre kein einwand. Übrigens erhellt, wie man auch entscheide, dass sich die überschrift vor abschnitt A mit dem inhalt von B berührt; auch in C wird die charakteristische anschauung von der örtlichkeit durchaus festgehalten.

Nun hat sich Faust nach v. 24 der magie ergeben. Also ist, wie Düntzer mit recht gegen Scherer betont, der übergang von der wissenschaft zur zauberei bereits geschehen. Andererseits lehren die verse 25 und 26, dass Faust noch keine beschwörung versucht hat. Man muss darum unbedingt mit Düntzer annehmen, dass Faust ein oder mehrere zauberbücher besitzt und darin schon studiert hat. Für ein solches „theoretisches“ studium magischer werke gibt die Faustsage genug parallelen an die hand (Marlowe, Pfizer. Vgl. Düntzer, Grzb. s. 606) und zum überfluss bezeugen es Fausts eigene worte:

v. 73. 74: Umsonst dass trocknes sinnen hier

Die heiligen zeichen dir erklärt,

eine stelle, auf die ich später zurückkomme. In ihr wird trockenes sinnen und tätiges beschwören genau geschieden. Nun ist das nächste ziel der ganzen scene offenbar die beschwörung, eine beschwörung, die schon von der überlieferung der sage gefordert wird. Also muss Faust jetzt vor der ausführung dieser handlung stehen, von der er die entscheidende wendung seines lebens erwartet.

Darum begreift sich, warum die bühnenanweisung Fausten unruhig nennt. Nach längerem spekulieren über den zauberformeln drängt es ihn, nun endlich einmal eine beschwörung zu versuchen. Das unternehmen ist natürlich ein wagnis. Denn wenn auch Faust hier nicht die mächte der hölle (unrichtig Schröer z. v. 24), sondern nur die geister der natur rufen will, wenn er sich auch nicht der „schwarzen“, sondern der „weissen“ magie (K. Fischer s. 25 fgg.) erge-

ben hat (Valentin s. 59), so bleibt es immerhin gewagt, sich durch übernatürliche mittel über die schranken hinwegzuheben, die der menschlichen erkenntnis gesetzt sind. Aus scheuer besorgnis vor dem entscheidenden schritt und aus leidenschaftlichem drang, das zu erfahren, was ihm die magie verheisst, ist Fausts stimmung zusammengesetzt: unruhig ist in der tat der bezeichnende ausdruck für diese gemütsverfassung.

Diese lage und stimmung des helden erkennt Düntzer durchaus richtig. Also werden wir mit ihm gegen Scherer annehmen, dass auf Faustens pult von vorn herein ein zauberbuch, vielleicht auch mehrere liegen, in denen er zu studieren pflegt und deren inhalt ihm bereits vertraut ist. Ausdrücklich gesagt wird das nicht, aber es liegt zweifellos ganz nahe, Goethes bühnenvorschrift so zu ergänzen. Das buch denke man sich verschlossen.

Der seelenzustand des helden wird aber durch ein anderes mitbedingt. Faust hat sich zwar schon vor dem beginne der handlung der magie ergeben, aber seine tätigkeit als professor geht neben diesem studium der zauberkunst her. Er muss täglich von neuem den gegensatz zwischen schulwissenschaftlicher arbeit und leerem kathedervortrag einer- und übernatürlicher erkenntnis andererseits empfinden. Er muss, wie wir aus U s. 53 erfahren, von gott, der welt, und was sich drinnen regt, vom menschen und was ihm im kopf und herzen schlägt, definitionen geben, ohne wirklich von dem etwas zu wissen, worüber er redet. Das bewusstsein davon quält ihn vor dem beginn des monologs wider einmal und zerreisst seine seele.

Der zwiespalt in Fausts gemüt wird immer grösser. Wie ergebnislos seine bisherigen wissenschaftlichen bemühungen geblieben, tritt ihm deutlich vor die seele, die sehnsucht nach übernatürlicher erkenntnis wird immer dringender und beginnt, die besorgnisse zurückzudrängen. Endlich bricht er in die worte aus, mit denen die handlung anhebt. Sie zeigen ihm in der gemütsverfassung, aus der sich der entschluss zur beschwörung notwendig losringen wird. Künstlerisch gerechtfertigt sind sie dadurch, dass sich nach Düntzers treffender bemerkung Faust mit ihnen über sein vorhaben beruhigen will. Er rechtfertigt durch sie sein verwegenes unterfangen vor sich selbst, ohne dass er doch zunächst seiner besorgnisse ganz herr werden könnte. Erst später setzt er sich im sturm leidenschaftlicher erregung über alle bedenken hinweg. Der dichter gewinnt durch dieses wol motivierte selbstgespräch des aufgeregten die möglichkeit, den zuschauer sofort über die lage der dinge aufzuklären.

Freilich ist es Goethe nicht gelungen, das undramatische seines Vorbildes, des Puppenspiels ganz zu tilgen. Vielleicht wollte er es bei der archaisierenden tendenz der verse 1—32 auch nicht. Zwar möchte ich nicht mit Scherer den ganzen monolog bis v. 32 undramatisch nennen oder schlechtlin als fiktive exposition nach einer älteren unvollkommenen technik (s. 309) bezeichnen, aber die form der verse „Drum hab ich mich der magie ergeben“ fgg. ist entschieden nicht glücklich und etwas steif (Düntzer, Gr. comm. s. 169). Die einleitung dagegen und der inhalt des ganzen sind durchaus passend.

Der erste abschnitt A (v. 1—32) zerfällt nun seinem inhalt nach in drei teile, von denen die beiden ersten (a, b) eng zusammengehören und dem dritten (c) fast als ein ganzes gegenüberstehen. Diese drei teile haben annähernd gleichen umfang. Der erste (a) wird deutlich abgegrenzt durch den vers 12: „das will mir schier das herz verbrennen“. Der zweite (b) schliesst sehr kräftig mit den worten v. 23: „es mögt kein hund so länger leben“. Teil c reicht von v. 24—32: Der ganze abschnitt wird von dem gegensatz beherrscht: Ergebnislosigkeit des studiums der fakultätswissenschaften, sowol in rein wissenschaftlicher beziehung (a) wie nach der seite äusserer befriedigung hin (b). — Sehnsucht nach der anschaulichen, wirklichen erkenntnis, die nur die geister der natur offenbaren können (c). Fakultätswissenschaften und magie — dieser contrast bedingt die folge der gedanken bis ins einzelne hinein. Man darf das bei der interpretation nicht ausser acht lassen. Manche misverständnisse der erklärer entspringen daraus, dass sie es nicht genug bedenken.

Der erste teil a ist wider scharf gegliedert. Er zerfällt in die absätze v. 1—6 ( $\alpha$ ) und 7—11 ( $\beta$ ), die auch durch die interpunktion sichtlich getrennt werden. Faust beklagt das völlig negative ergebnis seines lernens ( $\alpha$ ) und lehrens ( $\beta$ ). Seine studien haben sich über das ganze gebiet der philosophie, medizin, juristerei und theologie erstreckt, d. h. er hat die wissenschaften aller vier fakultäten in seinen bereich gezogen und durchaus d. i. von anfang bis zu ende durchgearbeitet (v. 1—4). Was er erreicht, teilen die folgenden verse mit:

5. 6 Da steh ich nun ich armer tohr  
Und bin so klug als wie zuvor.

Aber Faust hat nicht bloss still für sich gearbeitet, sondern zehn jahr auf dem kathedr doziert (v. 7—10). Hat ihm seine wissenschaftliche arbeit nichts weiter eingetragen als die erkenntnis, dass er nun eben so klug sei als zuvor, so hat er gerade bei seiner lehrthätigkeit



sogar die überzeugung gewonnen, dass für den menschen ein wirkliches wissen unmöglich ist:

v. 11 Und seh dass wir nichts wissen können.

Die schmerzliche einsicht nichts zu wissen (v. 6), ja nichts wissen zu können (v. 11) ist das ergebnis von Faustens forschen (v. 1—4) und lehren (v. 7—10): kein wunder, wenn es ihm fast das herz verbrennen will (v. 12).

So schildert teil a (v. 1—12), wie Faust durch die beschäftigung mit den überlieferten fakultätswissenschaften auf rein theoretischem gebiet nicht im mindesten gefördert, zum pessimismus in der wissenschaft kommt. Aber wenn studium und lehrstätigkeit auch die gesuchte innere befriedigung nicht geben, so könnten sie ihm doch eine gewisse äussere gewähren, eine befriedigung der art, wie sie später Wagner zeigt bzw. ersehnt (v. 217—20) und wie sie Fausts mitforscher und kollegen (v. 13 fgg.) gewiss besitzen. Aber nicht einmal solche geringeren freuden gewährt ihm die schulwissenschaft. Diesen gedanken führt teil b, widerum in gegensätzlicher form, durch: es stehen sich die verse 13—16 und 17—22 gegenüber, während 23 den schluss des ganzen teiles macht.

Faust erkennt v. 13—15 an, dass ihm die fakultätswissenschaften zwar nicht wirkliche erkenntnis gebracht, ihn aber doch wenigstens gesehener als die andern gemacht haben. Was er unter „gesehnt“ versteht, lehren die verse 15 und 16. Er kennt keine bedenken und zweifel mehr, weil er überzeugt von der unmöglichkeit metaphysischer erkenntnis sich beruhigt hat, und weil er zu aufgeklärt ist, vor hölle und teufel (v. 16) irgend welche furcht zu haben. Der weitere verlauf des dramas rückt diese stolzen worte in eigentümliche beleuchtung.

So hat die wissenschaft auf ihn rein negativ gewirkt und ihm damit, wie begreiflich, all freud entrissen. Diesen gedanken führen die v. 18—22 in genauem anschluss an die vier fakultäten durch, wobei auf die schon v. 1 und 3 besonders hervorgehobene philosophie und theologie zunächst und ausdrücklich bezug genommen wird.

Fausten fehlt die behagliche selbstzufriedenheit des gelehrten, der, wenn er auch bloss ein vielwisser ist, doch glaubt etwas rechts zu wissen. Die worte passen an sich auf alle vier fakultätswissenschaften. Der zusammenhang mit dem, was folgt, empfiehlt aber, sie vor allem auf die philosophie zu beziehen. Die verse

19. 20 Bild mir nicht ein ich könnt was lehren

Die menschen zu bessern und zu bekehren  
gehen zunächst auf die theologie (vgl. U s. 8, v. 179—180).

v. 21 Auch hab ich weder gut noch geld  
deutet auf die medizin zurück und

v. 22 Noch ehr und herrlichkeit der welt  
auf die jurisprudenzen. Die beiden letzten zeilen umschreiben offenbar  
den altbekannten hexameter

Das Galenus opes, das Justinianus honores.

Also nicht einmal rein materielle vorteile hat Fausten die wissenschaft  
gebracht.

Man sieht schon hieraus, dass es dem sinn der stelle ganz zu-  
wider sein würde, den inhalt dieser zwei letzten verse 21 und 22 irgend-  
wie zu betonen. Schröder misversteht den gedankengang, wenn er im  
commentar anmerkt: „Es muss nach diesem vers (20) eine pause ein-  
treten, denn in dem nun folgenden schlägt Faust einen völlig veränderten  
ton an. Die ideale, die ihm vorschwebten, die menschen zu bes-  
sern u. dgl., gibt er auf [wo??] und wendet sich dem zu, was der  
gewöhnliche mensch anstrebt. Derb realistisch bricht er in unmut aus  
...“ Im gegenteil. V. 21—22 gehören eng mit 18—20 zusammen.  
Dass aber aller nachdruck auf den inhalt der verse 18—20 fällt, geht  
aus der form hervor. Goethe ändert hier die reihenfolge der vier fakul-  
täten, die er oben gewählt: voran wird darüber geklagt, dass philoso-  
phie und theologie keine befriedigung gewähren und zwar werden dazu  
drei verse verwendet. Erst in zweiter linie stehen medizin und juri-  
sterei mit ihren mehr materiellen erfolgen; sie werden in zwei versen  
abgetan. Vor allem zeigt das beiläufig anreihende auch (v. 21), wie  
wenig sich Faust solchen nutzen wünscht.

Den sehr kräftigen schluss von b bildet, wie schon gesagt,

v. 23 Es mögt kein hund so länger leben.

Mögt hat hier natürlich die ältere bedeutung „könnte“. Diese archaisti-  
sche gebrauchweise hat Goethe wol der bibel entlehnt. Der ausdruck  
deutet an, dass Faust sich nun bald dazu entschliessen wird, völlig mit  
der bisherigen weise seines studiums zu brechen. Wir dürfen hier  
nicht vergessen, dass Faust neben dem theoretischen studium der magie  
auch noch seinen beruf als professor treibt und darum den zwiespalt  
in seiner seele immer von neuem empfindet. Wissenschaft und magie  
streiten in ihm um den vorrang.

Den teilen a + b oder eigentlich a allein tritt nun c contrastie-  
rend gegenüber. Was die wissenschaft nicht gegeben hat und über-  
haupt nicht geben kann, das hofft Faust von der magie, der er sich  
bereits zugewendet und die ihm kraft und mund der elementar-  
geister gehorsam machen soll. Was er wünscht, drückt er zweimal

unmisverständlich aus, und dadurch zerlegt sich auch teil c wider in 2 stücke, die gruppen v. 24—28 und v. 29—32.

Faust hat sich der magie ergeben in der hoffnung  
 Ob mir durch geistes kraft und mund  
 Nicht manch geheimnis werde kund.  
 Dass ich nicht mehr mit saurem schweiss  
 Rede von dem was ich nicht weis.

Was das für dinge sind, über die er reden muss, ohne davon etwas zu wissen, lehren die worte des Mephistopheles:

U s. 53 O heilger mann da wärt ihr's nun!  
 Es ist gewiss das erst in eurem leben.  
 Dass ihr falsch zeugnis abgelegt.

Habt ihr von gott, der welt und was sich drinnen regt,  
 Vom menschen und was ihm in kopf und herzen schlägt,  
 Definitionen nicht mit grosser kraft gegeben?  
 Und habt davon in geist und brust,  
 So viel als von herrn Schwerdleins tod gewusst.

Der gedanke wird v. 29—32 nochmals und deutlicher ausgesprochen. Faust will erkennen, was die welt im innersten zusammenhält, schauen alle kräfte und samten, woraus die wirkungen in der welt hervorgehen, die er sieht und die ihm als „die schale der natur“ allein fassbar sind. Er will also das innere der natur, wohin nach Hallers ausspruch kein erschaffener geist dringt, schauen, um nicht worte, sondern bedeutungen erwerben und danach lehren zu können. Was Faust will, ist also ein doppeltes: erstens erkenntnis, unmittelbare anschauung von dem, was sich im innern der welt regt; dadurch zweitens die möglichkeit, seinen beruf als professor mit erfolg und gewinn für seine hörer ausüben zu können. Das letztere wird durch die verse 27/28 und 32 zweifellos; erkenntnis und lehrfähigkeit werden hier nicht getrennt. Darum behält Scherer gegen Düntzer recht, wenn er sagt, hier schöpfe nicht nur der forscher, sondern auch der lehrer neue hoffnungen, Faust denke keineswegs daran, seine lehrfähigkeit aufzugeben (s. 310).

Man erkennt leicht, dass die gedanken des teiles c in genauem gegensatz zu denen von a stehen. V. 24—26 + 29—31 sind das gegenbild von v. 1—6, die zeilen 27, 28 und 32 dasselbe von 7—11. Dort die überzeugung, durch das studium der fakultätswissenschaften nichts gewonnen zu haben, hier die hoffnung, durch die magie aus geistermund manch geheimnis zu erfahren, zu erkennen was die welt im innersten zusammenhält. Dort die schmerzliche erkenntnis, dass er

trotz akademischer titel und würden seine schüler nur an der nase herumfuhre, ihnen nur definitionen ohne bedeutungen gebe, hier das verlangen, nicht mehr mit saurem schweiss von dinge[n] reden zu müssen, die man nicht wisse, in worte[n] zu kramen, die keinen inhalt hätten. Man sieht andererseits, dass der inhalt von b (v. 13—23), der von rein äusserlicher befriedigung handelt, in c nicht berührt wird. Denn, erwirbt Faust erkenntnis und anschauung, so wird er leicht auf solche freuden verzichten, die ihm nur in einem zustand verlockend erscheinen können. in dem er jeglicher inneren freude bar ist. Von einem aufgeben des idealen strebens kann also keine rede sein. Gerade aus c sieht man klar, wie wenig Faust materielle vorteile erstrebt.

Somit bestätigt sich, dass der gegensatz, der den abschnitt A beherrscht, der gegensatz zwischen schulwissenschaft und magie ist. Faust hat sich dieser ergeben, ohne von jener frei zu sein. Der uberdress an jener treibt ihn in seiner zwiespältigen stimmung immer mehr auf die seite der magie und dem entschluss entgegen, die consequenzen des ersten schrittes wirklich zu ziehen, d. h. eine beschwörung zu wagen. Die ausfälle gegen die fakultätswissenschaften und seinen beruf, die schnell immer heftiger werden (v. 5—6. 12. 17. 23), zeigen, wie nahe die entscheidung ist. Nun sehen wir, dass es in der ersten scene bald wirklich zur beschwörung kommt. Soll also der gedankengang bis zu diesem ziel klar und lückenlos bleiben, so muss uns der dichter von v. 32 an schildern, wie sein held allmählich dazu gelangt, aus der unruhigen, schwankenden gemütsverfassung herauszukommen und den entschluss, wohin ihn alles drängt, zu ergreifen. Der dichter kann ihn unmittelbar, in gleichmässiger steigerung der leidenschaft dahin führen, er kann die entscheidung dadurch verzögern, dass Fausten die gefahr des weges noch einmal vor die seele tritt oder sich ihm die schulwissenschaft noch einmal in günstigerem lichte zeigt: aber jedesfalls muss der contrast, auf den sich abschnitt A gründet, als treibende kraft der gedankenentwicklung festgehalten werden.

Geschieht dies nun? Scherer würde mit „nein“ antworten. Seiner ansicht nach beginnt mit v. 33 ein neuer gedankengang (s. 314), der mit dem vorigen nur insofern znsammenhangt, als auch hier Faust die unerträglichkeit seines zustandes empfindet und ausspricht, als auch hier Faust die wege, auf denen er bisher hinter die geheimnisse der welt zu kommen gesucht, verachtet und einen neuen weg einschlagen will. Aber mir scheint die interpretation, die Scherer von den versen 33 fgg. gibt, nicht ganz das rechte zu treffen. Auch Düntzer, Collin u. a. verfehlen den sinn der verse. Es ist darum zunächst notwendig,

ihren inhalt genau festzustellen: erst dann kann die entscheidung getroffen werden.

Abschnitt B (v. 33—56).

Die pein, die Faust v. 34 beseufzt, kann nur die sein, welche ihm das vergebliche studium der fakultätswissenschaft bereitet hat. Das folgt aus dem inhalt der verse 35—38 und 43: auch zweifelt kein erklärer daran. Die situation, die sich nach Fausts klage v. 34—36 zu schliessen, mehrfach wiederholt hat, muss man sich auf grund der worte des sprechenden folgendermassen denken. Oft hat ihm beim studium der schulwissenschaft der schein des vollmonds überrascht, der seine strahlen ins zimmer sendet und schliesslich, indem er immer höher am himmel aufsteigt, auch über die bücher und die papiere an den wänden breitet. So erklärt sich leicht die von Schröer (Comment. z. st.) misdeutete stelle:

v. 37. 38 Dann über bücher und papier  
Trübselger freund erschienst du mir.

Bücher und papier ist accusativ und mit erschienst zu verbinden. Die bücher und papiere sind wol dieselben, die v. 49 und 52 erwähnt. Seit 1808 schreibt Goethe „über büchern“, also den dativ auf die frage wo? F hat noch die alte lesart. Offenbar hat Goethe dadurch deutlicher sein wollen, ohne es zu werden. Die ältere fassung ist weit besser.

Es ist also nach der erklärang, die ich gegeben, nicht richtig, wenn manche Faustdarsteller bei v. 33 aufstehen, das fenster öffnen und nun ihre worte an das helle, ungebrochene licht des vollmonds richten. Das fenster wird nicht geöffnet, überhaupt erhebt sich Faust während des ganzen monologs nicht von seinem sessel, wie, von der bühnenvorschrift am anfang ganz abgesehen, z. b. v. 35. 36 deutlich zeigen. Wenn übrigens gesagt wird, dass Faust schon manche vollmondnacht in solcher pein durchwacht hat, so sieht man daraus, dass der dichter hier auf einen längeren zeitraum, wol von mehreren monaten zurückblickt.

Nun wünscht Faust, der vollmond möchte heute zum letzten mal auf seine qual herniederschauen. Was bedeuten diese worte? Nach Düntzer (Grzb. s. 612) erregt der gerade aufgehende vollmond in Faust den Wunsch, möchte doch der mond heute zum letzten male zeuge seiner argen not sein, möchte er ihn doch bald nach gelungener geisterbeschwörung im besitze anschaulicher erkenntnis sehen. Scherer findet (s. 321) in den worten einen todeswunsch leise angedeutet.

Düntzers auffassung stimmt nicht zu der erklärung, die er von v. 1—32 gibt. Faust studiert da auch nach Düntzers meinung nicht mehr die schulwissenschaften. Er hat sich von ihnen abgewandt und steht unmittelbar vor der beschwörung (Grzb. 609. 610): im beginne der dramatischen handlung liegt ein zauberbuch vor ihm, was später benutzt wird. Unter diesen umständen müsste Düntzer die pein (v. 31) unbedingt aus dem spekulieren über magie herleiten, da er ja für lückenlosen zusammenhang eintritt. Das tut er aber nicht (vgl. auch Erl. s. 78), und so versagt seine konstruktion des zusammenhanges gerade an der entscheidenden stelle, wo Scherers kritik einsetzt. Dass Scherers auffassung poetischer ist und sehr nahe liegt, wird man nicht bestreiten. Dass sie in der tat viel für sich hat, lehrt der zusammenhang der verse 39—44. Von deren erklärung hängt ab, wie man die ersten zeilen der strophe zu verstehen hat: diese erklärung scheint mir bis jetzt noch nicht genau genug gegeben zu sein.

Man nimmt gewöhnlich an, Faust drücke hier und im folgenden sehnsucht nach natur und naturgenuss aus. Er wolle seine studierstube verlassen und im unmittelbaren genuss der natur, in unmittelbarem verkehr mit ihren geistern leben (Düntzer, Erl. s. 78). Alles sei auf das fortgehen berechnet, da die ganze partie durch den gegensatz zwischen der studierstube und der freien natur beherrscht werde (Scherer s. 315). Faust breite seine arme aus nach der natur, gelockt von dem zauber der mondnacht (K. Fischer s. 216). Aber das ist nicht der eigentliche sinn des textes.

Zunächst sind die geister (v. 41), mit denen Faust um bergeshöhle schweben will, nicht schlechthin naturgeister, jedesfalls nicht elementargeister der art, wie sie Faust v. 25 beschworen hat, d. h. personifizierte naturkräfte. Dem vers liegt sichtlich die vorstellung zu grunde, dass eben diese geister sonst im innern der berge wohnen und nur durch den geheimnisvollen zauber des vollmonds hervorgelockt die höhlen umschweben. Die elementaren geister aber wohnen nach der dämonologie des Faust nicht in höhlen, sondern weilen überall in den elementen der natur. Vgl. unten zu v. 75. Man wird bei den schwebenden geistern zuerst an die elfen denken, die im mondenschein tanzen. Man könnte aber auf grund einer stelle im Werther, der ja für die deutung des Faust so wichtig ist, darunter auch die seelen verstorbener helden verstehen, die sich Goethe im anschluss an Ossian (vgl. D. j. G. III, 357 mitte) als bewohner von höhlen vorstellt. Vgl. D. j. G. III, 327: „Ossian hat in meinem herzen den Homer verdrängt. Weleli eine welt, in die der herrliche mich führt. Zu wandern über die haide umsaut vom

sturmwinde, der in dampfenden nebeln die geister der väter im dämmernden lichte des mondes hinführt. Zu hören vom gebirge her im gebrülle des waldstroms halbverwehtes ächzen der geister aus ihren höhlen ...“ Das bild ist im Werther ins düstere, hier dagegen ins zarte und stille gewendet. Jedesfalls — welche deutung man auch bevorzuge — kommt es dem dichter in diesen versen nicht darauf an, die geister als diejenigen zu schildern, durch deren kraft und mund Faust allein über die geheimnisse der natur aufschluss erhalten kann: sie treten hier nur als wesen auf, die durch keine hemmenden schranken und durch keine irdische schwere gehindert werden, sich frei zu bewegen. Man darf beim vortrag nicht ausschliesslich „mit geistern“ betonen, sondern muss gleich stark das „schweben“ heraustreten lassen.

Sehnt sich nun Faust danach, mit den freien durch nichts beengten geistern um bergeshöhle zu schweben, von allem erstickenden wissensqualm entladen, sich im tau gesund zu baden, so liegt ihm offenbar nichts daran, mit geistern zu verkehren, insofern diese die wissenschaft besitzen, wonach er v. 24 fgg. trachtet, es liegt ihm auch nichts daran sein zimmer verlassend die natur zu geniessen: das ziel seiner sehnsucht ist offenbar kein anderes als absolute freiheit der seele. Die last der toten gelehrsamkeit drückt seinen geist nieder, der wissensqualm droht ihm zu ersticken: von beiden übeln sucht er erlösung. Sehr natürlich erscheint ihm derjenige zustand, der dem seinigen genau entgegengesetzt ist, als am meisten erstrebenswert. Einen solchen zaubert ihm darum seine phantasia in v. 39—44 vor das innere auge, als das lichte des mondes in das zimmer fällt und seine gedanken von der peinigenden berufsarbeit abzieht. Dem qualm des wissens steht entgegen das liebe lichte, der dämmer und reine tau des mondes, dem peinigenden druck und der beklemmung das geisterhafte schweben und weben und gehen auf bergeshöhen. Denn die verse 39—40 enthalten nicht etwa den wunsch nach einem mondscheinspaziergang im freien, sondern den ausdruck der sehnsucht nach einem glück, das Fausten nicht erreichbar ist, nach freier bewegung in der reinsten luft, hoch auf den gipfeln der berge, wohin sich nur geister schwingen können, die nicht wie die sterblichen von irdischer schwere gehalten werden. Könnte v. 39 ist also conjunctivus irrealis. Mit einem wort, von v. 39 an schwebt Fausten der zustand des freien, aller last baren geistes vor, wie ihn die sage elfen oder seelen von helden der vorzeit zuschreibt. Wenn er sich also danach sehnt und kurz vorher ausruft

v. 33. 34 O sähest du voller mondschein  
zum letzten mal auf meine pein,

so liegt nahe genug, darin mit Scherer einen todeswunsch leise angedeutet zu sehen, nur dass dabei die vorstellung des sterbens nicht zum bewusstsein kommt, sondern gleichsam übersprungen wird, um sofort das bild der reinen geistigkeit vor der phantasie aufsteigen zu lassen.

Faust vertieft sich an seinem pulte sitzend immer mehr in die betrachtung des bildes seiner phantasie. Aber die ernüchterung kann nicht ausbleiben, da, was er sieht, eben nur ein gemälde seiner einbildungskraft ist. Ein blick auf seine umgebung und der zauber verschwindet. Je schöner der traum war, um so heftiger äussert sich nun der schmerz über die beengende wirklichkeit. Daher im folgenden die überaus leidenschaftlichen ausdrücke.

Der inhalt der strophe v. 45—56 entwickelt sich in vollem gegensatz zu dem der vorausgehenden. Enthält diese ein zauberhaft schönes bild, das sich Faustens phantasie von dem zustand eines freien, unbeschränkten geistes entwirft, so stellt jene eine schildering von der lage hin, in der sich der unglückliche wirklich befindet. Der contrast beider situationen wird bis ins einzelne durchgeführt. Den höhen der berge, von denen man in die weite schaut und wo die brust frei atmet, treten gegenüber die vorstellungen kerker (v. 45) und dumpfes mauerloch (v. 46). Dem lieben licht des mondes (40) die trübe des zimmers (47—48), dessen gefärbte fensterscheiben selbst die sonnenstrahlen nur trübe einfallen lassen. Dem schweben und weben mit geistern (41. 42) die einengung durch bücher, papiere und gerät (49 fgg.), dem dämmer und tau des mondes (42. 44) der staub (50), rauch (52) und alte kram (55), in dem sich Faust bewegt.

Der leidenschaftlichen erregung des sprechenden entspricht die freiheit der konstruktionen in dieser strophe. Goethe hat den text später, als er das fragment herausgab, verbessern wollen, ist aber damit nicht glücklich gewesen. Die lesarten von U sind klarer und charakteristisch.

In heftigster bewegung stösst Faust den schmerzensruf aus: „Weh! steck ich in dem kerker noch.“ Der begriff kerker wird nun sofort näher bestimmt, aber nicht in gerader wortfolge, wie es logisch gesetzter rede entspräche, sondern so, dass ein vocativ (verfluchtes dumpfes mauerloch!) statt des korrekten dativs (dem verfl. d. m.) frei angeknüpft wird. Hinter noch (v. 45) würde man also am besten einen gedankenstrich oder ein komma setzen. Der vocativ des verses 46 ist beim vortrag kräftig herauszuheben: Goethe setzt in F bezeichnender weise ein ausrufungszeichen dahinter, das erst später einem komma weicht. Auf diesen vocativ beziehen sich nun vier erklärende zusätze, die einander dem sinne nach koordiniert sind. Der erste von ihnen hat die



form eines relativsatzes und sollte statt des punktes in U und F ein komma hinter sich haben: C setzt ein ausrufungszeichen, das rein als vortragsanweisung gedeutet ganz wol passt. Es sind die verse

47. 48: Wo selbst das liebe himmelslicht  
Trüb durch gemahlte scheiben bricht.

Die andern zusätze — alle wie gesagt auf „mauerloch“ zu beziehen — sind participialkonstruktionen. Die erste

v. 49. 50 Beschränkt von all dem bücherhauff  
Den würme nagen, staub bedeckt,

die zweite

v. 51. 52 Und bis ans hohe gewölb hinauf  
Mit angeraucht papier besteckt,

die dritte

v. 53. 54 Mit gläsern, büchern rings bestellt,  
Mit instrumenten vollgepfropft.

Das liebe himmelslicht (v. 47) ist natürlich die sonne, wie das vorausgehende selbst beweist. Sogar das helle sonnenlicht wird durch die scheiben des studierzimmers getrübt, geschweige denn das mildere des mondes, von dem v. 38 die rede war. Düntzer hat die richtige erklärung in seinem Gr. comm. s. 170 gegeben: später hat er sie leider wider zurückgenommen. Beschränkt (v. 49) geht auf „mauerloch“ zurück: das zimmer wird durch die bücher, die in menge auf wandregalen stehen, verengt. Bücherhauf zeigt starke flexion. Vgl. Paul. Wörterb. „haufe“. Auch würme ist älter als das jetzt allein übliche „würmer“. In gleicher weise wie „beschränkt“ ist auch besteckt (v. 52) auf „mauerloch“ zu beziehen; vgl. v. 53 „bestellt“, das dieselbe beziehung hat. Es gilt von den wänden des zimmers, soweit diese nicht von den büchern und geräten bedeckt sind. Dies bestecken der zimmerwände mit papier war eine gewohnheit Goethes in Frankfurt. Zarneke wies in seinen vorlesungen über Faust auf folgende stelle in Dichtung und wahrheit hin, Hemp. 22, s. 183: „Als ich nun einst ... bei gesperrtem lichte in meinem zimmer sass, dem wenigstens der schein einer künstlerwerkstatt hierdurch verliehen war, überdies auch die wände mit halbfertigen arbeiten besteckt und behangen das vorurteil einer grossen tätigkeit gaben ...“ Goethe hat später die konstruktion offenbar als zu frei befunden und darum seit F die verse 51. 52 durch drei änderungen auf „bücherhauf“ bezogen:

Den, bis an's hohe gewölb' hinauf,  
ein angeraucht papier umsteckt.

Der sinn ist aber auch jetzt derselbe, wie vorher in U. Das lehrt die

änderung umsteckt aus besteckt. Die papiere stecken nicht an oder in dem bücherhaufen, wie neuerdings auch R. M. Meyer und V. Valentin im Euphorion behaupten, sondern um ihn herum an der wandfläche, die die bücherregale frei lassen, und zwar sind es sehr viele, da sie bis ans gewölbe hinauf reichen und so „das vorurteil einer grossen tätigkeit geben.“ Über angeraucht braucht man sich schwerlich mit R. M. Meyer tiefere gedanken zu machen. Es ist mit Loeper und Valentin wörtlich zu nehmen „angeraucht vom schmauch der lampe“, den Faust auch v. 678 erwähnt. Natürlich wird diese eigenschaft der papiere hier hervorgehoben, um das unerfreuliche der situation bis ins einzelne auszumalen. Vgl. oben s. 520.

V. 47—48 schildert die trübe des zimmers, 49—50 die bibliothek, 51—52 die papiere an den wänden, 53—54 die wissenschaftlichen geräte. Es gehören also immer 2 verse eng zusammen, jedes paar bezieht sich auf „mauerloch“. Aber am ende wird der zusammenhang mit dem anfang lockerer.

V. 55 Uhrväter hausrat drein gestopft enthält ein absolutes participium, denn drein gestopft kann natürlich nicht mehr mit Düntzer Erl. s. 78 fussnote 2 als apposition zu „mauerloch“ gezogen werden. Es geht dem sinne nach auf die ganze beschreibung des zimmers, die die verse 47—54 geben: in das von dem wissenschaftlichen apparat beengte mauerloch ist noch altertümlicher hausrat hineingestopft. Die konstruktion, die mit v. 55 eine neue wendung genommen, schliesst frei ab mit dem klagenden ruf:

V. 56 Das ist deine wêlt das heisst eine wêlt,  
d. i. dies düstere, modrige, staubige loch voll alten gerümpels ist die welt, in der du lebst, sie wagst du eine welt zu nennen! Dieser schlussvers wird von Goethe seit F sehr passend durch einen gedankenstrich vom vorhergehenden abgesondert. —

Jetzt lässt sich der gegensatz hinreichend scharf formulieren, der den inhalt des strophenpaares v. 33—56 bestimmt. Es ist nicht, wie Düntzer will, „unmittelbarer genuss der lebendigen natur im gegensatz zu der ertötenden einsperrung im dumpfen mauerloch“ (Erl. 78), es ist nicht mit K. Fischer der gegensatz zwischen unatur und unatur (s. 212) oder mit W. Scherer der contrast zwischen freier natur und studierstube (s. 315): vielmehr treten hier einander gegenüber das quälende bewusstsein der einengung und geistigen erstickung und die voll sehnsucht ergriffene vorstellung von völliger freiheit der seele, eine freiheit, die nur im zustande rein geistigen daseins erreichbar scheint.

Derselbe gedanke der in den versen 39 fgg. ausgemalt ward, findet sich übrigens auch im Werther. Nur ist er da ins düstere und leidenschaftliche gewendet. D. j. G. III. 324: Ein fürchterliches schauspiel. Vom fels herunter die wühlenden fluten in dem mondlichte wirbeln zu sehen, über acker und wiesen und hecken und alles und das weite tal hinauf und hinab eine stürmende see im sausen des windes. Und wenn dann der mond wider hervortrat und über der schwarzen wolke ruhte und vor mir hinaus die flut in fürchterlich herrlichem widerschein rollte und klang, da überfiel mich ein schauer und ein sehnen! Ach! mit offenen armen stand ich gegen den abgrund, und atmete hinab! hinab! und verlor mich in der wonne, all meine qualen, all meine leiden da hinab zu stürmen, dahin zu brausen wie die wellen .... Wie gern hätt ich all mein mensch-seyn drum gegeben, mit jenem sturmwind die wolken zu zerreißen, die fluten zu fassen. Ha! und wird nicht vielleicht dem eingekerkerten einmal diese wonne zu teil.“

Nummehr lässt sich die frage entscheiden, ob man mit Scherer hinter v. 32 „und thu nicht mehr in worten kramen“ einen bruch des gedankenganges anzunehmen hat oder nicht.

Die erklärung des abschnittes A (v. 1—32) hatte ergeben, dass er ganz von dem gegensatz „fakultätswissenschaft und magie“ beherrscht wird. Da der lauf der scene notwendig zur beschwörung führt, so musste gefordert werden, dass jener contrast irgendwie die treibende kraft in der entwicklung bleibe. Das geschieht, wie ich soeben gezeigt, nicht. Abschnitt B führt einen ganz neuen contrast ein: Freiheit der seele — geistige einkerkerung. Von magie ist keine rede mehr, und doch läge es im anschluss an A ungemein nahe, gerade sie als das geeignete mittel hinzustellen, den eingekerkerten zu erlösen. So setzt der inhalt von B wirklich den von A in keiner weise fort, sondern ist selbständig. Ja, man kann noch weitergehen.

In B (v. 33 fgg.) sehen wir Fausten mitten in seinem studium der schulwissenschaft, das ihm jetzt wie seit langem die seele beklemmt und ersticken will. Er sehnt sich aus diesem zustand heraus und nach voller freiheit der seele: von einem streben nach übernatürlicher erkenntnis fällt kein wort. A (v. 1—32) hat ganz andere voraussetzungen. Faust hat sich darin schon von der schulwissenschaft abgewendet; er ist mit seinen gedanken bei der magie, hat ein zauberbuch auf seinem pult und steht unmittelbar vor dem entschluss, es wirklich zu brauchen. Demnach schildert das strophepaar v. 33—56 (B) im grunde

eine seelenstimmung Fausts, die derjenigen vorausliegt, in die uns der einleitende abschnitt A blicken lässt.

Darum gebe ich Scherer vollkommen recht, wenn er s. 314 sagt: „Die erregte spannung wird nicht befriedigt. Es beginnt ein neuer gedankengang, der mit dem vorigen nur in sofern zusammenhängt, als auch hier Faust die unerträglichkeit seines zustandes empfindet und ausspricht.“ Aus dieser lage der dinge begreift sich auch, wie Scherer zu der ansicht weitergehen konnte, mit B beginne eine neue einleitung zum Faust, die die erste habe ersetzen sollen. In wie weit diese erklärung des philologischen befundes zutrifft, wird im zweiten hauptteil dieser untersuchung zur sprache kommen.

Der nun folgende, dritte abschnitt des monologs hängt auch nach Scherers meinung eng und logisch einwandfrei mit B zusammen: auch hier soll ebenfalls der gegensatz zwischen studierstube und natur herrschen, den er als grundmotiv von B ansieht. Für den zweiten abschnitt war diese formulierung nicht richtig: ob sie für den dritten zutrifft, ist jetzt zu untersuchen.

#### Abschnitt C (v. 57—72).

Der abschnitt beginnt mit einer selbstanrede Fausts:

v. 57 fg. Und fragst du noch warum dein herz  
Sich inn in<sup>1</sup> deinem busen klemmt?

Die worte drücken ein schmerzliches erstaunen aus, wie es nur gekommen, dass er so lange für die quelle seiner leiden blind gewesen sei. Jedesfalls setzen die worte noch (v. 57), unerklärt (v. 59 d. i. bis zu diesem augenblick der selbstbesinnung unerklärt), dazu die präsentia klemmt (s. 58) und hemmt (s. 60) voraus, dass Faust bis jetzt nicht hat darüber zur klarheit kommen können, woher denn das gefühl stamme, das ihn so quält. Erst in diesem augenblick gehen ihm die augen auf. Das passt nun aber nicht zu dem, was wir aus B erfahren. Da weiss Faust, dass es der wissensqualm (v. 43) ist, der seine seele zu ersticken droht, dass es die überlieferte wissenschaft, symbolisiert durch die bücher (49. 50), die papiere (51. 52), das wissenschaftliche gerät (53. 54), überhaupt die masse des ererbten (v. 55) ist, die seine freiheitsdurstige seele beklemmt und presst. Er weiss (v. 39 fgg.), dass er nur in absoluter geistiger freiheit wider gesund wird. Wie kann er v. 57 fgg. noch verwundert fragen, da er sich schon vorher über seinen zustand völlig klar ist?

1) So ist auch in U<sup>2</sup> zu lesen; „in“ fehlt nur durch ein versehen, wie mir E. Schmidt freundlichst mitteilt.

Die erklärer gehen über diese schwierigkeit hinweg und nehmen die frage als rhetorisch. Sie geben an, die antwort darauf sei schon im vorausgehenden enthalten. So Düntzer, wenn er Erl. s. 78 sagt: „Bei der ertötenden einsperrung in dieses trübselige „mauerloch“ war es nicht zu verwundern, dass sein herz sich unglücklich, auf unerklärliche weise beklommen fühlte, da er von allem frischen leben getrennt war.“ Ebenso Collin s. 15: „Nun kommt es ihm (v. 45) zum bewusstsein, in welchem gegensatz zur natur er lebt . . . Er hat sich selbst in diesen kerker geschlossen, der ihn an alles andere gemahnt, als an das tiefe leben der natur. Ist es da noch wunderbar, wenn er in seinem innern sich eingeeengt fühlt . . .“

Aber alle solche ergänzenden wendungen vermitteln nur scheinbar, weil die antwort auf die frage der verse 57—60 gar nicht im vorausgehenden gesucht werden darf. Sie wird klar und deutlich im zweiten teil der strophe v. 61—64 gegeben. Faustens lebensregung wird von einem unerklärten schmerz gehemmt, weil er sich statt die lebende natur, in welche gott den menschen hineinschuf, zu studieren, nur mit — wenn ich so sagen darf — getöteter natur, mit skeletten und knochen, beschäftigt. Statt die natur in ihrer lebensvollen ganzheit zu nehmen, hat er sie getötet und sich auf das betrachten des einzelnen verlegt. Er hat in der weise gearbeitet, die Mephistopheles U. s. 15 unten höhnisch bespöttelt:

Wer will was lebigs erkennen und beschreiben,  
Muss erst den geist herausser treiben,  
Dann hat er die teil in seiner hand,  
Fehlt leider nur das geistlich band.

Bei solcher „Encheiresis naturae“ ist ihm das gefühl des lebens fast geschwunden, und das tote des objektes hat beinahe auch seinen nach erkenntnis ringenden geist getötet. Es ist also nicht das gefühl der einkerkerung seiner seele, was Fausten hier beklemmt, sondern das leblose der naturgegenstände, deren wesen der gelehrte mann erforschen will. Der grund der beklemmung ist ein ganz anderer als die verse von B vermuten lassen.

Man darf ferner nicht übersehen, dass Faustens studium in C nicht mehr wie in B die fakultätswissenschaften sind, sondern die naturwissenschaft, und zwar ist Faust ein naturforscher im sinne des 18. jahrhunderts, im sinne der beschreibenden naturwissenschaft, die mit töten und zerlegen rubrizierte und systematisierte. Hier geht ihm die erkenntnis auf, dass es eben diese art der forschung ist, aus der sich seine

beklemmung herleitet. Jetzt verlangt er nach einer andern, die die natur lebend und als ganzes beobachtet.

Aus alledem ergibt sich, dass mit abschnitt C wider ein gegensatz, nunmehr der dritte, im monolog auftritt. Die verse 61 und 64 drücken ihn unzweideutig aus. Es ist der gegensatz zwischen dem studium der lebenden und der getöteten natur. In A wird Faust gequält durch die erkenntnis, dass die fakultätswissenschaften leer und wertlos sind: als mittel dieser pein zu entgehen, hat er die magie ergriffen und der augenblick ist nahe, wo er sie anwenden wird. In B erdrückt Fausten die masse des überlieferten schulwissens: als begehrenswert erscheint ihm da der zustand der freien geister; der wunsch, ihn durch „aufgabe seines menschseyns“ (nicht durch magie) zu erlangen, klingt wenigstens von ferne an. Hier in C beklemmt den unglücklichen forserher das tote, leblose des stoffes, womit er sich als naturforscher beschäftigt: erlösen kann ihn in diesem fall nur die hinwendung zur lebendigen natur, eine neue, nicht mehr zerstückelnde art der naturbetrachtung, wie sie Goethen später eigentümlich war. Diesen letzteren gedanken führt der zweite teil von C aus, der mit v. 65 beginnt, und so wird auch in C, wie in A und B, die schilderung des qualvollen zustandes und die darstellung des mittels, was allein scheint helfen zu können, in zwei deutlich getrennten teilen gegeben.

inn (v. 58) ist das verkürzte „inne“. Paul, Wörterb. s. 232<sup>b</sup>. Der gebrauch hier ist wol dialektisch.

Die verse 65 fgg. werden meines erachtens unrichtig erklärt. Offenbar gehören die 4 zeilen 65—68 eng zusammen. Sie bilden syntaktisch eine zweigliedrige periode, die durch die partikel und (v. 66) zusammengehalten wird. Metrisch machen sie einen reimabschnitt aus. Ihr inhalt besteht in einer aufforderung, die Faust an sich selbst richtet, nämlich zur lebenden natur zu fliehen. Ihnen stehen gegenüber die nächsten vier zeilen v. 69—72. Sie bilden syntaktisch und metrisch ein ganzes von ähnlicher struktur (65 : 66—68 = 69 : 70—72); vgl. „und“ in v. 66 und 70) und enthalten die angabe dessen, was Faust von seinem aufenthalt und studium in der lebenden natur erhofft.

Der erste dieser kleineren, vierzeiligen unterteile ist:

v. 65 fgg. Flieh! Auf! hinaus in's weite land!  
 Und dies geheimnisvolle buch  
 Von Nostradamus eigner hand  
 Ist dir das nicht geleit genüg?

Er enthält zwei gedanken, erstens: flieh! auf! eile ins weite land hinaus! dann: lass dazu allen wissenschaftlichen apparat zurück und begnüge dich mit dem geheimnisvollen buche des Nostradamus.

Das weite land (v. 65) ist der raum, in dem sich die lebendige natur befindet, in die ja gott den menschen hineinschuf. Der ausdruck nimmt eben jene verse 61 und 62 wider auf und tritt zugleich in gegensatz zur studierstube mit ihrem rauchigen, modrigen, unleben-digen inhalt, der das herz beklemmt. Hier wird also nicht schlecht-hin die enge der studierstube der weite des freien landes gegenüber-gestellt (Scherer s. 315), sondern die enge stube, insofern sie eine tote, modrige natur als inhalt birgt, tritt dem weiten lande gegenüber, in dem die lebende natur zu finden ist. Es herrscht nicht der gegensatz von enge und weite, sondern von tod und leben.

Bei dieser hinwendung zum studium der lebenden natur soll nun Fausten das manuscript des Nostradamus allein als geleit genügen. Das kann nichts anderes bedeuten als dass Faust alle anderen bücher und hilfsmittel ausser diesem zurücklassen soll. Das wort „geleit“ geht also wie Düntzer, Scherer und Niejahr mit recht betonen, auf das mitneh-men des buches. Collins künstliche interpretation ist bereits von Nie-jahr (s. 280) zurückgewiesen. Aber nicht etwa soll dieses geheimnis-volle buch für Fausten die quelle neuer erkenntnisse werden, sondern die natur selbst. Sie wird ihm ihre geheimnisse offenbaren und so wird für Faust ein ganz anderes leben beginnen als zuvor. Früher arbeitete er mit präparaten und holte aus ihnen sein wissen über die natur, jetzt erkennt er, dass die natur draussen selbst befragt werden muss und dass von all seinen büchern ein einziges, die schrift des Nostradamus genügt, um dazu anzuleiten. Denn eben nur als hilfsmittel, als führer zur natur will er es brauchen: unterweisen wird diese ihm selbst. Diese gedanken legt der nun folgende vierzeilige teil dar.

An der hand des buches wird Faust den lauf der sterne er-kennen. Er will also von Nostradamus angeleitet sein studium der lebenden natur damit beginnen, den lauf der wandelnden gestirne zu beobachten, und wird ihn verstehen. So soll ihn also das buch an die natur heranführen, er wird dann ihre lehre geniessen und durch die belehrung wird ihm endlich die lange gehemmte seelenkraft auf-gehen, wie spricht ein geist zum andern geist. Es ist also nicht rich-tig, wenn Scherer s. 315 sagt, das geheimnisvolle buch werde erst unter anweisung der natur selbst seine macht erzeigen. Im gegenteil,

es soll Fausten erst die unterweisung durch die natur zugänglich machen, zunächst durch einführung in die sternenkunde.

Darum kann das buch, an dieser stelle wenigstens, nicht als zauberbuch gedacht sein. Es lehrt den lauf der sterne erkennen, ist also astronomischen oder besser, weil es geheimnisvoll heisst, astrologischen inhalts. Es kann kein beschwörungsbuch sein, da es ja zur unterweisung durch die lebende natur, draussen im weiten felde, geleiten soll. Es ist, wie v. 69 lehrt, nicht dazu bestimmt magisches wissen zu lehren. Es unterrichtet auf natürlichem, wissenschaftlichem wege, d. h. nach den anschauungen des 16. jahrhunderts, das wesen der magie aber ist es, solche kenntnisse auf übernatürlichem wege, durch bezwingung der geister der natur oder der hölle, zu geben. Davon ist hier nirgends die rede.

Auf eine solche bezieht man freilich die verse

71 fg. Dann geht die seelenkraft dir auf

Wie spricht ein geist zum andern geist.

Wenn sich auch keiner der erklärer näher über sie auslässt, so sieht man doch aus dem zusammenhang der interpretation, dass sie als ihren sinn annehmen, Faust solle draussen die seelenkraft gewinnen, zu den geistern der natur zu sprechen, mit ihnen zu verkehren. Ich halte diese deutung aber für ganz unmöglich. Erstens ergäbe sich dadurch der absurde gedanke, Faust werde durch die unterweisung der (lebenden) natur selbst lernen, die geister eben dieser natur zu beschwören. Magie ist immer ein gewaltmittel, man kann also von der natur nicht wol erwarten, dass sie selbst dem menschen die mittel zeige, sie zu vergewaltigen und sich dienstbar zu machen. Auch sprachlich scheint mir eine solche erklärungs bedenklich. Der indirekte fragesatz in v. 72 hat allgemeinen sinn und ist attribut zu seelenkraft. Die seelenkraft geht auf bedeutet, „sie erschliesst, sie öffnet sich“ nicht etwa, „sie wächst empor wie eine pflanze“. Die seelenkraft ist Fausten durch die beschäftigung mit lebloser natur eingeengt und eingepresst, sie vermag sich nicht zur blüte zu entfalten, wie eine blumenknospe im dunkeln oder widriger umgebung verkümmert, da sie nicht aufbrechen und erblühen kann. In prosa wäre der sinn der verse so zu umschreiben: „Die kraft als geist zum geist zu sprechen, wird sich deiner seele draussen beim studium in der lebenden natur entfalten.“

Wenn nun auch v. 72 allgemeinen sinn hat, so ist doch bei den worten ein geist zunächst an Faust zu denken. Ihm soll die kraft aufgehen, als geist zum geist zu sprechen. Dächte man nun bei dem ausdruck zum andern geist an naturgeister, so wäre die stelle höchst



unklar und missverständlich. Denn die verbindung „ein geist zum andern geist“ stellt die geister, die hier in beziehung gesetzt werden, doch als gleichartig hin. Es können darum nur menschengeister gemeint sein, also nicht Faust und die elementargeister, sondern Faust und die geister anderer menschen, auf die er wirken und zu denen er unmittelbar sprechen möchte, d. h. seine schüler. Faust sehnt sich nach der inneren kraft, mit seinem geist auf den geist seiner hörer zu wirken; bisher hat er das gefühl gehabt, dass er mit seinen worten zwar ihre ohren, nicht aber ihr herz gerührt. Die beste erläuterung der worte findet sich im gespräch mit Wagner

U v. 181 fgg.: Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen  
 Wenns euch nicht aus der seele dringt  
 Und mit urkräftigem behagen  
 Die herzen aller hörer zwingt

und weiter v. 191 fgg.:

Doch werdet ihr nie herz zu herzen schaffen  
 Wenn es euch nicht von herzen geht ...

v. 195: Mein herr magister hab er kraft!

Solche kraft eben hofft Faust in der lebenden natur zu gewinnen. Man sieht übrigens, wie genau die verse 70—72 mit 57—60 zusammenhängen.

Ist nun das buch des Nostradamus — hier wenigstens — kein beschwörungsbuch, so erledigt sich noch ein bedenken, das Düntzer erhoben hat. Es ist an sich freilich nicht von belang. Nostradamus ist nur als astrolog und prophet, nicht aber als zauberer und geisterbanner herühmt gewesen. Er hat ausser den bekannten prophezeiungen nur einen witterungsalmanach geschrieben. Nach meiner erklärang der stelle würde er nun auch hier in keiner andern eigenschaft erscheinen.

Also wäre der gedankengang im abschnitt C folgender. Faust ist darin nur naturforscher; vom studium der schulwissenschaften im engeren sinne (wie in A und B) wird nicht mehr geredet. Er hat sich bisher nur in der studierstube mit der natur beschäftigt und sie dort durch töten und zerlegen studiert. Die betrachtung des leblosen stoffes hat ihm fast alles innere leben erdrückt und beklemmt ihm das herz im busen. Er wird sich darüber nun mit einem male klar. Er erkennt, dass ihm diese art der forschung nichts helfen, dass die natur nur begriffen werden kann, wenn man sie als lebendes ganzes nimmt, also ihr wesen nicht im zimmer an präparaten, sondern draussen im weiten feld am leben selbst erforscht. Das ruft er sich zu. Nur so wird sich die beklemmung lösen, sich sein inneres leben wider regen

und die eingehüllte kraft seiner seele, wie eine knospe in frischer luft, aufbrechen. Als hilfsmittel, diese neue art der naturbetrachtung einzuleiten, genügt das werk des Nostradamus: später wird die natur selbst Fausten unterweisen. Als letzter zweck steht ihm eine neue, wirksame lehrfähigkeit vor der seele.

Dass der abschnitt C weder zu B noch zu A stimmt, ist hienach wol klar. Denn durch ihn kommt ein ganz neuer gedanke in den monolog, den die schlagworte „tote und lebende natur“ bezeichnen mögen. In A und B ist überall an das studium der fakultätswissenschaften zu denken: hier handelt es sich bloss um die naturwissenschaft. Dort dreht sich alles um die erkenntnis der welt (v. 29. 56), hier um die der natur (v. 61. 70). Wird in B die sehnsucht Faustens nach freiheit durch eine charakteristische beschreibung seiner umgebung in v. 45 fgg. begreiflich gemacht, so wird in C die sehnsucht nach der lebenden natur draussen unterstützt durch eine neue beschreibung des studierzimmers, die nun eben mit dieser auf das lebhafteste contrastiert. Niejahr findet darum s. 276 nicht ohne grund, dass die erwähnung von „tiergeripp und totenbein“ (v. 64) etwas hinter der genauen schilderung des studierzimmers in v. 45—56 nachhinke. In B ist sich Faust über den grund seiner qual völlig klar: in C kommt er erst vor unsern augen zur klarheit, und der grund, den er uns v. 61—64 angibt, ist ein ganz anderer als aus den versen 33—56 zu schliessen wäre.

Demnach ist Scherers zweiter abschnitt (v. 33—74) wider in zwei von einander unabhängige stücke B und C zu zerlegen. Nicht nur hinter v. 32, sondern auch hinter v. 56 ist die gedankenentwicklung durchbrochen und beginnt etwas neues. B und C ist gemeinsam, dass in ihnen nicht mehr von magie gesprochen wird.

Nun bleibt noch eine schwierigkeit, nämlich die, den abschnitt C gegen die beschwörungsscene abzugrenzen.

Scherer findet hinter v. 74 „die heiligen zeichen dir erklärt“ eine lücke: „Faust hat im ersten monolog den entschluss gefasst, auf und davon zu gehen; nur das geheimnisvolle buch will er mitnehmen; natur soll ihn unterweisen; von trockenem sinnen in dem dumpfen mauerloche hofft er nichts mehr . . . wir denken, nun wird er fortgehen. Aber nein! Die geister, die ihm soeben noch unerreichbar schienen, umschweben ihn. Warum? Durch welche zaubermacht herangezogen? Das trockenne sinnen hilft also doch? . . . Es war doch mindestens festzustellen, dass Goethe das motiv, das er eben noch ausgeführt, worauf alles vorhergehende hindeutete, nun plötzlich und ohne dass man sieht

warum, fallen lasse (s. 287).<sup>4</sup> S. 315 fussnote gibt er einige vermutungen über die stelle der begrenzung.

Nimmt man Scherers ansicht an, so müssen die zwei verse

73. 74 Umsonst dass trocknes sinnen hier

Die heiligen zeichen dir erklärt

eng mit dem, was vorausgeht, verbunden werden. Hier (v. 73) wäre dann stark zu betonen, da es zu „ins weite land“ (v. 65) in gegensatz träte. Trocknes sinnen über den heiligen zeichen des Nostradamus contrastierte seinerseits mit dem gebrauch des buches in freier natur. im anblick der sterne usw. So erklärt in der tat auch Niejahr (s. 280). Aber der schluss des monologs i. e. s. liegt schwerlich hinter v. 74. wo ihn Scherer sucht.

Man sieht, dass mit dem beginne von C, d. h. von v. 57 „Und fragst du noch, warum dein herz“ ab, immer je vier zeilen eine durch inhalt, satzbau und reim gebundene einheit ausmachen. Das zeigt rein äusserlich schon die interpunktion an, da nach jedem dieser vierzeiligen abschnitte punkt oder fragezeichen steht, im innern derselben aber — v. 58 ausgenommen — ein satzzeichen fehlt. Darum werden die verse

73 — 76 Umsonst dass trockenenes sinnen hier

Die heiligen zeichen dir erklärt

Ihr schwebt<sup>1</sup> ihr geister neben mir

Antwortet mir wenn ihr mich hört,

als ein ganzes anzusehen sein. Das will Goethe auch offenbar: in U fehlt hinter „erklärt“ ein satzzeichen, in F steht ein komma, im druck von 1808 ebenfalls ein komma. Der punkt erscheint erst von da ab.

Diese verbindung der verse, auf die form und interpunktion hindentet, ist auch im inhalt herzustellen, wenn man v. 75 anders als es zu geschehen pflegt, interpretiert. Das richtige deutet Collin (s. 23) an, obwol er im übrigen die stelle misversteht.

Man muss im Faust zwei geisterwelten scheiden, die der elementaren und die der höllischen geister. Diese sind in die hölle gebannt und werden nur durch beschwörung herausgerufen, wenn sie dieselbe nicht schon verlassen haben, um den menschen zu versuchen. Die elementaren dagegen sind überall in der natur verteilt und umschweben daher den sterblichen beständig, wenn er sie auch weder sieht noch — wenigstens für gewöhnlich — fühlt. Diese vorstellung liegt z. b. den versen zu grunde

1) „schwebet“ in U<sup>2</sup> ist nach E. Schmidts freundlicher mitteilung druckfehler.

90. 91 Die geisterwelt ist nicht verschlossen  
 Dein sinn ist zu, dein herz ist tot,  
 ebenso v. 122 Ich fühls, du schwebst um mich  
 Erflehter geist!

In diesem falle fühlt Faust den geist, der auch sonst immer die weite welt umschweift, weil er sein zeichen bereits aufgeschlagen hat, um ihn zu beschwören. In der scene „Vor dem tor“ sagt Faust

v. 1188 fgg. O gibt es geister in der luft,  
 Die zwischen erd und himmel herrschend weben ...

und Wagner

v. 1126 fgg. Berufe nicht die wolbekannte schaar,  
 Die strömend sich im dunstkreis überbreitet,  
 Dem menschen tausendfältige gefahr,  
 Von allen enden her bereitet.....

Auf dem gegensatz zwischen natur- und höllengeistern beruht die beschwörung des pudels (v. 1271 fgg.). Erst versucht Faust, ob ein elementargeist in dem tier stecke, als dies nicht der fall ist, fährt er fort: „Bist du geselle ein flüchtling der hölle.“

In der ganzen ersten scene des Faust handelt es sich nun, wie schon bemerkt, lediglich um elementargeister, die nicht ihrer natur nach böse sind. Sie beschwört Faust. Der übergang zu denen der hölle, der U s. 11 vollzogen ist, fällt in die lücke hinter der Wagner-scene. Denn seit s. 11 ist Faust in der hand der teufel, des Lucifers (U s. 35, v. 527) und seines abgesandten Mephistopheles (U s. 41, v. 662). Vermutlich war für diese lücke eine beschwörung des höllenfürsten Lucifer geplant. Darauf deuten meines erachtens die worte von U s. 81, z. 36 hin. Lucifer kann hier allein gemeint sein, denn eben durch ihn erhält Faust den Mephisto als diener, wie in der Faustsage. Über Lucifer als „grossen, herrlichen geist“ vgl. Dicht. u. wahrh. b. 8 (schluss). Später hat Goethe den übergang anders als er ursprünglich beabsichtigt war, hergestellt durch die scenen „vor dem tor“ und „studierzimmer“; die stelle der prosascene deutete er um.

Wenn also Faust im monolog ruft

v. 75 Ihr schwebt, ihr geister neben mir  
 so sagt er damit keineswegs, dass er plötzlich (Scherer s. 325) geister um sich fühle, sondern er beruft sich nur auf die soeben belegte, geläufige ansicht der zeit, dass die naturgeister den menschen immer umschweben. Der sinn der verse 75. 76 ist also: „Antwortet mir ihr geister, die ihr ja immer neben mir schwebt und zur hand seid, wenn anders mein wort die kraft hat, mir bei euch gehör zu verschaffen.“

Dann aber bilden die beiden verse die genaue, gegensätzliche ergänzung der zwei vorausgehenden v. 72. 73. Dem trocknen sinnen, das Fausten die heiligen zeichen freilich erklärt, steht gegenüber die unmittelbare antwort, die die citierten geister selbst geben werden. Hier (v. 73) ist nicht zu betonen und auf die studierstube zu beziehen, insofern diese zum weiten land (v. 65) und zur natur (v. 70) in gegensatz gebracht wird (vgl. Niejahr s. 280): es ist, was schon der reim auf „nében mir“ (v. 75) empfiehlt, erheblich schwächer als „sinnen“ zu sprechen, also enklitikon. Man nehme es als eine malende zutat. Der sinn wäre etwa: „Trocknes sinnen und spekulieren hier am pult vor dem buch erklärt mir zwar die bedeutung der heiligen zeichen darin, aber dabei kommt nichts heraus. Darum will ich die zeichen lieber wirklich brauchen. Also antwortet mir, ihr geister, die ihr um mich seid, wenn ich die kraft habe, euch zu zwingen.“

So schliessen sich die vier zeilen v. 73—76 zu einem reimabschnitt zusammen, der auch in seinem zweiteiligen bau denen, die vorausgehen (vgl. oben), wol entspricht. Ferner löst sich nun auch ein widerspruch mit dem, was folgt. Denn wenn Faust die geister plötzlich um sich fühlte und sich gerade deswegen zum bleiben und zur beschwörung entschliesse, so wäre höchst auffallend, warum er diese nachher doch wider aufschiebt. Nun aber ist alles klar. Faust setzt voraus, dass ihn die geister überall umgeben. Darum will er die beschwörung gleich in seinem zimmer vornehmen. Welche geister er aber citiere, überlegt er noch beim durchblättern des buches. So bilden die vier verse eine passende einleitung zu der jetzt beginnenden beschwörungsscene.

Verbinden sich also die vier übergangsverse 73—76 eng untereinander und mit dem zweiten hauptstück der ganzen ersten scene, so lösen sie sich zugleich von dem ab, was vorausgeht, d. h. vom monolog im engern sinne. Die lücke, die Scherer hinter „erklärt“ ansetzt, liegt in wirklichkeit hinter v. 72: „wie spricht ein geist zum andern geist.“ Widersprüche beweisen es. Denn das buch des Nostradamus ist in abschnitt C (v. 66 fgg.) kein buch die geister zu bannen, sondern rein astrologischen inhalts: von v. 73 an wird es als zauberbuch genommen. In C (und B) ist die magie ganz aus unserem gesichtskreis verschwunden: jetzt wird sie plötzlich wider eingeführt und dann wirklich ausgeübt. Dort will Faust, um erlösung zu finden, in die lebende natur fliehen: hier denkt er nicht mehr daran und bleibt im zimmer. Offenbar hat Goetho, um in die bälmen wider einzulenken, die ihm der stoff vorschrieb, den monolog mit einem gewaltsamen ruck zu dem

punkt zurückgeführt, von dem er einst ausgegangen, in B und C aber abgekommen war, damit freilich den zusammenhang — nun zum dritten male — zerrissen. Scherer behält also auch mit der behauptung recht, dass die makrokosmuspattie dem vorausgehenden widerspreche (s. 323).

An den beiden andern stellen, wo ein bruch des zusammenhanges festgestellt worden ist, also hinter A (v. 32) und B (v. 56) zeigt auch der text einen absatz. Denkt man sich nun auch hinter v. 72, wo wider ein riss klafft, einen solchen im druck gelassen, so springt eines unmittelbar in die augen: der jetzt isolierten strophe v. 57—64, die vom dichter abgesetzt ist, würde dann eine zweite entsprechen, von der ich oben gezeigt habe, wie eng sie mit jener zusammenhängt. So würde sich im dritten abschnitt des monologs (C) wiederholen, was im zweiten (B) zu tage liegt: jeder dieser teile wäre durch zwei eng verbundene strophen gebildet. Dass das ursprünglich der fall gewesen, scheint mir nach dem, was die philologische untersuchung ergeben hat, kaum zweifelhaft. Goethe hat hinter v. 72 offenbar einmal eine zeit lang pausiert und erst später die fortsetzung unmittelbar angesehen. Doch darüber im zweiten teil dieser arbeit.

Das schlussergebnis der untersuchung ist also folgendes. Der monolog im engeren sinne (v. 1—72) zerfällt in drei abschnitte, die aber nicht nur abschnitte in der gedankenentwicklung bedeuten, sondern darüber hinaus jeder eine relative selbständigkeit haben. Risse und sprünge im zusammenhang der gedanken beweisen, dass sie einander nicht folgerecht aufnehmen und fortsetzen, sondern von einander unabhängig sind. Jeder dieser drei abschnitte gründet sich auf einen gegensatz, den folgende schlagwörter kurz andeuten:

A (1—32) fakultätswissenschaften und magie.

B (33—56) freiheit der seele und einkerkerung.

C (57—72) studium der toten und lebenden natur.

Damit ist nachgewiesen, dass Scherers behauptung, der monolog bilde kein einheitliches ganzes, nicht anzufechten ist.

## II. Stil und rhythmische form. Erklärung des philologischen befunds.

Um die ergebnisse seiner kritik zu stützen hat Scherer auch die ausdrucksweise und die form der von ihm gesonderten teile untersucht und darin wichtige unterschiede gefunden. Es ist jetzt nach der entdeckung von U möglich, schärfer über diese seite der alten dichtung zu urteilen, als Scherer es vermochte. Er konnte ja nur auf F

zurückgehen. Darum gehe ich etwas genauer auf diese dinge ein. Zugleich ist es zweckmässig, die erklärung des philologischen tatbestandes gleich im anschluss an die betrachtung von stil und form des monologs zu geben, denn diese bildet für jene die hauptsächliche handhabe.

Es kommt darauf an, sich begrifflich klar zu machen, welche faktoren zusammenwirken, um die gefühlte künstlerische wirkung zu stande zu bringen.

Was den stil anbetrifft, so steht A mehr für sich, während B und C enger zusammengehören. Dem ersten abschnitt v. 1—32 weist Scherer einen altertümlichen, mundartlich gefärbten charakter zu; die sprechweise sei niedrig (vgl. s. 316—17). Die bemerkung trifft durchaus zu. Goethe archaisiert leise, wol im anschluss an den eindruck Hans-Sachsischer dichtung, des puppenspieles, der bibel usw. Man vergleiche hier den monolog Kilian Brustflecks in Hanswursts hochzeit, dem „mikrokosmischen drama“ (D. j. G. III, 494), der im ton, der anlage und manchen einzelheiten an den Faustmonolog erinnert. Ausserdem sucht der dichter die nachlässige aber kräftige und treffende umgangssprache zu verwerten, deren er sich im kreise seiner genossen und in briefen an sie bediente. Abschnitt A bietet also eine archaisierende, kräftige umgangssprache, jedoch kunstmässig ausgestaltet.

Altertümlich sind in A von worten und formen: philosophey (1), durchaus v. 4 = ganz durch, wol aus Luther stammend, schier (v. 12), mögte (v. 23) = vermöchte. Ebenso die wendung ehr und herrlichkeit der welt (v. 22), die biblisch ist. Dazu die auslassung des pronomens „ich“ (v. 1. 16. 18). Vgl. Scherer s. 317. Auch zehen (v. 8) empfinden wir heute als archaistisch. Aber Goethe braucht es nicht so gemeint zu haben. Schiller z. b. schreibt in prosa und poesie meist zehen (vgl. Gödeke, Wortverz. bd. 1). Gottsched braucht in der Deutschen sprachkunst 1762<sup>5</sup> allerdings „zehn“.

Der umgangssprache dürften zuzurechnen sein juristerey (v. 2), so klug als wie zuvor (v. 6), besonders die häufung als wie (vgl. Flohr, Knittelvers s. 33. 40. Scheuer 317), der artikel die (v. 1. 3), gar (v. 7), der drastische ausdruck ziehe — an der nas herum (v. 8 bis 10), gescheuter (v. 13), laffen (v. 13), die s-plurale doktors professors (v. 14), scrupel (v. 15), die phrase von v. 16 fürcht mich weder vor hölle noch teufel, was rechts (v. 18) für „etwas rechtes“, was (v. 19), es mögt kein hund so länger leben (v. 23), mit saurem schweiss (v. 27), thu mit infinitiv v. 32; (vgl. Flohr s. 15—40), kramen (v. 32).

Diesen charakter verliert der monolog ganz in C (v. 57—72) (doch ist inn = inne wol dialektisch), nahezu ganz ist er schon in B verschwunden. Hier jedoch finden sich noch einige anklänge. Wissensqualm (v. 43) dürfte mehr vulgär sein. Sicher v. 46 mauerloch. Die flexion von bücherhauff (v. 49) und würme (v. 50) vielleicht dialektisch? Vollgepfropft (v. 54), drein gestopft (v. 55) sind vulgär.

Als ein sehr wesentliches moment der stilunterscheidung kommt eines hinzu, das Scherer nicht beobachten konnte, da ihm U noch unbekannt war. In abschnitt A fehlt im anschluss an Goethes mundart ausserordentlich oft das -e offener endungen, ein fehlen, das die schriftsprache der zeit nur zur vermeidung des hiatus erlaubte. Die abschnitte A und C unterscheiden sich in diesem punkt sehr von einander, B steht in der mitte zwischen beiden.

-e fehlt vor consonant A: hab (1), müh (4), jahr (8), nas (10), seh (11), fürcht (16), höll (16), all (17), bild (18), bild (19), könnt (19), mögt (23), thu (32). — Sa. 13.

B: Bergeshöhl (41), trüb (48), gewölb (51). — Sa. 3.

C: —

-e fehlt vor vokalen:

A: steh (5), freud (17), hab (21), ehr (22), hab (24), schau (31). — Sa. 6.

B: könnt (39), steck (45). — Sa. 2.

C: inn (58), tiergeripp (64). — Sa. 2.

Tabellarisch: -e vor consonant: A 12. B 3. C —.

vor vocal: A 6. B 2. C 2.

Trotzdem die abschnitte B und C etwas kürzer sind als A ist das doch ein verhältnis, das den ästhetischen eindruck sehr beeinflusst und die kluft zwischen v. 32 und 33 recht fühlbar macht.

Den stilistischen unterschied, der zwischen A einerseits und B, C andererseits besteht, hat Goethe deutlich gefühlt, als er die herausgabe des fragments vorbereitete. Das zeigen aufs klarste die änderungen, die er zu diesem zweck am texte von U vornahm. Es ist von interesse sie neben einander zu stellen. Rein orthographische dinge lasse ich bei seite; angemerkt wird der apostroph, da er mehr als orthographische bedeutung hat (vgl. übrigens Reiz, Vierteljahrsschrift 3, 323).



## Abschnitt A (32 verse.)

U	F
1. Hab	Habe
die	fehlt
2. Medizin und juristerey	Juristerey und medicin
3. die	fehlt
4. mit heisser müh	mit heissem bemühn
5. steh	steh'
7. Heisse docktor	Heisse magister
und professor	heisse doctor
10. Nas	Nase
11. seh	sehe
14. Docktors	Doctoren
Professors	Magister
16. Fürcht	Fürchte
Höll	Hölle
17. all	alle
freud	freud'
18. Bild	Bilde
19. Bild	Bilde
könnt	könnte
21. hab	hab'
22. Ehr	Ehr'
23. mögt	möchte
24. hab	hab'
26. werde	würde
28. rede von dem	zu sagen brauche
31. schau	schau'
Wirkungskraft	Wirkenskraft
32. thu	thu'

## Abschnitt B (24 v.)

U	F
39. könnt	konnt'
41. Bergeshöhl	Bergeshohle
43. all dem	allem
45. steck	steck'
48. Trüb	Trüb'
49. von all dem Bucherhauff	mit diesem Bucherhauff
51. und bis	den bis
Gewölb	Gewölb'
52. mit a. P.	ein a. P.
besteckt	umsteckt
53. bestellt	umstellt

## Abschnitt C (16 v.)

U	F
58. im	bang'
61. all der lobenden	der lobendigen
68. das	es

Man sieht auf den ersten blick, dass der dichter in A weit mehr geändert hat als in B oder gar C. Das bestreben Goethes ist nicht zu verkennen, die sprachform der einzelnen teile möglichst übereinstimmend zu machen. Gleichwol ist erst C im stil ganz der edlen, poetischen sprache angepasst: B nimmt, obwol es sich im ganzen einer höheren ausdrucksweise bedient, eine art mittelstellung ein, doch so dass es C weit näher steht als A.

Die beobachtung des rhythmischen und des euphonischen — wenn man reim, lautmalerei u. ä. darunter zusammenfasst —, ergibt ganz dasselbe resultat.

Ich habe oben nachgewiesen, dass hinter v. 72 ursprünglich ein absatz im manuscript gelassen worden ist, dass also teil C ebenso wie B aus 2 strophen besteht. A ist unstrophisch und besteht aus reimpaaren. Also vereinigt der monolog — und diese wichtige tatsache ist nicht zu übersehen — vierhebige „jamben“ aus zwei ganz verschiedenen stilarten in sich. Wider liegt die grenze hinter v. 32, so dass der lücke im gedankenzusammenhang, die teil I nachwies, ausser einem wechsel des sprachstiles nun auch ein wechsel der rhythmischen form entspricht.

Für den gegensatz der beiden stilarten sind ausser dem contrast unstrophisch — strophisch noch andere momente von bedeutung. So das jedesmalige verhältnis des periodischen systems zum text. Vgl. Saran, Zur metrik Otfrids s. 194. 196.

Die strophen von B und C zerfallen sichtlich in perioden von je zwei reihen (reimzeilen). Jede periode bildet auch dem sinne nach eine merkbare einheit: hinter den geraden reimstellen fühlt man stets einen einschnitt im syntaktischen gefüge. Eine ausnahme macht v. 55: hier lockert sich der reihenzusammenhang der letzten periode. In A dagegen sind diese periodenschlüsse teils schwächer, teils durch den gedankengang verschleiert. Das schema des reihenzusammenhangs ist folgendes:  $\overbrace{1+2} + \overbrace{3, 4.} \quad \overbrace{5+6.} \quad \overbrace{7;} + \overbrace{8+9+10,} \quad \overbrace{11; 12.} \quad \overbrace{13+14,}$   
 $\overbrace{15+16,} \quad \overbrace{17; 18,} \quad \overbrace{19+20,} \quad \overbrace{21+22,} \quad \overbrace{23. 24,} \quad \overbrace{25+26,} \quad \overbrace{27+28,} \quad \overbrace{29+30,}$   
 $\overbrace{31+32}$  (die bogen deuten das zu grunde liegende periodische system an). Es findet sich also periodenverknüpfung und oft periodenbrechung (3 : 4, 7 : 8, 11 : 12, 17 : 18, 23 : 24). Eben dadurch bekommt A den abschnitten B und C gegenüber eine freie, bequeme bewegung und nähert sich der eindringlichen prosaischen rede.

Diesen charakter hilft die art fördern; in der die verstakte gebaut sind. In A ist zweisillbige senkung und fehlen des auftaktes

ein mittel, erregung auszudrücken, BC leidet dies ganz selten. Die verteilung ist im anschluss an die 3 unterteile von A folgende:

2silbige senkung:	1) v. 1—12: 6		fehlender auftakt: 2
	2) „ 13—23: 12		: 4
	3) „ 24—32: 2		: 1.

d. h. je heftiger die erregung Fausts wird, um so häufiger die zweisilbigen senkungen, um so öfter fehlt der auftakt. Als sich dann im dritten teil die erregung besänftigt, weil sich Faust an den aussichten weidet, die ihm die magie macht, nehmen die zweisilbigen senkungen ab und der auftakt steht der regel nach. C ist ganz regelmässig. B nähert sich A ein wenig. Es hat in str. I eine zweisilbige senkung (v. 42 wiesen in), in str. 2, die mit ihrer leidenschaftlichkeit den versen 1—23 näher verwandt ist, doch nur 3 (v. 51 höhe ge-, 56 das ist dei-, heisst eine). Auftakt fehlt nie!

Dass dies verhältnis von A : B : C nicht zufällig ist, sondern tiefer liegende gründe hat, lehren auch hier die veränderungen, die Goethe für F an dem alten text vornahm. Während im ersten abschnitt alle fehlenden *-e* vor consonant (ausser mühl > bemühen) nach dem gebrauch des schriftdeutschen hergestellt werden und von dem auskunftsmittel des apostrophs in diesem falle kein gebrauch gemacht wird, geschieht es in B nur in v. 41: bergeshöhle < bergeshöhl. Sonst bleibt das *-e* unterdrückt und wird durch den apostroph ersetzt. Vgl. 48 trüb', 51 gewölb'. An jener stelle hat das einsetzen des *-e* offenbar den zweck, dem vers eine mehr schwebende, gleitende bewegung zu geben, wie sie v. 42 schon hatte. In A scheinen also Goethe die zweisilbigen senkungen passend: in B, C meidet er sie als nicht stilgemäss.

Auch auf das verhältnis der klingenden und stumpfen reime ist noch hinzuweisen. In A sind von 32 versen 14 klingend, 18 stumpf. In B ist das verhältnis 4 : 20, in C 0 : 16.

Wie stilistisch so stehen sich auch rhythmisch B und C näher. Doch sind unterschiede nicht zu verkennen. C ist ungleich schärfer nach rhythmischen systemen gegliedert und im übrigen streng regelmässig. In B folgen die perioden ohne weitere rhythmische gruppierung auf einander: in C steht zwischen perioden und strophe noch ein mittleres system, der absatz (= 2 perioden + 1 versen). Im text wird er deutlich markiert. Ferner hat B einige freiheiten im reim: v. 11—14 klingend, 53—56 stumpf. Ebenso wird 53—56 die stellung x x y y in x y y x verändert. C ist ganz streng und führt die neue ordnung a b a b genau durch. Es enthält nur stumpfe reime. Zweisilbige senkung und periodenbrechung nur in B, nicht in C.

Also auch formell nicht nur im stil steht B in der mitte zwischen A und C, doch diesem weit näher als jenem.

Diese in stil und rhythmik beobachteten tatsachen lassen sich kurz mit den worten zusammenfassen: im monolog ist das bestreben wahrzunehmen, von einer freieren kunst zu immer strengerer vorzudringen. Goethe beginnt mit einer archaisierend vulgären sprache und geht in drei etappen zu einem rein poetischen ausdruck über, von niedrig-nachlässiger form gelangt er zu einer völlig strengen. Überall ist A am freisten, C am vollendetsten, B steht in der mitte, doch näher an C.

Das wesentlichste davon hatte schon Scherer erkannt und benutzte nun diese erkenntnis, um aus ihr heraus eine erklärung für den mangel an einheit im monolog zu gewinnen. Er glaubte schliessen zu dürfen, dass die abschnitte A und B-C (diese bilden ihm ja eine einheit) zeitlich verhältnismässig weit auseinanderlägen. Goethe habe in dieser zwischenepoche seine technik wesentlich vervollkommenet und veredelt, das vorwärtsschreiten mache sich in dem unterschied der stücke geltend. Scherer deutet also die gegensätze in der künstlerischen behandlung chronologisch. Diese ansicht kann ich nicht teilen und zwar deshalb nicht, weil sich alle wesentlichen verschiedenheiten der teile A und B-C verstehen lassen als faktoren zweier selbständigen stilarten, die ein dichter sehr wol auch neben einander brauchen kann. Scherer hatte die strophische form der gruppe B-C nicht erkannt. Er nahm daher den ganzen monolog als reimpaardichtung und konnte so die teile unmittelbar vergleichen und nun aus der vergleichung, da sie seiner meinung nach stücke einer stilart betraf, sehr wol chronologische schlüsse ziehen. Jetzt, wo A als unstrophisch, B, C als strophisch ermittelt sind, ist das nicht mehr erlaubt; über die zeit, die zwischen der abfassung der abschnitte liegen mag, ist auf diesem wege nichts festzustellen.

Es ist also A in dem bequemen, dramatisch-erzählenden stil des knittelverses (unstrophische reimpaare) verfasst, wie sich dieser im anschluss an die dichtung des 16. jahrhunderts entwickelt hat. BC ist strophische poesie, die sich zwar des vierhebigen „jambus“ bedient, aber im übrigen ihren eigenen stil hat. Wir haben im monolog also nicht eine verbesserung desselben stiles, sondern einen übergang aus einem in einen andern.

Die untersuchung hat bisher ergeben: erstens, dass die drei abschnitte A B und C dem inhalte nach relativ selbständig sind, jedes-

falls keine einheit bilden, zweitens, dass dem wechsel der gedanken auch ein wechsel im stil und rhythmus zur seite geht.

Bei dieser sachlage muss man nun die frage aufwerfen: sind die abschnitte A B C in der reihenfolge entstanden, in der wir sie gedruckt sehen? Es wäre an sich gar nicht unmöglich, dass Goethe im monolog entwürfe aus verschiedenen zeiten nach gutdünken zu einem ganzen vereinigt hat, wie das ja Scherer und Niejahr glauben. Zu der annahme, dass er dabei die chronologische folge beobachtet haben müsse, zwingt nichts.

Man wird nicht leicht beweifeln, dass wir es wirklich mit der ursprünglichen ordnung zu tun haben. Doch lässt sich ein umstand positiv dafür anführen, nämlich der, dass der dichter schrittweise aus dem freien stil der knittelverse in den strengen der strophischen dichtung übergeht. Nur A und C sind stilrein: B hat einen mischstil, es bildet den übergang zwischen beiden.

B ist strophisch gedacht, gehört also zu C. Aber der stil von A wirkt auf B herüber und färbt ihn. Das verrät sich in manchen einzelheiten. Mehr vulgäre wendungen habe ich auf s. 536 verzeichnet, über die flexionsformen ebda. Besonders deutlich spricht die rhythmik. Der bau der stropfen B<sup>1</sup> und B<sup>2</sup> ist nicht genau gleich, dazu kommen abweichungen im reimgeschlecht (v. 41—44) und reimstellung (v. 53—56). Periodenbrechung (v. 55: 56), zweisilbige senkungen (s. 439). In C fehlen alle solche freiheiten. Wenn also B in stil und rhythmik zwischen A und C die brücke bildet, so kann man nicht daran zweifeln, dass es auch der zeit nach zwischen beide fällt.

Es kommt dazu, dass der dichter bei der abfassung der einzelnen abschnitte offenbar auf das unmittelbar vorhergehende rücksicht zu nehmen sucht. Von den beiden contrastgliedern in B entspricht B<sup>1</sup> in der stimmung A<sup>c</sup> und B<sup>2</sup> A<sup>a</sup>. Umgekehrt C<sup>1</sup> B<sup>a</sup> und C<sup>2</sup> B<sup>c</sup>. Die contraste verhalten sich also wie A<sup>a</sup> : A<sup>c</sup> = B<sup>2</sup> : B<sup>1</sup> = C<sup>1</sup> : C<sup>2</sup>, d. h. der dichter knüpft immer an die stimmung (nicht freilich den inhalt!) des vorangehenden an.

Man wird sich fragen, wie es kam, dass Goethe v. 33 abbog und fast in den reinen gedichtstil (strophe) überging. Man kann sagen, dass die lyrisch-strophische behandlung schon im kern von A vorgebildet liegt und Goethen bei den verschiedenen ansätzen allmählich anzog. B und C entwickeln stilistisch und rhythmisch, was schon A enthält. Ja man kann noch weiter gehen und darauf hinweisen, dass die beschaffenheit des themas des monologs diese art der behandlung beinahe forderte.

Alle drei abschnitte A B und C bauen sich jeder auf einem gegensatz auf: unerträglichkeit der gegenwärtigen lage — vorstellung eines künftigen, besseren zustandes. Diese gegensätzlichen stimmungen sind schon ihrer natur nach für die lyrische behandlung besonders geeignet; ausserdem liegt zweiteiligkeit für gedankendisposition und form unmittelbar darin. Man sieht nun, wie Goethe bei den verschiedenen ansätzen, die er macht, den dualismus des grundgedankens immer schärfer fasst und herausarbeitet, am wenigsten in A, am meisten in C; B nimmt wider eine mittelstellung ein. Das führt schon in B zu einer behandlung in 2 contrastierenden strophen. Mit dem übergang vom reimpaar zur strophischen poesie musste sich sofort auch der stil des sprachlichen und rhythmischen ausdrucks ändern. Einige reste des früheren bewahrt B, C ist davon frei.

Es ist für das verständnis der ästhetischen wirkungen des monologs von wert, zu beobachten, wie Goethe die beiden glieder des contrastes in den einzelnen abschnitten behandelt; je nach dem charakter des stiles, der ihnen eignet. Jedesmal werden die mittel verwendet, die die stilart bietet.

Den gegensatz der leidenschaftlichen erregung und sehnsüchtigen hoffnung schildern in A die teile a (1—12) + b (13—23) : c (24—32). a und c contrastieren, wie oben gezeigt ist, fast genau im inhalt, b dagegen setzt a fort, indem es dessen grundgedanken gleichsam von einer andern seite beleuchtet. a und c sind die hauptträger des gegensatzes, sie verhalten sich wie  $B^2 : B^1$  und  $C^1 : C^2$ .

Die sonderstellung von b zeigt übrigens das reingeschlecht: b hat lauter klingende reime, nur am ende 2 stumpfe. Umgekehrt haben a und c lauter stumpfe, nur am ende 2 klingende.

a und c contrastieren aber auch im ausdruck. Die meisten der oben s. 535 fgg. zusammengestellten archaischen und vulgären bzw. dialektischen einzelheiten von A finden sich in a (und b), in c sind sie relativ selten<sup>1</sup>. Hier ist der ausdruck edler.

Ebenso verhält es sich im rhythmischen. Das leidenschaftliche a (und b) fordert bewegliche, freie formen, das lyrische c eine massvollere bewegung. Darum ist in c mit ausnahme des anfangs der periodenzusammenhang fast eben so streng bewahrt wie in  $B^1$ : je 2 zeilen bilden dem sinne nach ein ganzes. In a (und b) ist die reihenverbindung weit freier (vgl. das schema s. 538 unten). Ferner hängen in a

1) Auch das von Scherer s. 317 hervorgehobene nominalcompositum „wirkungskraft“ (v. 31) dient mit dazu, den charakter von c gegen a—b zu bestimmen.

die reihenabschnitte weit weniger fest zusammen als in c, wodurch der vers eine grosse beweglichkeit und lebendigkeit erhält. Dipodisch halbiert sind: v. 1, 2, 4, 5, 6, 9. In c nur v. 28. Wie verschieden in den teilen die senkungen behandelt werden, zeigt die übersicht auf s. 439. Auftakt fehlt in a  $2 \times$  (in b  $4 \times$ ) in c  $1 \times$ . Zweisilbige senkung kennt a  $6 \times$  (b  $12 \times$ ) — c  $2 \times$ .

So steht A<sup>c</sup> in stil und form str. B<sup>1</sup> schon ziemlich nahe: beide stücke ähneln ihrem allgemeinen eindrucke nach, soweit eben abschnitte aus verschiedenen stilarten der poesie einander ähnlich sein können. Gewisse kunstmittel, die beiden stilarten zugänglich sind (periodenzusammenhang, reguläre taktbildung) bevorzugen beide in gleicher weise.

In A wird also der contrast der leidenschaftlichen erregung zu mehr sehnsüchtiger, hoffnungsvoller stimmung durch die technischen mittel hervorgebracht, die dem knittelversstil wesentlich sind, d. h. durch freiere und strengere behandlung der reimpaare, durch niedrigen und edlen sprachlichen ausdruck. Als Goethe in B zum zweiten male ansetzt, treibt ihn der schon in A liegende stimmungsgegensatz zur zweiteilig-strophischen bearbeitung. Damit aber hieng ein neuer, strengerer stil zusammen. Wenn auch die A<sup>c</sup> entsprechende strophe B<sup>1</sup> eben um ihres lyrischen gehaltes willen von der art jener zeilen sich nicht allzuweit zu entfernen brauchte, so war das für B<sup>2</sup> (das A<sup>a</sup> entspricht) nicht zu umgehen. Hier musste der unterschied des strophischen stiles von dem der reimpaare schärfer heraustreten: die form musste streng, der ausdruck edel bleiben. Darum mussten, um den contrast zur stimmung von B<sup>1</sup> auszudrücken, ganz andere mittel gewählt werden, als dies in A<sup>a</sup> geschieht. Wie ich schon früher gezeigt, ist die abwendung vom knittelversstil doch nicht ganz gelungen. Einige reste sind geblieben. (Vgl. s. 541.)

Welche mittel braucht nun der dichter um den gegensatz von B<sup>1</sup>: B<sup>2</sup> herauszuarbeiten? Sie werden von dem besonderen inhalt der strophen bedingt. Der contrast, der abschnitt B beherrscht, ist: sehnsucht nach völliger freiheit der seele, vorgefühl eines solchen zustandes — gefühl völliger einkerkerung und erdrückung. Ihn empfinden zu lassen dient zunächst eine charakteristische lautmalerei.

In B<sup>2</sup> walten die tenues, harten spiranten und affrikaten vor, also die rauhen laute der sprache. In B<sup>1</sup> beherrschen den eindruck die medien, weichen spiranten und nasalen; namentlich wird alliteration weicher laute gesucht, harte consonantgruppen fehlen. Dieser verschiedene charakter der strophen tritt an ihrem schluss (v. 39 — 44: 51 — 56)

besonders deutlich heraus und übt sogar auf reimgeschlecht und -stellung seinen einfluss. Dem die abweichungen in diesem punkt erklären sich wol aus dem betreiben, die charakteristische wirkung zu erhöhen.

Ebenso dient die rhythmische form dem contrast. Untersucht man die verse beider stropfen von B auf die zahl der schweren hebungen hin, die sie aufweisen, so zeigt sich ein merklicher unterschied. Von 12 tetrapodien sind in

<b>Str. 1</b>	5	mit 2	entschieden	starken	ikten	(35. 36. 37. 39. 40)
	7	"	3	"	"	"
<b>Str. 2</b>	3	"	2	"	"	(45. 47. 51)
	4	"	3	"	"	(46. 48. 49. 52)
	5	"	4	"	"	(50. 53. 55. 56).

Schwere nebenikten sind durch fettdruck angezeigt. Der unterschied beider stropfen tritt auch hier am schluss am meisten hervor.

Die folge dieser verschiedenen art, die hebungen zu besetzen, ist dass in den reihen von B<sup>1</sup> öfter als in B<sup>2</sup> ein schwerer iktus von einem leichteren abgelöst wird. Dadurch werden die verse leichter, weil sie mit minder inhaltvollen worten gefüllt sind. In B<sup>2</sup> sind sie aus dem entgegengesetzten grunde schwerer und träger, weil sie viel schwere worte und wortteile enthalten. Es liegt auf der hand, wie sehr dies zum inhalt der stücke passt.

Es kommt dazu, dass die reihen von B<sup>1</sup> viel loser und lockerer gefügt sind als die von B<sup>2</sup>. Machen diese den eindruck des zusammengedrängten, so jene den des leicht beweglichen. Diese wirkung beruht wesentlich darauf, dass in der ersten strophe die mittlere binnencäsur kunstvoll verwendet, in der andern vermieden wird.

Es ist bekannt, dass die iambische tetrapodie, als musikalischer rhythmus betrachtet, ihrer rhythmischen natur nach gern in zwei hälften (dipodien) zerfällt  $\cup \cup \cup \cup$ ,  $\cup \cup \cup \cup$ . Diese „mittlere binnencäsur“ ist — ebenfalls aus musikalisch-rhythmischen gründen — beliebt im vordersatz der periode, sie wird vermieden im nachsatz. Das normale musikalische periodenschema ist also  $\cup \cup \cup \cup$ ,  $\cup \cup \cup \cup$  |  $\cup \cup \cup \cup$   $\cup \cup \cup \cup$ . D. h. der vordersatz ist loser gefügt als der nachsatz. Diese teilung wird in die poetische rhythmik mit übernommen und kann zur charakteristik der periode dienen, wo diese als system noch erhalten bleibt und nicht durch brechung verschwindet, also besonders in der strophischen dichtung. Der poetische text muss, wenn er die teilung zu gehör bringen will, an der betreffenden stelle wortschluss mit merklichem syntaktischen einschnitt bringen (die musik hat noch andere



mittel!). Nun sind im monolog von den 12 reihen in B<sup>1</sup> 6 dipodisch halbiert, nämlich 34, 36, 38, 39 (?), 41, 44. Von diesen sind aber 4 nachsätze und nur 2 (39, 41) vordersätze. Es wird also die enge bindung des nachsatzes aufgelöst und dadurch bekommt die ganze periode den charakter des loseren; sie breitet sich mehr aus. In B<sup>2</sup> hat nur v. 56 binnencäsur, alle andern reihen sind fest gefügt.

Die kunst auch in der form die beiden glieder des contrastes verschieden zu bearbeiten, tritt nur in A und B hervor. C ist in sich nach der technischen seite hin gleichförmig. So tritt im hinhlick auf die kunst der behandlung B näher zu A, während es der form und dem stil nach näher zu C gehört.

Wir sehen also, dass die drei — im inhalt von einander unabhängigen abschnitte — AB und C offenbar in der reihenfolge gedichtet sind, in der wir sie vorfinden. Denn immer nimmt B eine mittelstellung zwischen A und C ein. Wir sehen ferner, dass die stilistischen und formellen unterschiede nicht als vervollkommnung eines und desselben kunststiles aufzufassen sind, sondern daraus unmittelbar folgen, dass Goethe von der natur und ursprünglichen zweiteiligkeit des grundgedankens getrieben aus dem knittelversstil in den ihm gleich geläufigen des strophischen stiles übergeht, dass also längere zwischenräume zwischen der abfassung der abschnitte nicht gefolgert werden können, wenn sie auch an sich immerhin denkbar sind. Aber eben die tatsache jenes übergangs von A über B nach C macht das letztere unwahrscheinlich. Wenn den ganzen monolog eine bestimmte, formale tendenz durchzieht, wenn wir sehen, wie die contraststimmung immer schärfer gefasst und herausgearbeitet wird, also die abschnitte B und C zwar nicht im inhalt, aber doch in form und stil sich zu einer art reihe verbinden, so ist die annahme nicht abzuweisen, dass sich die drei abschnitte zeitlich nahe stehen, also aus einer dauernden grundstimmung heraus gedichtet sind.

Wenn sich dies so verhält, wie ist dann aber die tatsächlich vorhandene selbständigkeit der stücke zu erklären? Auch der teil von Scherers hypothese, den Niejahr beibehält, A und B | C seien zwei parallele anfänge des Faust, von denen der zweite den ersten ersetzen sollte, ist nicht zu halten, wenn man sich die oben aufgedeckten beziehungen zwischen A, B und C vergegenwärtigt. Man muss also wol von solchen äusseren gründen absehen und innere suchen. Die antwort auf die gestellte frage ergibt sich, wenn man einen blick auf die beschwörungsscene wirft.

Liest man von v. 77 an weiter, so ist klar, dass das stück v. 77—106 (D) wider einen gegensatz, den vierten, enthält. Auch hier scheidet ein absatz im druck (hinter v. 100) die beiden glieder des contrastes, so dass der neue abschnitt D in die beiden teile v. 77—100 und 101—106 zerfällt. Die flickverse 73—76 leiten über. Das thema von D ist aus v. 87 fg. und 101 fg. zu entnehmen: es steht sich schauen und fassen der unendlichen natur gegenüber. Wider tritt ein neuer rhythmischer stil ein, der der „freien verse“. Nun sucht Goethe, wie ich schon in teil I gezeigt, mit v. 73 fgg. die handlung zu dem punkt zurückzubringen, von dem er v. 32 abgekommen war. Er versucht hier die magie wider einzuführen, die uns in B und C ganz aus dem gesichtskreis geschwunden ist. Aber — und dies ist nicht zu übersehen — Faustens wünsche haben sich inzwischen völlig verändert. In A heisst es:

Dass ich erkenne, was die welt

Im innersten zusammenhält

Schau alle wüirkungskrafft und saamen,

dazu soll die magie verhelfen. Aber diesen wunsch sehen wir Fausten in D erfüllt und zwar ohne beschwörung:

Ich schau in diesen reinen zügen

Die wüekende natur vor meiner seele liegen.

Nicht nach erkennen und schauen verlangt es ihn hier, sondern nach dem fassen der natur (v. 102). Was ist inzwischen geschehen, das Fausten den ersten wunsch befriedigt hat? In der tat nichts. Es ist kein grund da, weshalb Faust seine stellung zur natur verändert haben sollte.

Der grund für die veränderung des themas kann darum nur im dichter liegen: dessen stellung zur natur hatte sich inzwischen verändert. In D spricht nicht mehr der gelehrte und philosoph, sondern der künstler, wenigstens kann man das „fassen der natur“ nicht wol anders deuten, wenn man die gedanken und ausdrucksweise des jungen Goethe berücksichtigt. Man vergleiche

D. j. G. III, 173: Was frommt die glühende natur

An deinem busen dir? ...

Wenn liebevolle schöpfungskraft

Nicht deine seele füllt

Und in den fingerspitzen dir

Nicht wider bildend wird?

Und die stelle aus einem brief an Merck vom 5. dec. 1774:

Briefe W. A. II, s. 212, 5 fgg.:

O dass die innre schöpfungskraft  
 Durch meinen sinn erschölle.  
 Dass eine bildung voller saft  
 Aus meinen fingern quölle.  
 Ich zittre nur ich stottre nur  
 Ich kann es doch nicht lassen  
 Ich fühl ich kenne dich natur  
 Und so muss ich dich fassen.

Man vergleiche auch dem sinne nach ebd. v. 13 fgg. und U 79—93, das bild in U 103 fgg. und Brief v. 19 fgg.

Faustens streben hat also hier eine ganz andere richtung genommen, ja was er früher ersehnt, wird nun verworfen. Hier spricht nicht Faust der denker und forser, sondern der schaffensdurstige mensch und künstler, der was er schaut auch fassen will, der vom schauen zum vollbringen vordringen möchte. Darum also citiert er im folgenden den geist der schaffenden natur: ihm will er sich dienstbar machen, um wie er zu wirken. Wenn es ihm gelingt, ihn an sich zu fesseln, dann muss er sich freilich in die welt wagen und all ihr weh und glück tragen, denn nur um diesen preis, nur durch erleben kann er die welt, die er im busen trägt (v. 139 fgg.) schaffend aus sich herausstellen. Aber schon die aussicht auf eine hohe aufgabe erhöht ihm die kräfte und gibt ihm die zuversicht, dass er jenen geist der schaffenden natur sich dienstbar machen könne und dass es ihm mit dessen hilfe gelingen werde, „sein enges dasein hier zur ewigkeit zu erweitern“ (Br. a. a. o. v. 23—24). Er ist um so mehr davon überzeugt, da er sich als ebenbild gottes, des erhabenen schöpfers, weiss (v. 163): um so weniger kann es ihm fehlen, den erdgeist zu zwingen, der bloss schaffende naturkraft ist. Aber selbst diesem kommt er nicht gleich (159. 160): sein schaffen kann sich dem der natur nicht vergleichen, er ist kein übermensch, sondern nur ein sterblicher, der grosses will und nichts vermag. Vernichtet sinkt er zusammen: verzweiflung an sich selbst erfasst ihn — und damit ist der punkt erreicht, wo die diabolische handlung einsetzen und von wo aus sich das drama entwickeln kann. Jene ist in U freilich unausgeführt geblieben, vermutlich, weil sich Goethe über das wie noch nicht völlig klar war (vgl. oben s. 532).

Wenn nun Goethe, um den punkt zu gewinnen, von dem aus sein Faustdrama ausgehen kann, von v. 77 an einen ganz neuen, in

der alten sage nicht gegebenen boden betritt, wenn er von da ab Fausten nicht als forschler, sondern als künstler nimmt und dadurch nicht nur den zusammenhang mit der alten sage, sondern auch mit dem bereits fertigen anfang, den monolog im engeren sinne zerreisst, so ist unschwer zu deuten, warum der monolog so widerspruchsvoll ausgefallen ist. In den drei abschnitten A, B und C liegen nur die versuche vor, die Goethe machte, im rahmen der alten sage den für ihn fruchtbaren punkt zu finden, aus dem die weitere handlung abgeleitet werden könnte. Es sind die ansätze zu Faust, als einer philosophentragödie, wie sie Marlowe gedichtet und Lessing geplant. Im rahmen der überlieferten sage aber gewann Goethe den ansatzpunkt nicht. Seine versuche blieben vergeblich, weil er eben seiner natur nach nicht philosoph, sondern künstler war, weil ihm also die gestalt Faustens des denkers nicht „lag“. Darum tritt er dem problem von einer andern seite näher, die ihm wie keinen angien: er nahm Faust als künstler. Wie weit dies motiv bestimmend gewirkt, will ich hier nicht untersuchen. Dass die seenen von U, die das motiv „Faust als philosoph“ fortsetzen, älter sind als die verse 73 fgg., ist sehr wahrscheinlich. So vermutlich die Wagnerscene und sicher die Schülercene.

Wie sehr übrigens das nebeneinanderliegen der beiden motive die spätere fortsetzung der arbeit erschwert und besonders in A (1808) die gestalt Faustens schwankend gemacht hat, sei hier nur angedeutet. Die Fausterklärung wird darauf im einzelnen zu achten haben.

HALLE, DEN 30. JUNI 1897.

F. SARAN.

---

## LITTERATUR.

Germanische casussyntax I. Der dativ, instrumental, örtliche und halb-örtliche verhältnisse. Von **H. Winkler**. Berlin, Ferd. Dümmler. 1896. VII, 551 s. 10 m.

Der gelehrte verfasser, dessen arbeiten sich bisher besonders auf dem felde der allgemeinen sprachgeschichte (Zur sprachgeschichte. Nomen, verb und satz. Berlin 1887; Weiteres zur sprachgeschichte. Grammatisches geschlecht; formlose sprachen. Berlin 1889) oder dem entlegenen gebiete der uraltaischen sprachforschung bewegt haben, bietet in seinem neuesten werke einen wertvollen beitrag zur syntax der germanischen sprachen. Das ziel des verfassers ist eine erschöpfende darstellung des germanischen dativs nach allen richtungen seines gebrauches, vor allem auch mit berücksichtigung seiner beziehung zu den anderen casus. Vollständig gelöst hat Winkler seine aufgabe freilich nur für das gotische; doch sind auch andere kreise

des germanischen gebührend berücksichtigt, zumal das angelsächsische und altnordische; das deutsche wird nur nebenher zur vergleichung und als bestätigung der für die andern sprachzweige gewonnenen gesetze herangezogen, und zwar auch hier nur das ahd. und mhd. in einzelnen belegen ohne angebe des fundortes, während Winkler auf die untersuchung des alts. mhd. (ausser s. 345) und nhd. verzichtet. Winkler hat demnach gewiss recht, wenn er fürchtet, dass der titel seines buches zu weite erwartungen erregen werde. Das ist um so mehr der fall, als wir nach des verfassers eigenen worten kaum hoffen dürfen, dass er seine mit so viel glück begonnenen forschungen auf diesem gebiete fortsetzen wird. Das buch stellt sich demnach von vorneherein als ein imponanter torso dar und muss als solcher beurteilt werden.

Das hauptverdienst des buches erkenne ich in der überaus sorgfältigen, fast lückenlosen durcharbeitung des got. materials. Mit recht bezeichnet Winkler gelegentlich seine arbeit als ein repertorium des gesamten dativgebrauches im got. Die vollständig gesammelten belege sind meist in extenso mitgeteilt, wo es wert hatte, unter hinzufügung des griechischen originals, sodass der leser der lästigen mühe des nachschlagens enthoben ist. Gewissenhaft prüft Winkler jedes einzelne beispiel und versenkt sich liebevoll auch in die kleinsten fragen. Durch diese betrachtungsweise hat er meines erachtens auch für die interpretation des ältesten denkmals unserer sprache an manchen stellen nicht unerhebliches geleistet und ist damit einer nicht immer genügend beachteten aufgabe unserer syntaktischen forschungen gerecht geworden. Winklers sammlungen bleiben wertvoll auch für denjenigen, der geneigt ist, zum teil andere schlüsse aus ihnen zu ziehen, als Winkler tut.

Ein grundgedanke ist es, der Winklers ganze darstellung des dativgebrauches wie ein roter faden durchzieht, der ihm als leitstern auf seinem oft durch dunkles und unerforschtes gebiet führenden wege diene. Winkler sieht in dem got. dativ den reinen casus der beteiligung, der jede örtliche beziehung abgestreift habe. S. 2: „er darf als reiner vertreter der beziehung der beteiligung gelten.“ Aus dieser ur- und grundbedeutung sollen alle andern gelossen sein. Seine function als casus der hinsicht und des mittels, sogar seine häufige verwendung als praepositionaler casus soll hierin ihre erklärung finden. Diese these, die gewiss manchen auf den ersten blick befremdet, hat nun Winkler in seinem buche mit einem ungeheuren aufwand von gelehrsamkeit und scharfsinn durchzuführen versucht. Für viele fälle hat er ohne zweifel recht; viele spracherscheinungen fügen sich seiner erklärung bequem. Doch erheben sich andererseits nicht ungewichtige bedenken. Das bestreben, die gewonnene grundauffassung gleichmässig auf alle fälle des dativgebrauches anzuwenden, führt den verfasser öfters zu einseitigen und gesuchten erklärungen. Der lebendige fluss der gesprochenen und geschriebenen rede fugt sich nun einmal nicht der starren formel des doctrinärs. Mögen lautgesetze ausnahmelos wirken, syntaktische regeln tun es nicht.

Für mich ist es nicht zweifelhaft, dass auch im gotischen noch reste einer örtlichen auffassung des dativs vorhanden sind. Unbeugbar erscheint mir die räumliche bedeutung bei *tēkan* und *atēkan* *berühren*, zumal wo sie mit sachlichem object verbunden sind, wie Me. 5, 27 *atātibik wastjai is*, oder einen sachlichen dativ neben dem persönlichen zu sich nehmen, wie Me. 5, 30 *heas mis tātibik u ist-jōm*. Hier wird übrigens auch von Winkler selbst (s. 22) die örtliche auffassung, wenn auch offenbar mit überwindung, halb und halb zugestanden. In anderen fällen mischen sich beide bedeutungen; die räumliche anschauung und die idee der

persönlichen beteiligung gehen neben einander her und in einander über, indem bald die eine, bald die andere überwiegt, ohne dass es möglich wäre, jede von beiden rein für sich zu empfinden oder ohne rest auszasondern. Ich werde auf solche fälle noch zu sprechen kommen, wenn ich nun einen durchblick durch das buch zu geben versuche und an die einzelnen kapitel einige bemerkungen anknüpfe.

Folgerichtig geht Winkler von solchen verbalbegriffen aus, mit denen sich der dativ ohne alle sonstigen objectsbeziehungen allein verbindet. Bei ihnen tritt am klarsten diejenige bedeutung des dativs hervor, die nach Winkler die überhaupt häufigste ist: er besagt, dass jemandem zum nutzen oder schaden etwas geschieht; man wird hier Winkler unbedingt beistimmen können, wenn er sagt: „hier fehlt jede spur örtlichen charakters.“ Auf eine weitere gliederung der verba verzichtet der verfasser hier wie überall; er führt die ausdrücke einfach in alphabetischer folge auf. Ob mit recht, ist mir zweifelhaft. Ich meine, dass eine sachliche gliederung nach bedeutungsgruppen schon deswegen den vorzug verdient, weil nicht selten analoge bedeutung analoge fügung erzeugt. Manches, was eng zusammenhängt, muss bei alphabetischer ordnung zerrissen werden; so könnten z. b. die verba des herrschens und dienens, der rede, der gemütsbewegung u. a. zu gruppen vereinigt werden; geschlossene massen wirken kräftiger und überzeugender. — Mt. 7, 22 *heinamma namîn praufitidêdum* gehört sicher nicht hierher; der dat. ist, wenn einer, instrumental (die stelle ist übrigens auch s. 106 unter dem instr. dat. angeführt).

S. 25 — 41 behandelt dann der verfasser unter dem nicht eben deutlichen titel: „der dativaceusativ“ solche verba, deren rection entweder im got. zwischen dat. und acc. schwankt oder die im got. abweichend von anderen germanischen sprachzweigen mit dem dat. verbunden werden. Hier scheint mir denn doch in die bedeutung der casus reichlich viel hineingeheimnist zu sein. Dass der persönliche dativ bei *wairpan* (Mc. 11, 23 *wairp þus in marcîn*) deswegen stünde, weil der übersetzer hier die energische einwirkung auf ein empfindendes object zum ausdruck bringen wollte, glaube ich nicht; der dativ steht einfach nach analogie der sonst ganz gebräuchlichen sächlichen instrumentalen dative bei diesem verbum. An einer anderen ganz ähnlichen stelle, wo die einwirkung auf das object nicht minder intensiv gedacht ist, steht der accusativ: Luc. 4, 9: *wairp þuk þafro dulaf*, eine stelle, die Winkler s. 40 übersehen hat. Ebenso wenig finde ich einen verschiedenen grad von intensität in den stellen Mc. 3, 22 *uswairþiþ þaim unuhlþôm* und Mt. 7, 22 *uswairþum unuhlþôns*. Vgl. übrigens Bernhardt in Ztschr. 13, 12. Wenn ferner Winkler auch für so augenfällige instrumentalförmungen wie Mc. 4, 3 *saiân fraiwa seinamma* die „idee des interesses“ mitwirken sieht, so geht er entschieden seinem princip zu liebe zu weit. — In der aufzählung der verba fehlt *gabeijþjan* (Mc. 9, 22. Röm. 9, 15), das freilich zweifelhaft ist; hierher ziehen möchte ich auch *maurnan* (Mt. 6, 25 *ni maurnaiþ saicalai êwaraî*), das mit *witan* (s. 40) und vielleicht auch mit dem etwa das gegenteil bedeutenden *âfarmunôn* (s. 37; Phil. 2, 30 *saicalai seinai* = nicht achten auf) in parallele gestellt werden kann. Bei ansetzung des reflexiven dativs bei *fawrlþjan* (Mc. 16, 6) konnte Winkler zuversichtlicher sein; der dativ wird gestützt durch den bekannten ahd. und mhd. gebrauch: Otr. I, 4, 27 *ni forihtî thîr*; Iw. 516 *niene vürhte dîr*.

S. 42 — 68 folgt der „dativ und accusativ bei verben.“ Auch dieser überschrift fehlt es einigermaßen an deutlichkeit; gemeint sind die zahlreichen fälle, in denen ein dativ (meist der person) sich bei demselben verbum zu einem accusativ (meist der sache) gesellt. Hier legt Winkler selbst dem dativ die beziehung der

richtung bei, freilich einer „nicht- oder nicht rein örtlichen, geistigen“ richtung. Sollte aber nicht doch die rein örtliche richtung als die einfachere und natürlichere, sozusagen nähere beziehung auch die ursprünglichere sein? Bei manchen der von Winkler aufgezählten verben scheint mir die vorstellung eines räumlichen sich zu-eigens noch erkennbar; so bei *wandjan* (s. 65) = *kinwenden* (Mt. 5, 39 *wandei imma jah jô anfara*), bei *lagjan* (s. 58), *attihuan* (s. 48), *insanjan* (s. 58) u. a., wenn auch zugegeben werden kann, dass daneben schon die beziehung der persönlichen anteilnahme sich wirksam zeigt. — Die ausdrücke „direktes“ und „indirektes“ object, die Winkler s. 43 acceptiert, würde ich ebenso wie die von anderen oft verwendeten „näheres“ und „entfernteres“ object lieber vermieden sehen; in manchen verbindungen bezeichnet der dativ das prius, das von der handlung zunächst betroffene, so bei *schenken*, *lohnen*, *dancken* und den meisten anderen, bei denen das sächliche object früher überhaupt nicht im accusativ, sondern im genetiv stand.

S. 68—76 wird der dativ der zeitbestimmung behandelt. Wenn hier Winkler jede locativfunction des dativs entschieden in abrede stellt, so darf man ihm für das örtliche gebiet wol zustimmen; denn was zum beweis der vertretung des ortsbestimmenden locativs durch den dativ vorgebracht zu werden pflegt, wie der dativ bei *haftjan*, *fraßjan* u. a., ist meist recht unsicherer natur. Ob aber nicht in fügungen wie *himma daga*, *sabbatum*, *Jisai beidai* u. ähnl. und selbst noch in den immer mehr formelhaft erstarrenden wendungen wie ahd. *then wilôn*, *then stantôn*, mhd. *wilen*, *nechten* u. a. nachwirkungen des alten zeitbestimmenden locativs gesehen werden müssen oder wenigstens können, ist nicht über jeden zweifel erhaben. Winklers deutung dieser dative als das zeitliche ziel der handlung (gewissermassen ihren zweck) andeutende und sein versuch, die fälle blossen dativs von denen genau zu unterscheiden, wo der dativ mit der praeposition *in* verbunden ist, legen gewiss zeugnis ab von dem eifrigen bemühen des verfassers, auch in die finstern untersechungen des got. sprachgebrauches einzudringen. Aber ich kann mich auch hier der empfindung nicht erwehren, als ob in die sprache mehr hineinconstruiert werde als in ihr liegt.

S. 76—81 folgt der „scheinbar ablativische dativ.“ Schon die überschrift deutet an, dass Winkler eine vertretung des ablativs durch den dativ leugnet. Man pflegt sonst anzunehmen, dass die ursprüngliche natur des ablativs, der nach Delbrücks definition den gegenstand bezeichnet, von dem eine trennung vor sich geht, im dativ der älteren sprache noch erkennbar und erhalten sei; so im got. bei den verben der trennung *galausjan*, *fraliusan*, *usawandjan* u. a. Winkler sucht auch hier seine dativtheorie zu retten. Er findet in diesem dativ die bezeichnung der person, für die, in deren positivem oder negativem interesse, von der also die trennung stattfindet. Bedenklich erscheint diese erklärung namentlich da, wo der dativ nicht eine person, sondern eine sache ausdrückt, und das ist unter den überhaupt nur spärlichen belegen dieses gebrauches gar nicht selten der fall, z. b. I. Tim. 4, 1 *afstandand sumai galaubeinai* = *ἀποστήσομαι τῆς πίσσεως* („im interesse des glaubens“?); bei demselben verbum steht auch 2. kor. 4, 2 sächliches object. In diesen zusammenhang gehören doch wol auch die von Winkler an anderen stellen behandelten verba *bilcipau* (*verlassen*) und *fraliusan* (*vertieren*), bei denen sich gleichfalls sächliches object findet; so Mc. 11, 52 *bilcipands þamma leina* („im interesse der leinewand“?) und Luc. 15, 8 *jabai fraliusif drakmin ainamma* (*ἐν ἀπολέσῃ δρακμῶν μίῳ*). Am deutlichsten scheint mir die ablativische natur des dativs bei den verben *andhamôn* und *andwasjan* hervorzutreten; z. b. Mc. 15, 20 *andwa-*

*sidēdan ina þīzai purpurai* (gegen gr. ἐξέδωσα ἀνὸν εἰς πορφύρας; stimmend zu lat. *erucunt cum veste purpurea*, wie die Vulg. hat). Hier muss auch Winkler wenigstens berührungen mit dem ablativ zugeben; doch lässt er auch den instrumentalis und endlich wider seinen eigentlichen dativ mitspielen. Kol. 2, 15 *audhamōnds sik teika* soll der dativ folgende bedeutungsstufen durchlaufen haben: „sich entäussernd für den leib, d. i. bezüglich des leibes oder mittels des leibes die entäusserung vollziehend; das wird tatsächlich zum sich des leibes entäussern.“ Da muss ich denn doch sagen: durch eine solche metamorphose lässt sich schliesslich alles beweisen.

Gegen Winklers darstellung des comitativens dativs (s. 81—90) lässt sich nichts wesentliches einwenden. Auch mir ist jetzt zweifelhaft, ob in allen Grdz. d. d. synt. II § 311 angeführten fällen ein comitativus vorliegt. Am meisten scheinen noch die dative bei *sik blaudan*, *gahōrinōn*, *tiagan* dafür zu sprechen. Nirgends aber liegt ein auch nur annähernd so klarer fall vor wie in der bemerkenswerten Othfridstelle III, 9, 2 *ingegin fuarun folkon xēn seltšanēn uerkon*; ein beispiel, das Winkler s. 81 mit hätte heranziehen und auch später s. 517 fgg. hätte verwerten können. — Kurz möchte ich hier noch auf einen eigentümlichen widerspruch des verfassers mit sich selbst aufmerksam machen, der beweist, dass er zuweilen in seinen aufstellungen nicht ganz vorsichtig ist. S. 42 nennt er den dativ „den geborenen casus der geistigen richtung“; s. 83 heisst es: „Wie wenig aber der got. dat. casus der örtlichen oder überhaupt der richtung ist, ersieht man daraus, dass . . .“

S. 90—116 folgt der instrumentale dativ. Dass der dativ in vielen fällen auf einen alten instrumentalis zurückgeht, leugnet natürlich auch Winkler nicht; er gibt ausdrücklich zu, dass in diesem einen fälle der dativ des got. als syncretistischer casus angesehen werden darf. Freilich lässt er es sich nicht nehmen, auch hier eine brücke zu schlagen und eine nähere beziehung zwischen dem instrumentalis und dem reinen dativ herzustellen. So soll das, wodurch man jemanden tötet, ausstattet, lehrt, auch als das angesehen werden können, wofür man die handlung ausführt! Also man erschlägt einen im interesse des beiles! Woher solche künsteleien, wenn Winkler gleich darauf zugibt, dass die meisten dieser fälle einfach auf den reinen instrumentalis ohne vermittlung der datividee zurückgehen? Im übrigen enthält dieser abschnitt eine reihe feiner beobachtungen und bringt das vollständig gesammelte material in klarer und übersichtlicher anordnung vor. Nur die überschrift s. 108 hat mir nicht gefallen.

Der dativ beim comparativ (s. 116—118), der sonst für ablativisch gehalten wird, erklärt sich nach Winkler ebenfalls aus der ursprünglichen natur des dativs. *svinþōza mis* soll heissen „mächtiger für mich, d. h. soweit es mich angeht, also: als ich.“ Ich fürchte, dass auch diese erklärung nicht den beifall vieler finden wird. Wenigstens ist Streitberg, der sich sonst in seiner darstellung des dativs in dem Got. elementarbuch (Heidelberg 1897) § 247 fgg. sehr nahe an Winkler angeschlossen hat, ihm in diesem punkte nicht gefolgt, sondern bei der ablativtheorie stehen geblieben. Aber auch wer Winklers erklärung für das got. acceptieren sollte, wird doch bei derselben erscheinung im mhd., das Winkler hier auch berührt (vgl. auch s. 519), bedenken hegen. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, dass hier noch ein ursprünglich germanischer dativ vorliegt, sondern erkläre diesen gebrauch einfach aus der nachahmung des lat. dativs. Die schriftsteller, die ihm anwenden, sind entweder übersetzer oder doch autoren, denen das lateinische völlig geläufig war, wie Isidor, Tatian (13, 23; 64, 7), Notker, Othfrid (im ganzen 3mal; s. Erdmann OS. II § 263);



man vgl. auch Dkm. S6 B 2, 69. 89, 10 u. a. — Die stellen sind übrigens hier bei Winkler nicht ganz vollständig; es fehlen Mt. 5, 37. 6, 25. 27, 64. Luc. 3, 16. 9, 13. 16, 8.

Vortrefflich gelungen ist Winkler die darstellung des sog. absoluten dativs im got. (s. 117—140). Er weist hier unter bekämpfung entgegenstehender ansichten überzeugend nach, dass der sog. absolute dativ des got. keineswegs als eine vom übersetzer in sklavischer nachahmung construierte, zur formel erstorbene widergabe des griech. gen. absol. angesehen werden darf, sondern dass er in den weitaus meisten fällen die beziehung der beteiligung ausdrückt, also die dativnatur völlig gewahrt hat. Zweifelhaft geblieben ist mir nur das *raginandin Pontianu Peilatan* (Luc. 1. 3), wo mir ein nachwirken des vorhergehenden *in* nicht in den sinn will. Sehr fein sind die beobachtungen Winklers über die verschiedenartige behandlung des griech. gen. absol. durch den übersetzer, der hier offenbar mit bewusster rücksicht auf das wesen der sprache zu werke geht.

Eine bemerkung allgemeinerer natur kann ich hier nicht unterdrücken. Winkler, der durchaus selbständig aus den ersten quellen herausarbeitet und unmittelbar aus ihnen sein system aufbaut, hat es fast durchweg verschmäht, die einschlägige litteratur zu rate zu ziehen. Man wird ihm daraus bei der eigenart seines standpunktes kaum einen vorwurf machen können. Überdies liegt die ausarbeitung des buches, wie Winkler wiederholt betont, etwa 18 jahre zurück, und man kann sich denken, dass der verfasser nicht geneigt war, bei der jetzt erfolgten herausgabe die inzwischen erschienene litteratur nachträglich zu vergleichen; eher hätte man erwartet, dass der vor 1879 (dies jahr nennt Winkler öfters als dasjenige, in dem seine arbeit im wesentlichen abgeschlossen wurde) erschienenen schriften, wie der untersuchungen Gerings über den syntactischen gebrauch des participiums im got. 1874 (Ztschr. V) wenigstens kurz gedacht wäre. Eine arbeit freilich citiert Winkler in diesem abschnitt; s. 137 fgg. polemisiert er lebhaft gegen eine ansicht „Lucks in seiner arbeit über den got. dativ s. 23.“ Es ist mir lange rätselhaft gewesen, welche schrift hier gemeint sei. Endlich fand ich die stelle in einer arbeit, die allerdings einen wesentlich anderen titel führt als Winkler angibt. Es ist die Gottinger dissertation von Otto Lücke, *Absolute participia im got. und ihr verhältnis zum griech. original*. Magdeburg 1876. Dort steht die von Winkler bekämpfte stelle; aber auch nicht auf s. 23, sondern s. 33. Wenn man schon citiert, muss man es so tun, dass ein nachprüfender sich ohne zu grosse schwierigkeit zurecht finden kann.

Nach einem kurzen rückblick auf den praepositionslosen dativ (140—45) wendet sich nun der verfasser zu einem besonders wichtigen abschnitt, dem dativ bei praepositionen (145—313). Auch hier bleibt er seiner auffassung durchaus treu. Der dativ ist ihm hier so gut casus der beteiligung wie in seinem bisher dargestellten wirken. Die örtliche beziehung findet er ausschliesslich in dem adverbium, das allmählich zur praeposition geworden ist; daneben habe der Gote nach seiner weise die innere verknüpfung durch den casus der beteiligung ausgedrückt; er kenne nur ein „heraus — für die stadt, hinein — für die stadt“ usw. Dabei muss Winkler allerdings zugeben, dass diese bedeutung im got. bereits sehr verblasst ist und dass der dativ in seinem eigentlichen wesen gegenüber der vorwiegenden örtlichen bedeutung der praeposition stark zurücktritt. Dass alle praepositionen der trennung unbedingt den dativ haben, erklärt sich für ihn, der jede ablativische bedeutung des praepositionslosen dativs leugnet, gerade daraus, dass der dativ eben auch hier seinen wert beibehält neben der durch die praeposition gegebenen idee der trennung. Diese

allgemeinen betrachtungen über die praepositionalen fügen sind die notwendige folge der vorher aufgestellten erklärungsversuche des praepositionslosen dativs; sie werden demnach in demselben umfange billigung oder ablehnung erfahren wie jene. Ich verzichte darum auf die nähere erörterung des einzelnen. Die nun folgende behandlung der einzelnen praepositionen nach ihrer bedeutungsentwicklung und ihrem gebrauchsumfang ist eine glänzende leistung von bleibendem werte. Sie ist die erste vollständige<sup>1</sup> bearbeitung dieses schwierigen gebietes und wird die grundlage aller weiteren forschung auf demselben bilden.

In einem „der ablativartige und instrumentalartige genitiv“ überschriebenen abschnitt (313—61) behandelt dann Winkler vor allem diejenigen anwendungen des genetivs, die seiner ansicht nach auf ablativischer anschauung beruhen, „ein gebiet halb örtlicher, halb geistiger beziehungen, die recht eigentlich die domäne des ablativs bildeten.“ Denn das germanische hat nach ihm den alten ablativ, soweit er nicht praepositionale vertretung gefunden hat, meist im genitiv aufgehen lassen; eine klare sonderung freilich des eigentlich genitivischen und des ablativischen hält er für undurchführbar. Dieses letztere ist jedenfalls richtig. Ob überhaupt der genitiv als vertreter des idg. ablativs angesehen werden darf, ist bekanntlich nicht unzweifelhaft und von manchen lebhaft bestritten; vgl. Erdmann OS. II, § 209 und Ztschr. 6, 124; Bernhardt das. 13, 18 ff. Ich leugne nicht, dass für Winklers auffassung manches spricht, dass namentlich die fälle, wo der übersetzer selbständig statt griech. *ἐξ* oder *ἐκ* c. gen. den blossen gen. setzt (wie Joh. 15, 19. Luc. 7, 21 u. a.), sowie die genitive bei den verben der trennung (*entbehren*, *heilen*, *reinigen* u. a.; — *schämen* scheint mir nicht in diesen kreis zu gehören) etwas bestechendes an sich haben. Dennoch fragt es sich, ob nicht alle angeführten fälle doch aus der eigentlichen natur des gen. erklärt werden können als des casus, der die angehörigkeit im weitesten sinne des wortes bezeichnet und also auch in freierer weise bloss das gebiet bezeichnen kann, auf dem die handlung vor sich geht. Die genitive bei *wisan* und *wairfan* scheinen mir sämtlich diese auffassung zuzulassen; vollends bei den zahlreichen s. 334 fgg. aufgezählten verben wie *bidjan*, *freidjan*, *hilpan* (!) u. a. ist mir eine ablativische bedeutung nicht erkennbar. — Übrigens trägt dieser abschnitt, wie der verfasser selbst nicht müde wird zu betonen, durchaus den charakter des vorläufigen und provisorischen. Nur die grundauffassung soll dargelegt werden; die begründung im einzelnen bleibt der eigentlichen bearbeitung des gen. vorbehalten. Erst wenn diese vorliegt, wird ein abschliessendes urteil möglich sein.

Nach denselben grundsätzen wie beim gotischen, nur weit kürzer, mehr andeutend als ausführend, und doch mit berücksichtigung aller für seinen zweck wesentlichen punkte bearbeitet dann Winkler das angelsächsische (363—454) und das altnordische (454—510) material. Manche der oben geäußerten bedenken drängen sich auch hier wider auf; so scheinen mir, um nur eins zu sagen, im ags. noch deutlicher als im got. reste einer locativischen und ablativischen bedeutung des dativs vorhanden zu sein. Aber ich will auf einzelheiten nicht eingehen, um noch ein wort über die behandlung des deutschen (510—535) zu sagen. Auch hier ist die darstellung nur andeutend und stützt sich allein auf Grimms material. Manches ist aphoristisch ausgefallen. Namentlich in der darstellung des dativ-instrumental vermisse ich einige punkte; so ausser dem schon oben erwähnten

1) Naber hat seine im Detmolder programm 1879 begonnenen untersuchungen meines wissens nicht weiter geführt.

comitiven instrumental (O. III, 9, 2) s. 518 die fälle, in denen der dativ als vertreter des instrum. des mittels erscheint, wie alts. Hel. 32 *fiugron skriban*. 5465 *thiu strata was felison gifnogid*; ahd. O. V, 20, 63 *hanton joh ougon beginnent sie nan scowon*. Ebenso hätte die ziemlich reichliche entwicklung der auf alten instr. zurückgehenden adverbialen ausdrücke etwas näher gekennzeichnet werden sollen, wie sie vorliegen in formeln wie ahd. *folrou, gahan, gimuagon, emuiscu* u. a., mhd. *ercclichen, unmu;en* usw. Für Winklers deutung des dativs nach comparativen kann ich auf oben gesagtes verweisen.

In einem kurzen rückblick fasst Winkler die für das germanische gewonnenen ergebnisse zusammen, um dann sein buch zu schliessen mit einem ausblick auf den indogermanischen dativ. Gestützt auf eine sehr umfassende kenntnis der einschlägigen sprachen, versucht er die stellung des idg. dativs zu den anderen casus zu ermitteln und seine grundbedeutung zu erfassen. Wenn auch bei der hypothetischen natur dieses gebietes hier nicht alles als ausgemacht gelten kann, so folgt man doch gern den feinsinnigen, von langer gedankenarbeit zeugenden ausführungen des verfassers, und auch wer sich hier und da zum widerspruch aufgefordert fühlt, wird doch für manche anregung dankbar sein.

Ich hoffe durch meinen bericht den lesern eine annähernde vorstellung von dem reichen inhalt und der bedeutung des buches gegeben zu haben. Wer immer sich in das werk versenkt, das nicht durchblättert, sondern studiert sein will, wird mit mir bedauern, dass es für absehbare zeit ein fragment bleiben soll. Auch so wird niemand an ihm ungestraft vorübergehen, der in zukunft die problemreiche syntax der germanischen casus zu durchforschen unternimmt.

KIEL IM JANUAR 1898.

OTTO MENS-ING.

Angelus Silesius und seine mystik. Von dr. C. Seltmann. Breslau, G. P. Aderholz. 1896. 208 s. 3 m.

Es ist nicht das erste mal, dass der versuch gemacht wird, die mystik Joh. Schefflers, wie sie vornehmlich im „Cherubinischen wandersmann“, in zweiter oder dritter linie erst in der „Heiligen seelenlust oder verliebten psyche“ niedergelegt ist, in einklang mit der lehre der katholischen kirche zu bringen. Ob der sache mit diesen bemühhungen gedient ist, möge dahingestellt bleiben. Kein mensch zweifelt daran, dass Scheffler nach seinem übertritte ein wirklich überzeugter, bis zum fanatismus gläubiger katholik gewesen ist. Es kann auch daran kein zweifel sein, dass die geistige richtung, die im Cherubinischen wandersmann zu tage tritt, den anschluss Schefflers an die katholische kirche wesentlich gefördert hat. (Vgl. das nähere darüber in der einleitung zu meiner ausgabe des Cher. wandersm. Halle 1896, s. V fg.) Damit aber sollte man sich zufrieden geben und nicht für die lehre der katholischen kirche zu retten suchen, was nicht zu retten ist. Für jeden sachkenner ist es jedesfalls ein aussichtsloses bemühen, die im Cherubinischen wandersmann verarbeitete gedankenwelt aus anderen quellen als aus einem pantheistisch gerichteten mysticismus ableiten zu wollen.

Das damit ausgesprochene urteil gilt auch von dem vorliegenden buche. Wenn ein freund des Cherubinischen wandersmannes zugleich ein strenggläubiger katholik ist, so kann ihm die schrift Seltmanns allerdings empfohlen werden. Denn ein solcher leser wird sich von den bei Scheffler nicht selten vorkommenden schroffen

kühnheiten abgestossen oder verletzt fühlen. Deshalb wird ihm der versuch Seltmanns willkommen sein, derartige sprüche so lange zu drehen und mehr oder minder gewaltsam unzuendeutend, bis sie eine unverfängliche gestalt gewonnen haben und vom kirchlichen standpunkte nichts mehr an ihnen auszusetzen ist. Da aber hier kein für einzelne konfessionelle kreise bestimmtes urteil ausgesprochen, sondern der wissenschaftliche wert des buches festgestellt werden soll, so muss der hauptteil der vorliegenden untersuchung trotz der vom verfasser redlich aufgewendeten mühe als durchaus verfehlt bezeichnet werden. Für die erklärungsversuche des verfassers sollen weiter unten zwei charakteristische beispiele herausgegriffen werden. Bei der quellenfrage, die für jede untersuchung des im Cherubinischen waidersmanne niedergelegten ideenschatzes die grundlage abgeben muss, bedient sich der verfasser absonderlicher methoden. Einmal betrachtet er die von ihm aufgestellte, erst noch zu belegende these als bereits bewiesen und entnimmt aus ihr die gründe, um Schefflers stellung zu den quellen zu entscheiden. Er bewegt sich also in einem eirkel, vgl. die äusserung über Böhme s. 59: „Böhmes einfluss kann schon darum kein dauernder und massgebender für Angelus gewesen sein, weil Böhme nicht frei von grossen irrthümern ist und neben vielem wahren auch viel verworrenheit und willkür zeigt.“ Das andere von dem verfasser beliebte verfahren besteht darin, bisherige forschungsergebnisse einfach als nicht vorhanden zu betrachten. So heisst es s. 62, dass ich über den einfluss Weigels auf Scheffler „keine speciellen angaben“ gemacht hätte. Ich würde es nun verstehen können, wenn Seltmann die beweiskraft meiner ausführungen bestritten hätte; wie man aber von meiner einleitung, in der fast zwanzig seiten (s. XV – XXXIII) mit belegstellen aus Weigels werken angefüllt sind, sagen kann: „Ellinger hat auch keine speciellen angaben gemacht“, ist mir unerfülllich. Wenn dann ferner nach den von Koffmanne, Korrespondenzblatt des vereins für die geschichte der ev. kirche Schlesiens, 1882, bd. I, s. 91 fg. und von mir s. LXI fgg. gegebenen nachweisen noch behauptet werden kann: „Dass Scheffler von Czepko nicht abhängig ist, hat Mahn nachgewiesen“, so ist eine weitere wissenschaftliche auseinandersetzung unmöglich, wenigstens ich sehe mich ausser stande eine solche zu führen.

Um die interpretationskünste des verfassers zu charakterisieren, genügen zwei beispiele. Die beiden nachfolgenden epigramme drücken die dem dichter vorschwebenden gedanken so deutlich aus, dass man meinen sollte, es könne sie niemand missverstehen. Mit der kirchlichen lehre sind sie jedesfalls unvereinbar.

I, 8. Ich weiss, dass ohne mich gott nicht ein nun kann leben,  
Werd' ich zu nicht, er muss von not den geist aufgeben.

I, 96. Gott mag nicht ohne mich ein einzigs würmlein machen,  
Erhalt' ich's nicht mit ihm, so muss es straks zukrachen.

Das erste soll nach Seltmann lediglich den sinn haben, „auf die unendliche liebe gottes zu uns menschen hinzuweisen und auf den kreuzestod anzuspielen, den der sohn gottes auf sich genommen hat, um uns dem ewigen tode zu entreissen. Der beweis von dem immerwährenden vorhandensein dieser liebe, so zwar, dass es nicht einen einzigen augenblick, nicht ein nun, gegeben hat, in welchem diese liebe nicht vorhanden gewesen wäre, liegt darin, dass der ratschluss unserer erlösung ewig ist, wie alles in gott.“ I, 96 wird von Seltmann folgendermassen erklärt: „Gott hat die welt nicht erschaffen wollen, ohne mich zu erschaffen, er hat sie zu meiner freude gemacht, ich sollte dabei sein, ich soll seine freude mit ihm teilen. Daraus soll hervorgehen, welche gemeinsamkeit des interesses zwischen gott und dem menschen

überhaupt besteht. Diese gemingsamkeit ist nicht minder daraus ersichtlich, dass die erhaltung z. b. eines würmleins gar nicht möglich ist, wenn bloss ein einseitiges interesse vorhanden ist und der mensch zerstörend eingreift. (Der spruch trägt die überschrift: Gott mag nichts ohne mich.) Aber nicht bloss diese allgemeine erkenntnis will der dichter im menschen erzeugen, sondern er bezweckt im letzten grunde immer, den menschen zur erkenntnis der unendlichen liebe gottes zu führen, zur erkenntnis der also von gott gewollten zusammengehörigkeit von gott und mensch und demnach zur unabweisbaren pflicht, sich gott zu verähnlichen.\* Ich weiss nicht, ob diese gewundenen erklärungen auf irgend jemanden einen überzeugenden eindruck machen werden; mir scheinen sie jedesfalls unhaltbar. Denn der den beiden epigrammen zu grunde liegende mystisch-pantheistische gedanke: „erst in dem und durch den menschen tritt die gottheit wirklich ins leben“ ist meines erachtens von Scheffler so klar ausgedrückt, dass alle undeutungsversuche vergebene mühe und arbeit sind.

Muss demnach der hauptinhalt der vorliegenden schrift als verfehlt bezeichnet werden, so soll dem verfasser doch gern zugestanden werden, dass er sich mit liebe in die dichtung des Angelus Silesius vertieft hat. In seinem versuche, Schefflers mystik in grösserem umfange darzustellen, findet sich denn auch gelegentlich eine gute beobachtung, auch manche von den herbeigezogenen stellen aus den kirchenvätern verdienen beachtung. Eine wesentliche förderung der sache vermag ich aber auch in diesen ausführungen nicht zu sehen. So wird der hauptwert des buches in einzelnen kleineren nachweisen und darlegungen zu suchen sein. Über die gründe, welche Scheffler zum catholicismus hinüberführten, ist s. 14 fgg. recht ansprechend gehandelt, wobei aber wider die apoletische tendenz sich unangenehm bemerkbar macht und den verfasser zu mancherlei unrichtigen ansichten verleitet. Dagegen ist es durchaus richtig, wenn die bedeutung, die die lutherische rechtfertigungslehre für Schefflers innere umstimmung gewonnen hat, ausdrücklich hervorgehoben wird. (Vgl. über die in Frankenburgs kreis herrschende anschauung über die gnadenlehre meine einl. s. IV.) Auch darin kann man Seltmann völlig beipflichten, dass von einer speciell protestantischen färbung vieler sprüche des Cherubinischen wandersmannes, wie sie von manchen seiten behauptet wird, nicht die rede sein kann. S. 33 wird als tagdatum von Schefflers priesterweihe der 21. mai 1661 (anstatt der gewöhnlichen angabe: 29. mai) festgestellt. Ebenfalls, so viel ich weiss, noch nicht bekannt ist das s. 145 mitgeteilte stammbuchblatt, das Scheffler in Padua 1619 (bei Seltmann steht, zweifellos irrtümlich, 1639) geschrieben hat und das Seltmann nach einer notiz: Diepenbroks mitteilt: „Mundus pulcherrimum nihil.“ Der ausspruch wurde darauf hindeuten, dass Scheffler schon während seines aufenthaltes in Padua im wesentlichen den mystisch-pantheistischen standpunkt eingenommen habe, den wir ihm im Cherubinischen wandersmann vertreten sehen; wir würden dann in diesem zeugnis einen neuen beweis für die freilich schon bekannte tatsache zu sehen haben, dass seine hinwendung zur mystik und wahrscheinlich auch seine erste bekanntschaft mit Frankenburg in die dem Paduaner aufenthalte vorangehende Leydener zeit fällt. Dagegen ist die notiz über geburtsort und vater s. 5 - 6 schon seit Kahlers schrift (1853) bekannt.

Vom mittelalter zur reformation. Forschungen zur geschichte der deutschen bildung von **Konrad Burdach**. Erstes heft. Halle, Max Niemeyer. 1893. XX, 137 s. 4 m.

Seit dem erscheinen des ersten bandes von Janssens deutscher geschichte beginnt sich immer mehr die erkenntnis durchzusetzen, dass sich ein verständnis der treibenden kräfte des zeitalters der reformation nicht erreichen lässt, wenn man nicht die analogen vorgänge des ausgehenden mittelalters sorgfältig untersucht und zur aufhellung der geschichte des 16. jahrhunderts benutzt. Wie man sich auch zu Janssens aufstellungen verhalten und wie scharf man seine arbeitsweise verurteilen mag — der erste band hat jedesfalls eine ausserordentlich anregende kraft bewiesen, wenn er auch in einzelnen bereits als überholt gelten darf. Dass die wurzeln der religiösen, wissenschaftlichen, sozialen strömungen, die dem zeitalter der reformation in Deutschland sein charakteristisches gepräge verleihen, im 14. und namentlich im 15. jahrhundert zu suchen sind, hat Janssen zwar nicht zum ersten male nachgewiesen, aber dennoch als erster durch heranziehung eines grossen und im ganzen wenig gekannten quellenmaterials erhärtet; und wenn er die gesamtanschauung auch durch tendenziöse absichtlichkeit entstellt hat, so ist ihr kern doch unzweifelhaft richtig. Freilich im einzelnen bleibt auch nach den glänzenden hier in betracht kommenden abschnitten Friedrichs von Bezold noch viel zu tun: es gilt, die einzelnen geistigen und materiellen richtungen des vielgestaltigen 16. jahrhunderts in ihre ersten anfänge zurückzuverfolgen; hat man sie dergestalt auf die einfachste form gebracht, in der sie uns zuerst entgegenreten, so wird es in ganz anderer weise als bisher möglich sein, die einzelnen elemente zu unterscheiden, aus denen sie sich zusammensetzen, und zu beobachten, wie nach und nach sich immer neue und komplizierende bestandteile angliedern. In ausserordentlich fördernder weise hat Konrad Burdach diese probleme ergriffen und für das vierzehnte jahrhundert sehr wertvolle beiträge zur lösung der schwebenden fragen geliefert. Im wesentlichen sind es zwei hauptpunkte, die er im auge behält: einmal das weiterleben jener kräfte zu verfolgen, welche die blüte der mittelhochdeutschen dichtung herbeigeführt haben, und dann die neu aufstrebende geisteswelt zu erfassen, die dazu bestimmt war, die in den idealen und den poetischen mitteln der mhd. dichtung materiell und formell verkörperte kultur zu verdrängen und bis zu einem gewissen grade zu ersetzen. Das erste problem hat Burdach mehr andeutend behandelt und einzelne fragen unter anknüpfung an neuere publikationen herausgegriffen; das zweite ist dagegen für einen zeitlich und lokal begrenzten raum mit umfassender heranziehung des erreichbaren quellenmaterials nach allen richtungen hin ausgeschöpft worden. Zunächst gibt der verfasser vortreffliche winke, in welcher weise die erforschung des handschriftenhandels und der handschriftenverbreitung der litteratur- und allgemeinen geistesgeschichte dienstbar zu machen wäre. Der hinweis auf die massenhafte anfertigung von handschriften im 15. jahrhundert, die hervorhebung der tatsache, dass in einem handschriftenverzeichnis die historischen epen des mittelalters zwar in handschriftlichen aufzeichnungen des 13. und 14., nicht aber des 15. jahrhunderts erscheinen, sind deshalb wertvoll, weil sie die phasen der geistesgeschichtlichen entwicklung erläutern und gleichsam widerspiegeln. Nicht minder wertvoll sind die bemerkungen, die auf das weiterleben der mhd. didaktik oder vielmehr deren neubelebung aufmerksam machen, wie wir sie seit der mitte des 15. jahrhunderts verfolgen können. Dass es gerade diese seite der mhd. poesie war, die von dem ausgehenden mittelalter ergriffen wurde, ist für den praktisch-religiösen charakter dieses zeitalters, für das stre-

ben der laienwelt nach religiöser selbständigkeit ungemein charakteristisch. Die dichtung beginnt, aus der stellung, die sie um 1200 einnahm, herabzugleiten; sie ist nicht mehr selbstzweck, sondern wird mittel zum zweck, wie wir es im 16. jahrhundert mit händen greifen können. Die aufgaben, die sich bei einer wissenschaftlichen betrachtung dieser nachblüte der mhd. didaktik für den forschler ergeben mussten, werden dabei vortrefflich präcisirt und im wesentlichen auf die frage gebracht, wie viel von den speciellen, auf der ritterlich-höfischen kultur beruhenden idealen der ma. lehrlichtung im ausgehenden mittelalter und in der reformationzeit noch brauchbar und lebendig blieb. Die tatsache, dass z. b. der Welsche gast noch im 15. jahrhundert viel gelesen worden ist, würde schon einen beitrug zur beantwortung dieser frage ergeben. Indessen kann eine wirkliche lösung dieses problems nur durch eine umfangreiche untersuchung und statistik erreicht werden; Burdach hat darauf verzichtet, dem gegenstande in dieser weise näher zu treten: wol aber hat er im anschlusse an Oechelhäusers schrift (1890) über den bildercyklus, der den illustrierten handschriften des Welschen gastes zu grunde liegt, gezeigt, in welcher weise die betrachtung der illustrationskunst und -technik der mittelalterlichen handschriften auch der erforschung der litteratur- und kulturgeschichte dienstbar gemacht werden kann. Auch auf diesem gebiete lässt sich der einfluss der vergrößernden, demokratischen, vor allen dingen die wirkung auf die masse erstrebenden tendenzen beobachten, wie sie im ausgehenden mittelalter immer stärker und ausschliesslicher zur geltung kommen.

Weit eingehender, sorgfältiger und umfassender als die reste der mittelalterlichen kultur und litteratur hat der verfasser, wie bereits hervorgehoben, das aufkommen der neuen bildungselemente behandelt. Den mittelpunkt seiner darstellung bilden der hof Karls IV. und Karls kanzler Johann von Neumarkt. Karls portrait wird von Burdach, wie mir scheint, schärfer und richtiger erfasst, als von den bisherigen beurteilern. Seine politischen bestrebungen, die den schwerpunkt der deutschen kultur nach dem osten und nordosten rücken, bilden die grundlage, auf der die neue bildung erwächst. Den wichtigsten mittelpunkt aller dieser neu aufkommenden tendenzen repräsentirt die kaiserliche kanzlei, die von Johann von Neumarkt gründlich umgestaltet wurde. Durch eine reihe von formelbüchern bahnt dieser merkwürdige mann eine durchgreifende veränderung an: er arbeitet mit an der sich allmählich durchsetzenden verdrängung des deutschen rechtes durch das römische (womit indessen der geistige process nur in den allergrößten strichen bezeichnet ist). Tiefergehenden einfluss üben die von Johann von Neumarkt vertretenen bestrebungen auf die städtischen kanzleien aus, wie das beispiel Johanns von Gelnhausem zeigt; aber auch die erzbischöfliche und die böhmische königliche und landeskanzlei kommen sich dem von der kaiserlichen kanzlei gegebenen vorbilde wenigstens nicht ganz entziehen; auch nach Schlesien reichen die einwirkungen der kaiserlichen kanzlei hinüber, deren juristische leistungen sämtlich unter dem zeichen des neu eindringenden römischen rechtes stehen. Von der kanzlei aus spinnen sich nun fäden nach der universität hin; unter dem einflusse Johanns von Neumarkt scheinen sich die ansprüche, die man an eine akademische, speziell juristische vorbildung der geistlichen stellt, zu steigern; doch werden daneben wol auch noch andere geistige kräfte bei diesem punkte mit wirksam gewesen sein. — Recht scharf und geistreich hat dann der verfasser den ursprung des modernen beamtentums in der kanzlei aufzuzeigen gesucht. Dadurch, dass Karl IV. den mittelalterlichen zustand endgiltig beseitigt, die kanzlei den einflüssen der drei erzbischöfe entzieht und unter der verwaltung eines von ihm abhängigen beamten an

seinem hofe lokalisiert, gestattet er das mittelalterlich-geistliche in ein weltliches auf um, woran selbstverständlich die tatsache nichts ändert, dass die betreffenden beamteten geistliche waren (vgl. die sehr hübschen parallelen s. 49 unten, die sich noch weiter ausführen liessen). Sehen wir hier von der kanzlei die anfänge einer neuen, von der geistlichen bildung des mittelalters unabhängigen kulturellen macht ausgeben, so fehlen in der reichskanzlei Karls IV. auch die vorboten jener religiösen bewegung nicht, die schliesslich ebenfalls die grundlagen zu einer rein weltlichen bildung legte: es sind dies die notare Matthäus von Krakau und Milie von Kremser, jener mehr im sinne der vorreformatorischen kirchlichen reformpartei tätig, dieser eine art von vorläufer der schwarzgeister des 16. jahrhunderts.

Im mittelpunkte der nachfolgenden betrachtungen steht wider Johann v. Neumarkt als typischer vertreter der anfänge der renaissance in Deutschland; seine wissenschaftlichen bestrebungen, seine bewunderung für Cola di Rienzo, seine beiden italienischen reisen und die berührungen, in die ihn diese mit den bedeutendsten vertretern der italienischen renaissance bringen, werden so gewürdigt, dass auch die grossen geistigen zusammenhänge, die sich dabei ergeben, immer klar und deutlich hervortreten. Hervorgehoben seien namentlich die betrachtungen über die anfänge der französischen renaissance, der sehr richtige hinweis darauf, wie in dem frühesten stadium der renaissance in Frankreich mittelalterliches und neues noch friedlich zu einem grossen kulturganzen verschmolzen sind. Auch auf die betrachtungen über Karls IV. stellung zu der renaissance sei besonders hingewiesen. Die von dem verfasser aufgestellten vermutungen zur ernittlung der geistigen fäden, die von Italien nach Böhmen hinüberleiteten, scheinen mir meist glücklich: die von ihm vermuteten beziehungen Johanns von Neumarkt zu den Augustinereremiten von S. Spirito in Florenz, vor allem zu Marsigli, halte auch ich für wahrscheinlich. Höchst behrend wird dann in sorgfältiger betrachtung, der wir hier nicht im einzelnen nachgehen können, gezeigt, wie auch in der eigenen schriftstellerischen tätigkeit Johanns v. Neumarkt die wichtigsten merkmale der neu ankommenden bildung nachzuweisen sind, wie einflüsse der renaissance auch in den geistlichen dichtungen Johanns und seiner nachfolger sich wirksam zeigen und wie die an die neuen kulturelemente anknüpfenden bestrebungen auch sonst im osten des reiches weiter wirken. Besonderer wert ist auch hierbei mit recht auf die untersuchungen der handschriften, der in ihnen vorkommenden bilder sowie auf die feststellung der von diesen frühesten vertretern des deutschen humanismus bevorzugten lektüre und des bestandes der in betracht kommenden bibliotheken gelegt.

Gerade der soeben besprochene abschnitt bietet eine fülle von anregungen für die weiterarbeit auf diesem und verwandten gebieten. Ich habe mit der besprechung des buches so lange gezögert, weil ich es für unerlässlich hielt, durch mehrfache lektüre erst einen sicheren standpunkt zu diesem umfangreichen detail und der neuen behandlungsart zu gewinnen. Soll ein gesamturteil ausgesprochen werden, so müsste es dahin gehen, dass der verfasser das material mit grossem scharfsinn durchforscht und kritisch gesichtet und es von eigenartigen und grossen gesichtspunkten aus behandelt hat. Er hat durch die sorgsame handhabung der philologischen methode der kulturgeschichte (das wort in dem allein richtigen sinne genommen) wesentliche dienste geleistet und hat es verstanden, kritische schärfe mit warmer hingabe an seinen stoff, ja mit begeisterung zu verbinden. So hoch ich nun alle diese vorzüge veranschlage, so wenig möchte ich das verschweigen, was mir an der von dem verfasser verfolgten methode bedenklich erscheint. Mehrfach wird meines erachtens aus einzeltatsachen



zu viel gefolgert; es scheint mir, dass der verfasser zu leicht von einzelnen beobachtungen aus allgemeine richtungen zu erschliessen sucht. Ein böden, auf dem eigentlich alles schwankend ist, reizt natürlich dazu, der wissenschaftlich geschulten phantasie möglichst freien spielraum zu lassen; indessen wird man doch grade auf einer derartigen unsicheren grundlage gut tun, sich möglichste vorsicht aufzuerlegen. Allerdings wiegt meine ausstellung nicht allzu schwer, da eine revision der gewonnenen ergebnisse leicht das zuviel beseitigen oder auf das richtige mass zurückführen kann.

Die vorrede weiss die ziele der wissenschaftlichen forschung, die dem verfassers vorschweben, anschaulich zur darstellung zu bringen. Unter den von dem verfassers gegebenen winken hebe ich den hinweis s. 29, dass der „Ackermann aus Böhmen“ von dem englischen gedichte Wilhelm Langlands „Peter der Ackermann“ (1362), abhängig sei, wozu einzelnachweise freilich recht erwünscht wären. — Die bedeutung der Augustinereremiten für die erneuerung des Augustinismus und damit für die vorbereitung der reformation soll selbstverständlich nicht bestritten werden für das 16. jahrhundert müssten die kommunikationskanäle erst im einzelnen festgestellt werden, wie denn Luther bekanntlich einen dahingehenden einfluss des ordens durchaus ablehnt. — Eine ansprechende summarische charakteristik hat Burdach von der wirksamkeit Adelberts von Keller entworfen. Auf die methodische frage, die bei der besprechung von Kellers ausgaben berührt wird, sei kurz hingewiesen. Burdach beklagt sehr scharf, dass man sich heute vielfach mit rohen abdrücken einer handschrift begnüge, und häufig überhaupt gar nicht der versuch gemacht werde, durch die mittel, die die textkritik an die hand gibt, die ideale gestalt des betreffenden werkes widerherzustellen. Obgleich ich im allgemeinen den standpunkt des verfassers teile, möchte ich doch bemerken, dass die von Burdach bekämpfte richtung doch schliesslich nur ein rückschlag gegen die allzugrosse suveränität ist, in der einzelne, von mir übrigens auf das höchste verehrte nachfolger Lachmanns die texte behandelten. Insofern scheint mir diese art der textbehandlung, die auch ich principiell ablehne, gewissen nutzen gestiftet zu haben, als sie doch wider einigen respekt vor der doch nun einmal vorhandenen überlieferung gelehrt hat.

BERLIN.

GEORG ELLINGER.

## MISCELLLEN.

### Die aussprache der beiden mhd. kurzen e.

Allgemein gilt jetzt wol Joh. Franck als derjenige, der zuerst den unterschied in der aussprache von mhd. *e* und umlauts-*e* richtig erkannt und bewiesen hat, vgl seinen bekannten aufsatz in der Ztschr. f. d. a. XXX, 218 fg. Allerdings verweist er s. 219 auf die worte Weigands und Engelhelms, von denen beiden schon der wahre sachverhalt ausgesprochen war, und Sievers fügte PBB. Beitr. IX, 561 anm. noch das zeugnis Hildebrands und Weinholds hinzu. Merkwürdigerweise hat man aber bisher die ausführliche darlegung in einem, wie es scheint jetzt ziemlich vergessenen buche übersehen, nämlich in Philipp Wackernagels mhd. lesebuche: „Edelsteine deutscher dichtung und weisheit im XIII. jahrhundert.“ Man ist davon nur die vierte auflage (Frankfurt a. M. 1870) zugänglich, und ich kann daher nicht sagen, ob sich die in frage kommende stelle so schon in den früheren auflagen (1850, 1857 und 1865) findet, vermute dies aber aus einer bemerkung auf s. XIV, wo es im vorwort zur ersten auflage heisst: „Wornach esien in der reed

weniger gefragt oder vergebens gesucht wird, eine anweisung zur richtigen aussprache des mittelhochdeutschen, das wollte ich mir aber nicht versagen, als einen notwendigen anhang hinter der vorrede noch mitzuteilen.“

Dieser abschnitt führt (in 4. auflage s. XIX—XXXII) die überschrift: „Über orthographie und aussprache“; s. XX—XXII steht die ausführliche begründung der regel, dass *ē* als offener, umlauts-*e* dagegen als geschlossener laut zu sprechen sei. Wackernagel sagt da: „Die aussprache beider *e* ist offenbar nicht eine und dieselbe gewesen, weil *e* auf *ē* nicht gereimt wird. Auch noch jetzt hört man an den alten sitzen der hochdeutschen sprache, in Württemberg, im badischen oberlande und in der Schweiz, beide *e* aufs deutlichste und von jedermann wahrnehmbar von einander unterscheiden: das eine liegt in der aussprache dem *a* sehr nahe und könnte deswegen den namen kehl-*e* bekommen, gewöhnlich das offene *e* genannt; das andere hat eine dem *i* benachbarte aussprache, weshalb man es das gaumen-*e* nennen könnte, gewöhnlich das geschlossene *e* genannt . . . . in jenen landstrichen hat der umlaut des *a* die aussprache des geschlossenen, der umlaut des *i* [gemeint ist das sog. „brechungs-*e*“] die des offenen *e*; die angleichung des *a* an *i* und des *i* an *a* ist aus dem näheren gebiet des assimilierten vokals über die mitte hinaus bis in das gebiet des assimilierenden vorgeschritten.“ — Ich bin nicht im zweifel, dass Engeliens aus dieser quelle seine weisheit geschöpft hat, vgl. seine. von Franck s. 219 citierten worte mit den oben durch gesperrten druck hervorgehobenen! Engeliens grammatik erschien Berlin 1867.

Als beispiele führt W. für geschlossenes *e* die wörter *ätzen*, *becher* (!), *becken*, *bette*, *besser*, *ecke*, *elle*, *erbe*, *erle*, *fels* (!), *fest*, *ergetzen*, *glätte*, *held*, *herbst*, *hürte*, *hetzen*, *kälte*, *kerze*, *lecken* (!), *verletzen*, *recke*, *retten*, *schnecke* (!), *schrecken*, *geselle*, *stellen*, *stengel*, *stärken*, *wärmen*, *zerren*, für offenes: *belln*, *berg*, *betteln*, *brechen* . . . . *gestern*<sup>1</sup> usw. an; er fügt hinzu, dass vor nasalen „ein mittlerer vokal“ gesprochen werde, „in welchem der unterschied getilgt ist“, so dass *hemde*, *brennen* usw. und *bremse*, *fenchel* usw. den gleichen laut hätten<sup>2</sup>, „so dass *senden* und *spenden* auf einander reimen, *ländle* und *lindle* aber in Württemberg wie einerlei wort gesprochen werden.“

Auch gedehntes *ē* und *e* werden unterschieden; so haben *beere*, *edel*, *fegen*<sup>3</sup>, *frercl*<sup>4</sup>, *gegen*, *gläser*, *gräser* . . . . *kläglich*<sup>4</sup>, . . . . *nühen*, *pferd*<sup>3</sup>, . . . . *räter*<sup>4</sup> usw. geschlossenes, *bür*, *besen*, *beten*, *degen* usw. dagegen offenes langes *e*.

Er schliesst seine darlegung mit den worten: „Nach meiner überzeugung ist der beweis, dass das jetzige verhältnis das umgekehrte des ursprünglichen sei, und dass die umkehr nicht vor, sondern nach festsetzung des mittelhochdeutschen stattgefunden, nicht geführt, handschriften des dreizehnten jahrhunderts setzen vielmehr schon *e* für *ē*, ja sie setzen dieses *ē* selbst, nämlich *e* mit übergeschriebenem *a*, so dass *rächt* den sinn von *recht* hat.“ Der oberdeutsche dürfe also „vorläufig“ die beiden *e* nach seiner heutigen aussprache lesen!

1) Vgl. über *e* vor *st* jedoch Franck a. a. o. 220 unten.

2) Vgl. Franck a. a. o. 223 oben.

3) Nach ausweis des niederd. liegt hier jedoch *ē* zu grunde, vgl. meine Soester mundart § 58.

4) Vgl. jedoch Franck s. 224.

5) Vgl. dagegen Franck s. 225.

Philipp Wackernagel wird also fortan als der gelehrte zu nennen sein, der zuerst die richtige aussprache der beiden *e*-laute klar erkannt und begründet hat.

GOTENBURG, 3. JANUAR 1898.

F. HOLTHAUSEN.

## VERZEICHNIS

DER MITARBEITER UND IHRES BEITRÄGE IN BAND XXI—XXX DIESER ZEITSCHRIFT.

- Ahlgrimm, Franz** (dr. in Hamburg): Zu Minnesangs frörling 30, 28. XXIII, 225.  
Anzeige von: Felix Poppenberg, Zacharias Werner XXVIII, 417. — Herm. Tardel, Untersuchungen zur mhd. spielmannsposie (Orendel und Salman-Morolf) XXVIII, 535. — Arth. Fueckel, Der Ernestus des Olo von Magdeburg und sein verhältnis zu den übrigen älteren bearbeitungen der sage vom herzog Ernst XXIX, 548.
- Althof, Herm.** (dr. prof. in Weimar): Anzeige von: L. Traube, Karolingische dichtungen XXII, 121. — Conradi Hirsaugiensis Dialogus super auctores ed G. Schepss XXV, 267.
- Andresen, Karl Gust.** (dr. prof. in Bonn †): Wortspaltungen auf dem gebiete der mhd. schrift- und verkehrssprache XXIII, 265.  
Anzeige von: O. Abel und W. Robert-tornow, Die deutschen personenamen XXIII, 372.
- Arens, E.** (dr. in Bedburg a. d. Erft): Studien zum Tatian XXIX, 63. 510.  
Anzeige von: V. E. Mourek, Zur syntax des ahd. Tatian XXIX, 123. — Wilh. Ruhfus, Die stellung des verbums im ahd. Tatian XXX, 380.
- Ansfeld, Adolf** (dr. prof. in Baden-Baden): Anzeige von: Herzog, Die Alexander-chronik des meister Babiloth XXX, 390.
- Bachmann, Erich** (in Dresden): Dresdener bruchstücke der Christherren-chronik XXVII, 289.
- Bahder, Karl von** (dr. prof. in Leipzig): Karl Bartsch (nekrolog) XXI, 166.
- Bahlmann, Paul** (dr. bibliothekar in Münster): Anzeige von: Rud. Schwartz, Esther im deutschen und neulateinischen drama des reformationszeitalters XXVIII, 398.
- Bartholomae, Christ.** (dr. prof. in Giessen): Anzeige von: F. Max Müller, Die wissenschaft der sprache, neu bearb. von R. Fick und W. Wischmann XXVII, 138.
- Bassenge, E.** (dr. in Dresden): Bericht über die verhandlungen der germanistischen sektion der 41. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Dresden XXX, 359.
- Bech, Fedor** (dr. prof. in Zeitz): Nachträge zu Köstlins Luther studien XXIV, 286.  
Sprachliche bemerkungen zu der von Joseph Seemüller herausgegebenen osterreichischen reichschronik Ottokars XXVII, 27.  
Zu dem von Büwenbure XXVIII, 295.  
Zu Moriz von Craon XXIX, 165.  
Zur kritik und erklärungs des von H. Paul herausgegebenen gedichte : Tristan als mönch XXIX, 338.  
Bemerkungen zu Schönbachs Studien zur geschichte der altdeutschen predigt XXX, 226.

- Anzeige von: Altdeutsche predigten herausg. von Anton E. Schönbach XXII, 115. XXV, 256.
- Becker, Heinrich** (dr. in Königsberg i. Pr.): Zur Alexandersage XXIII, 424.  
Anzeige von: A. d. Ausfold, Zur kritik des griechischen Alexanderromans XXVIII, 379.
- Beer, L.** (dr. in Bonn): Zur Örendelfrage XXIII, 493.
- Behagel, Otto** (dr. prof. geh. hofrat in Giessen): Alliterierende doppelconsonanz im Heliand XXVII, 563.
- Berger, Arnold E.** (dr. in Berlin): Anzeige von: Heinr. Schröder, Zur waffen- und schiffskunde des deutschen mittelalters XXIV, 122.
- Bernhardt, Ernst** (dr. prof. in Erfurt): Eine neu gefundene Parzivalhandschrift XXX, 72.  
Anzeige von: G. H. Balg, A comparative glossary of the gothic language XXIV, 236. — V. E. Mourek, Über den einfluss des hauptsatzes auf den modus des nebensatzes im gotischen XXVIII, 130.
- Bieger, J.** (dr. in Grimma): Zur klage XXV, 145.
- Binz, Gustav** (dr. privatdocent in Basel): Johann Rässers Spiel von der kinderzucht XXVI, 480.  
Anzeige von: Friedr. Seiler, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts XXVIII, 377. — Albert S. Cook, Glossary of the old northumbrian gospels XXVIII, 378. — Bernh. Schmidt, Der vocalismus der Siegerländer mundart XXIX, 269. — Thomas Miller, Place names in the English Bede and the localisation of the mss. XXIX, 414. — Fr. Kluge, Angelsächsisches lesebuch, 2. aufl. XXX, 422.
- Birlinger, Anton** (dr. prof. in Bonn †): Thete das, thet, thäte = mhd. entete XXIV, 43.  
Lexikalisches XXVI, 235.
- Bobertag, Felix** (dr. prof. in Breslau): Anzeige von: G. Witkowski, Dietrich von dem Werder XXII, 125.
- Boer, R. C.** (dr. in Leeuwarden, privatdoc. an der univ. Groningen), Þidreks saga und Niflunga saga XXV, 433.  
Zur Grettis saga XXX, 1.
- Bohnenberger, K.** (dr. privatdocent in Tübingen): Zur frage nach der ausgleichung des silbengewichts XXVIII, 515.  
Anzeige von: Fr. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen mundart XXIV, 116.
- Bolte, Johannes** (dr. in Berlin): Liederhandschriften des 16. und 17. jahrhunderts. I—III. XXI, 129. XXII, 397. XXV, 29.  
Ein brief Johann Laurembergs XXI, 464.  
Eine protestantische moralität von Alexander Seitz XXVI, 71.  
Zu Johann Rasser XXVIII, 72.  
Anzeige von: Fr. v. Westenholz, Die Griseldissage in der litteraturgeschichte XXI, 472. — Tobiae komedie und Comoedia de mundo et paupere udg. af S. Birket Smith XXI, 477. — Fr. Nicolais Kleyner feiner almanach 1777 und 1778, herausg. von G. Ellinger XXII, 381. — Nicol. Penckers Wol- klingende panke, herausg. von G. Ellinger XXIV, 135. — J. L. Frischs Schulspiel von der unsauberkeit der falschen dicht- und reimkunst, herausg. von L. H. Fischer XXIV, 559. — C. Reuling, Die komische figur in den wichtigsten deutschen dramen bis zum ende des 17. jahrhunderts XXV, 563. —

Peder Hegelunds Susanna og Cadumnia, udg. af S. Birket Smith XXVI, 134. — Nicolaus Manuels Satire om den syge Messe i dansk bearbejdelse, udg. af S. Birket Smith XXVIII, 399. — R. Wolkau. Das deutsche kirchenlied der böhmischen brüder im 16. jahrhundert XXVIII, 401.

**Borjnski, Karl** (dr. privatdocent in München): Bericht über die verhandlungen der deutsch-romanischen section der XLI. versammlung deutscher philologen und schulmänner in München XXIV, 213.

**Borkowski, (archivar in Schlobitten):** Ein brief von Martin Opitz an den burggrafen Abraham zu Dohna XXIX, 533.

**Bossert, Gustav** (dr. pfarver in Nabern bei Kirchheim u. T.): Noch einmal zu den Lutherana (Ztschr. XXVI, 30 fgg.) XXIX, 372. XXX, 429.

**Boetticher, Gotthold** (dr. prof. in Berlin): Erwiderung XXI, 383.

Anzeige von: Parzival übers. von San Marte XXI, 120. — Joh. Peter Titzs Deutsche gedichte herausg. von L. H. Fischer XXI, 121. — A. Sattler, Die religiösen anschauungen Wolframs von Eschenbach XXVIII, 537.

**Brandes, Herm.** (dr. in Potsdam): Antwort XXIII, 499.

Zum Düdeschen schlömer XXIV, 425.

Anzeige von: Reinke de vos, herausg. von Fr. Prien XXI, 247. — E. Martin, Neue fragmente des gedichts Van den vos Reinaerde und das bruchstück Van here Wisselawe XXIII, 349. — Joh. Stricker, De düdesche schlömer, herausg. von Joh. Bolte XXV, 130. — K. E. Schaub, Über die niederdeutschen übertragungen von Luthers Neuem testament im 16. jahrhundert XXV, 132.

**Branky, Franz** (prof. in Wien): Einige vogelnamen aus dem nördlichen Böhmen XXI, 207.

Vulgärnamen der eule XXVI, 540.

**Braun, W.** (in Mailand): Die lese- und einteilungszeichen in den gotischen handschriften der Ambrosiana in Mailand XXX, 433.

**Braune, Theodor** (dr. in Berlin): Narr XXI, 118.

**Bredfeldt, August** (in Eutin): Anzeige von: Ed. Höber, Eichendorffs jugenddichtungen XXVIII, 282. — G. Witkowski, Die Walpurgisnacht im ersten teile von Goethes Faust XXIX, 142.

**Bremer, Otto** (dr. privatdocent in Halle): Anzeige von: E. v. Borries, Das erste stadium des *i*-umlauts im germanischen XXII, 248. — G. Burghäuser, Indogerm. präsenbildung im germanischen XXII, 491. — Ludw. Weiland, Die Angeln XXV, 128. — K. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde III XXV, 546.

**Brenner, Oskar** (dr. prof. in Würzburg): Der traktat der Upsala-Edda kaf setningu háttalykils<sup>4</sup> XXI, 272.

Erdlisen XXVII, 386.

Schwebende betonung XXVII, 563.

**Bronner, Ferd.** (dr. prof. in Jägerndorf): Zu Goethes Faust XXIII, 290.

**Bruh, Ewald** (dr. in Kiel): Anzeige von: Paul Knauth, Von Goethes sprache und stil im alter XXVIII, 409.

**Brünier, J. W.** (dr. privatdocent in Greifswald): Untersuchungen zur entwicklungs-geschichte des volkschauspiels vom dr. Faust XXI, 180. XXX, 324.

Anzeige von: Herm. Wunderlich, Unsere umgangssprache in der eigenart ihrer satzfügung XXIX, 138, 345.

- Carnuth, Otto** (dr. prof. provinzialschulrat in Königsberg i. Pr.): Anzeige von: Wilh. Cosack, Materialien zu Lessings Hamburgischer dramaturgie XXIV, 420.
- Cederschöld, Gustaf** (dr. prof. in Göttingen): Theodor Wisén (Nekrolog) XXV, 362.
- Creizenach, Wilh.** (dr. prof. in Krakau): Zu den Lutherana XXVII, 506.  
Anzeige von: Eug. Wolff, Joh. El. Schlegel XXII, 230.
- Danköhler, Eduard** (dr. in Blankenburg im Harz): Zu Reinke vos XXIV, 487.  
Zu den Lutherana XXVII, 505.
- Defter, Ferd.** (dr. prof. in Freiburg i. d. Schweiz): Bericht über die verhandlungen der germanistischen section der XLII. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Wien XXVI, 400.
- Dietze, Johannes** (dr. in Hamburg): Homunculus in Goethes Faust XXX, 244.
- Duffon, G.** (in Gent): Hans Sachs als moralist in den fastnachtspielen XXV, 343.
- Düntzer, Heinr.** (dr. prof. in Köln): Die entstehung des zweiten theiles von Goethes Faust, insbesondere der klassischen Walpurgisnacht, nach den neuesten mittheilungen XXIII, 67.  
Über Goethes bruchstücke des gedichtes „Der ewige jude“ XXV, 289.  
Goethes epilog zu Schillers Glocke XXVI, 81.  
Berichtigung XXVI, 431.  
Goethes gedichte „Auf Miedings tod“ und „Ilmenau“ XXVII, 64.  
Der ausgang von Goethes Tasso XXVIII, 56.  
Goethes bruchstück „Die geheimnisse“ XXVIII, 482.  
Goethes Jenaer sonette vom december 1807 XXIX, 98.  
Mercks anfänge bis zur rückkehr nach Darmstadt u. zur ersten anstellung XXX, 117.  
Anzeige von: L. Hirzel, Goethes beziehungen zu Zürich XXI, 372. — Goethes werke (Weimarer ausgabe) XXIII, 294. XXIV, 513. XXVI, 255. XXVII, 390. XXVIII, 354. XXIX, 244. XXX, 398.
- Ehrismann, Gust.** (dr. privatdocent in Heidelberg): Zu Kläubers Lutherana XXVII, 55.
- Ellinger, Georg** (dr. in Berlin): Miscellen zur frage nach der waldensischen herkunft des Codex Teplensis und der ersten bibeldrucke. I. Eine handschrift der Paulinischen briefe XXI, 203.  
Einige bemerkungen zu Joh. Peter Titzs Deutschen gedichten XXI, 309.  
Zu der frage nach der entstehungszeit des Lutherliedes XXII, 252.  
Des mädchens klage XXII, 255.  
Zu Ztschr. XXII, 255 XXII, 502.  
Die braut der hölle XXIII, 286.  
Johann Sebastian Mitternacht, ein beitrage zur geschichte der schulkomödie im 17. jahrhundert XXV, 501.  
Antwort XXVI, 142.  
Anzeige von: Fr. Zarncke, Weitere mittheilungen zu Chr. Reuters schriften und: Christian Reuter als passionsdichter XXI, 116. — W. Scherer, Poetik; W. Dilthey, Die bildungskraft des dichters; H. Baumgart, Handbuch der poetik; W. Wackernagel, Poetik, rhetorik und stilistik; J. Methner, Poesie und prosa. ihre arten und formen XXII, 129. — Venusgärtlein, ein liederbuch des 17. jahrhunderts, herausg. von Max frhr von Waldberg XXV, 273. — Ad. Hauffen, Caspar Scheidt der lehrer Fischarts XXV, 417. — Carl Heine, Das schauspiel der deutschen wanderbühne vor Gottsched XXV, 419. — E. Kraus, Das böhmische puppenspiel vom doctor Faust XXV, 421. — Joh. Bolte, Der bauer im deutschen liede XXV, 423. — Joh. Bolte, Die sing-

spiele der englischen komödianten und ihrer nachfolger in Deutschland. Holland und Skandinavien XXVIII, 402. — Ferd. Gerhard, Joh. Peter de Meemels Lustige gesellschaft XXVIII, 403. — Rich. Schwinger, Friedr. Nicolais roman Sebastian Nothauker XXX, 425. — C. Seltmann, Angelus Silesius XXX, 555. — K. Burdach, Vom mittelalter zur reformation XXX, 558.

**Elze, Karl** (dr. prof. in Halle †): Zu Saxo grammaticus XXI, 290.

**Englert, Anton** (reallehrer in München): Mitteilungen über handschriften der Zwilbrückener gymnasialbibliothek XXV, 537.

**Erdmann, Martin** (dr. in Strassburg): Peter Hasenfus, ein lexikograph der reformationszeit XXIX, 564.

Anzeige von: E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen mundarten XXX, 412.

**Erdmann, Oskar** (dr. prof. in Kiel †): Über eine conjectur in der neuen Lutherausgabe XXIII, 41.

Zum einfluss Klopstocks auf Goethe XXIII, 108.

Zu den kleinen ahd. sprachdenkmälern (Samar., Ludw.) XXIV, 315.

Hermann Frischbier (nachruf) XXIV, 568.

Noch einmal *täte* im bedingungssatze XXV, 431.

Reinhold Bechstein (nachruf) XXVII, 568.

Zur textkritik von Hartmanns Gregorius XXVIII, 47.

Anzeige von: H. Wunderlich, Untersuchungen über den satzbau Luthers XXII, 491. — Klopstocks oden, herausg. von F. Muncker und J. Pawel XXII

497. — H. Roetteken, Die epische kunst Heinrichs von Velleke und Hart-

manns von Aue XXIII, 354. — M. Heyne, Deutsches wörterbuch XXIII, 362. XXVI, 132. — O. Lyon, Eberhards synonymisches wörterbuch der

deutschen sprache XXIII, 364. — R. Schachinger, Die congruenz in der mhd. sprache XXIII, 378. — J. Kelle, Untersuchungen zur überlieferung,

übersetzung, grammatik der psalmen Notkers XXIII, 380. — G. J. Pfeiffer, Klingers Faust, herausg. von B. Seuffert XXIII, 381. — G. Loeck, Die

homiliensammlung des Paulus diaconus die unmittelbare vorlage Otfrids XXIII, 474. — L. Tesch, Zur entstehungsgeschichte des Evangelienbuches von Otfrid

XXIV, 120. — J. M. R. Lenz Gedichte, herausg. von K. Weinhold XXIV, 410. — Rud. Lehmann, Der deutsche unterricht XXIV, III. — Gust.

Wustmann, Allerhand sprachdummheiten XXIV, 560. — Braitmaier, Goethecult und Goethephilologie XXV, 287. — Joh. Reicke, Zu J. C. Gutschelds

lehrjahren auf der Königsberger universität XXV, 565. — Joh. Kelle, Geschichte der deutschen litteratur XXVI, 113. — Karl Lachmanns briefe an

Moriz Haupt, herausg. von J. Vahlen XXVI, 267. — Herm. Wunderlich, Der deutsche satzbau XXVI, 275. — Goethes gedichte, auswahl von Ludw.

Blume XXVI, 277. — W. Wackernagel, Geschichte der deutschen litteratur, 2. aufl. fortgesetzt von E. Martin XXVII, 264. — Joh. Poeschel, Die

stellung des zeitwortes nach *und* XXVII, 266. — Will. Winston Valentini, New high german, ed. by A. H. Keane XXVIII, 259. — Wally Hoff-

mann, Der einfluss des reims auf die sprache Wolframs von Eschenbach XXVIII, 267. — G. A. Bürgers werke, herausg. von Ed. Griesebach

XXVIII, 271.

**Euling, Karl** (dr. in Münster): Ein quodlibet XXII, 312.

Eine lügendichtung XXII, 317.

- Fischer, Hermann** (dr. prof. in Tübingen): Zur bedeutung von mhd. *rôse* XXIV, 426. Traug. Ferd. Scholl (nachruf) XXVIII, 430.
- Fränkel, Ludwig** (dr. in München): Um städte werben und verwandtes in der deutschen dichtung des 16. und 17. jhs., nebst parallelen aus dem 18. und 19. XXII, 336.
- Personalien und stoffgeschichtliches zu G. A. Bürger XXVIII, 551.
- Materialien zur begriffsentwicklung von mhd. fräulein XXVIII, 561.
- Anzeige von: K. H. G. von Meusebach, Tugendhafter jungfrauen und junger gesellen zeitvertreiber, herausg. von Hugo Hayn XXIV, 94. — Forschungen zur deutschen philologie (festgabe für R. Hildebrand), und: Festschrift zum 70. geburtstage R. Hildebrands, herausg. von Otto Lyon XXVII, 403. — Fr. M. Böhme, Volkstümliche lieder der Deutschen im 18. und 19. jahrhundert XXIX, 537.
- Friedwagner, M.** (dr. in Wien): Bericht über die verhandlungen der romanischen section der XLII. versammlung deutscher philologen in Wien XXVI, 548.
- Frischbier, Herm.** (director in Königsberg †): Die menschenwelt in volksrätseln aus den provinzen Ost- und Westpreussen XXIII, 240.
- Gallée, J. H.** (dr. prof. in Utrecht): Zur altsächsischen grammatik XXIX, 145. XXX, 183.
- Anzeige von: H. Jellinghaus, Die niederländischen volksmundarten XXVII, 139.
- Gering, Hugo** (dr. prof. in Kiel): Zu Lauremberg XXI, 256.
- Eine lausavisä des Hrómundr halti XXII, 383.
- Zu Ztschr. XXII, 93 XXII, 384.
- Ang. Theodor Möbius (nekrolog) XXIII, 463.
- Die zeichen > und < XXV, 566.
- Zur Lieder-Edda XXVI, 25. XXIX, 49.
- Der zweite Merseburger spruch XXVI, 145.
- Drauma-Jóns saga XXVI, 289.
- Noch einmal der zweite Merseburger spruch XXVI, 462.
- Zum Heliand XXVII, 210.
- Oskar Erdmann (nekrolog) XXVIII, 228.
- Erklärung XXVIII, 285.
- Neuere schriften zur runenkunde: Ludv. Wimmer, Sonderjyllands historiske runemindesmærker; Ludv. Wimmer, De tyske runemindesmærker; Ludv. Wimmer, De danske runemindesmærker; Ludv. Wimmer, Om undersogelsen og folkningen af vore runemindesmærker; S. Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer XXVIII, 236. XXX, 368.
- Anzeige von: Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der german. philologie IX XXI, 225. — Ludv. Wimmer, Døbefonten i Åkirkeby kirke XXI, 487. — Die Edda deutsch von W. Jordan XXII, 128. — R. Henning, Die deutschen runendenkmäler XXIII, 354. — Arthur M. Reeves, The finding of Wineland the good XXIV, 84. — Martin May, Beiträge zur stammkunde der deutschen sprache XXVII, 124. — Sophus Bugge, Bidrag til den ældste skaldedigtningens historie XXVIII, 121. — Ordbok öfver svenska språket, utg. af Svenska akademien XXVIII, 394. — H. Gering, Glossar zu den liedern der Edda, 2. aufl. XXIX, 543. — Eyrbyggja saga, herausg. von H. Gering XXX, 266.



- Giske, Heinr.** (dr. in Lübeck): Zu Walther 88, 1—8 XXVI, 451.  
 Anzeige von: W. de Gruyter, Das deutsche tagelied XXI, 242.
- Golther, Wolfgang** (dr. prof. in Rostock): Konrad Hofmann (mekrolog) XXIV, 64.  
 Baudouin de Seboure in altniederländischer bearbeitung XXVII, 14.  
 Anzeige von: Das Doberaner Anthyrlied, herausg. von Herm. Möller XXIX, 544. — S. Singer, Apollonius von Tyrus XXIX, 547. — Fritz Grimme, Geschichte der minnesinger XXX, 396.
- Grienberger, Theod. von** (dr. in Wien): Die Mersburger zaubersprüche XXVII, 433.  
 Anzeige von: Rich. Loewe, Die reste der Germanen an schwarzen meere XXX, 123.
- Hagen, Paul** (in Lübeck): Zum Erec XXVII, 463.
- Hamburger, Paul** (dr. in Berlin): Der dichter des Jüngeren Titus XXI, 404.
- Hartmann, August** (dr. custos an der k. hof- und staatsbibliothek in München) Berg und vöglein XXVIII, 563.
- Hauffen, Adolf** (dr. prof. in Prag): Die quellen von Fischarts Ehezuchtbachlein XXVII, 308.  
 Kalikut XXVII, 428.  
 Anzeige von: Veit Warbeck, Die schöne Magelone, herausg. von Joh. Bolte XXVIII, 390.
- Haupt, Herman** (dr. oberbibliothekar in Giessen): Artisen und arthave XXVIII, 421.  
 Oberheinische sprichwörter und redensarten des ausgehenden 15. jahrhunderts XXIX, 109.
- Heine, Carl** (dr. in Leipzig): Eine bearbeitung des Papinianus auf dem repertoire der wandertruppen XXI, 280.  
 Anzeige von: Berth. Litzmann, Fr. Ludw. Schröder XXIV, 275. XXVII, 283. — Rud. Fürst, Aug. Gottl. Meissner XXVII, 286. — Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann, sein leben und seine werke XXVIII, 280.
- Hertel, Oskar** (dr. in Strassburg i. E.): Die sprache Luthers im Semien von den guten werken nach der handschriftlichen überlieferung XXIX, 433.
- Hirt, Herm.** (dr. prof. in Leipzig): Die stellung des germanischen im kreise der verwandten sprachen XXIX, 289.  
 Anzeige von: R. Meringer, Indogermanische sprachwissenschaft XXX, 417.
- Hofmann, Karl** (in Heidelberg): Günthers Leonore XXVI, 81.  
 Neues zum leben und dichten Joh. Chr. Günthers XXVI, 225.
- Holstein, Hugo** (dr. prof., gymnasial-director in Wilhelmshaven): Zur topographie der fastnachtspiele XXIII, 101.  
 Zur litteratur des lateinischen schauspiels des 16. jhs. XXIII, 436.  
 Ein gedicht aus dem ende des 15. jahrhunderts über die zettfahrenheit der stunde XXIV, 283.  
 Anzeige von: Joh. Crüger, Zur Strassburger schulkomodie XXI, 382. — L. Walth, Die oster- und passionsspiele bis zum 16. jh. XXII, 378. — Edw. Schröder, Jac. Schöpfer von Dortmund und seine deutsche synonymik XXIV, 409. — Gul. Gnaphæus, Aeolustus, herausg. von J. Bolte XXIV, 420. — Eekius dedolatus, herausg. von Siegf. Szamatolski XXIV, 422. — Thom. Naacgeorgos, Pammachius, herausg. von J. Bolte und F. Schmidt XXIV, 423. — Phil. Melancthon, Declamationes, herausg. von K. Hartfelder XXVI, 421. — Euricius Cordus, Epigrammata, herausg. von Karl Krause XXVI,

422. — Jac. Wimphelingius, *Stylpho*, herausg. von H. Holstein XXVI, 423. — R. Froning, *Das drama des mittelalters* XXVI, 563. — P. Bahlmann, *Die lateinischen dramen von Wimphelings Stylpho bis zur mitte des 16. jahrhunderts* XXVII, 272. — *Deutsche lyriker des 16. jahrhunderts*, herausg. von G. Ellinger XXVII, 274. — *Xystus Betulius Susanna*, herausg. von Joh. Bolte XXVIII, 269. — Phil. Melanchthon *Declamationes*, herausg. von Max Hermann XXVIII, 270. — P. Bahlmann, *Jesuitendramen der niederrheinischen ordensprovinz* XXIX, 281. — Lilius Gregorius Gyraldus *De poetis nostrorum temporum*, herausg. von K. Wotke XXIX, 282. — Thomas Morus *Utopia*, herausg. von V. Michels und Theob. Ziegler XXIX, 560.
- Huther, A.** (dr. in Wittstock): *Herder im Faust* XXI, 329.
- Holthausen, Ferdinand** (dr. prof. in Göttenburg): *Zum Heliand* XXVIII, 1.  
Die aussprache der beiden mhd. kurzen *e* XXX, 561.
- Hoenig, Berthold** (dr. prof. in Wien): *Nachträge und zusätze zu den bisherigen erklärungen Bürgerscher gedichte* XXVI, 493.
- Jackel, Hugo** (in Breslau): *Die alaisiagen Bede und Fimmilene* XXII, 257.  
*Ertha Hludana* XXIII, 129.  
*Die hauptgöttin der Istvaeen* XXIV, 289.  
*Goethes verse über Friesland* XXIV, 502.  
*Der name Germanen* XXVI, 309.
- Jeitteles, Adalb.** (dr. univ.-bibl.-vorstand i. r. in Graz): *Zum spruch von den zehu altersstufen des menschen* XXIV, 161.  
*Das neuhochdeutsche pronomen* XXV, 303. XXVI, 180.  
*Lied, genannt: Das menschliche leben ein traum* XXV, 544.  
*Aar und adler* XXIX, 177.  
*Jammerschade* XXX, 248.  
*Anzeige von: R. Wolkan, Böhmens anteil an der deutschen litteratur des 16. jahrhunderts* XXIV, 406. — *R. Wolkan, Geschichte der deutschen litteratur in Böhmen bis zum ausgange des 16. jahrhunderts* XXIX, 236.
- Jellinek, M. H.** (dr. privatdocent in Wien): *Erwiderung* XXVII, 429.  
*Über die schrift des Hieronymus Wolf De orthographia Germanica* XXX, 251.  
*Anzeige von: W. Streitberg, Urgermanische grammatik* XXIX, 374.
- Jellinghaus, Herm.** (dr. progymn.-director in Segeberg): *Das spiel vom jüngsten gericht* XXIII, 426.  
*Bericht über die 16. jahresversammlung des vereins für niederdeutsche sprachforschung in Lübeck* XXIV, 368.  
*Anzeige von: Th. Siebs, Zur geschichte der englisch-friesischen sprache. I* XXIII, 375. — *K. Seitz, Niederdeutsche alliterationen* XXVII, 134. — *R. Eckart, Niedersächsische sprachdenkmäler* XXVII, 135. — *Das Redentiner osterspiel*, herausg. von Carl Schröder XXVII, 136. — *E. L. Fischer, Grammatik und wortschatz der plattdeutschen mundart im preussischen Samlande* XXIX, 132. — *J. H. Gallée, Woordenboek van het Geldersch-Overijsselsch dialect* XXIX, 271.
- Jiriczek, Otto Liutpold** (dr. privatdocent in Breslau): *Zur mittelländischen volkskunde* XXVI, 2.  
*Anzeige von: Bernh. Kahle, Die sprache der skalden* XXVIII, 128. — *A. Kock och Carl af Petersens, Östnordiska och latinska medeltids ordspråk* XXVIII,

545. — Altnordische sagabibliothek 1—3 XXIX, 228. — Laxdæla saga herausg. von Kr. Kälund; Ferd. Holthausen, Lehrbuch der altisländischen sprache; B. Kahle, Altisländisches elementarbuch XXX, 263.

**Jonas, Fritz** (dr. stadt-schulinspektor in Berlin): Zu Paul Gerhardt XXI, 261.

**Jónsson, Finnur** (dr. prof. in Kopenhagen): Anzeige von: Ludw. Wimmer, Dörunenschrift XXI, 492. — Konráð Gíslason, Forelesninger over oldnordiske skjaldekvad XXIX, 140.

**Joseph, Eugen** (dr. privatdocent in Strassburg): Zwei versversetzungen im Bëowulf XXII, 385.

**Kahl, Wilhelm** (dr. seminar-director in Pfalzburg): Die bedeutungen und der syntaktische gebrauch der verba „können“ und „mögen“ im altdutschen. Ein beitrag zur deutschen lexikographie XXII, 1.

**Kauffmann, Friedr.** (dr. prof. in Kiel): Noch einmal der zweite Mersburger spruch XXVI, 454.

Metrische studien. 1. Zur reintechnik des alliterationsverses. 2. Dreihelbige verse in Otrfrids Evangelienbuch XXIX, 1.

Beiträge zur quellenkritik der gotischen bibelübersetzung XXIX, 306. XXX, 145. Der Arrianismus des Wulfila XXX, 93.

Zu dem sog. Opus imperfectum XXX, 431.

Anzeige von: W. Wilmanns, Der altdutsche reimvers XXI, 346. — E. H. Meyer, Völuspa XXIV, 96. — A. Wagner, Der gegenwärtige lautstand des schwäbischen in der mundart von Reutlingen XXIV, 111. — Fr. Liesenberg, Die Stieger mundart XXIV, 401. — Wilh. Müller, Zur mythologie der griechischen und deutschen heldensage XXIV, 403. — E. H. Meyer, Die eddische kosmogonie XXV, 399. — Andr. Heusler, Zur geschichte der altdutschen verskunst XXV, 552. — Paul Herrmannowski, Die deutsche götterlehre und ihre verwertung in kunst und dichtung XXVI, 261. — M. H. Jellinek, Beiträge zur erklärung der germanischen flexion XXVI, 265.

E. H. Meyer, Germanische mythologie XXVIII, 245. — K. Bohnenberger, Zur geschichte der schwäbischen mundart XXVIII, 540. — O. Bremer, Deutsche phonetik, und: F. Mentz, Bibliographie der deutschen mundartenforschung XXVIII, 543. — O. Bremer, Beiträge zur geographie der deutschen mundarten; G. Wenker und F. Wrede, Der Sprachatlas des deutschen reichs; O. Bremer, Zur kritik des Sprachatlas XXIX, 273. — Jos. Schatz, Die mundarten von Imst XXX, 111. — O. Behaghel, schriftsprache und mundart XXX, 381.

**Kawerau, Gust.** (dr. prof. consistorialrat in Breslau): Zum deutschen wörterbuche XXIII, 292.

Nochmals *thät* in bedingungssätzen bei Luther XXIII, 293.

„In bus correptam“ — eine aufgabe XXIV, 42, 421.

Neue belege für den gebrauch von *thüte* mhd. *entete* bei Luther XXIV, 201.

Anzeige von: G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen literatur III, 2—4 XXV, 137. — Walther Köhler, Luthers schrift an den deutschen adel deutscher nation XXX, 136.

**Kettner, Emil** (dr. in Mühlhausen, Thür.): Der einfluss des Nibelungenliedes auf die Gudrun XXIII, 115.

Die plusstrophen der Nibelungenhandschrift B XXVI, 433.

Zum Orendel XXVI, 449.

- Anzeige von: G. Radke, Die epische formel im Nibelungenliede XXIV, 133. — Jul. Schmødes, Untersuchungen über den stil der epen Rother, Nibelungen und Gudrun XXVI, 562. — A. E. Schönbach, Das christentum in der alt-deutschen heldendichtung XXX, 384.
- Kettner, Gustav** (dr. prof. in Schulpforta): Ein schreibfehler in Lessings Hamburgischer dramaturgie XXI, 199.
- Wieland und Lessings Laokoon XXI, 336.
- Neuere Schillerlitteratur (übersicht über die erscheinungen der jahre 1884—1887) XXI, 75.
- Zu Lessings Hamburgischer dramaturgie XXX, 237.
- Anzeige von: H. Morsch, Goethe und die griechischen bühnendichter XXII, 493. — E. Elster, Zur entstehungsgeschichte des Don Carlos; H. Tischler, Die doppelbearbeitungen der Räuber, des Fiesco und des Don Carlos von Schiller; L. Bellermann, Schillers dramen; A. Ruhe, Schillers einfluss auf die entwicklung des deutschen nationalgefühls; J. Goldschmidt, Schillers weltanschauung und die bibel; A. Cless, Die künstler von Fr. Schiller XXIII, 481.
- Kinzel, Karl** (dr. prof. in Berlin): Die frauen in Wolframs Parzival XXI, 48.
- Anzeige von: König Tirol, Winsbeke und Winsbekin, herausg. von A. Leitzmann XXII, 242. — Th. Hampe, Die quellen der Strassburger fortsetzung von Lamprechts Alexander XXIV, 255. — Emil Kettner, Untersuchungen über Alpharts tod XXIV, 258. — H. Becker, Zur Alexandersage XXVII, 426.
- Klaiber** (dr. prälat a. d. in Stuttgart †): Lutherana XXVI, 30. 430.
- Klinghardt, Hermann** (dr. prof. in Rendsburg): Zur vorgeschichte des Münchener Heliandtextes XXVIII, 433.
- Anzeige von: O. Erdmann, Grundzüge der deutschen syntax XXI, 110.
- Kluge, Friedr.** (dr. prof. in Freiburg i. B.): Aar und adler XXIV, 311.
- Buseron XXVII, 116.
- Eichen XXIX, 117.
- Kochendörffer, Karl** (dr. bibliothekar in Marburg): Zum mittelalterlichen badewesen XXIV, 492.
- Anzeige von: Konrads von Würzburg Engelhard, herausg. von M. Haupt, 2. aufl. bes. von E. Joseph XXIV, 128.
- Kock, Axel** (dr. prof. in Lund): Die göttin Nerthus und der gott Niorþr XXVIII, 289.
- Köhler, W.** (dr. in Tübingen): Zur datierung und autorschaft des dialogs Neu-Karsthans XXX, 302. 487.
- Kölbinger, Eugen** (dr. prof. in Breslau); Anzeige von: B. Gaster, Vergleich des Hartmannschen Iwein mit dem Löwenritter Crestiens XXX, 387.
- Kopp, A.** Gedichte von Günther und Sperontes im volksgesang XXVII, 351.
- Köppel, Emil** (dr. prof. in Strassburg): Anzeige von: Müllenhoff, Bëowulf XXIII, 110. — B. ten Brink, Bëowulf XXIII, 113. — Georg Herzfeld, Die rätself des Exeterbuchs und ihr verfasser XXV, 120.
- Köstlin, Julius** (dr. prof. ober-consistorialrat in Halle): Beiträge aus Luthers schriften zum deutschen wörterbuche XXIV, 37.
- Noch etwas zur erklärung Luthers XXIV, 425.
- Zu Luthers sprachgebrauch XXVI, 281.
- Kraus, Ernst** (dr. prof. in Prag): Erwiderung XXVI, 141.
- Krause, Ernst H. L.** (in Schlettstadt): Anzeige von: R. v. Fischer-Benzon, Alt-deutsche gartenflora XXVII, 416.

- Krause, G.** (dr. prof. in Königsberg i. Pr.): Ein brief Gottscheds an den Königsberger professor Flotwell XXIV, 202.
- Leitzmann, Alb.** (dr. privatdocent in Jena): Berichtigung zu Ztschr. XXII, 243. 244 XXII, 501.
- Zu Boies briefen XXVII, 564.
- Das chronologische verhältnis von Strickers Daniel und Karl XXVIII, 43.
- Anzeige von: Ad. Straack, Goethes Leipziger liederbuch XXVII, 275. — Eugen Wolff, Blätter aus dem Wertherkreis XXVII, 277. — Karl Gneisse, Schillers lehre von der aesthetischen wahrnehmung, und: Karl Berger, Die entwicklung von Schillers aesthetik XXVII, 280. — Xenien 1796, herausg. von E. Schmidt und B. Suphan XXVII, 282. — Gustav Rosenhagen, Daniel vom blühenden tal XXVII, 543. — Zwei altdeutsche rittermären (Moriz von Craon und Peter von Staufenberg) herausg. von Edw. Schröder XXVIII, 260. — Georg Holz, Zum Rosengarten und Die gedichte vom Rosengarten XXVIII, 261. — Eugen Wolff, Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben. I XXVIII, 404. — A. E. Schönbach, Über Hartmann von Aue XXVIII, 405. — Eugen Wolff, Goethes leben und werke XXVIII, 413. — Rich. M. Meyer, Goethe XXVIII, 415. — Lessings Hamburgische dramaturgie, herausg. von Fr. Schröter und Rich. Thiele XXVIII, 420. — A. v. Chamisso, Fortunati glücksel und wünschhüllein, herausg. von E. F. Kossmann XXIX, 137.
- Lewy, Heinr.** (dr. in Mülhausen, Elsass): Zum spruch von den zehn altersstufen des menschen XXIV, 164.
- Lexer, Math. von** (dr. prof. in Würzburg †), Stiezen XXI, 255.
- Löbner, Heinr.** (dr. in Schneidemühl): Anzeige von: C. Kraus, „Vom rechte“ und „Die hochzeit“ XXV, 560.
- Luft, Wilhelm** (dr. in Berlin): Ein brief Gleims an Klopstock XXX, 243.  
Got. hiri, hirjats, hirjib XXX, 426.
- Luther, Johannes** (dr. bibliothekar in Berlin): Anzeige von: C. Franke, Grundzuge der schriftsprache Luthers XXIV, 67.
- Marold, Karl** (dr. prof. in Königsberg): Über die poetische verwertung der natur und ihrer erscheinungen in den vagantenliedern und im deutschen minnesang XXIII, 1.
- Martin, Ernst** (dr. prof. in Strassburg): Zu Reinaert und Wisselau XXIII, 197.  
Über das altdeutsche badewesen XXVII, 52.  
Antwort XXVII, 430.  
Anzeige von: H. Paul, Grundriss der german. philologie XXII, 62. XXIII, 305. XXIV, 221. XXVII, 117.
- Matthias, Ernst** (dr. prof. in Burg): Erasmus Alberus Gespräch von der schlangen verführung (die ungleichen kinder Eva) XXI, 119.  
Die zehn altersstufen des menschen. Aus dem nachlasse von J. Zacher XXIII, 385.  
Anzeige von: Thomas Murners Badenfahrt herausg. von E. Martin XXI, 498.  
Albrechts von Eyb Ehebüchlein, herausg. von Max Hermann XXIV, 269. — Wolfhart Spangenberg, Ausgewählte dichtungen, herausg. von E. Martin und E. Schmidt XXIV, 555. — Truchs von Hutten deutsche schriften, untersuchungen nebst einer nachlese von Siegf. S. amatolski XXVI, 423. — Albrechts von Eyb deutsche schriften, herausg. von Max Hermann. II XXVI, 428. — Max Hermann, Albrecht von Eyb und die

- frühzeit des deutschen humanismus XXVIII, 273 — Fr. Schnorr von Carolsfeld, Erasmus Alberus XXVIII, 392. — Angelus Silesius, Cherubinischer wandersmann, herausg. von G. Ellinger XXIX, 285. — Steph. Tropsch, Flemings verhältnis zur römischen dichtung XXIX, 424.
- Maurer, Konr. von** (dr. prof. geh. rat in München): Jón Árnason (nekrolog) XXI, 470.  
 Gudbrandur Vigfússon (nekrolog) XXII, 213.  
 Aug. Theodor Möbius (nekrolog) XXIII, 457.  
 Arthur Reeves (nachruf) XXIV, 142.  
 Zur geschichte des begräbnisses „more teutonico“ XXV, 139.  
 Johan Fritzner (nekrolog) XXVII, 111.
- Mayer, K. O.** (dr. in Wien): Die quellen von Klingers lustspiel: Der derwisch XXV, 356.
- Meier, John** (dr. privatdocent in Halle): Zu Klaibers Lutherana XXVI, 58.  
 Des Nigrinus schrift „Wider die rechte Bacchanten“ XXIX, 110.  
 Zwei bemerkungen zu neueren klassikerausgaben XXIX, 562.  
 Unsere volkstümlichen lieder XXX, 112.  
 Anzeige von: Alwin Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger. 2. aufl. XXIV, 371. 524. XXV, 91. — Thomas Murners Narrenbeschwörung, herausg. von M. Spanier XXVII, 547. — Ludw. Erk und Fr. M. Böhme, Deutscher liederhort XXIX, 557.
- Menges, Heinr.** (in Rufach): Anzeige von: Charles Schmidt, Wörterbuch der Strassburger mundart XXIX, 262.
- Mensing, Otto** (dr. in Kiel): Niederdeutsches *dede* = hochd. *thüt* im bedingungssatze XXVII, 533.  
 Schriften von deutschen unterricht (G. Bötticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen litteratur; K. Kinzel, Gedichte des 19. jahrhunderts; M. Koch, Geschichte der deutschen litteratur; O. Lyon, Handbuch der deutschen sprache) XXVII, 553.  
 Anzeige von: P. Merkes, Beiträge zur lehre vom gebrauch des infinitivs im nhd. XXIX, 134. — H. Winkler, German. casussyntax XXX, 548.
- Meyer, Heinrich** (dr. in Göttingen): Anzeige von: Eugen Kühnemann, Herders persönlichkeit in seiner weltanschauung XXVIII, 113.
- Meyer, Richard M.** (dr. privatdocent in Berlin): Alliterierende doppelkonsonanz im Heliant XXVI, 149. XXVIII, 142.
- Minor, Joh.** (dr. prof. in Wien): Zum jubiläum Eichendorffs XXI, 214.  
 Ein brief Schillers XXIV, 138.  
 Zu Wielands werken XXIV, 285.  
 Dramatische aufführungen im 16. und 17. jahrhundert in Stuttgart XXIV, 285.  
 Anzeige von: Joh. Spangenbergii Bellum grammaticale ed. Rob. Schneider XXI, 251.
- Mogk, Eugen** (dr. prof. in Leipzig): Untersuchungen zur Snorra Edda. I. Der sogenannte zweite grammatische traktat XXII, 129.  
 Anzeige von: Volo spó, übersetzt und erläutert von A. Heusler XXI, 125. — E. H. Meyer, Indogermanische mythen. II. Achilleis XXI, 336. — Edda Snorra Sturlusonar III XXII, 364. — K. Wolfskehl, Germanische werbungssagen XXVIII, 127.
- Möller, Hermann** (dr. prof. in Kopenhagen): Anzeige von: Fr. Bechtel, Die hauptprobleme der indogerm. lautlehre seit Schleicher XXV, 366.

- Monsterberg-Münckenau, Sylvius von** (dr. in Breslau): Anzeige von: M. Ran-  
now, Der satzbau des ahd. Isidor im verhältnis zur lateinischen vorlage XXIII,  
475.
- Morseh, Hans** (dr. in Berlin): Abweihen XXII, 253.
- Müller-Frauenstein, Georg** (dr. seminardirector in Hannover): Über Ziglers Asia-  
tische Banise XXII, 60, 168.
- Nader, Engelbert** (dr. prof. in Wien): Anzeige von: Joh. Höser, Die syntaktischen  
erscheinungen in Be dômes dæ ʒe XXIV, 95.
- Neumann, Alfred** (dr. in Zittau): Dresdener bruchstücke aus Passional K XXII, 321.  
Zu Fr. Hebbels drama Agnes Bernauer XXX, 250.
- Odinga, Theodor** (dr. rector in Aarau): Zum drama vom verlorenen sohn XXV, 140.
- Oldenberg, Hermann** (dr. prof. in Kiel): Anzeige von: G. v. d. Gabelentz, Die  
sprachwissenschaft XXV, 113.
- Paludan, Jul.** (dr. prof. in Kopenhagen): Ältere deutsche dramen in Kopenhagener  
bibliotheken XXIII, 226.  
Deutsche wandertruppen in Dänemark XXV, 313.
- Pappenheim, Max** (dr. prof. in Kiel): Zum ganga undir jarþarmen XXIV, 157.  
Dribolde seheren XXIV, 284. XXV, 140.
- Pawel, Jaro** (dr. prof. in Wien): Beiträge zu Klopstocks Messias III. Das gericht  
über die bösen könige XXI, 190.  
Ungedruckte briefe Herders und seiner gattin an Gleim XXIV, 342. XXV, 39.  
Boies ungedruckter briefwechsel mit Gleim XXVII, 364, 507.
- Payer, Rudolf von** (in Wien): Eine quelle des Simplicissimus XXII, 93.
- Peiper, Rudolf** (dr. prof. in Breslau): Anzeige von: Egberts von Lutlich Fe-  
cunda ratis, herausg. von E. Voigt XXV, 423.
- Peters, Emil** (dr. in Berlin): Rex mortis XXI, 188.
- Peters, Ignaz** (dr. in Leitmeritz): Nachträge zu Kostlins Lutherstudien XXIV, 286.
- Pick, Albert** (dr. in Erlurt): Ein brief Jacob Grimms XXIX, 122.  
Zum zeitwort *eichen* XXIX, 374.
- Pietsch, Paul** (dr. prof. in Berlin): Ein unbekanntes oberdeutsches glossar zu Luthers  
bibelübersetzung XXII, 325.
- Piper, Paul** (dr. prof. in Altona): Zu Notkers Rhetorik XXII, 277.
- Pipping, Hugo** (dr. docent in Helsingfors): Anzeige von: Otto Bremer, Deutsche  
phonetik XXVIII, 375.
- Pribsch, Robert** (dr. in Erlangen): Der krieg zwischen dem Iyh und der seel  
XXIX, 87.
- Prosch, Franz** (dr. prof. in Wien): Zu Anastasius Grün XXI, 335.  
Anzeige von: Osw. Koller, Klopstockstudien XXIV, 279.
- Rachel, Max** (dr. prof. in Dresden): Neuere schriften über Hans Sachs XXIV, 262.  
Anzeige von: Karl Drescher, Studien zu Hans Sachs XXVI, 272. A. L.  
Stiefel, Hans Sachs-forschungen; Hans Sachs samtl. fabeln und schwanke,  
herausg. von E. Goetze; Hans Sachs, herausg. von A. v. Keller und  
E. Goetze XXIX, 385.
- Rachfahl, Felix** (dr. privatdocent in Kiel): Anzeige von: Kaspar von Nostitz,  
Haushaltungsbuch des fürstentums Preussen, herausg. von Karl Lohmeyer  
XXVI, 566. — M. Baltzer, Zur geschichte des Danziger kriegswesens im  
14. und 15. jahrhundert XXVII, 427.
- Reichel, Rudolf** (in Graz): Kleine nachträge zum Deutschen wörterbuch XXVII, 251.

- Roediger, Max** (dr. professor in Berlin): Der grosse waldesgott der Germanen XXVII, 1.  
Zum Reichtumb priester Johannes XXVII, 385.
- Röhricht, Reinhold** (dr. prof. in Berlin): Die Jerusalemfahrt des herzogs Friedrich von Österreich XXIII, 26.  
Sagenhaftes und mythisches aus der geschichte der kreuzzüge XXIII, 412.  
Zur geschichte des begräbnisses „more teutonico“ XXIV, 505.  
Zwei berichte über eine Jerusalemfahrt (1521) XXV, 163. 475.  
Bemerkungen zu Schillerschen balladen XXVI, 105.  
Anfrage XXVI, 567.
- Rosenhagen, Gust.** (dr. in Hamburg): Muntane cluse (Parz. 382, 24) XXIX, 150.  
Anzeige von: Herm. Seegers, Neue beiträge zur textkritik von Hartmanns Gregorius XXV, 125. — Der junker und der treue Heinrich, herausg. von Seb. Englert XXVI, 127. — Ulrichs von dem Turlin Willehalm, herausg. von S. Singer XXVI, 417. — Jansen Enikels werke, herausg. von Phil. Strauch. I XXVII, 126. — Ottokars Österreichische reimechronik, herausg. von Jos. Seemüller XXVII, 129. — Hans Lambel, Zur überlieferung und kritik der Fraunehere des Strickers XXVII, 131. — Victor Zeidler, Die quellen von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens XXVII, 421. — Victor Zeidler, Untersuchung des verhältnisses der handschriften von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens XXIX, 124. — Rob. Priebsch, Dju vröne bot-schaft ze der christenheit XXIX, 126. — Jul. Zupitza, Einführung in das studium des mhd.; 5. aufl., besorgt von Fr. Nobiling XXX, 270. — Der Trierer Silvester herausg. von Karl Kraus, und: Das Annolied herausg. von M. Roediger XXX, 271. — Herm. Jantzen, Geschichte des deutschen streitgedichtes im mittelalter XXX, 280.
- Roth, F. W. E.** (dr. archivär a. d. in Wiesbaden): Mitteilungen aus handschriften und älteren druckwerken XXVI, 58.  
Zur litteratur deutscher drucke des 15. und 16. jahrhunderts XXVI, 467.  
Von dem reichtumb priester Johannes XXVII, 216.  
Mitteilungen aus mhd. handschriften XXVIII, 33.
- Roethe, Gust.** (dr. prof. in Göttingen): Anzeige von: Eugen Wolff, Prolegomena der litterar-evolutionistischen poetik XXIV, 273.  
Antwort XXIV, 429.
- Saran, Franz** (dr. privatdocent in Halle): Die einheit des ersten Faustmonologs XXX, 508.  
Anzeige von: Max Kaluza, Der altenglische vers XXVII, 539.
- Sarrazin, Gregor** (dr. prof. in Kiel): Zur Woldfietriehsage XXIX, 564.  
Anzeige von: Ludw. Fränkel, Shakespeare und das tagelied XXVIII, 263. — A. Drake, The authorship of the west-saxon gospels XXIX, 139. — J. Ernst Wülfing, Die syntax in den werken Alfreds des grossen XXIX, 223. XXX, 419. — Spir. Wukadinović, Prior in Deutschland XXX, 262.
- Schenk, Karl** (dr. progymn.-direktor in Grabow): Der verfasser der dem kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen lieder XXVII, 474.
- Schild, P.** (dr. in Basel): Anzeige von: Ed. Hoffmann, Der mundartliche vokalismus von Basel-stadt XXVI, 138.
- Schlickinger, Max** (in Mattighofen): Zur Helmbrechtshoffrage XXIX, 218.
- Schlösser, Rudolf** (dr. privatdocent in Jena): Kestner, Lotte und Gotter XXVII, 109.



- Anzeige von: Hinr. Borkenstein, *Der bookesbeutel*, herausg. von F. F. Heit-  
müller XXIX, 561. — Gust. Kettner, *Über Lessings Minna von Barnhelm*  
XXX, 285.
- Schmedes, Julius** (dr. in Schleswig): Anzeige von: J. Schreiber, *Die vaganten-  
strophe der mittellateinischen dichtung* XXVIII, 281. — Art. Farinelli,  
Grillparzer und Lope de Vega XXVIII, 419. — Paul Cauer, *Grundfragen  
der Homerkritik* XXIX, 426. — Studentensprache und studentenlied in Halle  
vor 100 jahren; John Meier, *Hallische studentensprache*; Fr. Kluge, *Deut-  
sche studentensprache* XXIX, 428. — Th. Bischoff und Aug. Schmidt,  
*Festschrift zur 250jährigen jubelfeier des Pegnesischen blumenordens* XXIX,  
550. — Karl Kinzel, *Gedichte des 18. jahrhunderts* XXX, 408. — G. Böt-  
ticher und K. Kinzel, *Geschichte der deutschen literatur* XXX, 409. —  
Rud. Hildebrand, *Beiträge zum deutschen unterricht* XXX, 410.
- Schmidt, Adolf** (dr. hofbibliothekar in Darmstadt): *Mitteilungen aus deutschen hand-  
schriften der grossherzoglichen hofbibliothek zu Darmstadt* XXVIII, 17.
- Schmidt, Alwin** (in Magdeburg): *Die briefe von Goethes mutter an ihren sohn als  
quelle zu seinen werken* XXVI, 375.  
Gedichte und briefe von E. M. Arndt an eine freundin XXVIII, 509.
- Schmidt-Wartenberg, H.** (dr. prof. in Chicago): *Germanistische studien in den Ver-  
einigten staaten von Amerika* XXVIII, 425.
- Schneider, Max** (dr. in Gotha): *Ein brief von Georg Rollenhagen* XXIX, 531.
- Schönbach, Anton E.** (dr. prof. in Graz): *Zum Frauendienst Ulrichs von Lichten-  
stein* XXVIII, 198.
- Schöne, Alfred** (dr. prof. geh. reg.-rat in Kiel): *Zu Lessings Emilia Galotti* XXVI,  
229.  
Zum Goethetext XXVIII, 226.  
Anzeige von: Goethes briefwechsel mit Antonie Brentano, herausg. von Rud.  
Jung XXX, 411.
- Schröder, Edward** (dr. prof. in Marburg): *Artisen und arthave* XXVIII, 423.  
Zu *Ztschr.* XXVIII, 423 XXIX, 223.
- Schröder, F.** (dr. prof. in Cleve): *Clevisches bruchstück des Passionalis* XXII, 324.
- Schultz, Ferdinand** (dr. in Husum): *Zu Mai und Béalór* XXVIII, 413.  
Anzeige von: *Des hundes nôl*, herausg. von Karl Reissenberger XXVI, 136.
- Schulz, Albert** [San Marte] (dr. geh. rat in Magdeburg †) *Antwort* XXI, 384.  
Über den bildungsgang der Gral- und Parzivaldichtung in Frankreich und Deutsch-  
land XXII, 287. 427.  
Anzeige von: G. Boetticher, *Das hohe lied vom ritertum* XXI, 232.
- Selum, Wilhelm** (dr. prof. in Kiel †): Anzeige von: Georg Kaufmann, *Die ge-  
schichte der deutschen universitäten* XXIV, 271.
- Schweizer-Sidler, Heinr.** (dr. prof. in Zürich †): Anzeige von: K. Mullenhoff,  
*Deutsche altertumskunde II* XXI, 253.
- Seeber, Josef** (prof. in Mährisch-Weisskirchen): *Über die „neutralen engel“ bei  
Wolfram von Eschenbach und bei Dante* XXIV, 32.  
Anzeige von: I. v. Zingörle, *Sagen aus Tirol* XXVI, 280.
- Seelmann, Emil** (dr. bibliothekar in Bonn): *Herm. Oesterley (nekrolog)* XXIV, 112.
- Seuffert, Bernh.** (dr. prof. in Graz): *Berichtigung* XXIV, 430

- Siels, Th.** (dr. prof. in Greifswald): Bericht über die verhandlungen der deutsch-romanischen section der 40. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Görlitz XXII, 455.  
 Beiträge zur deutschen mythologie. I. Der tolesgott abd. Henno Wôtan = Mercurius. II. Things und Alaisiagen. III. Zur Hludanainschrift XXIV, 145. 433.  
 Dribolde seheren XXIV, 567.  
 Zur altsächsischen bibeldichtung XXVIII, 138.  
 Anzeige von: Rud. Koegele, Geschichte der deutschen litteratur XXIX, 394. — Waling Dijkstra en F. Buitenrust Hettema, Friesch woordenboek XXIX, 552.
- Sievers, Eduard** (dr. prof. in Leipzig): Himmelgartner bruchstücke XXI, 385.  
 Notiz zu Tatian XXVI, 431.  
 Anzeige von: Die lieder der Edda herausg. von B. Sijmons XXI, 102. — Beówulf, herausg. von M. Heyne und A. Socin XXI, 354. — G. Sarrazin, Beówulfstudien XXI, 366. — Bruchstücke der altsächsischen bibeldichtung aus der Bibliotheca Palatina, herausg. von K. Zangemeister und W. Braune XXVII, 534.
- Sijmons, Barend** (dr. prof. in Groningen): Sigfrid und Bruuhild, ein beitrage zur geschichte der Nibelungensage XXIV, 1.  
 Zur altsächsischen Genesis XXVIII, 145.  
 Anzeige von: Kormaks saga herausg. von Th. Möbius XXI, 367. — Die Völsunga saga, herausg. von Wilh. Ranisch XXV, 394.
- Singer, Ludwig** (dr. in Wien): Über Wielands Geron XXV, 220.
- Singer, Samuel** (dr. prof. in Bern): Die quellen von Heinrichs von Freiberg Tristan XXIX, 73.
- Socin, Adolf** (dr. prof. in Basel): Anzeige von: H. Blattner, Über die mundarten des kantons Aargau XXIV, 234. — Hans Ljienhart, Laut- und flexionslehre der mundart des mittleren Zornthales im Elsass XXVI, 137.
- Spanier, Meyer** (dr. in Hamburg): Nachträge zu Köstlins Lutherstudien XXIV, 285.  
 Zu Joh. Chr. Günthers gedichten XXVI, 77.  
 Tanz und lied bei Thomas Murner XXVI, 201.  
 Ein brief Thomas Murners XXVI, 370.  
 Anzeige von: Thomas Murners Gäuchmatt, herausg. von W. Uhl XXIX, 417.
- Sprenger, Rob.** (dr. prof. in Northeim): Zu Goethes Faust XXIII, 451. XXIV, 506. XXVI, 141. XXVIII, 349.  
 Zu H. v. Kleists Hermannsschlacht XXIV, 510.  
 Zu Willh. Müllers romanze „Est est“ XXV, 142. XXVI, 285.  
 Gardinenwiese XXV, 286.  
 Zu Friedr. Hebbels schauspiel Agnes Bernauer XXVI, 140. XXVII, 389.  
 Textkritisches zu mnd. gedichten XXVI, 167.  
 Zum Engelhard XXVI, 281.  
 Zu Walther von der Vogelweide XXVI, 282.  
 Zu Friedrich Hebbel XXVI, 282.  
 Wurmloch XXVI, 283.  
 Zu Wolframs Parzival XXVI, 284.  
 Zu Konrad von Fussesbrunnen XXVI, 284. 342.  
 Der hundename Rîn XXVI, 284.

- Zum Melker Marienliede XXVI, 285.  
 Zum Pfaffen Amis XXVI, 286.  
 Zu Heinzelein von Konstanz XXVII, 114.  
 Zu Reinke vos XXVII, 115. XXVIII, 32.  
 Zu Max von Schenkendorfs gedichten XXVII, 211.  
 Zu Dietrichs flucht XXVII, 248.  
 Zum Till Eulenspiegel XXVII, 249.  
 Zum Redentiner osterspiel XXVII, 301. 361.  
 Zu Ottokars Reimchronik XXVII, 427.  
 Zu Goethes Iphigenie XXVIII, 428.  
 Zum Schretel und wasserbär XXVIII, 429.  
 Zu den Kinder- und hausmärchen der gebrüder Grimm XXVIII, 71.  
 Der name der Loreley XXVIII, 427.  
 Zu Mai und Bèatôr XXVIII, 437.  
 Zitelöse XXIX, 121.  
 Zum Fiebersegen XXIX, 122.  
 Zu Schmeller-Frommanns Bair. wörterbuch XXIX, 122.  
 Anzeige von: Meier Helmbrecht, übers. von Ludw. Fulda XXIV, 132. —  
 Ed. Damköhler, Probe eines nordostharzischen idiotikons XXVII, 125.
- Steffenhagen, Emil** (dr. geh. rat., director der univ.-bibl. in Kiel): Eine Sachsen-  
 spiegel-handschrift XXVI, 107.
- Steig, Reinhold** (dr. in Berlin): Zu Wilh. Grimms Kleinen schriften XXIV, 562.  
 Zu den Kleineren schriften der brüder Grimm XXIX, 195.
- Stimming, Albert** (dr. prof. in Göttingen): Anzeige von: Kressner, Geschichte der  
 franz. litteratur XXIII, 122.
- Stosch, Johannes** (dr. prof. in Kiel): Beiträge zur erklärang Wolframs XXVIII, 50.  
 Langez här — kurzer muot XXVIII, 129.  
 Zum Tobiassegen XXIX, 171.
- Strauch, Philipp** (dr. prof. in Halle): Zu den neutralen engeln XXV, 566.  
 Altdeutsche predigten XXVII, 148.  
 Nachträge zu Ztschr. XXVIII, 71. 563. XXIX, 172. 576.  
 Alemannische predigtbruchstücke XXX, 186.
- Streicher, Oskar** (dr. in Berlin): Zur entwickelung der mhd. lyrik XXIV, 166.
- Suchier, Herm.** (dr. prof. in Halle): Bruchstücke aus dem Willehalm Ulrichs von  
 dem Türlin XXIV, 461.  
 Anzeige von: G. Paris, La littérature française au moyen âge XXII, 244. —  
 E. Loseth, Tristanromanens gammelfranske prosahaandskrifter XXIII, 360. —  
 Placid Genelin, Unsere höfischen epen und ihre quellen XXV, 265. —  
 J. Zimmerli, Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz XXV,  
 266. XXIX, 283.
- Thurneysen, Rudolf** (dr. prof. in Freiburg i. B.): Anzeige von: Herm. Zimmer-  
 Nennius vindicatus XXVIII, 80.
- Tille, Alexander** (dr. lecturer in Glasgow): Ein Xantener bruchstück des Jüngereren  
 Titirel XXIX, 172.
- Tobler, Ludw.** (dr. prof. in Zürich †): Anzeige von: J. Babler, Flurnamen aus dem  
 Schenkenberger amt XXIII, 371. — R. Brandstetter, Prolegomena zu einer  
 urkundlichen geschichte der Luzerner mundart XXIV, 231. — R. Brandstet-

- ter, Die reception der mhd. schriftsprache in stadt und landschaft Luzern XXVI, 137.
- Tomanetz, Karl** (dr. in Wien): Anzeige von: H. Seedorf, Über syntaktische mittel des ausdrucks im ahd. Isidor XXIII, 477. — Werner Cordes, Der zusammengesetzte satz bei Nicolaus von Basel XXIV, 259.
- Vogt, Friedr.** (dr. prof. in Breslau): Zu herzog Friedrichs Jerusalemfahrt XXIII, 422.  
Zur Orendelfrage (erwiderung) XXIII, 496.  
Zum Eckenliede XXV, 1.  
Friedrich Zarneke (nekrolog) XXV, 71.  
Bibelinum XXVII, 116.  
Zur kaiserchronik XXVII, 145.  
Arigos Blumen der tugend XXVIII, 448.  
Berichtigung XXVIII, 566.  
Anzeige von: Orendel herausg. von A. E. Berger XXII, 468. — J. Strnaadt, Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-mythus XXIII, 361. — K. Domanig, Der *klöserere* Walthers von der Vogelweide XXIII, 479. — Wilh. Wieser, Das verhältnis der münneliederhandschriften B und C zu ihrer gemeinschaftlichen quelle XXIV, 90. — F. Saran, Hartmann von Aue als lyriker XXIV, 237. — Fr. Keinz, Die lieder Neidharts von Reuenthal XXIV, 245. — Wilh. Uhl, Unechtes bei Neifen XXIV, 247. — Alb. Bielschowsky, Leben und dichten Neidharts von Reuenthal XXV, 121. — Aug. Hartmann, Hans Heselohers lieder XXV, 125. — H. Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen XXV, 405. — Garel von dem blüenden tal, herausg. von M. Walz, XXVI, 122. — Rich. Heinzel, Über das gedicht vom könig Orendel XXVI, 406. — Die Kaiserchronik, herausg. von Edw. Schröder XXVI, 550.
- Voigt, Ernst** (dr. prof. gymn.-director in Berlin): Anzeige von: F. Lauchert, Geschichte des Physiologus XXII, 236. — Ch. Schweitzer, De poemate latino Walthario XXIII, 470.
- Voretzsch, Carl** (dr. prof. in Tübingen): Anzeige von: Carl Köhler und John Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar XXX, 255.
- Voss, Georg** (dr. prof. in Neuwied): Anzeige von: Fr. Ahlgrimm, Untersuchungen über die Gothaer handschrift des Herzog Ernst XXIII, 492.
- Wächter, O.** (dr. in Keilhau bei Rudolstadt): Anzeige von: F. Schultz, Die überlieferung der mhd. dichtung Mai und Bëaflôr XXIII, 491.
- Wadstein, Elis** (dr. docent in Upsala): Beiträge zur westgermanischen wortkunde XXVIII, 525.
- Wahner, J.** (dr. in Glatz): Anzeige von: Joh. Siebert, Tamnhäuser, inhalt und form seiner gedichte XXVIII, 382.
- Wallner, Anton** (dr. in Laibach): Zu Parzival 826, 29 XXVIII, 565.
- Warnatsch, Otto** (dr. in Beuthen): Zu Erec 6895 XXX, 247,  
Zu Wulfila Luc. I, 10 XXX, 247.
- Weinhold, Karl** (dr. prof., geh. reg.-rat in Berlin): Tius Things XXI, 1.  
Friedrich Becker (nekrolog) XXI, 73.  
Matthias von Lexer (nekrolog) XXV, 253.  
Anzeige von: A. Socin, Schriftsprache und dialekte im deutschen XXI, 122. — F. A. Specht, Gastmähler und trinkgelage bei den Deutschen XXI, 254. —

R. Becker, Wahrheit und dichtung in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst XXII, 247. — O. Lüning, Die natur, ihre auffassung und poet. verwendung in der altgerm. und mhd. epik XXII, 246.

**Werner, Rich. Maria** (dr. prof. in Lemberg): Gerstenbergs briefe an Nicolai nebst einer antwort Nicolais XXIII, 43.

Zwei bruchstücke aus der Christherre-weltchronik XXVIII, 2.

**Wilken, Ernst** (dr. in Stade): Der Fenriswolf XXVIII, 156, 297.

Zur ordnung der Völuspá XXX, 448.

**Wilmanns, Wilhelm** (dr. prof., geb. reg.-rat in Bonn): Bericht über die verhandlungen der germanistischen section auf der XLIII. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Köln XXVIII, 539.

**Witkowski, Georg** (dr. prof. in Leipzig): Briefe von Opitz und Moscherosch XXI, 16, 163.

Anzeige von: H. Schultz, Die bestrebungen der sprachgesellschaften des 17. jhs. für die reinigung der deutschen sprache XXII, 199. — Ernst Altenkrüger, Friedr. Nicolais briefe über den itzigen zustand der schönen wissenschaften in Deutschland, herausg. von G. Ellinger XXVIII, 497.

**Wislocki, Heinr. von** (dr. in Mühlbach, Siebenbürgen): Zum Tellenschuss XXII, 99. Volkstümliches zum Armen Heinrich XXIII, 247.

**Wolf, Eugen** (dr. prof. in Kiel): Das sogenannte Hamburger preisausschreiben XXI, 39. Ein brief Jacob Grimms XXIV, 284.

Erwiderung XXIV, 428.

Ein zweites *het getan* im bedingungssatze XXIV, 504.

Rudolf Hildebrand (nekrolog) XXVIII, 73.

Anzeige von: Musen und grazien in der Mark, herausg. von I. Geiger XXIII, 379.

**Wunderlich, Hermann** (dr. prof. in Heidelberg): Anzeige von: O. Menzing, Untersuchungen über die syntax der concessivsätze im ahd. und mhd. XXIV, 299.

Herm. Kuhlmann, Die concessivsätze im Nibelungenliede und in der Gudrun XXIV, 405. — The Monsee fragments ed. by George A. Hench XXV, 117. — Die Wårheit herausg. von E. Wrede XXV, 162. — Herig. Gårke, Prothese und aphaerese des *h* im ahd. XXV, 163. — Mullenbach in FS. Kerner, Denkmåler deutscher poesie und prosa, 3. ausg. von E. Steinmayer XXVI, 109. — K. Zangemeister, Die wappen, helmzierden und standarten der grossen Heidelberger liederhandschrift XXVI, 149. — Tatian, herausg. von E. Sievers, 2. aull. XXVI, 269. — Der sunden widerstreit, herausg. von Victor Zeidler XXVI, 115. — W. Wilmanns, Deutsche grammatik XXVII, 132. — Joh. Minor, Neuhochdeutsche metrik XXVIII, 248.

G. A. Hench, Der althochdeutsche Isidor XXVIII, 254. — Karl Kraus, Deutsche gedichte des 12. jåhrhunderts XXVIII, 256. — F. G. Schüttenberg, Geschichte des deutschen nationalgefåhls XXVIII, 559. — Friedrich Kaufmann, Deutsche grammatik, 2. aull. XXX, 267. — Hans Fabritius, Beibehalten gleichstimmender wörter aber ångleichs verstands, herausg. von John Meier, und: Laurentius Albertus, Deutsche grammatik, herausg. von Carl Müller-Fraureuth XXX, 392.

**Zacher, Konrad** (dr. prof. in Breslau): Otfrid und Lactez XXIX, 531.

Loki und Typhon XXX, 289.

- Züngerle von Summersberg, Ignaz** (dr. prof. in Innsbruck †): Zwei bruchstücke der Reimchronik des Rudolf von Ems XXI, 257.  
 Predigtlitteratur des 17. Jahrhunderts I. II XXIV, 44. 318.  
 Rose XXIV, 281.  
 Worterklärungen XXVI, 1.

## I. SACHREGISTER.

- Abblison 241.  
 Alphart 386.  
 Angelus Silesius 555 fg.  
 Annotied: anlehnung an die „alte deutsche reimchronik“ aus dem A. allein nicht zu erweisen 271, auch aus dem verhältnis des A. zur Kaiserchronik nicht 272, selbständigkeit des A. 273, eine hs. des A. die gemeinsame quelle für Annotext und Kaiserchronik 276.  
 Arrianismus s. Wulfila.  
 aussprache des deutschen 359.  
 Basedow 243.  
 Benediktbeurer predigten s. Speculum ecclesiae.  
 Beowulf: zusammenhang mit der Grettissaga 60.  
 Boethius: Liber contra Eutychem 214.  
 Brentano, Antonie 411.  
 Cramer 243.  
 Dacier s. Lessing.  
 dativ: syntaktischer gebrauch im got. 549.  
 Decamerone: verfasser der übersetzung 365.  
 $\bar{v}$ : germ.  $\bar{v}$  im got. 427.  
*Ἐβδοκαιοί* 123.  
 Faust (Goethes): einheit des ersten monologs 508, literatur 508, auslegung des monologs 509, 524, selbständigkeit des zweiten abschnitts 523, des dritten abschnitts 526, abgrenzung gegen die beschwörungsscene 530, stil der abschnie 534, rhythmus 538, 542, reihenfolge der entstehung 540, bedeutung für das ganze werk 545.  
 die bestimmung des homunculus ursprünglich eine andere als jetzt 244, die scene vor der Walpurgisnacht entstanden 245, ursprüngliche bedeutung 246.  
 volkschauspiel vom dr. Faust: archetypus hatte eine selbständige contractscene 324, verschmelzung von Pluto und Mephisto 327, konkurrenz der diener 330, 353, 356, beschwörungsscene 333, Faust stellt im contract keine bedingungen 337, verschreibung 341, abgung Mephistos 342, die prosawerke 344, die Marlowehypothese 349, bereitung des zauberringes nicht im archetypus 350, der alte mann nicht ursprünglich 351, abreise 355, die furien 356, Fischeart 365.  
 Fóstbrœdra saga: übereinstimmung mit der Grettissaga 32, 47.  
 genetiv: syntaktischer gebrauch im got. 554.  
 Glámr s. Grettissaga.  
 Gleim: brief an Klopstock 243.  
 Goethe: G. in Marienbad 400, zum tagebuch 403, briefe an den herzog 405, Klinger 408, Götschen 408, Eichstaedt 408, brief über den französ. Wertherroman 408, s. auch Faust.  
 gotische bibelübersetzung: bedeutung des codex Alexandrinus für dieselbe 145, gründe welche die benutzung von A unwahrscheinlich machen 146, übereinstimmung mit A 147, abweichungen 147, erneute untersuchung der quellen 148, die auch von Chrysostomus benutzte Lucianische recension des N. Testaments ist die quelle der got. bibel 149, beziehungen des Chrysostomus zu den Götten in Constantinopel 150, got. kirchen in Constantinopel 151, die Matthäuspredigten des Chrysostomus 151, got. text neben dem des Chrys. 153, der got. Matthäus aus dem in der diöcese von Byzanz üblichen griech. text übersetzt 180, die Itala nicht herangezogen 181.  
 Grettissaga: interpolationen 1, benutzung der Orvar-Odds saga 5, 30, stropfen interpoliert 17, alter derselben 21, 34, dichter derselben ist der bearbeiter der saga 29, mehrfache bearbeitung der saga 30, stil der bearbeiter 35, übereinstimmung mit der Landnámabók 39, mit der Fóstbrœdra saga 32, 47, kämpfe mit gespenstern und unholden 53, mit Glámr 53, geschichte von Glámr ein mondmythus 56, kampf mit Kárr 58, episode im Bårdardalr 7, 59, zusammenhang mit Beowulf 60, mit dem Orms þátr Stórolfssonar 65.

- Hebbel: bemerkung zu Agnes Bernauer, dass man den wein durch ihre kehle rinnen sah 250.
- Heinsius: Aristoteles interpretation s. Lessing.
- homunculus s. Faust.
- Hutten s. New-Karsthans und Luther.
- Imst: die mundarten von I. 141.
- iu: verschiedene qualitäten des lautes 142.
- Johannes Chrysostomus 149.
- k: aussprache im heutigen bairischen 269.
- Kaiserchronik s. Annolied.
- Klopstock 243.
- Krimgoten: ihre sprache ist nicht erulischer sondern gotischer abkunft 123, uniformierung in der conjugation 130, wucherbildung am sw. perfectum 130, zahlwörter 131, synkope von *d* und *h* 133, der artikel 134, das nominativische *s* 134, aussprache des *oe* und *u* 135.
- Landnámabók s. Grettissaga.
- lenis s. steigerung.
- lesezeichen: in got. hss. der Ambrosiana 433, übereinstimmung zwischen codex A und B 446, mit den lectiones des Euthalius 448.
- Lessing: auslegung des Aristoteles nicht selbständig 237, verhältnis zu Heinsius 237, zu Dacier 238, zu Rapin 238, L. kannte Rapin 240, verhältnis zu Richardson und Addison 241, charakter Tellheims 285.
- Loki: vergleich des gefesselten L. mit Prometheus unzutreffend 289, L. eine personification der vulkanischen mächte 291, übereinstimmung zwischen L. und Typhon 291, L.-mythus nicht zu erklären durch entlehnung weder aus der griechischen mythologie 293, noch aus der christlichen 295, urverwandtschaft 297.
- Luther: ist nicht vom humanismus abhängig 138, Huttens Vadiseus hat auf Luthers schrift an den christlichen adel eingewirkt 139, 305; die unterschrift Henricus Noscicus 311; Lutherspiele 361; Lutherana 429.
- Lucian von Antiochien 148.
- Merec: in Giessen als theologe 117, geht nach Erlangen, naturalist 118, tritt der gesellschaft der deutschen sprache bei 118, beziehungen zu freiherrn Karl von Bibra 118, erhält sich mit übersetzungen 119, verheiratet sich in Louay bei Morges 121, kehrt nach Darmstadt zurück 121.
- mhd. *z*, aussprache von *z* und *c* 561 fg.
- New-Karsthans: mitte juli 1521 abgefasst 303, nicht Ökolampad der verfasser 308, 312, vergleich mit dem Karsthans 308, verlegenheit der ritterpartei nach dem Wormser reichstag 309, Hutten der verfasser 312, übereinstimmung mit anderen schriften Huttens aus gleicher zeit 313, vergleichung mit dem stile Huttens 487, Huttens politische stellung nach dem Wormser reichstage 499, zweck des dialogs 501, unsicherheit in Huttens auftreten 507.
- Ökolampadius s. New-Karsthans.
- opus imperfectum 361, 431.
- Orms þáttir Stórfólfsönar s. Grettissaga.
- Parcial: fragment in Erfurt gefunden 72, widergabe desselben 73, kritik der hs. 84, absichtliche änderungen 85, Erf. hat mehrfach das echte bewahrt 86, stellung der hs. 88, die abschnitte 89, schreibweise 90, accent dient die reimsilben kenntlich zu machen 91, mundart des schreibers ist thüringisch 91, phonetik 141.
- predigbruchstücke, alemannische aus dem 12. jhd. 186, zwischen Boethius text geschrieben 213, stellen einen systematischen commentar der Apokalypse dar 215, sprache der bruchstücke 217, Benediktiner pred. 226.
- priamel 366.
- Prior: sein einfluss auf Michaelis 262. Bertuch, Bürger 263.
- Rapin s. Lessing.
- Richardson 241.
- Rivius, Johannes 251.
- runensteine: von Hallestad 368, runen von Odemotland 379, Charnayspange 379\*, schriftsprache: mhd. 381.
- Schwarzes meer: reste der Germanen am Schw. m. 123.
- Sickingen 303 fgg.
- Silvester, Trierer 271.
- Speculum ecclesiae: erklärung einzelner stellen 226.
- sprichwörter: in der Grettissaga 35.
- steigerung stummloser lenis zur fortis 141.
- Steinbart 243.
- streitgedichte: im mittelalter 280, sangerkriege 282, sangerstreit zwischen merstem 283, persönlicher angriff 283, geteiltes spil 283.
- syntax: german. casussyntax 548. tempusgebrauch in der Vgluspa 468.
- Tetragata* 123.
- tempusgebrauch s. Vgluspa.
- Tragemundhed 280.
- Typhon s. Loki.
- umlaut: geschichte desselben im bairischen 142.
- Vavasseur 238, 241.
- Veldeke: seine sprache 362.

volkslieder: deutsche im 18. und 19. jhd. 112, aus der Moselgegend 255, wesen des volksl. 360.  
 volkschauspiel s. Faust  
 Völuspá: ordnung der V. 448, weltuntergang 449. 481, erneuerung der welt 453, widersprüche im schlussteil der V. 455, ordnung der schlusstrophen 457, tempusgebrauch 468, wechsel von *ek* und *hön* 471, strophe 1 und 2, 473.  
 Wolf, Hieronymus: tractat de orthographia Germanica; erste ausgabe 251, bedeutung der schrift 254.  
 Wulfila: sein arrianismus 93, die bekenntnisformel 95, sie widerspricht in we-

sentlichen punkten der orthodoxen lehre 97, verhältnis zu den Pneumatomachen 97, die logoslehre 98, die bischofsweihe 102, verwandtschaft der formel des W. mit sicher arrianischen 104, die männer, welche mit W. in verbindung stehen, sind führer der arrianer 106, bekenntnis des Maximin 108. — vgl. got. bibel.

zauberer werden gesteigt 273.

Porgunna: kommt später als im jahre 1000 nach Island 266.

Orvar-Odds saga s. Grettissaga.

## II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

<b>Althocheutsch.</b>	Nibelungen:	Speculum ecclesiae:
Vergil glossen 89 <sup>b</sup> s. 183.	1789 s. 387.	46, 14 s. 231.
	1897, 3 s. 387.	47, 1 s. 230.
<b>Altsächsisch.</b>	Parcival:	51, 24 s. 231.
Prudentius glossen 56 <sup>a</sup> s. 184.	319, 1 s. 87.	63, 27 s. 232.
	321, 4 s. 86.	67, 22 s. 232.
	322, 9 s. 85.	70, 20 s. 232.
	324, 7 s. 85.	71, 19 s. 232.
<b>Gotisch.</b>	324, 11 s. 85.	79, 3 s. 232.
Wulfila, Luc. I, 10 s. 247.	324, 15 s. 85.	79, 25 s. 233.
	340, 5 s. 86.	80, 18 s. 233.
	340, 7 s. 87.	81, 33 s. 233.
	341, 3 s. 86.	82, 23 s. 233.
<b>Mittelhocheutsch.</b>	341, 25 s. 87.	83, 27 s. 234.
Annelied:	345, 13 s. 86.	84, 16 s. 234.
v. 86 s. 278.	463, 15 s. 86.	85, 19 s. 234.
309. 310 s. 275.	465, 1 s. 86.	90, 25 s. 234.
337 s. 276.	465, 4 s. 86.	100, 17 s. 234.
355 s. 278.	466, 16 s. 86.	101, 30 s. 235.
381. 382 s. 276.	466, 17 s. 86.	114, 27 s. 235.
398 s. 272.	Speculum ecclesiae:	121, 10 s. 235.
504 s. 274.	11, 22 s. 226.	115, 32 s. 235.
Bruchstück von Christi geburt v. 64—69 s. 271.	13, 27 fgg. s. 227.	122, 18 s. 236.
Erec v. 6895 s. 247.	16, 3 s. 227.	173, 21 s. 236.
Kudrun v. 1166 s. 387.	17, 27 s. 228.	174, 12 s. 226.
Nibelungen:	19, 20 s. 229.	180, 7 s. 236.
945, 3 s. 387.	22, 6 s. 229.	Walther v. d. Vogelweide:
	45, 5 s. 230.	L. 18, 1 s. 283.

## III. WORTREGISTER.

<b>Altnordisch.</b>	<b>Angelsächsisch.</b>	<b>Gotisch.</b>
but (bót) s. 369.	gicel s. 183.	hiri s. 426.
<b>Altsächsisch.</b>	-ing s. 420.	
ikilla s. 183.	-eng s. 420.	<b>Krimgotisch.</b>
tanstuthli s. 184.	-ung s. 420.	ada s. 126.



ael s. 128.  
 ano s. 126. 133.  
 atochta s. 127.  
 borrotsch s. 129.  
 breen s. 133.  
 broe s. 133.  
 cadariou s. 129.  
 fers s. 128.  
 fiset s. 133.  
 gadeltha s. 127.  
 geen s. 133.  
 handa s. 126.  
 ieltsch s. 125.  
 iel uburt s. 124.  
 ies s. 131.  
 kilenschkop s. 130.  
 knauen tag s. 124.

kommen s. 133.  
 lista s. 128.  
 marzus s. 125.  
 menus s. 128.  
 miera s. 126.  
 mine s. 126.  
 oeghene s. 126.  
 rütsch s. 128.  
 ringo s. 126.  
 scheliit s. 129.  
 schuos s. 125.  
 schuualth s. 133.  
 stap s. 127.  
 statz s. 126.  
 sume s. 126.  
 the, tho s. 134.  
 thurn s. 133.

wichtigata s. 127.

#### Mittelhochdeutsch.

anecken s. 231.  
 merren s. 125.

#### Neuhochdeutsch.

berösten s. 439.  
 Drochßsche elßs. s. 417.  
 habersack (vom h. singen)  
 s. 430.  
 hammerstötz s. 439.  
 jammerschale s. 248.  
 Matthoshochzeit s. 423.  
 muderd s. 429.  
 übereuzig elßs. s. 416.

### NEUE ERSCHEINUNGEN.

**Bosworth, Jos. and Toller, T. Northote.** An anglosaxon dictionary. Part IV, sect. 2. *scip-sac — gñest.* Oxford, Clarendon press, 1898. Pl. s. 1. XII und 961—1302. 18 sh. 6 d. (Schluss des werkes, dem jedoch nach dem supplement nachfolgen soll.)

**Erdmann, Oskar.** Grundzüge der deutschen syntax nach ihrer geschichtlichen entwicklung. Zweite abteilung. Die formationen des nomens (genus, numerus, casus) von **Otto Mensing.** Stuttgart, J. G. Cotta nachf. 1898. XVI, 276 s. 6/8 m.

**Glossen, die altdentschen,** gesammelt und bearbeitet von **Elias Steinmeyer** und **Eduard Sievers.** 4. band. Alphabetisch geordnete glossare. Mit 100 Nachträge zu band 1—III. Handschriftenverzeichnis. Berlin, Weidmann, 1898. XV, 790 s. [Schluss des werkes.]

**Luft, Wilh.,** Studien zu den ältesten germanischen alphabeten. Göttingen, C. B. Felsmann, 1898. VIII, 115 s. 2/40 m.

**Meiche, Alfred,** Der dialekt der kirchfahrt Schnitz. I. Lautlehre. Leipzig, 1898. 104 s.

**Pfaff, H.,** Die vocale des mittelpommerschen dialects. Leipz. diss. 1898. 88 s.

**Schönbach, Anton,** Miscellen aus Grazer handschriften. I. Hebel's von Meibach's bearbeitung des Valerius Maximus. II. Processus Bekah. III. Sündenregister (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des histor. vereins für Steierm. 1897/98. 1898.) Graz 1898. 70 s.

**Schürmann, Ferd.,** Die entwicklung der parodistischen dichtung bei Neuplaton. Reuenthal. Programm der oberrealschule zu Duren 1898. 35 s.

### NACHRICHTEN.

Professor dr. W. Streitberg und prof. dr. Franz Bopp sind von ihren stellungen in Leipzig und Münster zurückgekehrt.

Der privatdocent dr. Bernh. Kahle in Heibellern wurde zum außerordentlich professor befördert.



Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

# Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht.

Übertragen von M. Heyne. 2. Aufl. br. // 1.40.  
gebunden // 2.20.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. IV. Bd. 2. Hälfte (Schluss des Werkes). Im Neudruck besorgt von G. Roethe und Ed. Schroeder. 42 $\frac{1}{2}$  Bog. gr. 8. Preis 12 M.

(I. Bd. 18 M.; II. Bd. 18 M.; III. Bd. 15 M.; IV. Bd. 1. Hälfte 12 M.)

Luft, W., Studien zu den ältesten germanischen Alphabeten. VIII, 115 S. gr. 8. Preis 2.40 M.

Im Verlage von Friedr. Brandstetter in Leipzig erschien soeben:

## Sprachleben und Sprachschäden.

Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs.

Von

**Dr. Theodor Matthias.**

Oberlehrer a. Kgl. Realgymnasium in Zittau i. S.

2., verb. u. verm. Aufl., 30 $\frac{1}{4}$  Bog. gr. 8. Brosch. 5.50. /, geb. 6.50. /.

Nach den Urteilen maßgebender Fachblätter („Litterarisches Zentralblatt“ und „Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie“) nimmt das Matthiasche Buch, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, den ersten Platz unter den deutschen Antibarbari ein, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben; „niemand“, — so sagen jene Blätter — „sei mit so sinnigem Verständnisse den Feinheiten des heutigen Sprachgebrauchs nachgegangen wie Matthias.“ Es darf dieses Werk daher auf allseitige Beachtung gewiß Anspruch erheben.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Böttcher, G., und K. Kinzel. Geschichte der deutschen Litteratur** mit einem Abriss der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. Dritte verbesserte Auflage. 1898. 8. (X u. 178 S.)

in Kalikoband

geh. 1.80. /

**Klassiker-Ausgaben der Griechischen Philosophie.** III. Auswahl aus Platons Politeia von Dr. Carl Nohle, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. 1898. br. 8. (XIV u. 198 S.)

geh. 1.60. /

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

- Neubauer, Dr. Friedrich**, Oberlehrer an der Lateinischen Hauptschule der Franckeschen Stiftungen, **Lehrbuch der Geschichte** für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. III. Teil. Vom westfälischen Frieden bis auf unsere Zeit. 1898. gr. 8. (IV u. 221 S.) geh. 2 *M*
- Aeschlyli Agamemnon**. Cum annotatione critica et commentario editit Fred. H. M. Blaydes. 1898. gr. 8. (XI u. 392 S.) geh. 8 *M*
- Blaydes, Fred. H. M.**, **Adversaria in varios poetas graecos ac latinos**. 1898. gr. 8. (VIII u. 202 S.) geh. 4 *M*

Halle a. S.

Buchhandlung des Waisenhauses.

---

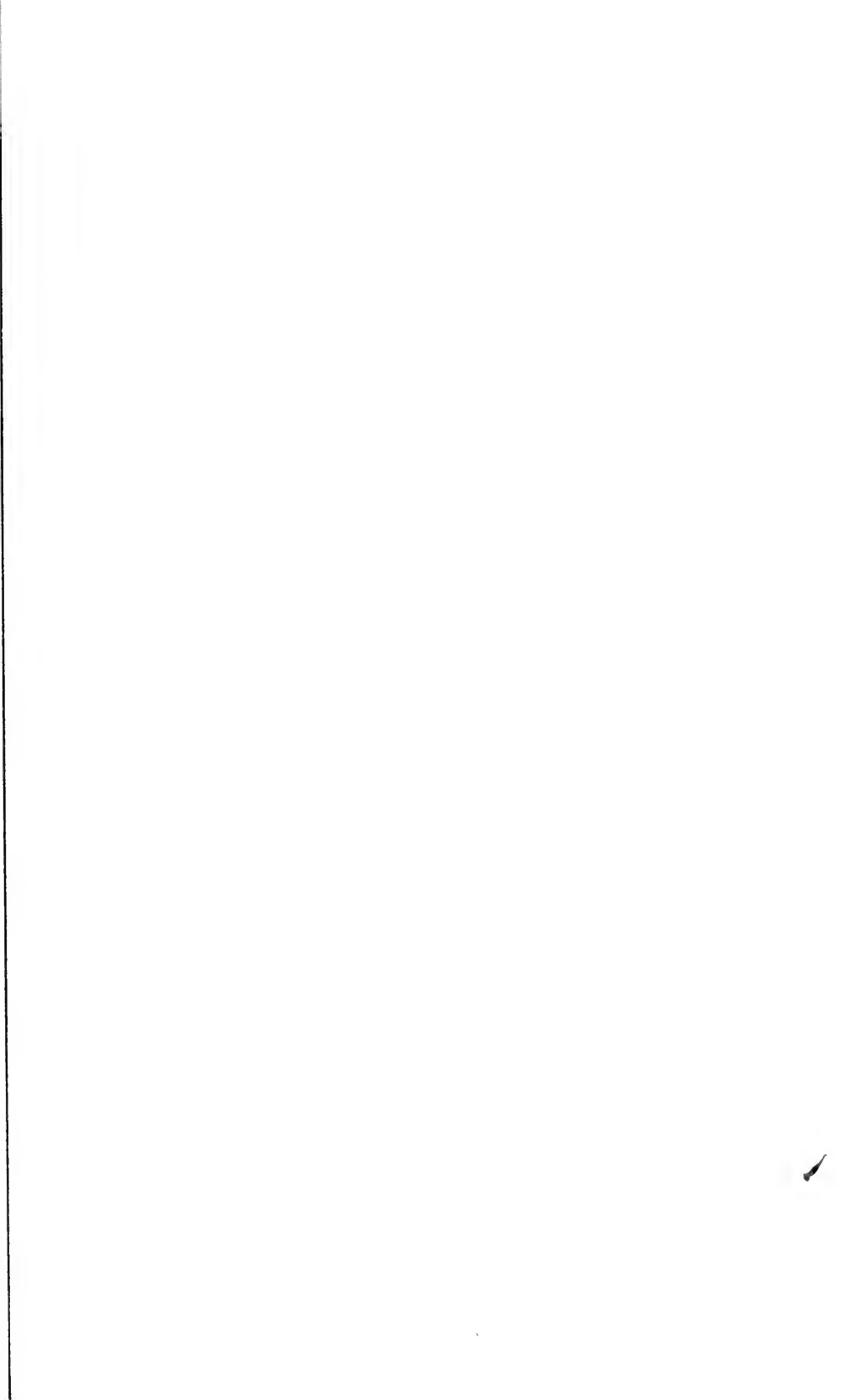
## Festschriften

zur

**Zweihundertjährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen  
1698—1898.**

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

- Fries, Dr. Wilhelm**, Direktor der Franckeschen Stiftungen und Professor der Pädagogik, **Die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert**. Mit einem Bildnis A. H. Niemeyers und einem Plane der Stiftungen. 1898. gr. 8. (VI u. 268 S.) geh. 3.60 *M*
- Hertzberg, G. F.**, Professor der Geschichte an der Universität Halle, **August Hermann Francke und sein Hallisches Waisenhaus**. Mit Abbildungen und einem Plane der Franckeschen Stiftungen. 1898. br. 8. (164 S.) geh. 1,80 *M*
- Knauth, Hermann**, Oberlehrer an der Latina der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S., **Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides zum Drama** ausgestaltet. 1898. 8. (62 S.) geh. 1 *M*
- Knuth, G.**, Oberpfarrer an St. Georgen in Halle a. S., **A. H. Franckes Mitarbeiter an seinen Stiftungen**. Ein Beitrag zur Jubelfeier des zweihundertjährigen Bestehens der Anstalten A. H. Franckes. 1898. 8. (VII u. 185 S.) geh. 1.80 *M*
- Schmidt, Prof. Dr. Karl Wilhelm**, **Zehn Jahre Zögling der Waisenanstalt in den Franckeschen Stiftungen. 1841—1852**. 1898. 8. (IV u. 149 S.) geh. 1.50 *M*
- Schürmann, Aug.**, **Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle a. S.** Nebst einem Bildnis A. H. Franckes. 1898. gr. 8. (VIII u. 255 S.) geh. 3 *M*





PF  
3003  
Z35  
Bd.30

Zeitschrift für deutsche  
Philologie

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

